

Villafranca oder Die Kabinete und die Revolutionen.

Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart

von

Sir John Retcliffe

Zweiter Band. Deutsche Sünden.
Erste Abtheilung: Die Geißel der Zeit.

VENUS UND VATICAN.

1. DER CIRCUS DES CARACALLA.

Durch die Porta-Appia auf der berühmten Straße, welche durch die Gräberstadt und die unermesslichen Ruinen des alten Roms nach Albano und über die pontinischen Sümpfe nach Terracina führt, hatte ein Miethwagen die Ringmauer verlassen und rollte jetzt durch die einsamen Schatten der Nacht auf diesem Felde gigantischer Erinnerungen.

Es mochte 10 Uhr sein – der Wagen hatte die Almo-Brücke in der Marrana della Caffarella bereits überschritten und die ersten Weinberge passirt, die hier von den Hügeln von San Paolo her die Straße kreuzen, als der Vetturin an der Stelle, wo ein Seitenweg sich von der Heerstraße abzweigt, um über die Ponte Pignatelli nach Marino zu führen, auf einen Befehl des Mannes, der neben ihm auf dem Bock saß, anhielt.

Der, welcher diesen Befehl erteilt, ein Mann von breiter, robuster Gestalt, stieg vom Bock und öffnete den Schlag des Wagens. Er trug die dem Volk so verhaßte Uniform der päpstlichen Gensd'armen, und ließ sich vom Vetturin das Bayonnetgewehr, das neben ihm auf dem Sitz gelegen, herunterreichen.

Die Personen, welche mit seiner Hilfe das Innere des Fiakers verließen, waren zwei Männer, beide in Mäntel gehüllt, aber, so viel diese und der Sternenschein der Novembernacht erkennen ließen, von sehr verschiedenem Alter und Stand. Der Ältere war ein Mann von kleiner Figur und ruhigen, vorsichtigen Bewegungen, denen etwas Schleichendes, Gezwungenes aufgeprägt lag. Er trug den Kragen des Mantels bis zu seinem Abbate-Hut aufgeschlagen, so daß von seinem Gesicht Nichts zu erkennen war, auch wenn die Dunkelheit geringer gewesen wäre.

Der Zweite dagegen war ein Mensch von hohem kräftigem Wuchs, breitschulterig und noch stattlicher, als der Gensd'arm, in seinem ganzen Auftreten etwas Kühnes, Ungezwungenes und doch Soldatisches. Er trug ein niederes Kaskett, das sein breites kräftiges Gesicht keineswegs versteckte, und der frische Brustton seiner Stimme, wenn er sprach, bewies, daß er noch jung sein mußte. Der Mantel, der seine stattliche Figur umhüllte, war ein heller Militairmantel, wie ihn die Schweizergarde Seiner Heiligkeit des Papstes trug, ebenso das Kaskett.

Wie der Mantel beim Aussteigen sich öffnete, zeigte sich die Uniform der Schweizer darunter, um den Leib ein Gürtel geschnallt, im Gürtel zwei Pistolen.

»Sind wir hier an der richtigen Stelle, Sergente?« fragte die scharfe Stimme des Kleinern, indem er sich zu dem Gensd'armen wandte.

»*Si*, Excellenza,« entgegnete der Gefragte in der breiten deutschen Aussprache des Italienischen. »Dort das hohe Gebäude ist San Sebastiano, und der dunkle Fleck zur Linken das

Grabmal, wo man uns erwarten wird. Befehlen Excellenza, daß der Vetturin bis zur Kirche fährt?«

»Nein – er mag hier warten. Sagen Sie dem Mann Bescheid und führen Sie uns.«

Nach einigen mit dem Vetturin gewechselten Worten ging der Sergeant voran auf der breiten, in gerader Richtung durch diese kolossale Trümmerwelt führenden Straße fort. Die beiden Anderen folgten ihm in kurzer Entfernung.

»Ist es nicht gefährlich,« unterbrach endlich leise der junge Offizier das Schweigen, »daß Euer Eminenz sich in dieser Zeit an diesen Ort wagen, der in einem so schlechten Ruf steht?«

»Ich wüßte nicht, Signor Luogotenente¹, daß ganz Rom gegenwärtig einen bessern hätte,« sagte mit kurzem spöttischen Lachen der Andere. »Aber vor allen Dingen bleiben Sie mir mit der Eminenz vom Hals, die Steine hier haben Ohren und so wenig das heilige Collegium gegenwärtig auch gelten mag, ein Cardinalshut dürfte bei den Burschen, mit denen wir zu thun haben werden, doch immer noch einen anständigen Cours haben.«

Der junge Offizier blieb erstaunt, ja bestürzt stehen. »Wie meinen euer Excellenz das?«

»Ei nun, daß ich Sie mit dem Signor Mascherato² bekannt zu machen hoffe.«

»Mit Ruggiero?«

»Mit **Ruggiero il Mascherato!** – fürchten Sie sich, ihn zu sehen, Signor Luogotenente? ich habe geglaubt, Ihr Schweizer würdet ohne Furcht selbst dem Teufel entgegentreten.«

»Aber, Excellenza – der Verlarvte ist der berüchtigtste Bandit der ganzen Campagna. Die Frauen in Rom schrecken mit seinem Namen die Kinder in den Schlaf!«

»Ah bah – selbst der Teufel ist nicht so schwarz, wie er beschrieben wird, und Sie werden bei uns in Rom noch Manches aus anderen Augen betrachten lernen, das heißt, wenn Sie dieselben lange genug offen behalten. Aber nun im Ernst, ich befehle Ihnen, jede Andeutung meiner Person sorgfältig zu vermeiden. Obschon ich Ruggiero's Wort für unsre Sicherheit habe, ist es doch nicht nöthig, daß er oder seine Gesellschaft geradezu erfahren müssen, wer die Person ist, die mit ihnen verkehrt. Nehmen Sie sich daher in Acht. Ich habe den Mann im Interesse des Staates zu sprechen und Sie zu meiner Begleitung bestimmt, erstens weil Sie die Wache im Vatican hatten und, obschon Sie erst so kurze Zeit im Dienst seiner Heiligkeit stehen, der Premierminister, Ihr Verwandter, Sie nicht zum Offizier gemacht hätte, wenn Sie nicht ein Mann von erprobtem Muth und Zuverlässigkeit wären.«

Der junge Mann verbeugte sich. »Ich kann Ihnen keine Antwort geben, Excellenza, als daß Sie über mein Blut und mein Leben zu verfügen haben.«

»Ich hoffe, nicht nöthig zu haben, das heute in Anspruch zu nehmen. Jedenfalls befehle ich Ihnen an, was Sie auch sehen und hören mögen, keine Übereilung! Dagegen muß ich Eines fordern!«

»Befehlen Sie!«

»Sie müssen mir Ihr Ehrenwort als Offizier geben, daß über Alles, was Sie heute erfahren, Sie die strengste Verschwiegenheit beobachten werden. Ich bemerke Ihnen wohl, es ist ein Dienst allerdings im Interesse des Staates, aber ein vertrauter Privatdienst, zu dem ich Sie aufgefordert habe.«

»Excellenza haben mein Ehrenwort!«

»Gut! so lassen Sie uns etwas eilen.«

Er befahl dem Gensd'armen seine Schritte zu beschleunigen, und das Paar folgte diesem auf der Straße.

»Darf ich fragen, wo Sie den Banditen zu finden hoffen?« sagte nach einer Pause der Offizier.

¹Lieutenant.

²Der Verlarvte.

»Da verlangen Sie zu viel von mir, Signor Luogotenente. Ich weiß nur so viel, daß es unter den Ruinen des alten Roms der Fall sein muß. Das ist Sache unsers Sergente.«

»Aber wenn die Polizei die Schlupfwinkel der Banditen kennt, warum hebt sie diese nicht auf?«

»Sie wird sich hüten. Die römische Polizei und die römischen Banditen sind die besten Freunde, so lange nicht irgend ein Grund zu Mißvergnügen zwischen ihnen besteht, oder die Burschen es zu arg treiben. Glauben Sie mir, nur durch dies Verhältniß ist es möglich, eine Menge Verbrechen zu verhüten oder wenigstens zu entdecken. Sehen Sie den Sergente da vor uns; er ist einer der entschlossensten und zuverlässigsten Männer der Brigade und bereits zehn Jahre im Dienst. Und ich wette, daß es zwanzig Miglien im Umkreis von Rom nicht einen Banditen giebt, mit dem er nicht schon sein Glas geleert hat, aber den er nicht eben so freundschaftlich bereit wäre, auf die Galeeren oder an die Garotte zu bringen, wenn es ihm befohlen wird.«

»So kennt er also auch den Mascherato?«

»Unzweifelhaft hat er schon oft mit ihm verkehrt. Ihn kennen? das ist eine andere Sache – und ich bezweifle es.«

»Aber euer – Sie, Signor, wissen, wer der Mann ist?«

»So wenig als Sie, Signor! Vielleicht lebt in ganz Rom kein Mensch, der weiß, wer er wirklich ist. Es giebt in diesem Land oft Geheimnisse, die auf den ersten Anblick seltsam und befremdend erscheinen, und es doch nicht sind. Die Freiheit der Maske war ein Ding, das selbst von der tyrannischen Herrschaft des Rathes der Drei in Venedig geachtet wurde. Es ist eben so möglich, daß unter der schwarzen Maske des Capitano Ruggiero irgend ein verarmter Nobile, wie ein Bauer von Olevano oder ein entlaufener Galeerensträfling sein bekanntes Gesicht verbirgt. Glauben Sie mir, es sind oft die anständigsten Familien, von denen mißrathene oder durch Unglück gezwungene Mitglieder unter den Banden leben. Für uns und die Kugel, die sie früher oder später ereilen mag, ist das gleichgiltig. – Doch um Vergebung, Signor Luogotenente, ich kenne Ihre Verhältnisse nur im Allgemeinen, ist Ihre Verwandtschaft mit dem Minister-Präsidenten eine nahe?«

»Die Gemahlin des Grafen Rossi ist eine geborne Schweizerin, aus Genf, die Stiefschwester meiner Mutter. Der Graf hatte die Güte, sich bei Monsignore dem Kriegsminister für mich zu verwenden.«

»Er hat Seiner Heiligkeit damit nur einen Dienst geleistet,« sagte verbindlich der Ältere. »Aber lassen Sie uns jetzt schweigen und aufmerken, – ich glaube, wir nähern uns unserm Ziel.«

Die kleine Gesellschaft hatte bereits die Kirche von San Sebastiano passirt und näherte sich dem berühmten Grabmal der Cäcilia Metella, hinter dem sich majestätisch im Schatten und Schweigen der Nacht in geringer Entfernung die Ruinen der Giostra oder des Circus Romuli (*Circe di Caracalla*), erhoben.

Der Führer lenkte seine Schritte von der breiten weißschimmernden Straße zur Linken ab nach der dunklen Rotunde des Grabmals.

Plötzlich, wie aus der Erde aufsteigend, erhob sich eine drohende Gestalt vor ihnen und eine Flinte mit der weiten trompetenförmigen Mündung der Musketons streckte sich ihnen drohend entgegen.

»*Ferma!* – Gebt die Loosung!«

»*Venere i Vaticano!* – Sei kein Narr, **Gianettino**, Du kennst mich und weißt, daß der Capitano uns erwartet.«

»Guten Abend, Sergente,« sagte der Bandit, das Gewehr unter den Arm nehmend. »Bei der Madonna, es wäre närrisch, wenn ich den kühnsten Sbirren der sieben Hügel selbst in der Nacht nicht auf hundert Schritt erkennen sollte, aber wir haben unsere Ordres so gut, wie Ihr Soldaten. Sind das die Signori, von denen Du mir gesagt?«

»Sie sind es.«

»*Bene!* Der Capitano will sie empfangen. Aber Du mußt hier zurückbleiben, so lautet der Befehl, *Cospetto* – wir dürfen unsern schlimmsten Feind doch nicht mitten in unser Lager führen, nicht Jeder trägt die Maschera!«

Der Gensd'arm wandte sich fragend nach seinen Begleitern um, der Ältere nickte jedoch mit dem Kopf. »Wir werden diesem Herrn allein folgen.«

Der Bandit zog ein Zündholz über seine alten Manchesterhosen und zündete das kurze Ende einer dicken Wachskerze damit an, die das höchst verdächtige Ansehn hatte, von irgend einem Altar gestohlen zu sein. In deren Schein, während diese ihn selbst betrachteten, musterte er aufmerksam das Äußere der beiden Fremden.

»*Diavolo* – wen hast Du uns da gebracht? Ich will ein Jahr lang keinen Ablaß haben, wenn das nicht einer der verdamnten Ketzler, der Svizzeri ist?«

»Bah, was thut das zur Sache – Schweizer oder Gensd'armen, das bleibt sich gleich und die Signori da kommen sicher nicht, um mit dem Mascherato das Brevier zu lesen.«

Der Bandit ließ nochmals das Licht der Kerze auf den Gegenstand seines Zweifels fallen und beschaute ihn von oben bis unten, indeß mußte das offene jugendliche Gesicht – er selbst war noch ein junger Mann von schönen, aber jetzt hageren und bleichen Zügen mit feurigen, hohlliegenden Augen – einen günstigen Eindruck auf ihn machen, denn er erklärte, wenn die Signori ihre Waffen ablegen und sich die Augen verbinden lassen wollten, werde er sie zu dem Hauptmann geleiten lassen.

Der junge Offizier war im Begriff, diese Bedingungen zu verweigern, aber ein gebietender Wink seines Begleiters beseitigte allen Widerspruch und er legte Säbel und Pistolen nieder. Sein Begleiter öffnete den Mantel, ohne das Gesicht den neugierigen Blicken des Banditen auszusetzen, und zeigte, daß er darunter die einfache Tracht eines Abbé und keinerlei Waffen trug.

»Zum Henker,« sagte der Gensd'arm, »das mag für die Herren gut genug sein, aber was mich betrifft, so habe ich doch zu viel gute Freunde unter Deiner würdigen Kameradschaft, als daß ich ihnen eine so verführerische Gelegenheit geben möchte, mich wie einen Hammel abzustechen!«

»*Cospetto* – Du bist in der Erlaubniß auch am allerwenigsten einbegriffen. Du bleibst hier und ich werde die Ehre haben, Dir Gesellschaft zu leisten!«

»Auf Armesweite, ich liebe das, Gianetto, es erhält die Freundschaft, und solltest Du irgend einen Ziegenschlauch mit Falerner oder selbst dem sauren Zeug von Olevano in der Nähe haben, so wird das noch besser sein.«

Der Wachtmeister untersuchte sein Gewehr, spannte den Hahn und lehnte es sich handgerecht an einen Säulenschaft, dann lockerte er das Pistol in seinem Gürtel und ließ sich sorglos auf dem halb zertrümmerten Marmorcapital nieder, das neben ihm halb versunken aus dem Boden ragte.

Gianetto oder Gianettino, wie ihn der Sbirre genannt, hatte unterdeß in die Hände geklatscht und auf dies Zeichen war sofort aus dem Schatten des Gebäudes ein andrer Mann zu ihm getreten, dem er leise eine Weisung gab. Dann bat er um die Taschentücher der Signori und schlang diese leicht um ihre Augen. Der nun herbeigekommene Bandit nahm die Kerze, forderte den ältern der Fremden auf, ihm die Hand zu reichen und die zweite seinem Begleiter zu geben, und führte sie so vorwärts, indem er sie jedesmal sorgfältig darauf aufmerksam machte, wenn einige Stufen hinauf- oder hinabzusteigen waren.

Die dumpfere Luft, nachdem sie die ersten überschritten, überzeugte sofort den Offizier, daß sie das Innere des berühmten Denkmals betreten haben mußten, das, gewöhnlich verschlossen, er bis jetzt auf einer Wanderung durch die Ruinenmassen des alten Roms nur von Außen gesehen hatte.

Der zurückgebliebene Bandit holte unter einem Stein eine große hölzerne Flasche hervor, setzte sie an den Mund und reichte sie dann nach einem langen Zug seinem Gesellschafter, während er sich zwei bis drei Schritt von diesem entfernt auf den Boden warf.

»*Ebbene*, Signor Sergente, laßt uns plaudern!«

Der Deutsche begann, sich eine kurze Pfeife zu stopfen, wobei ihm der Bandit zusah.

»Zum Teufel, Gianetto – ich finde Dich herzlich schlecht aussehend; ich habe gemeint, daß das Banditen-Handwerk besser ginge!«

»O, was das betrifft, Signor Sergente,« sagte der Räuber melancholisch, »das Handwerk geht ganz gut und ich leide keine Noth; aber es sitzt hier« – er legte die Hand an Stirn und Herz. »Seit Ihr an der Thür des Hotel Grande mich von dem Wagenschlag des fremden Principe risset, der die Perle von Rom entführte, und mich in's Gefängniß stecktet, ist Alles vorbei mit mir!«

»Du bist ein Narr, Gianetto! Wer wird sich an ein Weibsbild hängen? Der lustigste Bursche von Trastevere und jetzt ein Kerl, durch den der Mond hindurchscheinen könnte. Warum hast Du Dein Handwerk aufgegeben? Ich sorgte doch, daß Du am andern Morgen von der Wache wieder entlassen wurdest!«

Der Bandit sah sich scheu um. »Er ist toll,« flüsterte er, »ich konnte es nicht mehr bei ihm aushalten, so verrücktes Zeug malte er, oder ich wäre selbst verrückt geworden. Immer ihr Bild – aber es fehlte etwas daran, bald der Kopf, bald der Leib – bald die Arme, statt deren Schlangen mich an den Busen zu drücken drohten, an dem ich so manches Mal geschlafen. Die süßen Augen, aber ein Wolfsrachen, der mich verschlingen wollte! statt des wollüstigen Leibes der Schuppenschwanz einer Sirene, wie sie bei Neapel im Meere schwimmen und den heiligen Paulus auf seiner Seefahrt versucht haben sollen. Es brannte mir im Hirn, und ich wäre toll geworden, wie der Meister, wenn ich länger geblieben wäre und seine Bilder angesehen hätte.«

Der Gensd'arm that einen langen Zug aus der Pfeife, während sich sein Gesellschafter wie im Fieberfrost schüttelte. »Ich hörte davon, daß der Maler halbverrückt geworden,« sagte er gleichgiltig, »aber ich glaubte am Ende, es wäre aus Eifersucht, weil die Dirne doch Nichts von ihm wissen wollte. Du warst doch noch ein hübscher Kerl mit straffen Gliedern, ohne Dir zu schmeicheln, der schmuckste Bursche jenseits des Capitols, und ihr Geschmack daher kein Wunder, während der Pinsler eine verkrüppelte Vogelscheuche ist. Sich einzubilden, daß die wildeste Dirne von Rom ihn heirathen sollte, während Fürsten und Grafen sich um sie rissen, war eben so verrückt, als wenn ein armer Farbenreiber wie Du, der kaum seine Melone und seine Macaroni bezahlen konnte, geglaubt hätte, sie würde ihm treu bleiben, während ein russischer Principe sie zur großen Dame machen will.«

»O,« sagte der verlassene Liebhaber, indem er mit einem gewissen Stolz den Kopf hob, »sie verachtete das Gold, wie ich! Die große Dummheit war nur, daß ich sie meinem Meister zum Modell anbot. San Januario, mein Schutzpatron, hätte mich davor bewahren sollen. Aber sie wollte es und dort hat sie dieser Barbar gesehen. Der Teufel hole diese Fremden – sie nehmen uns Alles, unsern Ruhm, unsere Schätze und unsere Geliebten. Darum müssen wir sie aus unserm Lande jagen. Die ewige Roma muß wieder frei werden. *Viva Italia liberata!*«

Der Gensd'arm lachte. »Du bist ein Narr – was würdet Ihr Lumpe denn ohne die Forestieri anfangen? Sag' aufrichtig, Gianettino, hast Du Deine Geliebte Meister Michel aus Liebe zur Kunst oder für einige Scudi zum Modell verkauft?«

»*Cospetto*, man will doch leben,« meinte philosophisch der ehemalige Farbenreiber und reichte nach einem langen Zuge seinem Gefährten nochmals die Flasche.

»Das erklärt mir aber noch Alles nicht,« sagte dieser, seinem Ziele näher rückend, »weswegen Du Meister Michel verlassen hast und ein Bandit geworden bist? Obschon er so toll sein soll wie ein Märzhase, kann es ihm doch nicht an Geld gefehlt haben, Dich zu bezahlen; denn er hat seinen Verdienst im Vatican, und die verrückten Engländer und andere Kunstnarren sind

wie verrückt auf seine seltsamen Bilder und Figuren. Seine Tollheit ist ordentlich in Mode gekommen!«

»Bei der Madonna, es ist wahr,« betheuerte der Italiener, »kein Mensch zwischen den sieben Hügeln versteht es, die Bilder in den Galerien des Vatican so zu restauriren, und ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, er habe mich nicht bezahlt oder sei so filzig wie der Großalmosenier Seiner Heiligkeit mit seinem Gelde. Aber die Bilder, Signor Sergente, die Bilder – und dann die verdammten Figuren, immer sie und nur sie mit einem Drachenkopf oder einem Teufelsschwanz statt des Körpers, den ich doch oft genug und lebendig auf meiner Matratze von Maisstroh zwischen den Armen gehabt – es war nicht zum Aushalten und ich lief davon!«

»Nun und wie kommst Du zu Ruggiero?«

»Ihr wißt ja, ganz Rom oder vielmehr ganz Italien spricht von ihm und daß es das lustigste Leben bei seiner Bande ist! – Bei meinem Schutzpatron, es ist wahr – ein Leben voll Aufregung und Lust, bald in den Gebirgen, bald unter den Ruinen, der Capitano ist überall, und an Weibern, Geld, Wein und Abenteuern fehlt es nicht. Aber es nutzt mir Alles Nichts, ich bin ein unglücklicher, verlorener Kerl, obschon der Capitano ein besonderes Vertrauen auf mich hat – ich kann die Gedanken nicht los werden, und das magert mich ab zum Skelett. Selbst das Trinken hilft Nichts dagegen! Wenn ich schlafe, träume ich von einer Schlange, die mein Herzblut fangt, und sie hat doch ihr Gesicht und drückt **ihre** Lippen auf meine Brust – und wenn ich des Nachts auf Posten stehe oder mit den Kameraden am Feuer sitze, kriecht es aus den Nebeln der Marranas¹ und aus den Flammen des Holzstoßes zu mir heran wie gefräßiges hundertbeiniges Gewürm, und ist doch nur ihr Bild, oder es windet sich wie der Ring der Garotte um meinen Hals, und es ist doch Nichts als ihr Goldhaar, an das ich denke! Es ist so weit mit mir gekommen, daß ich selbst die heilige Messe nicht mehr hören kann; denn wenn der Pfaff das Buch küßt, dann fühl' ich die rothen Lippen sich an mich pressen, und wenn die Schelle geht und ich niederfallen will auf die Knie, da ist es der Silberton ihrer Stimme, der meinen Namen ruft, und gleich darauf gellt's beim Segen wie Teufelslachen in meine Ohren! *Perduto!*«²

Der Wachtmeister schwieg einige Augenblicke, den Kopf schüttelnd.

Offenbar hielt er den Trasteveriner für eben so toll wie seinen frühern Meister; dann sagte er: »Du mußt zur Ader lassen, Gianetto, dergleichen kommt aus dem Blut, wie unser alter Bader in Feldkirch sagte, wenn er die Bauern schröpfte oder ihnen die Ader schlug, daß die Kerls kaum noch auf den Beinen stehen konnten! Ich habe eine Nachricht für Dich, die Dich vielleicht wieder besser machen wird. Aber zuvor möchte ich selbst Einiges wissen von Dir. Zunächst, wird sich der Mascherato zu den Radikalen oder zu der Regierung halten?«

Die Frage nach der politischen Haltung eines Banditen wäre komisch gewesen, wenn sie nicht eben in Italien gethan worden!

Der Räuber hatte den Kopf auf die Hand gestützt. »Bah, was kümmert sich der Mascherato um die Politiker, obschon sie Alle zu ihm kommen, Ihr so gut, wie die Anderen!«

»Die Anderen, wen meinst Du damit?«

Der Bandit machte eine geheimnißvolle Miene und wies mit dem Daumen über die Achsel. »Er ist gerade bei ihm – sie werden vielleicht zusammentreffen!«

»Wer?«

»Still – die Ruinen haben ihre Ohren, und ich möchte um aller Welt willen den Capitano nicht erzürnen, und noch weniger den Lieutenant. Thut Eure Augen auf, wenn es Zeit ist und sagt mir jetzt Enre Neuigkeit!«

¹Feuchte Thalniederungen.

²Verloren!

Der Gensd'arm beachtete die Frage nicht. »Da Du Dich rühmst, daß der Capitano Dir vertraut, mußt Du auch mehr von ihm wissen, als die Anderen. Vielleicht hast Du gar schon sein Gesicht gesehen?«

Der Bandit schüttelte den Kopf. »Unsinn – ich werde mich hüten! Es steht der Tod darauf, wer versuchen würde, auch nur zufällig hinter seine Maske zu sehen!«

Der Sergente war ihm, die frühere Vorsicht vergessend, näher gerückt. »Aber Du wirst doch Deine Vermuthungen haben?« fragte er vertraulich.

»Was würde es für einen Kerl, wie ich bin, nützen, seinen Kopf noch mehr mit Grübeleien zu verwirren? Der Capitano ist tapfer wie ein Löwe, und freigebig wie ein König! Es ist vielleicht eine Schrulle von ihm, daß er sein Gesicht nicht zeigen mag, wenn er einmal bei uns ist.«

»So, ist er es nicht immer?«

Der Trasteveriner rückte unbehaglich, das Ausfragen schien ihm nicht besonders zu gefallen. »*Cospetto*, er kommt und geht wie er will, – dafür ist er der Hauptmann! Eure Fragen nutzen Euch Nichts, Signor Sergente, denn ich glaube, der Alte von Olevano, unser Lieutenant, ist der einzige Mensch, der mehr von ihm weiß, als ich oder diese Flinte, und dem er volles Vertrauen schenkt. Aber der müßte ein verteufelt waghalsiger Bursche und von allen Heiligen im Kalender geschützt sein, der es wagen möchte, dem alten Gasparino eine Frage darüber vorzulegen! Es vergehen Wochen, daß man den Capitano nicht zu Gesicht bekommt, und dann ist er plötzlich da, wo man es gar nicht denkt!«

»Ich hörte davon – es ist keine Spur von ihm zu bekommen! Selbst in der Stadt hat er sich oft genug gezeigt, und wenn wir glaubten, zehn Spione wären auf seinen Fersen und er könnte ihnen nicht entgehen, war er verschwunden, als hätte die Erde ihn verschlungen.«

»Jeder in der Bande würde das Leben für ihn lassen! Aber Eure Neuigkeit, Signor Sergente – Eure Neuigkeit?«

»Nun denn,« sagte der Gensd'arm, der einsah, daß er Nichts mehr von seinem Gefährten erfahren konnte – »ich sehe, daß Du es noch nicht weißt: **Die Faustine ist wieder in Rom!**«

Der Bandit sprang wie von einer Kugel getroffen in die Höhe und packte krampfhaft seinen Arm. »Faustina in Rom?«

»*Si!* ich habe sie nicht selbst getroffen, aber man hat mir gesagt, daß man sie bei den Versammlungen im Coliseo und auf der Piazza del Populo gesehen, ganz in der alten Weise.«

Der Trasteveriner machte eine Bewegung, als wolle er sein Gewehr zu Boden werfen und fortstürzen, aber die kräftige Hand des Sbirren hielt ihn zurück. »Unsinn, Gianetto, mach' keine dummen Streiche. Wer auf dem Posten steht, darf ihn nicht verlassen, sei er Soldat oder Räuber. Der fremde Principe scheint der Dirne überdrüssig geworden, oder sie des Principe, was bei ihrem launenhaften Charakter noch wahrscheinlicher ist. Wenn sie zurückgekehrt ist, wirst Du sie zeitig genug zu sehen bekommen – höre ich von ihr, so will ich Dich's wissen lassen, so wahr ich Kreuzmaier heiße!«

»Ich rechne auf Euch, Signor Sergente, aber ich werde kein Auge schließen, bis ich sie gesehen habe. – Still – man kommt, tretet zurück, Signor, dort in den Schatten der Mauer, und rührt Euch nicht.«

Der Wachtmeister folgte der Anweisung und trat zurück. Von den Ruinen des Circus her kamen zwei Männer, der eine eine Harzfackel tragend, nach dem spitzen Hut und der Bewaffnung ein Kamerad Gianetto's, der andere eine kolossale Figur mit theatralischer Miene und Bewegung, die Kleidung den unteren Ständen Roms angehörend, aber um die Schultern einen weiten rothen Mantel, gleich einer altrömischen Toga, geschlungen, den Stierkopf und das wildkrause Haar anmaßend erhoben und unbedeckt, gleich als erwarte es den Bürgerkranz eines Brutus oder den goldenen Lorbeer der Scipionen. Das Auge war feurig und trotzig, der Ausdruck des Gesichts aber roh und ungeschlacht.

»Hier ist unsre letzte Wache, Signor,« sagte der begleitende Räuber, »und dort die Straße. Sie werden hoffentlich meine weitere Begleitung nicht nöthig haben!«

»*Cospetto di bacco* – wer würde es wagen, an den ersten Vertheidiger des römischen Volkes Hand zu legen? Ich verachte die Schergen der Tyrannei, aber es würde mir lieb sein, Bürger, wenn Du mir Deine Unterhaltung und das Licht Deiner Fackel noch bis zur Vigna Meroni schenken wolltest. In dem Hause der Winzer dort warten einige Freunde auf mich, denn das römische Volk darf seiner Tribunen nicht beraubt werden.«

Der Bandit lachte. »Wenn Ihr es wünscht, Signor, werde ich Euch begleiten, obschon es keine Gefahr hat. Der Teufel sollte den Burschen holen, der es wagen würde, auf unserm Revier sein Stilet zu zücken.«

»So wirst Du mir wenigstens leuchten, damit mein Fuß sich nicht an diesen Zeugen unserer ehemaligen Herrlichkeit stößt. Da Du gleichfalls ein Vertheidiger der Freiheit bist gegen die Tyrannei, sei es auch nur die des Eigenthums, so freue ich mich Deiner Gesellschaft. Aber ich bitte Dich, laß mir die Waffen zurückgeben, die ich diesem Mann anvertraute.«

Gianettino holte hinter dem Säulenschaft, auf dem er gesessen, eine alte Reiterpistole und ein langes Schlächtermesser hervor und händigte Beides mit einer spöttischen Verbeugung dem Tribun ein, der sie in die dreifarbigte Schärpe steckte, die er um den Leib trug, ohne es zu bemerken, daß die beiden Spitzbuben hinter seinem Rücken Gesichter schnitten und Zeichen des Spottes tauschten. Dann hüllte er sich fester gegen die Nachtluft in seine Toga, grüßte mit einem majestätischen Kopfnicken den Wachtposten und winkte seinem Begleiter, voran zu schreiten.

Die Beiden hatten sich kaum nach der Straße hin in den aufsteigenden Nebeln der Marrana verloren, als der Gensd'arm neben dem ihnen nachschauenden Trasteveriner stand.

»Der Teufel soll mich holen, Gianettino,« sagte er, wenn das nicht der Schlächter, der Cice-ruacchio ist, der sich bereits für den König des römischen Pöbels hält und den man nächstens beim Kragen nehmen und in die Verließe der Engelsburg stecken wird.«

»Still, Amico, nehmt Euch in Acht, daß er Euch nicht hört,« entgegnete der Bandit. »Ich bin nicht gewiß, ob er nicht der Mann ist, Euch morgen selbst in die Engelsburg setzen zu lassen und das heilige Conclave dazu!«

Die beiden Personen, denen der Gensd'arm zum Begleiter gedient, waren an der Hand ihres neuen Führers unterdeß vorwärts geschritten. Zwei Mal bemerkte ihnen der Bandit, daß sie einige Stufen hinabzusteigen hätten. Die dumpfere Luft um sie her, der engere Raum, den sie beim zufälligen Ausstrecken der Hand berührten, bewies ihnen, daß sie wahrscheinlich in einem unterirdischen Gange fortschritten. Dann ließ sie ihr Führer eine Anzahl breiter Stufen emporsteigen und öffnete eine Thür. Sie fühlten, daß sie die frische Nachtluft wieder anwehte, und als der Bandit die Tücher von ihren Augen entfernte, erkannten sie in dem Schein eines entfernten Feuers, daß sie sich zwischen den Ruinen hoher Bogengänge und Gewölbe befanden, jetzt nur noch trümmerhafte Rundmauern eines kolossalen Bauwerks, und wenigstens der Ältere von ihnen wußte sogleich, daß sie in den Ruinen-Gängen des Circus Caracalla standen.

Durch die nahe Öffnung, die in die Arena führte, fiel, wie erwähnt, der Lichtschein eines oder mehrerer Feuer, die sich auf dem ehemaligen Kampfplatz der Gladiatoren und christlicher Märtyrer mit den Bestien der Wildniß befinden mußten. Lustiger Lärmen, der Schellenklang eines Tambourins, der Gesang von Männerstimmen und das Zanken der Spielenden drang in wirrem Durcheinander von dort herüber, ohne daß sie jedoch den Schauplatz dieser Lustigkeit selbst zu sehen vermochten.

Der Bandit bedeutete die Beiden, ruhig hier stehen zu bleiben und sich nicht von der Stelle zu rühren, während er den Hauptmann von ihrer Anwesenheit benachrichtigen wolle. Aber er blieb für die Ungeduld des jungen Offiziers zu lange aus.

»Es ist auf Ihren Befehl geschehen, Excellenza,« sagte er endlich unruhig, »daß ich meine Waffen aus den Händen gegeben habe, und mir scheint, daß wir uns da in einem hübschen Nest befinden, wo man sie nöthig brauchen könnte. Es kann diesen Gurgelabschneidern jeden Augenblick einfallen, ihr Metier an uns zu versuchen, und wir haben dann Nichts als unsere Hände, um uns zu wehren.«

»Wenn eine solche Absicht gehegt würde, wer hätte diese Leute gehindert, dieselbe in aller Bequemlichkeit auszuführen auf dem Weg hierher?«

»Das ist wahr,« meinte der Andere, »aber einem Soldaten ist nun einmal nicht wohl, wenn er seine Waffe nicht im Bereich der Hand weiß. Hören euer Em – euer Excellenz den Gesang? Der Kerl hat einen Baß wie ein Heidelberger Student – und ich glaube gar, er verhöhnt die heilige Religion, denn er brüllt eine lateinische Hymne.«

In der That drangen, von einer gewaltigen einzelnen Baßstimme gesungen, einzelne Worte des berühmten lateinischen Trinkliedes herüber, das zu den Ceremonien der sogenannten Saufmesse gehört –

*Bibit ille bibit illa
Bibit frater cum ancilla –*

und dazwischen sprang plötzlich unter dem Gelächter der Zuhörer der wüste Gesang in eine jener erhabenen und tief ergreifenden Compositionen ein, die Pergolese und Stradella der nach dem Ewigen sehnen Menschheit geschenkt haben, und der rohe trunkene Baß wurde zur sonoren schwellenden Männerstimme, zum Herzen dringender als alle Rouladen und Triller der gefeiertsten Primadonna von San Felice oder San Carlo, und ein ehrfurchtsvolles Schweigen überkam die Versammlung, und das Gelächter hörte auf, die wilden Flüche der Spieler verstummten und das Tambourin rollte seine Schellen nicht länger unter der wirbelnden Hand. – Aber es waren nur wenige Takte – und dann ging dieselbe Stimme in cynischen Dissonanzen in einen politischen Gassenhauer über, wie er damals auf der Piazza del Popolo und in den Kneipen der sieben Hügel zum politischen Hohnspott auf das Oberhaupt der katholischen Christenheit und seine Cardinäle gesungen wurde, und dieselbe Meute, die sich so eben noch unwillkürlich unter der melodischen Macht des Hohen und Schönen gebeugt hatte, sie ras'te in tobendem Gelächter und Beifall auf und stimmte brüllend in das Schandlied ein.

»Bei der Madonna – das ist ja ein wahrer Hexen sabbath,« sagte mit finstern Zusammenziehen der Brauen der Ältere der beiden Lauschenden. »Aber seht, Signor Riccardo – ich glaube, dort kommt man, uns zu holen. Nochmals – kein unvorsichtiges Wort!«

Aber er hatte sich geirrt, wenigstens zunächst. In der Curve des Rundgangs kam der Schein einer Fackel daher, zwei Männergestalten tauchten in ihm aus dem Dunkel der Trümmer, flüchtig wie Schatten vorüberschreitend – ein spitzer Banditenhut – ein rother Mantel, vielleicht auch nur der Gluthschein der Fackel in den mehr als zweitausendjährigen Trümmern, wie sie in einem entferntem Ausgang verschwanden. Gleich darauf stand der Mann, der sie hierher geführt, an ihrer Seite. »Hierher, Signori. Der Capitano erwartet Euch!«

Wenige Schritte genügten, um aus dem innern Portal der Carceres in die Rotunde, die Arena, zu treten und diese riesige Trümmerwelt mit ihrer seltsamen Belebung zu überschauen.

Der Circus Caracalla ist der einzige von den vier ähnlichen Bauten, die das alte Rom zählte, dessen Ruinen noch in ziemlich gutem Zustand bis auf unsere Zeit erhalten sind, so daß wenigstens die Einrichtung des Tummelplatzes der alten circensischen Spiele noch zu erkennen ist. Freilich sind die um das lange Oblongum laufenden steinernen Gallerieen größtentheils nur noch unbesteigbare Trümmer, und der Boden der Arena, auf dem in der Zeit des Kaiserglanzes

die Wagen sieben Mal um die *metae*¹ donnerten, ehe der Sieger den Lorbeerkranz erreichte, ist durch Trümmer und Schmutz zur Höhe der verfallenen Spina emporgewachsen; aber wo hat die Zeit in der gewaltigen Stadt nicht ihr noch gewaltigeres Werk gethan?

Inmitten dieser Zeugen einer mächtigen Vergangenheit lagerte, vom Schein zweier Feuer beleuchtet, die phantastisch bunte und wilde Gruppe, deren lärmende Fröhlichkeit die Beiden schon in dem äußern Rundgang gehört. Es mochten etwa zwanzig Männer sein, theils jung, theils älter, meist von kräftiger Gestalt und dem charakteristischen Typus der Bewohner der Campagna oder der Berge von Olevano, Tivoli und Albano und der wilden Felsennester der Abruzzen, in der so malerischen und seit Salvator Rosa durch ganz Europa bekannten Tracht der Banditen, mit vier oder fünf jungen Frauen und Mädchen zwischen ihnen.

Über dem ersten Feuer hing an zusammengestellten Stangen und eiserner Kette ein Kessel, während an dem zweiten zwei braune Burschen damit beschäftigt waren, die Theile eines frisch geschlachteten Hammels auf improvisirtem Rost an den eisernen Ladestöcken ihrer Flinten zu braten. Die Frauen waren bis auf zwei, die mit dem Tambourin in der Hand ihren Partnern gegenüber die Tarantella tanzten, an den Feuern mit der Vertheilung der Mahlzeit beschäftigt, indeß einige ihrer Männer oder Liebhaber das Kugelspiel trieben und andere müßig zwei Moraspieler umstanden oder dem Gesang der Baßstimme lauschten, deren Blasphemie vorhin das Stirnrunzeln des fremden Zuhörers erregt hatte.

Diese Stimme, die mit ungestörtem Eifer ihren Beitrag zur allgemeinen Lustigkeit fortsetzte, gehörte einem seltsamen, obschon nicht seltenen Gast in solcher Gesellschaft, einem Mönch von einem der Bettelorden, deren Klöster in und um Rom in ziemlicher Anzahl zu finden sind. Der würdige Frater war eine kurze, dicke, aber äußerst bewegliche Gestalt mit kugelrundem Kopf, lustigem, stark geröthetem Gesicht und einer Stumpfnase, deren Spitze äußerst stark in's Blaue spielte und von einigen kleinen Auswüchsen wundersam verziert wurde. Ein Maulwerk, das fast das Gesicht in zwei Hälften spaltete und zwei weiße Zahnreihen zeigte, kräftig genug, um allenfalls einen Knochen zu zermalmern, schien in der That mehr geeignet, einen Rinderbraten oder eine tüchtige Schüssel in Öl gebackener Fastenfische zu verschlingen, als eine Mette zu singen, und doch waren aus eben diesem ungeschlachten Mund noch vor wenigen Augenblicken die herrlichen Töne gedrungen, welche das liederliche Sauflied variirt hatten. Es lag etwas überaus Drolliges neben aller der Gefräßigkeit, Unverschämtheit und Lüsternheit in dem Gesicht des Bettelpfaffen und das Zwickern der kleinen Augen, wie er, seinen Gesang unterbrechend, einem der beiden mit dem Braten beschäftigten Männer eine Anweisung gab, ihn recht saftig zu erhalten, während er zugleich aus dem unter seiner speziellen Obhut neben ihm auf dem Mauerrest liegenden Ziegenschlauch den rothen Wein von Gensano in seinen großen Hornbecher füllte, war so lustig und komisch, daß er gewiß selbst seinen Pater Prior in der Strafrede unterbrochen hätte, die er ihm gehalten haben würde, wenn er das anvertraute Schaf seiner Heerde in solcher Umgebung und Beschäftigung gefunden.

Auf der andern Seite des Mönchs, gleichsam dem Weinschlauch die Waage haltend, lag der magere Bettelsack des Zaunpfaffen und ein Stock aus zähem Holz, der wie ein Ei dem andern, einem tüchtigen Shillelah glich, wie ihn die Kinder des grünen Erin zum Vergnügen ihrer eigenen und anderer Leute Köpfe zu führen pflegen.

Und in der That war, wie Jeder leicht erkannt hätte, der ein Mal mit der edlen und höchst merkwürdigen Nation der Hibernier in Berührung gekommen, der ehrwürdige Bruder Pankraz O'Leary, der Abkürzung halber und wegen seiner musikalischen Talente von seinen künstlerischen Freunden und Zechkameraden gewöhnlich Fra Pan genannt, wirklich ein Sohn der glückseligen grünen Insel, die unter dem humanen Scepter der englischen Union ihre Kinder nach

¹In der Mitte des Circus lief eine breite, etwa 5 bis 6 Fuß hohe Wand, Spina, an deren Enden sich die drei Säulen, *metae*, befanden, um welche die Kämpfer lenken mußten.

allen Welttheilen entsendet, wenn sie nicht etwa vorziehen, im eigenen Lande wegen des patriotischen Vergnügens des Todtschlags eines Gutstyranen gehangen zu werden. Irgend ein reisender Prälat oder Delegat war während seines Aufenthalts im ›Westen‹ durch einen voreiligen oder gutmüthigen Pfarrer auf die wundervolle Stimme des Knaben aufmerksam gemacht worden und hatte ihn, bei den neun Kindern seines Vaters eine höchst abkömmliche Person bei dessen Kartoffelmahlzeiten, mit sich nach Rom genommen, um ihn für das berühmte Chor der Sixtinischen Kapelle ausbilden und im Collegio Inglese dem geistlichen Stande widmen zu lassen. Der Bursche hatte wirklich auch Aufmerksamkeit mit seiner Stimme erregt, und es in der That bis zu den ersten Weihen gebracht; mit den Jahren der Mannbarkeit aber waren seine sehr unkirchlichen Instinkte und Neigungen der Art gewachsen, daß nach vergeblicher Anwendung aller Mittel der Zucht den Vorstehern des Kollegiums endlich Nichts übrig geblieben war, als ihn auf gerade nicht sehr ehrenvolle Weise aus diesem zu entfernen, das heißt einfach, fortzujagen! Zu faul und liederlich, um sich durch einen arbeitsamen Erwerb seinen Unterhalt zu sichern, zu sehr bereits an den angenehmen Wein der italienischen Berge und das fettgebackene Fritto gewöhnt, um dagegen den Kartoffelschnaps und die Erdäpfel der Heimath aufzusuchen, blieb Pancraz in Rom, und kam durch die Protection einiger Freunde und durch die Speculation des geizigen Priors auf seine trotz der Wandlung noch immer schöne Stimme in eines der Franciscaner Bettelklöster, wo er nach verschiedenen Kämpfen mit den Regeln des Ordens endlich das allen seinen Neigungen entsprechende Amt eines Terminirers oder Almosensammlers erhielt. Bruder Pan war in gewissen Schichten der Bevölkerung von Rom eine sehr bekannte und beliebte Person, und von der berühmten Kneipe des Gensano-Weins im Theater des Marcell bis zu der gemeinsten Osterie von Trastevere, in den Ateliers der Künstler, wie in den Höhlen der Laster heimisch und willkommen. Der Geiz seines Priors, wenn er auch genöthigt war, zuweilen mit einer ernsten Pönitenz gegen den Bruder Liederlich einzuschreiten, sah ihm doch mehr als jedem Andern nach und gewährte ihm eine höchst unkirchliche Freiheit. Denn Frater Pancraz wurde nicht nur wie ein Packgaul an Kirchen und Prozessionen für kirchliche Feierlichkeiten mit seiner wundervollen Baßstimme vermietet, und wußte gar oft mit oder ohne Erlaubniß bei Gesangfesten oder leichtfertigen einer Schönen gebrachten Ständchen mitzuwirken, sondern war auch als Sammler eine der ersten Erwerbsquellen des Klosters. Denn wenn er auch sicher die Hälfte aller der reichlichen Gaben, die er mit seiner Originalität und Beliebtheit zu erhalten oder zu erpressen verstand, zu seinem eigenen Vortheil stahl und veruntreute, so war er doch schlau genug, um stets von seinen Bettelgängen mehr nach Hause zu bringen, als irgend ein anderer Terminirer, und manch' hübsches von seinen Freunden, den Künstlern, ihm geschenktes Bild, manche leichtfertig verschleuderte Seltenheit wanderte durch ihn in den Klosterschatz und aus diesem für schweres Geld in die Hände der Fremden.

Der Kreis, in dem man ihn hier fand, bewies zur Genüge, daß er auch dieser Gesellschaft nicht fremd war, und in der That hatte Paddy's Vorliebe für's Vagabondiren ihn schon oft in die Schlupfwinkel der Gesetzlosen gebracht, heute noch dazu ihn aber ein besonderer Auftrag hergeführt.

Der Mönch saß, das schmierige Gewand aufgeschürzt, so daß sein muskulöses nacktes Bein vom Knie ab sichtbar wurde, in der oben bezeichneten Beschäftigung auf seinem Mauersturz, während zwei andere Männer untern von ihm mit einander sprachen.

Der dem Feuerschein Zugewandte war ein Mann von untersetzter Gestalt, dem Greisenalter mindestens nahe, mit weißem buschigen Bart und gleichen dichten überhängenden Brauen, die bei der fast bronceartigen, aber überaus kräftigen und gesunden Färbung des Gesichts und den funkelnden schwarzen Augen ihm fast das Aussehn eines Tigers gaben. Er lehnte während des Gesprächs auf seiner Büchse und schaute so zu der hohen stattlichen Gestalt des Andern auf, der zu ihm sprach. Dieser Mann, wie die schwarze Halbmaske von Sammet und der kurze aus

seinem Hut bis über das Kinn herabfallende Schleier bewies, war der **Mascherato**, – **Ruggiero**, der gefürchtetste Bandit der Campagna.

Die beiden Männer waren fast gleich gekleidet, der spitze, mit Goldschnüren und bunten Bändern umwundene Hut, die schwarze Sammetjacke mit den Silberknöpfen und die rothe Weste mit dem Ketten- und Uhrenbehang; Dolch und Pistolen im Gürtel, und das Bein mit der vor Dornen und Gestrüpp schützenden Gamasche bis zum Knie herauf umbunden.

Dennoch war schon auf den flüchtigsten Blick ein auffallender Unterschied in ihrer Erscheinung. Die Gestalt des Alten war plump und derb, kräftig, aber von rohen Formen und rauhen Geberden, während über die hohe und schlanke Figur des Andern eine Art wilde Eleganz und Noblesse ausgegossen war und jede seiner Bewegungen die Ruhe einer gewissen aristokratischen Nonchalance zeigte.

Die Hand, die er zuweilen zu dem Schleier hob, um eine lange spanische Cigarre aus den Lippen zu entfernen, wenn er sprach, war mit seinen wildledernen Handschuhen bekleidet. –

Im Vatican und Quirinal
regiert der rothe Cardinal –
Und Pater Vaures . . .

Gott verdamme Deine schuftigen Augen, Du Lump von 'nem Koch, daß Du die Rippe dort anbrennen läßt, ich kann's bis hierher riechen! O Jäsus – ich wette zwanzig Bajocchi, daß der Bursche zehn Mal aufmerksamer mit ihr umgehen würde, wenn's eine Weiberrippe wär', an der irgend ein Stück lebendiges Dirnenfleisch hängt, statt einer saftigen Hammelniere. Schuftiges Gesindel, schuftiges Gesindel, zu schlecht für's Fegefeuer, Signor Mascherato, was Ihr da habt! Ich entziehe Euch meinen geistlichen Beistand und geh' unter die Demokraten!« Und der halbtrunkene Bruder begann mit einer Stentorstimme Sterbini's neue Marsellaise:

Scuoti, o Roma, la polvere indegna!

»Still, Mönch, hier kommen Fremde,« sagte der Hauptmann. »Mache wenigstens der Kirche keine Schande in unserer achtbaren Gesellschaft, sie steht ohnehin schon auf genug wackeligen Füßen.«

Fra Pan hatte den Becher gelehrt, neigte den Kopf auf die Schulter und schielte von der Seite herüber nach den Beiden, die mit dem Banditen sich näherten, wobei der Kleinere und Ältere jedoch eine gewisse Sorge trug, sich entfernt von dem Licht der Flammen zu halten.

»Bei Sanct Patrik, Mascherato, Du hast heute viel Besuch, und ich fürchte, daß es unseren Geschäften Eintrag thun wird!«

»Sei unbekümmert, Fra Pan,« sagte der Räuber, »und Sorge für unsern Braten; Gasparino wird Deine Herzogin nicht versäumen.« Er winkte seinem grauen Lieutenant, zurückzubleiben, und trat den Fremden entgegen. »Hierher, Signori, wenn es Ihnen gefällig ist.« Er winkte ihnen etwas entfernt von der Gruppe, indeß der Bandit, ihr bisheriger Führer, stehen blieb. »Man hat mich benachrichtigt, daß Sie mich zu sprechen wünschten und freies Geleit von mir gefordert. Ich hoffe, daß Sie unterwegs nicht mehr belästigt worden sind, als für unsre Sicherheit nothwendig ist.«

Seine Haltung bei diesem Empfang war ruhig und leicht, und hatte fast den Anstrich des Empfangs eines Besuches in einem Salon, seine Sprache war die eines gebildeten Mannes. Der Schleier von seinem Hut ließ den scharfen Blick nicht erkennen, mit dem er sie musterte, während er zugleich alle ihre eigenen Prüfungen vereitelte.

»Ich wünschte, Monsignore Rignano¹ hielte die Armee seiner Heiligkeit in so guter Ordnung, wie Sie die Ihrige. Ich und meine Begleiter sind mit aller Höflichkeit behandelt worden.«

¹Der Kriegsminister.

Der Bandit verneigte sich höflich für das Kompliment. Mit einer fast unmerklichen Bewegung hatte er seine Stellung verändert und wie absichtslos die Vorsicht seines Besuches vereitelt, indem er das Licht des entfernten Feuers auf diesen fallen ließ. Der Fremde hüllte sich noch fester in seinen Mantel und verbarg das Gesicht unter dem Kragen – der Offizier achtete jedoch nicht darauf und betrachtete mit steigendem Interesse den Räuber, von dem in den Kaffeehäusern Roms so manches interessante Abenteuer circularte.

»Darf ich fragen, was die Signori zu mir führt?« Sie sind der Mann, den das Volk mit dem Namen Ruggiero der Mascherato bezeichnet?«

»Ich habe die Ehre, euer Excellenz die Versicherung zu geben, und wenn Sie wünschen, können dort zwanzig meiner Leute sie wiederholen. Auch ein Herr Ihres eigenen Standes, denn so viel ich bemerken kann, habe ich die Ehre, mit einem Geistlichen zu sprechen?«

»Bemühen Sie sie nicht, Signor,« sagte hastig der Fremde, »am wenigsten jenen Mönch, der, wenn er wirklich sein Gewand mit Recht trägt, mir eine Schande für dasselbe zu sein scheint.«

»Der arme Bruder Pan! Ich versichere, Signor, er ist nicht so schlimm, wie er aussieht, und nur durch sein gutes Gemüth in unsre Gesellschaft gerathen, die des geistlichen Zuspruchs zuweilen bedarf. Aber erlauben Sie mir, zu unserm Geschäft zu kommen.«

»Ich bin nur ein armer Vicar,« sagte der Fremde, »aber mit einigem Vertrauen meiner Vorgesetzten und einiger angesehenen Leute beehrt. Von einer solchen Person habe ich einen Auftrag an Sie auszurichten, und wünsche, Sie ganz allein und unbelauscht zu sprechen.«

»Und dieser Herr?«

»Ich bin, wie gesagt, ein unbedeutender, furchtsamer Geistlicher, dieser Herr ist einer meiner Freunde und hat die Güte gehabt, zu meinem Schutz mich zu begleiten.«

»Ich wiederhole Ihnen, Signor – Niemand würde gewagt haben, Ihnen bei dem Namen des Mascherato ein Haar zu krümmen. Aber ich weiß nicht, ob die Unterhaltung, die ich unterdeß diesem Herrn allein zu bieten vermag, ihm genehm sein dürfte!«

»O, Signor Capitano,« sagte der junge Soldat lachend, »wenn Sie mich in die interessante Gesellschaft dort am Feuer einführen wollen, werde ich Ihnen sehr verbunden sein.«

»*Corpo di Bacco!* ich sehe, Sie sind ein Mann von Muth und Geschmack, Signor, so kommen Sie denn!«

Er ging dem jungen Offizier voran und führte ihn zu dem nächsten Feuer. »Fra Pan,« sagte er spöttisch, »ich bringe Euch einen Gesellschafter. Ein Mönch und ein Soldat, wie der Signor zu sein scheint, sind so seltene und vornehme Gäste bei uns, daß wir sie mit einander bekannt machen müssen. Macht den Wirth, Bruder Pan, und thut euer Bestes, und Ihr, Signori – achtet die Gastfreundschaft!«

»*Miraculum! Miraculum!*« schrie der Mönch. »Ein bordirter Mann unter den Wegelagerern und Galgenvögeln! Kommt hierher, Freund, und setzt Euch an meine Seite. Vielleicht habt Ihr Stimme, um einen Chorus zu singen zu Ehren irgend einer todten oder lebendigen Heiligen, oder es gefällt Eurer Herrlichkeit ein Spiel um hundert Dukaten mit dem achtbaren und ehrwürdigen Bruder Pankratius zu machen, der so arm ist wie eine Kirchenmaus in der Sanct Dunstan-Kavelle, bis der Braten fertig ist. Nehmt diesen Becher, junger Mensch, nehmt diesen Becher, er ist für Nebel und Feuchtigkeit gut – *Similia similibus!* und sagt mir, wie Ihr heißt!«

»**Richard Stämpfli von Stauffenbach**, würdiger Pater, wenn Ihr's zu wissen wünscht,« sagte lachend der Offizier, indem er sich neben ihn setzte.

»*Eheu!* Ein teuflmäßiger Name für eine italienische Gurgel, um ihn hinunter zu würgen. Aber zum Glück seid Ihr an einen Mann gekommen, der ehrliches Blut und eine bessere Zunge hat, als das miauende, zischende und schnatternde Gesindel in diesem Lande. Seid willkommen, Signor Riccardo, und der heilige Patrik selber, vor dem all' dieses Lumpenpack von welschen Heiligen sich verkriechen muß, soll mich vier Wochen auf Tiberwasser setzen, wenn wir uns heute nicht amüsiren wollen!«

Der Banditenhauptmann hatte auf eine der kostbaren Uhren gesehen, die auf seinen Brustplatz hingen, und seinem Lieutenant gewinkt, der mit ziemlich unfreundlichen Blicken die Soldaten-Uniform des Gastes betrachtete. »Es ist Zeit, Alter, daß Du aufbrichst. Nimm den Gasparino mit Dir und laß einen andern Mann auf dem Posten, er ist weniger rauh als die Anderen und Dein eigenes die Kinder erschreckendes Gesicht, und mag die vornehme Dame in ihr Gefängniß bringen. Aber keine Gewaltthat, Gasparo – bei meinem Zorn!«

»Wenn sie uns nicht zwingen,« murmelte der Alte. »Der Henker hole all' die Besorgniß um ein Bischen Blut, die Bursche könnten meinen, Ihr wäret eine zimperliche Dirne, wenn sie Euch nicht im Kampf mit den Sbirren im Albaner Gebirge gesehen hätten.«

Er winkte einigen der Männer am Feuer und verschwand mit ihnen in den Schatten der Trümmer. Der Mascherato kehrte zu dem harrenden Vicar zurück.

»Wenn Ihr nicht schwindelig seid, ehrwürdiger Herr,« sagte er, »so will ich Euch an einen Platz führen, wo Nichts als die Sterne über uns und der Wind, der durch die Trümmer streift, unsere Worte hören können.«

»Geht voran, Signor, ich werde mich bemühen, Euch zu folgen!«

Der Räuber umging die Ruinen der Spina und die im Wege liegenden Trümmer wie ein Mann, dem hier jeder Tritt wohl bekannt war und näherte sich an der entgegengesetzten Seite des Oblongums den Ruinen der Galerien, die einst drei Stockwerk hoch in umlaufenden breiten Marmorstufen emporgestiegen waren. Zum größten Theil waren dieselben jetzt ausgebrochen und verfallen, an der Stelle aber, wo der Bandit mit dem Geistlichen sich ihnen näherte, stiegen sie noch, gleich den Sitzen des Coliseums und der so wohl erhaltenen Ruinen der Amphitheater von Verona und Pola in stolzem gigantischen Bau zu dem Nacht-Himmel empor, und furchtlos betrat sie der Mascherato und stieg auf ihnen langsam empor.

Der Vicar folgte ihm mit Vorsicht und nicht ohne Besorgniß, die erst vor der Sicherheit seines Führers wich.

Sie standen jetzt auf der obersten Stufe, und der Vicar, ungewohnt der Anstrengung und schwindelnd in dieser gleich einer vereinzelt Spitze emporragenden Höhe, während die tragenden Pfeiler und Mauern sich in den Schatten der Nacht und ihrer selbst verloren, holte keuchend Athem und blickte ängstlich umher und nach der verlassenen Arena, auf der die Feuer der Banditen und die dunklen Gestalten umher ein eigenthümliches phantastisches, fast dämonenhaftes Gemälde boten.

Der Mascherato lehnte sorglos an den bröckelnden Trümmern der Rundmauer, die einst das dritte von Balken gebildete Stockwerk der Galerien gebildet hatte. Sein Auge schweifte bald nach dem glänzenden Sternenhimmel hinauf, bald über diese Welt von Trümmern und gigantischen Erinnerungen um ihn her.

Und in der That war die Stelle und dieser Anblick wohl geeignet, die Seele in die Vergänglichkeit irdischer Größe zu versenken.

Das *clair obscur* des italienischen Nachthimmels ließ diese dunklen Massen gleich Gespenstern aus dem am Boden wallenden Miasma der Niederungen zu schwebenden festen Formen emportauschen und trug den Blick weit hinüber über die mächtige Gräberstadt.

Durch den Nebel zieht sich der weiße Kalkstreif der Appischen Straße und verliert sich zwischen den Hügeln und Weinbergen. Die dunkle Masse der Kirche San Sebastiano mit den Eingängen der berühmten Gräberstadt der Tiefe unter der vom sonnigen Himmel überspannten: der Katakomben – taucht zur linken Seite empor, weiter hinab das Castell Gaetani, und zwischen beiden hebt sich die finstere Rotunde, die, als Zeichen der treuen Gattenliebe des Triumvir Cassius, den Namen der Familie der Meteller aus dem plebejischen Geschlecht der Cäcilier verbreiteter auf die Nachwelt getragen hat, als die Thaten des Consuls im Punischen Kriege, die Rettung des Palladiums aus dem brennenden Tempel der Vesta durch den Pontifex

Maximus und die Siege der Gefährten Sulla's und des Pompejus! – Dort zur Rechten verschwindet in den Nebeln der Marrana Caffarella der Felsenabhang mit der Grotte der Nymphe, von der der zweite König des alten Roms seine Weisheit holte. Nach Norden hin taucht undeutlich am Horizont die Stadt der Erinnerungen und der Gegenwart empor – zwei Mal die mächtige Beherrscherin der Welt mit dem Schwert des Soldaten und dem Krummstab des Priesters – links in den Dünsten des Flusses der Aventin, wo Servius Tullius der Diana, Camillus der königlichen Juno und der Gracche der **Freiheit** ihre Tempel bauten. Über das Thal des Circus maximus und die Erinnerungen des Augustus, die Tempel der plebejischen Ceres und des Herkules, trägt die Phantasie das Auge – freundlicher als der Sternenschein – zu den Ruinen der Kaiserpaläste des Palatin und des Cälio, dem uralten Heiligthum der Victoria und dem glänzenden Tempel des Apolls, bis es rechts an dem Bollwerk des neuen Roms Sanct Johan vom Lateran in träumerischem Sinnen haftet.

Vergangen – vergangen – Staub geworden, – ob die Quadern gigantischer Baue – ob der Leib von Helden – die Stimme der Weisen und Heiligen – Staub – alles Staub! –

»Ich habe einen besondern Auftrag an Sie, Capitano Ruggiero,« sagte der Vicar. »Das Collegium der Polizei hat stets eine gewisse Nachsicht gegen Sie geübt, da Sie wenigstens eine Art von Zucht unter den gesetzlosen Männern aufrecht halten, die Sie befehligen, und unnütze Grausamkeiten nicht zu lieben scheinen. Man erkennt an, daß seit Ihrem Erscheinen in der Campagna die schlimmen Thaten der einzelnen Banditen abgenommen, und wenn die Regierung und die heilige Kirche auch Ihr gesetzwidriges Treiben verdammen und verfolgen muß, so ist sie in anderer Art doch bereit, eine gewisse Nachsicht zu üben, wenn sie versichert sein kann, daß Sie ihr gegen jene Umsturzpartei dienen wollen, die gegenwärtig jeden Glauben an Religion und die Obrigkeit dem Volke zu nehmen sucht und am Heiligsten frevelt.«

Der Vicar schwieg einen Augenblick, gleich als erwarte er eine Antwort, aber der Bandit rührte sich nicht – sein Geist schien mit etwas ganz Anderm beschäftigt, als mit dem Pardon der Consulta.

»Man hat in voriger Woche einen Einbruch in das Kloster der barmherzigen Schwestern am Esquilin und den Raub einer Nonne versucht,« fuhr der Priester fort, »der nur durch die zufällige Dazwischenkunft desselben Offiziers, der dort unten bei Ihren Leuten zurückgeblieben ist, verhindert wurde. Das Gerücht sagt, daß die verwegene That von Mitgliedern der Bande Ruggiero's des Mascherato verübt worden. Monsignore der Polizeiminister ist bereit, den Kirchenfrevler zu vergessen und alle weitere Verfolgungen deshalb einzustellen.«

Der Capitano wandte sich rasch nach ihm um.

»*Andiamo!*« sagte er spöttisch, »was kümmert mich die Polizei? – Sie kann nicht einmal hindern, daß das Volk seine Spottverse an die Mauern des Quirinal schlägt und will einen Unsichtbaren bedrohen? – Aber sagten Sie nicht, ehrwürdiger Herr, daß jener junge Schweizer-Offizier der Mann war, der am Freitag die Nonne befreite und zwei meiner besten Männer erschöß?«

»So ist es, Capitano – der Signor ist ein Neffe des Premierministers!«

»*Per Dio!* Dann ist er ein Tapferer – ich selbst sah es hinter den Säulen der Kirche her mit an, wie er mit den Burschen umsprang und sich vertheidigte, bis ihm Hilfe kam! Er soll zum Lohn für seinen Muth das Leben seines Oheims haben!«

»Des Grafen Rossi? – es gehen allerdings Gerüchte – «

»Später, ehrwürdiger Herr! fahren Sie fort – ich weiß noch immer nicht, was die Regierung Seiner Heiligkeit eigentlich von uns armen Geächteten verlangt!«

»Sie stehen offenbar weit über der Bildung Ihrer Gefährten, Capitano,« fuhr der Priester fort, »und ich muß daher anders zu Ihnen zu sprechen, als zu einem gewöhnlichen Mann Ihres Standes. Sie können einer Person einen Dienst erweisen, die wohl geeignet ist, mit ihrem Schutz zu vergelten. Außerdem ... «

»*Ebbene!* Außerdem ... «

»Bin ich beauftragt, Ihnen zweihundert Scudi für die Vollführung des Auftrags anzubieten!«

»Lassen Sie hören, ehrwürdiger Vater!«

»Diese Nacht, in der ersten Morgendämmerung, wird eine mit vier Pferden bespannte Extrapost auf dem Wege von Albano nach Rom die Appische Straße passiren.«

»*Si!*«

»Der Wagen ist nicht zu verkennen – ein geschlossener englischer Reisewagen, – im Innern nur eine Dame und ihr Gemahl, – ein gebrechlicher ängstlicher Greis – im Hintercoupé nur ein Diener und die Cameriera, keinerlei Gefahr oder Widerstand zu besorgen.«

Der Verlarvte ließ ein spöttisches Lachen hören.

»Es handelt sich darum, den Wagen anzuhalten. In dem Kasten des Fondsitzes befindet sich die Kasette der Reisenden.«

»*Diavolo*, sollen wir sie vielleicht für einen Dritten stehlen?«

»Machen Sie damit, was Sie wollen, das ist Ihre Sache und fällt auf Ihr Gewissen. Der Person, in deren Auftrag ich mich hierher gewagt, kommt es nicht auf die Kasette an, sondern auf ein Portefeuille von braunem englischen Leder mit vergoldetem Schloß, das sich in demselben Kasten mit der Kasette befindet! Für die Wegnahme und Aushändigung dieses Portefeuilles bin ich beauftragt, zweihundert Scudi zu zahlen!«

»Oh! – es können Banknoten darin sein vom zwanzigfachen Werth!«

»Ich schwöre Ihnen,« sagte der Priester hastig, – »es ist Nichts darin, als Papiere, die nur für die Person, die mich schickt, Werth haben. Die Form des Portefeuilles schon wird Sie von dem Inhalt überzeugen. Außerdem verpflichte ich mich, es in Gegenwart der Person, die es mir zustellt, zu öffnen.«

»Es versteht sich, daß den Personen selbst kein Leid widerfährt. So nehmen Sie den Auftrag an?«

Der Capitano war in seine frühere legere Stellung zurückgefallen. »*Cospetto* – ich denke wohl! – Es herrscht nur ein kleiner Irrthum Ihrerseits dabei, hochwürdiger Herr!«

»Wie so?«

»Die Frau **Herzogin von Ricasoli** wird nicht mit der Morgendämmerung, sondern in spätestens einer Stunde, vielleicht schon früher, die Straße passiren.«

»Wie, Capitano – Sie wissen – «

»Wer sollte die schöne Nichte Seiner Heiligkeit nicht kennen? Aber beruhigen Sie sich, ehrwürdiger Herr, – ich hatte bereits einen Auftrag in Beziehung der Frau Herzogin, ehe Sie mich mit dem Ihren beehrten. Der Bote sitzt noch dort unten in der Arena, Sie haben ihn selbst gesehen.«

»Aber was kann die Absicht sein – sollte man gleichfalls – « Der Vicar schien, trotz seiner bisherigen Ruhe und Sicherheit, besorgt und aufgeregt über die Nachricht.

»Ich wiederhole euer Hochwürden,« sagte gelassen der Bandit, »Nichts, was mit Ihrem Auftrag collidirt – vielleicht irgend ein eifersüchtiger Liebhaber, der die Dame in unseren Händen einige Tage aufgehoben wünscht, bis sie sich seinen Wünschen fügt!«

Der Geistliche that einen tiefen Athemzug, als sei er von einer großen Last befreit.

»*Optime!* – das wäre vortrefflich!« murmelte er zwischen den Zähnen. »Aber, Capitano – die Herzogin von Ricasoli verschwindet nicht wie ein Milchmädchen der Campagna spurlos vor den Thoren Roms! Der heilige Vater wird die strengsten Nachforschungen befehlen und man wird sie anstellen müssen!«

Der Räuber wies hinüber nach der dunklen Masse der Kirche San Sebastiano.

»Sie wissen, was sich dort befindet.«

»Die Eingänge der Katakomben?«

Der Mascherato nickte.

»Aber es sind Wächter dort!?«

»Ich sehe, Sie kennen die römischen Katakomben nicht, ehrwürdiger Herr. Sie bieten hundert Ausgänge und Schlupfwinkel, um eine Armee darin spurlos verschwinden zu lassen. Wie wäre es sonst möglich,« fügte er spöttisch hinzu, »einer so ausgezeichneten Polizei, wie die römische, so lange zu entgehen? – Aber ich hoffe, Ihre Hoheit nicht lange ihren Bewunderern entziehen zu müssen. Ihr Auftrag macht es nöthig, in meinen Befehlen einige Änderungen zu treffen. – Sie müssen entschuldigen, daß ich unser Gespräch unterbreche.«

Er setzte eine kleine silberne Pfeife an den Mund und ließ einen hellen schrillen Pfiff ertönen.

»In dieser Börse,« sagte der Vicar, sie ihm hinreichend, »befinden sich hundert Scudi. Den Rest zahle ich dem Überbringer des Portefeuilles.«

Der Bandit zuckte unwillkürlich mit einer Geberde aristokratischen Widerwillens vor der Berührung des Geldes zurück. Die Börse fiel mit ihrem Goldklang zur Erde, ohne daß er sich bückte, sie aufzuheben. »Sie haben es eilig, eine Seele zu kaufen, ehrwürdiger Herr!« sagte er mit leichtem Hohn. »Nimm das Geld hier auf und gib es Gasparo! – Höre!« Der Befehl galt einem der beiden Burschen, die vorhin am Feuer des Mönches sich mit dem Braten des Hammels beschäftigt hatten, und der auf das Signal eilig die Stufen des Amphitheaters heraufgesprungen kam. Er ertheilte, einige Schritte entfernt, diesem mit leiser Stimme einige Anweisungen. »Was ist das für ein Lärmen da unten am Feuer?«

»*O Dio!* Capitano – der tolle Mönch behauptet, er habe den Salvator nicht im Spiel betrogen und hat ihn zum Ring- oder Faustkampf herausgefordert. Er macht einen Lärmen für Zehn!«

»Ich wünschte, es klopfte ihm Jemand einmal den verwünschten Schädel ein, damit er Frieden hält. Der Pfaffe ist der ärgste Raufbold auf zwanzig Miglien in der Runde. Fort mit Dir und bringe Gasparino meine Befehle!«

Der Bandit sprang davon – der Mascherato kehrte zu dem Priester zurück.

»Die Sache ist abgethan! – Sie werden das Portefeuille für Ihren Auftraggeber erhalten, ehrwürdiger Herr, wenn es sich überhaupt in dem Wagen der Herzogin befindet.«

»Wir sind dessen gewiß! – Sie läßt es nicht von sich – außerdem hätte man Ihrer Hilfe nicht bedurft!«

»Dann bleibt uns nur zu besprechen, wann und wo Sie es in Empfang nehmen wollen. Wollen Sie bei uns verweilen, bis das Geschäft beendet ist?«

»Nein, Capitano – meine Anwesenheit in Rom ist erforderlich, ich muß dem Mann, in dessen Auftrag ich komme, Bericht erstatten von dem Erfolge meiner Sendung. Überdies – habe ich das Geld nicht bei mir!«

»Das ist etwas Anderes,« sagte nach einer Pause der Bandit. »Ich darf die Interessen meiner Leute nicht vernachlässigen. Es ist jetzt zehn Uhr. Um Mitternacht werde ich oder mein Bote Sie mit dem Portefeuille an der nördlichen Pforte der Kirche der heiligen Apostel auf der Piazza della Pilotta erwarten. Besitzen Sie persönlichen Muth?«

»Ich glaube, denselben bewiesen zu haben, indem ich zu dem Mascherato gekommen bin.«

»*Bene!* – Dann können Sie vielleicht ein Unglück verhüten. Es ist mein Grundsatz, mich nicht in die politischen Parteiungen zu mengen, die gegenwärtig dieses Land wieder zerreißen. Aber ich erfahre viel – die Führer des Tages von jeder Partei glauben, daß der Mascherato das willige Werkzeug ihrer Pläne sein werde. Man täuscht sich. Ich liebe das Abenteuer, den Kampf und die Gefahr – aber ich bin kein venetianischer Bravo, der sein Stilet zollweise verkauft!«

»Was meinen Sie damit, Capitano?« fragte aufmerksamer der Priester.

Der Bandit hatte wieder eine vorige Stellung an dem Gemäuer eingenommen – seine von dem Schleier verhüllten Augen schweiften sinnend über die nächtliche Scene – er begann offenbar in die früheren Träumereien zu versinken, zu der die Umgebung dieser Trümmerwelt so unwillkürlich verlockt.

»Sie sind ein Priester und ein Gelehrter – ich bin nur ein armer Bandit, der mit den Reichen und ihren Gesetzen kämpft. Sagen Sie mir, ehrwürdiger Vater, glauben Sie, daß die Todten, die einst diese Welt von Tempeln und Palästen bevölkert, sie ganz verlassen haben, oder daß sie aus ihren Gräbern aufsteigen und zuweilen zu den Stätten zurückkehren, die Zeuge waren ihrer Thaten?«

»Das sind unchristliche Gedanken, mein Sohn,« sagte salbungsvoll, aber ziemlich ungeduldig, der Geistliche. »Jene Personen waren finstere Heiden, und das Einzige, was von ihrer Verdammniß übrig geblieben, ist Staub. Aber sagen Sie mir . . . «

»Und dennoch,« unterbrach ihn träumend der Bandit, »schon oft, wenn ich an dieser Stelle gestanden, glaubte ich jene Tempel und Paläste in ihrer Marmorpracht aus den Ruinen sich neu erheben zu sehen, ich schaute die Menge sich drängen auf diesen Stufen – die Carceres öffneten ihre Thore auf das Zeichen des Cäsars, und aus dem Oppidum donnerten die Wagen im wüthenden Lauf durch die Arena. Dort auf dem Pulvinar – wo der feiste Mönch jetzt mit den Nachkommen der Fabier und Cacilier sich balgt – sitzt der Sieger Britanniens, der blutgeborene Marseiller.¹ Um die Metae fliegt der Wagen seines Bruders zum Ziel, und das Volk von Rom jubelt dem geliebten Sohne des Sever Victoria. Da rollte der Grimmige die Augen – da stürzen seine Prätorianer herbei, vergebens wirft sich Julia Domna, die eigene Mutter, vor den bedrohten Liebling, an ihr vorbei tauchen die Mörder den Stahl in den jugendlichen Leib, und der Purpur des Bluts bedeckt Geta statt des Purpurs des Imperators.«

»Das sind Träume, die aus bösem Blut kommen, Capitano, Beten und Fasten und Gaben an die heilige Kirche – «

»In den üppigen Thermen weilt der Sieger der Dacier und der Germanen. Dort hinüber nach der Porta Capena sehen Sie die dunkelen Trümmer vor dem Cölio – Wächter ringsum um die Stätte schwelgender Wollust! In die weichen Wollen von Tyrus ist der rauhe Leib der Feldlager gehüllt, mit den duftenden Ölen Indiens salben schöne Knaben seine Glieder. Horch – da vom Esquilin her, aus dem Tempel der Vesta, wohin die Christenjungfrauen sich geflüchtet, schleppen seine Diener sie hierher – vergebens der Anruf ihres Gottes – andere Götter hausen in diesen Räumen, zürnend der neuen Zeit! Mit finsterner Stirn blickt der blitzschleudernde Jupiter auf die Abtrünnigen, und der Venus vulgivaga schwellende Lippe ladet zur alten Herrschaft der Freude. An ihrem Bild winden sich die jungfräulichen Leiber in den Armen der rohen Prätorianer, die Lüste des Kaisers und seiner Getreuen befriedigend, ehe sie den Bestien des Circus vorgeworfen werden, und die wilde Göttin der Lust streckt den Schwanenarm über Hütten und Paläste, zum Gorgonenantlitz werden die reizenden Züge, Schlangen winden sich statt der Locken, und durch die Lüfte der Myrthen und Orangenhaine schwellt ihr Wort: Mir gehört die Welt und nicht dem kalten neuen Gott. Lebend zu genießen und im Genießen sterben ist die Seligkeit, nicht im Entsagen und Hoffen.«

»Das ist Frevel gegen die heiligen Lehren der Kirche, Signor,« sagte der Priester streng. »Gehe zur Beichte, mein Sohn, und thue Buße, daß die bösen Geister Dich nicht verschlingen.«

»So geben Sie zu, daß die alten Herrscher dieser Trümmer noch um sie schweben, daß die Götter und Helden der Vorzeit mit Geisterfinger klopfen an die Pforten der neuen Zeit? – O – nicht für mich, ich bin gewaffnet und kalt, wenn ich auch träume, und liebe die lustige helle Wirklichkeit. –Aber für jene träumerischen Herzen und erregten Gemüther, deren Nerven zum Zerplatzen gespannt sind, hat der Gedanke Gefahr!«

Der Vicar hatte den so ganz von den gewöhnlichen Kreisen seines Treibens abweichenden Ideengang des Räubers mit Verwunderung verfolgt, und seine Vermuthung, daß unter dieser Maske eine einst den gebildeteren Ständen angehörige, durch irgend einen Umstand heruntergebrachte Persönlichkeit sich verborgen habe, nur bestätigt gefunden. Aber auch der schärfste

¹Caracalla.

Späherblick vermochte ihm nichts weiter von der Persönlichkeit zu verrathen; das Antlitz war vollständig von der Maske bedeckt, und nur das dunkle, lange und lockige Haar, das sich an den Seiten unter dem Hut hervordrängte, bewies, daß der Held der Landstraßen noch nicht alt sein konnte.

»Es ist gefährlich, mein Sohn,« sagte der Vicar nicht ohne Würde, »sich auf das Gebiet wilder Phantasieen und einer noch vageren Philosophie einzulassen. Der einzige und wahre Halt, den wir haben, ist der strenge Glaube an die Lehren der heiligen Kirche.«

»Aber sie selbst verwirft die Lehre von Geistern nicht. Denken Sie an die Versuchung des heiligen Antonius von Padua, dem Venus in aller Schönheit der Sinnenreize erschien.«

»Es war der Teufel in eigener Person, der den Körper eines schönen Weibes angenommen. Die Kirche giebt allerdings, zu, daß die bösen Geister der Verdammniß auch in sichtbarer Form sich dem Menschengeschlecht nahen und es vom Pfade des Glaubens verlocken dürfen, aber Gott und die Heiligen gestatten zum Glück in ihrer Gnade eine solche Versuchung des Fleisches nur selten. Gebet und Buße schützen davor. Aber Signor Capitano – offen gestanden, ich finde es seltsam, daß ein Mann Ihres Standes sich zu solchen Gedanken verirrt?«

Der Mascherato lachte. »Ei, ehrwürdiger Herr, es kann Ihnen schwerlich entgangen sein, daß ich in meiner Jugend eine Art von Erziehung genossen habe, die mich nicht erwarten ließ, daß ich in meinem Alter das Handwerk der Heerstraßen treiben würde. Das Schicksal spielt sonderbar. Hat es doch ebenso gut den Sohn einer Banditenfamilie zum Kirchenfürsten und zur rechten Hand des heiligen Vaters gemacht, wie seine Feinde erzählen.¹ *Andiamo!* Wir müssen den Heiligen für Alles danken. Aber ich liebe es aus meiner Erziehung vom Collegium her, manchmal zu träumen, und ich liebe das Andenken der Vergangenheit, die Schatten der Großen und Muthigen. Und weil ich den Muth schätze, deshalb soll er nicht sterben, wenn ich es hindern kann.«

»Wer?«,

»Ei, *per Dio* – Graf Rossi, der Premierminister und neue Vertraute des heiligen Vaters. Sprachen wir nicht eben von ihm?«

»Wie kommen Sie auf den Glauben, daß dem Minister Gefahr drohe?«

»*Cospetto oiò!* ganz Rom spricht davon, daß morgen bei Eröffnung der Deputirten-Kammer im Palast der Cancellaria die Republicanos über ihren Feind herfallen werden.«

»Volksgeschwätz,« sagte frostig der Priester. »Die Hunde, die am meisten bellen, beißen am wenigsten. Wenn man Alles glauben wollte, was die Umsturzpartei des Club Theodoli droht, wäre Pius der Neunte an seinem Betaltar nicht sicher vor den Dolchen der Mörder.«

»Nicht sicherer, als Graf Rossi auf den Stufen des Quirinal,« sagte mit ernstem Ton der Räuber. »Ich habe Ihnen schon gesagt, ehrwürdiger Herr, daß ich mich nicht in die politischen Parteiungen menge. Ich treibe ein freies Gewerbe, und den Heiligen und der Polizei sei Dank! es nährt noch immer seinen Mann. Aber ich achte die Muthigen, wo ich sie finde, selbst unter meinen Feinden, und dieser Mann zeigt den seinen eine offene Stirn. Darum, wenn Sie es im Stande sind, warnen Sie ihn und verhindern Sie ihn, morgen in den Palast der Deputirten zu gehen.«

»Ich bemerkte Ihnen bereits, Signor Capitano, daß ich ein zu unbedeutender Mann bin, als daß der Premierminister auf eine vage Wiederholung solcher Gerüchte, die ihm nicht fremd sein können, Etwas geben würde.«

»Ich habe Sie nicht ohne Ursach' gefragt, ob Sie Muth besitzen, sich Überzeugung zu verschaffen. Dann will ich Sie und seinen jungen Verwandten dort unten in den Stand setzen, ihm die Wahrheit der drohenden Gefahr zu beweifen. *Cospetto di Bacco!* was hat der Bursche da unten? Wenn mich die Flamme des Feuers nicht täuscht, ist er mit dem tollen Mönch aneinander!«

¹Der Cardinal Antonelli stammt in der That aus einer Räuberfamilie in Sonnino.

»Um Gotteswillen, vielleicht ein Streit – er ist unbewaffnet und könnte ermordet werden von den Banditen! Eilen Sie, Capitano – «

»Thorheit!« sagte lachend der Mascherato, indem er die schon erhobene Pfeife wieder sinken ließ. »Es würde Niemand von den Leuten Ruggiero's wagen, ihm auch nur ein Haar zu krümmen, so lange er ein Gast an meinem Feuer ist, und der Bursche sieht mir gerade aus, als sei er Mann's genug, diesem tölpischen Raufbold in der Kutte eine Lection zu geben. Aber – Monom! hörten Sie Nichts von da drüben her?« Er beugte horchend den Kopf nach der Seite der Straße hin, während seine Augen die Scene am Feuer nicht verließen. –

Bruder Pan hatte alsbald eine höchst vertrauliche Unterhaltung mit dem jungen Schweizer-Offizier begonnen, und sie damit eröffnet, daß er ihn fragte, ob er ein halb Dutzend der berühmtesten Schänken von Rom und eben so viel hübsche Schänkmädchen oder berufene Dirnen kenne, und als Jener lachend dies verneint, sich damit entschuldigend, daß er erst zu kurze Zeit in Rom sei, sich auf eine ausführliche Anpreisung der einen und der andern eingelassen, bald mit einem lateinischen Spruch oder einem schlechten Liedercitat sie ausschmückend.

»Aber Fra Pan,« sagte der junge Mann, »denn ich höre, daß dies euer Name ist, wie kommt es, daß ein heiliger Mann, wie Ihr, sich in so schlimmer Gesellschaft bewegt, die doch wahrhaftig wenig Geistliches an sich hat?«

Der Mönch verdrehte die Augen, setzte den Becher zur Seite und faltete andächtig die Hände über dem dicken Bauch. »*Dominus vobiscum!* Wie könnt Ihr so sprechen, junges Blut! Bei Jäsus, es sind die besten Christen darunter, die eine offene Hand haben für die Bedürfnisse eines armen Klosters, dessen unwürdiger Bruder Terminirer ich bin. Wo soll man die Barmherzigkeit suchen, beiläufig eine sehr schöne Tugend, wenn nicht in den Hütten der Armen und der Leichten.

Es war ein Mädchel, die hatt' einen Buhlen,
Sie war so gut, als schön –

Der Wein öffnet des Menschen Hand und hält die Leber gesund! Verachtet den Wein nicht, o Jüngling, denn Gott und die Heiligen haben uns dieses irdische Jammerleben gegeben, und der Teufel soll mich drei Mal braten, wie die Ketzler den heiligen Laurentius, wenn es nicht unsre verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist, es zu erhalten. Das Tiberwasser aber schlägt uns das Fieber in die Gebeine. Steck' noch einige Zehen Knoblauch in das Fleisch, Peppo, mein Junge, und wirf einige Oliven in das Fett, es giebt der Sauce ein gewisses Aroma!«

Der Offizier zog unvorsichtig eine Börse aus der Tasche und nahm einen Goldscudo heraus, den er dem Mönch bot. »Wenn Ihr der Almosensammler Eures Klosters seid, Fra Pan, so erlaubt mir, daß ich Euch diesen kleinen Beitrag überreiche.«

Bruder Pan griff hastig danach, und seine kleine Augen schielten voll Habgier nach dem ansehnlichen Inhalt der Börse. »Die Heiligen mögen Euch die Großmuth segnen und Euch das schönste Weib von Rom dafür in's Bett bescheeren, guter Jüngling. Aber thut mir einen Gefallen.«

»Sprecht, Fra Pan, zehn für einen!«

»Dann nennt mich Bruder Pankrätius, wie's einem unwürdigen Diener der heiligen Kirche zukommt, nicht wie das Gesindel, das keinen Respekt hat vor dem Heiligen.«

»Mit Vergnügen, Bruder Pankrätius. Aber Ihr müßt mir einen andern Gefallen dafür thun!«

»O, Akuschla, mein Liebling – fordert, was Ihr wollt. Soll ich Euch vielleicht mein famoseres Lied vom Weinhändler und seiner Magd singen, das in ganz Rom berühmt ist, oder Euch den Kniff beim Morrasspiel zeigen? Oder – Gott segne Eure Augen, Ihr wünscht die Wohnung von der Schelmin der schwarzäugigen Rositta zu wissen?«

»Nichts von Alledem, Bruder Pankrätius,« sagte lachend der Offizier, »obschon ich meine, euer Prior würde sich freuen, die drei Dinge zu hören. Ich möchte bloß wissen, wie Ihr an diesen Ort kommt?«

Der Mönch kratzte sich das nackte Bein, indem er von unten herauf nach seinem Gesellschafter schielte. »Interessirt es Euch sehr, das zu wissen?«

»Würde ich sonst gefragt haben?«

»Und Ihr habt doch nicht etwa vor, mich deshalb anzuzeigen?«

»Unsinn, Mann – es ist Neugier und reine Theilnahme für Euch!«

»Ich würde Euch auch sonst den Schädel einschlagen,« sagte Pan mit bewundernswürdiger Offenheit, nach dem Prügel an seiner Seite winkend. »Wenn Ihr's denn wissen wollt, Muscha, die verdammten Ketzer sind schuld!«

»Die Ketzer?«

»Giebt's ihrer nicht genug im gesegneten Rom? Ist dieser schuftige Engländer, der sich einen Viscount schelten läßt, etwa kein Ketzer, wenn er auch die halben Grafschaften im Westen besitzt?«

»Aber was hat ein englischer Lord mit dem Schlupfwinkel der Banditen zu thun?«

»Weiß ich's? Muscha! es ist eine Sünde und Schande, die heilige Kirche dazu zu brauchen, um solche gottvergessene Spitzbuben aufzusuchen und ihnen Briefe zu überbringen.«

»Ein solcher Botendienst will sich allerdings nicht sehr für euer heiliges Gewand schicken, dünkt mich!«

»Der Henker hole ihn! Wenn der Bursche nur nicht eine so verteufelte Küche hätte und so leichtsinnig mit der lieben Gottesgabe, dem Gelde, um sich würfe. Kein Mensch kann ihm was abschlagen, am wenigsten ein armer Klosterbruder, wie ich.«

»Aber, ehrwürdiger Vater,« meinte hinterlistig der Offizier, »mich will bedünken, der Lord – wie hieß er doch – «

»Heresford,« platzte der Pfaffe heraus.

»Nun also, Lord Heresford muß doch geglaubt haben, daß Ihr der Mann wäret, solche Briefe an die richtige Adresse zu befördern und den Aufenthalt dieser Herren kenntet?«

Der Mönch kratzte sich noch eifriger die Schienbeine und brummelte Etwas in den Bart, das wahrscheinlich er selber nicht verstand. »Hört, guter Jüngling,« sagte er endlich, »wenn's Euch recht ist, sprechen wir von etwas Andern. Wie wär's,« er brachte aus seiner Kutte das schmutzige Spiel Karten zum Vorschein, »wenn wir ein Spielchen machten, bis dieser Schöps von Peppo endlich seinen Hammel gahr hat?«

»Verzeiht, Bruder Pankratius, aber ich kenne die hiesigen Kartenspiele noch nicht!«

»O,« sagte der Pfaffe, dem die wohl gefüllte Börse seines Gesellschafters noch im Sinne lag, »das thut Nichts, Akuschla. Ich will Euch und diesen Signori eine kleine Bank legen! – Muscha – ein ungeborenes Kind würde es begreifen. Kommt hierher, Francesco und Du, Salvatore, Ihr könnt Eure Bajocchi eben so gut in einem Gentlemenspiele anbringen, als in Eurem schmutzigen Morra. Peppo, mein Junge, laß dabei den Braten nicht verbrennen, auch wenn Du einige Münzen setzen willst.«

Einige der Männer mit jener Leidenschaft für das Spiel, die den Südländern eigen ist, sammelten sich in der That um den Bruder, und die Frauen blickten neugierig und theilnehmend über ihre Schultern, während jene um den Quader knieten, auf dem der Mönch seine einfache Bank in Art des Häufelns oder *Rouge et noir* aufgeschlagen hatte.

»Aber höre, Pfaff,« sagte einer der Banditen, ein kleiner und blatternarbiger Kerl, »laß uns zuvor Dein Geld sehen, damit Du nicht wieder davon gehst, wie das letzte Mal, unter dem Vorwand, daß Deine Tasche ein Loch gehabt und Du Jedem das Verlorene schuldig bleiben wolltest, der sich nicht mit Deinem Segen begnügen würde.«

»Und seht, ob' er keine falschen Karten hat, wie damals, als er den Jacopo um die goldene Uhr prellte, die er am selben Tage dem fremden Maler abgenommen!« schrie eine Weiberstimme.

»O, Signora Teresa,« sagte der Mönch, die Augen zum Himmel verdrehend, daß man nur noch das Weiße von ihnen sah, »wie könnt Ihr dem Pathen Eures hübschen Knaben so schlimme

Dinge nachreden? Der Jacopo ist ein Schuft mit seiner Verleumdung, und zur Strafe dafür hat der heilige Franciscus es zugelassen, daß er schon am andern Tage von den Sbirren gefangen wurde und auf die Galeeren kam. Ich will Euch beschämen, Signori, bei Sanct Patrik, ich will Euren schmutzigen Geiz beschämen!«

Er nestelte einen alten Lederbeutel auf und zog einige Kupfermünzen hervor, die er vor sich auf den Stein legte. Endlich, als er sah, daß dies die Gesellschaft nicht befriedigte, holte er den Goldscudo aus der Tasche, worein er vorhin die Gabe des Offiziers für sein Kloster hatte verschwinden lassen.

»Dieser edle Herr,« sagte er schmeichelnd, »der uns die Ehre seiner Gesellschaft erzeigt, wird die Güte haben, dies Goldstück in Silbermünzen, zu wechseln.«

Der Offizier zog bereitwillig seine Börse und nahm zwanzig Paoli in Silberstücken heraus, die er dem Mönch aufzählte. Bruder Pan strich das Geld zu seinen Kupferstücken, vergaß aber, das Goldstück dafür zurückzugeben, das mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers in seinen weiten Ärmel verschwand. Dagegen beeilte er sich, ungeheuer zu schreien: »Ein Spielchen, Signori, setzen Sie Ihr Geld, Schwarz oder Roth, Sie gewinnen allemal!«

Der junge Schweizer machte es sich zum Vergnügen, einige Paoli zu setzen und zu verlieren, während er dabei die Manieren des Mönchs beobachtete, der auf das Unverschämteste betrog und mit besonderer Geschicklichkeit die Volte schlug. Die Banditen, von dem Anblick des Geldes und dem Teufel des Spiels gereizt, setzten eifrig, aber ihr Geld rollte wie ein Strom zu der Bank des Mönchs. Wenn ja einmal die Karte sich zu Gunsten des Gegners zeigte, war Drei gegen Eins zu wetten, daß er ihm den Gewinn streitig machte, und wenn er unter Seufzen, Zanken und Verwünschungen gezwungen war, auszuzahlen, sicher noch auf eine oder die andere Weise einige Bajocchi bei Seite brachte. Die Kasse der Bank mehrte sich in überraschender Weise, aber je sichtbarer dies geschah, desto mehr wuchs die Habgier des Bruders.

Die Banditen fluchten über ihr Mißgeschick, vor Allen Salvatore, der eben seinen letzten Scudo auf Roth gesetzt, als dem listigen Mönch unglücklicher Weise beim Aufdecken die eben voltirte Karte in den Ärmel fiel und seinen Betrug offenbarte.

Die Faust des Banditen drückte rasch die Hand des Mönchs auf den Stein. »*Cospetto* – ich hab's Euch im Voraus gesagt, der Halunke hat uns wieder betrogen, der rothe Daus muß in seinem Ärmel sein!«

Das dicke Gesicht des ehrwürdigen Bruders wurde ganz roth vor Ärger, mehr über den drohenden Verlust, als über die Entdeckung, und seine Faust aus den Händen des Banditen reißend, wobei freilich das *Corpus delicti* aus dem Ärmel fiel, versetzte er ihm mit seinem Knotenstock einen Schlag, der einen Ochsen zu Boden geworfen haben würde, wenn er richtig getroffen hätte. »Heiliger Franciscus! Ich will Dich Respekt lehren vor der heiligen Kirche, Du Beutelschneider und Straßeneinnehmer! Uf! seh mir Einer den Kerl – zu sagen, daß meiner Mutter Sohn ihn um seine lumpigen Bajocchi betrogen hätte, blos weil zufällig beim Abheben eine Karte herunterfällt. O, Du braunhäutiger, ölfressender Schuft, ich will Dir das Fell gerben, daß es morgen aussteht, wie ein übel gebackener Pfannkuchen, Du Hurensohn!«

Der Bandit, der durch eine glückliche Wendung zwar der Zerschmetterung seines Schädels entgangen, aber noch immer empfindlich an der Schulter von den Knüttelhieben des Mönchs gestreift worden war, griff nach dem Dolch und stürzte wüthend auf den Gegner los, aber die Weiber warfen sich schreiend und schützend dazwischen, und auch die Kameraden des Tobenden, die strenge Disciplin des Hauptmanns kennend, bemühten sich, ihm die Waffe zu entwinden. Bruder Pan schien sie jedoch auch keineswegs zu fürchten, denn nachdem er das Geld von dem Quader geschwind aufgerafft und eingesteckt hatte, trat er, seinen Prügel in der Faust, dem Gegner muthig entgegen.

»O Muschla! kommst Du mir so, Du braunhäutiger Halunke? So wahr ich ein heiliger Mann bin, ich will Dir die angenehmen Sitten lehren, von denen der Kirchenvater Horaz in diesem

gesegneten Lande spricht. Laßt ihn heran den Buben mit seinem Zahnstocher, und sehen, was Pankrätius O'Leary für ein Mann ist!«

Der Offizier, der, trotz seiner selbst gefährlichen Lage, bereits Anstalt gemacht, zum Schutz des würdigen Mönchs einzuschreiten, hielt sich jetzt zurück, als er sah, wie kampferüstet der Bruder war, um so mehr, als die anderen Männer schriean, Ruhe zu halten, oder wenn sie sich raufen wollten, dies ohne Waffen zu thun.

Fra Pan warf allsogleich den Prügel zu Boden, denn er war hier in seinem Element, schlug die Ärmel seiner Kutte zurück und erklärte, mit seinem Gegner einen Gang machen zu wollen. Die Sache schien jetzt den Banditen bis auf ihren Vorkämpfer selbst den größten Spaß zu machen; denn Alle entschieden, daß beide Gegner ihren Streit in einer Faustcollation auszumachen hätten, und dem unglücklichen Salvatore wurden halb mit Gewalt seine Waffen abgenommen, und er ward unter Anfeuerungen seines Muths und seiner Männlichkeit in den Kreis gestoßen, wo der Mönch ihn, die Kutte aufgeschürzt, daß sein rechtes Bein bis zum Knie entblößt war, in der Stellung eines Gladiators bereits erwartete.

Der Bandit war kein zu verachtender Gegner, denn er war ein muskelstarker, abgehärteter Kerl. Dennoch schien er vor der Kraft seines Feindes einen ziemlichen Respekt zu haben, und die beiden Kämpfer begnügten sich, unter dem Brava und dem Gelächter der Umstehenden, zunächst einige Minuten lang, gleich den homerischen Helden, mit einem Zungenkampf, und überschütteten sich mit einem wahren Hagel klassischer Schimpfreden und Beschuldigungen. Da aber selbst die geläufige Zunge des Italieners zu finden schien, daß sie in diesem Gefecht gegen den Pfaffen zu kurz kam, der sich nicht begnügte, seine Schmähungen auf die italienische Sprache zu beschränken, sondern auch ein überwältigendes Hecken-Latein und die Mundart von Galway zu Hilfe nahm, stürzte der aufs Äußerste getriebene Bandit plötzlich vor und versuchte seinen Gegner zu fassen. Doch Fra Pan war ein geübter Kämpfer, der sich nicht überraschen ließ, und ein wohlgezielter Fanstschlag hinter das linke Ohr warf seinen Gegner wie einen Ochsen zu Boden. Im nächsten Augenblick saß der Mönch auf ihm und begann seinen Feind in einer Weise zu traktiren, die allerdings dem Kampf bald ein Ende machen mußte; denn er krallte beide Fäuste in das dicke Haar des Untenliegenden und stieß ihm trotz alles Sträubens, Kratzens und Schlagens im Tempo zu seinen Reden den Kopf gegen den Boden, daß in Kurzem gewiß wenig genug davon in seinen Händen geblieben wäre.

»Muscha! ich will Dich lehren, meiner Mutter Sohn zu verleunden und von der heiligen Kirche Schlimmes zu reden. *Ecclesia est mater hominum! Mundus vult decipi, decipiat ergo!* O Du abscheulicher, nudelfressender Bösewicht, ich will Deinen magern Leib zu Kartoffelbrei schlagen, wenn Du nicht bekennst, daß Pankrätius O'Leary Deinen Scudo mit Ehren gewonnen!«

»Hilfe! heilige Mutter Gottes, er tödtet mich! zu Hilfe!« stöhnte der halb erstickte Bandit, dem der Staub und Sand bereits die Kehle füllten.

Die Männer sprangen hinzu und rissen mit Gewalt den scheltenden Mönch von seinem Opfer, das sie keuchend und sprudelnd von der Manipulation des würdigen Verfechters der Kirche vom Boden aufhoben, während dieser, seinen Knittel wieder unterm Arm, mit geschwellenem Kamm wie ein Truthahn sich über seinen Sieg spreizte und blähte.

»*Sancta simplicitas simplicitorum!* Ich will Euch lehren, Respekt vor der Kirche haben. *Kyrie eleison!* Wie könnt Ihr Euch unterstehen, mich in einem gesegneten Werke zu unterbrechen, das den Burschen von der Sünde des Sacrilegiums befreit hätte? Ist es nicht christliche Barmherzigkeit von mir, wenn ich ihm sein mit Raub und Diebstahl gewonnenes Geld zu frommen Werken abgenommen? Schippen-Daus – ehrliches Spiel, ihr Jungen, und Pan O'Leary will sich mit Jedem messen, der behauptet, meiner Mutter Sohn hätte sein lumpiges Geld nicht im ehrlichen Spiel gewonnen!«

»*Accidente!*« schrie der wieder zu Athem gekommene Bandit, »ich schwöre bei der Madonna, Du hast es doch gestohlen! Der Signor da hat es auch gesehen!«

»Die Bosheit redet aus Euch, Salvatore,« prahlte hoffärrthig der Mönch. »Dieser edle Signor ist ein Gentleman, und mein Freund und er wird vor der ganzen hochachtbaren schmutzigen Gesellschaft bezeugen, daß Alles ehrlich und nach den *regula artis hazardi* zugegangen ist.«

»Der Signor Officiere soll entscheiden!« schrieen die Versammelten. »Er wird auf seine Ehre sagen, ob Fra Pan nicht unser Geld herausgeben muß!«

Der Mönch kniff nach dem Offizier bedeutsam die Augen und steckte die Zunge in die Backe. Aber seine Zeichen halfen ihm leider Nichts! Der Schweizer zuckte, im Innern höchst vergnügt über den Schabernack, die Achseln. »Wenn die Signori an mein Wort appelliren, würdigster Bruder Pankratius, so kann ich allerdings nicht anders sagen, als daß diese Herren ein Recht haben, ihr Geld wieder zu fordern.«

»*Eheu!* Muscha – Ihr wollt doch nicht sagen – «

»Daß Eure linke Hand wahrscheinlich in Gedanken fünf Mal die richtige Karte verwechselt hat. Ich nehme an, daß es bei einem so heiligen Manne pure Zerstreung war, aber so leid es mir thut, würdiger Bruder, so muß ich doch die Thatsache erklären und bin bereit, sie selbst gegen Eure Tapferkeit zu vertreten.«

»Der Teufel ist Dein würdiger Bruder, Du schuftiges Milchgesicht,« sagte vor Zorn schnaubend der Mönch. »Ich will Dich mit sammt Deinem bunten Rock zu Brei dreschen, daß Du keinen ganzen Knochen zum Sanct Peter tragen sollst.«

»Ich kann mich auf einen Prügel- oder Faustkampf nicht mit Euch einlassen, würdiger Bruder,« entgegnete lachend der Offizier, indem er seinen Mantel und das Kasket fallen ließ. »Aber wenn Ihr ein ehrliches Ringen mit mir versuchen wollt, so sollt Ihr Euren Mann finden.«

»Dann will ich Dich auf den Boden legen, Du Prahlhans, ehe Du ein Ave sprechen kannst,« schrie der Mönch und sprang auf den Jüngling zu, und versuchte, ihn zu umschlingen und zur Erde zu werfen. Aber den linken Fuß fest zurückgestemmt erwartete ihn der Schweizer, und ehe sich's der würdige Mönch versah, hatte er ihn an dem Strick, der seiner Kutte als Gürtel diente, und dem Schenkel gefaßt, und stemmte den Kopf gegen seine breite Brust. Einen Augenblick kämpfte der Irländer gegen die überwältigende Verbindung von Kraft und Geschicklichkeit, dann aber sah man seine runde Gestalt in der Luft zappeln und mit solcher Gewalt über den Kopf des Offiziers geschleudert und zu Boden geworfen werden, daß alle Knochen im Leibe ihm zusammen zu krachen schienen.

Ein donnerndes Brava der Banditen begleitete den Fall und dauerte noch fort, als der würdige Almosensammler sich endlich zu erheben suchte, und auf seinem Unaussprechbaren sitzend, in höchst kläglicher Verwunderung umherstarrte und sich die Augen rieb. –

»*Silenzio!* – hörtet Ihr Nichts? Mir däuchte es wie das Knallen einer Peitsche und das Rollen von Rädern,« sagte der Vicar, scharf nach der Straße zwischen den Weinbergen blickend.

»Es ist der Wagen der Herzogin, wir müssen ihn sogleich sehen! – Brava! Brava! dem Pfaffen ist sein Recht geschehen!« Der Capitano klatschte wie ein vergnügtes Kind in die Hände und schien über den Ausgang der Rauferei jedes andre Interesse vergessen zu haben.

In der That kam auf der weißen Linie der Landstraße zwischen beschatteten Trümmern und Hügeln eine dunkle Masse daher und bewegte sich rasch vorwärts.

Der Geistliche hatte ein scharfes Auge und erkannte selbst in dieser Entfernung, von seinem hohen Standpunkt begünstigt, daß es ein großer Reisewagen mit vier Pferden bespannt sein mußte.

Im nächsten Augenblick hörte man von der Straße her einen schwachen aber durchdringenden Pfiff, kleine dunkle Gestalten schwärmten über den Weg, und der Wagen hielt.

»Altezza, der Herr Herzog von Ricasoli werden einen sehr großen Schreck bekommen, wenn sie meine Lämmer sehen. Wahrscheinlich wird er unter dem Rock seiner Frau sich verkriechen.«

»Ich hoffe, daß kein Unglück geschieht!«

»Bah – wer sollte Widerstand leisten – der alte Geck, der zittert, wenn ... «

In dem Moment sah man in dem dunklen Knäuel des Wagens und der Menschen einen schwachen Blitz aufleuchten, und hörte gleich darauf durch die Sülle der Nacht den matten Klang eines Pistolenschusses.

»*Diavolo!* was ist das? – Das darf nicht sein, – ich muß hinunter!« Der Mascherato sprang eilig die Stufen hinab und verschwand im Dunkel, – der Vicar folgte ihm vorsichtig.

Als er die Arena und die Feuer erreichte, fand er die Gruppe ziemlich unbekümmert um das, was soeben in der Nähe des Circus vorgegangen war. Der Mönch saß am Feuer, hatte seine Kutte abgestreift und ließ sich von zwei jungen Frauen den feisten Rücken und die Glieder mit Wein reiben. Trotz seines kläglichen Stöhnens schien ihm die Operation sehr behaglich, denn er wendete und drehte sich wie ein Sybarit und gab zwischen seiner Unterhaltung mit dem neben ihm stehenden Offizier und den feixenden Banditen den Weibern allerlei Anweisungen, wie sie ihren Liebesdienst noch wirksamer machen konnten; wobei er nicht vergaß, der äußern Einreibung eine innere Erfrischung von demselben Stoff hinzuzufügen.

»Ihr seid mir nicht böse, Bruder Pankratius?« fragte der junge Offizier, ihm die Hand haltend. »Es war ein ehrliches und offenes Gefecht!«

»O, Ihr Schelm, warum sagtet Ihr mir nicht, daß Ihr in allen Kniffen und Pfiffen dieser abscheulichen Manier, einem Menschen die Knochen zu zerbrechen, eingeweiht wäret! – Reibe ein wenig tiefer hinab, gute Maxentia, und scheue Dich nicht. Es ist ein Leib der Kirche, und seine Berührung schadet Deiner Keuschheit so wenig, als wenn Du einem Verschnittenen dieses heidnischen Sultans zu nahe kamst, der zwanzig Schock der schönsten Weiber der Welt zu seinem Dienst haben soll, das schändliche Ungeheuer! *O misericordia Domini!* was schmerzen mich meine Glieder. Es war schändlich von Euch, Jüngling, so mit einem Manne Gottes zu verfahren. Es war der Teufel des Stolzes in Euch, eine der sieben Todsünden, daß Ihr nicht unterliegen wolltet! – Reich' mir das Rippenstück her, Pepe, aber Schlingel, das fette, das Du eben bei Seite steckst, und bestreue es mit dem Salz der Welt! – Ich hätte Euch so sanft zur Erde gelegt, als wäret Ihr in's weiche Bett einer Marchesa gefallen! Aber den Wurf müßt Ihr mich lehren – der Henker hole Euch, aber er war teuflmäßig gut! Kraue mir etwas hinter den Ohren, Camilla, und wenn Du ein Instrument, wie einen Kamm, bei Dir hast, so bringe meine Locken in Ordnung, so weit sie mir die Heiligen nach diesem Leben voll Anstrengungen und Sorgen noch gelassen haben. – Haltet euer Maul, Ihr Gaudiebe, und macht keine schlechten Bemerkungen! Es war ein Versehen von meiner Seite – mein linker Fuß war im Ausgleiten – «

»Ja, in die Luft!« lachte einer der Banditen. Es freut mich, Bruder Pan,« unterbrach der Offizier die Bemerkungen, »daß Ihr keinen Groll gegen mich hegt, weil ich gegen einen so gewaltigen Gegner, wie Ihr, von der Kunst des Schwingens in meinem Vaterland Gebrauch gemacht habe. Ich hoffe, daß diese zwei Gold-Scudi zusammen mit dem dritten, den Ihr mir wieder zu geben vergaßet, eine kleine Vergütung für Eure Schmerzen sein werden!«

»Reden wir nicht mehr davon, Akuschla,« meinte eilig der Mönch. »Ihr seid ein guter Jüngling und sollt meinen Segen haben, eh' Ihr uns verlaßt. Doch das Fleisch scheint mir nach dieser Probe gerade in *stadio recto quo*, wo es Leib und Seele angenehm duftet, und wir wollen uns zu Tische setzen. Binde mir Eine ihre Schürze um, damit ich mein Gewand nicht beschmutze!«

Aber die wieder hergestellte Gemüthlichkeit, an der, von der Niederlage des Mönchs befriedigt, selbst Salvatore Theil genommen, sollte ebenso, wie die Mahlzeit, bald unterbrochen werden, denn die Arena herauf, vom andern Ende des Circus her, kam eine Gruppe von vier Banditen, die in ihrer Mitte auf den zur fliegenden Bahre benutzten Flinten den Körper eines Mannes trugen, und mit ihnen der Mascherato.

»Legt ihn hier nieder, so sanft als möglich – und Ihr Weiber, seht nach ihm – der Arme ist, fürcht' ich, schwer verwundet – ich wünschte, wir hätten einen Arzt zur Stelle!«

»Wenn Sie erlauben, Signor,« sagte der junge Offizier, »ich habe zwei Jahre Medizin studirt, ehe ich Soldat wurde, und kenne wenigstens die nöthigsten Hilfsleistungen!« Er kniete bereits neben dem Verwundeten und zerschnitt mit der aus einem Etui gezogenen Scheere Kleidung und Hemd.

»Und nun, wie kam es, wer hat es gewagt, trotz meiner Befehle?« fragte streng der Mascherato. »Wo ist Gasparo?«

»Bei dem Weibe, Capitano – er schützt sie gegen die Anderen! *Accidente!* Sie hat den Teufel im Leibe! Der arme Gianetto war kaum an den Schlag der Kutsche getreten und hatte ihn mit der Höflichkeit eines Cavaliers geöffnet, als sie ihm das Terzerol fast in's Gesicht hielt und abdrückte. Das Unglück kommt blos von der Liebestollheit – der Bursche glaubte in jedem Weibstück seine fortgelaufene Dirne zu sehen, und als das Pulver aufblitzte, schrie er wieder ihren Namen!«

»**Faustine!**« – Von den Lippen des Verwundeten hauchte in leisem Ton der Name – um seinen Mund schwebte es wie eine Verückung.

Dann schlug er die Augen auf und warf einen irren Blick umher – seine Hand zuckte nach der verwundeten Brust.

»Ich habe sie gesehen – sie war da – aber ich sterbe! Schafft einen Priester – einen Priester, daß ich meine Seele rette!«

»Thut Eure Schuldigkeit, Fra Pankratio,« sagte der Mascherato streng. »Schüttelt den Weindunst ab und seht zu, wie Ihr dem armen Burschen den traurigen Weg erleichtern mögt, den wir Alle gehen müssen. – Ehrwürdiger Herr,« wandte er sich zu dem Vicar, der im Schatten bei Seite stand, – »es wird das Beste sein, wenn Sie sich entfernen. Man wird Sie zu dem Posten an der Straße geleiten, aber Sie würden mir einen Dienst erweisen, wenn Sie den Signor dort zurücklassen wollten. Er scheint in der That nicht ungeschickt, und der arme Bursche ist vielleicht noch zu retten, wenn ihm gehörige Hilfe wird.«

»Ich habe einen zweiten Begleiter am Grabmal der Metella zurückgelassen,« sagte der Vicar, »und der Luogotenente Riccardo mag bleiben, wenn Sie mir seine Sicherheit verbürgen.«

»Er soll so sicher sein, wie in Abraham's Schooß, und in einer Stunde bei unserm Rendezvous an der Kirche der heiligen Apostel. Und nun, ehrwürdiger Herr, muß ich Sie verlassen, bis wir uns wiedersehen – wollen Sie aber ein gutes Werk thun und haben eine Minute übrig, so lassen Sie jenem Unglücklichen den Beistand der Kirche zukommen, nach dem er verlangt, denn ich fürchte, daß Ihr würdiger Confrater doch nicht ganz in dem geeigneten Zustand ist.«

Der Ton seiner Worte hatte einen leichten Klang von Spott, als er sich mit der Höflichkeit eines Weltmannes vor dem Vicar verbeugte und mit raschen Schritten entfernte.

Dieser nahte sich der Gruppe, um dem Verwundeten und dem Offizier einige Worte zu sagen, in demselben Moment, wo von der andern Seite der würdige Irländer herbeikam.

Der Bandit war jetzt zur vollen Besinnung gekommen und sein Oberkörper von der mitleidigen Hand einer der Frauen aufgerichtet und gehalten, aber sein Auge schien mit einem gewissen Entsetzen den Frater zu betrachten.

»Bei der Madonna – haltet ihn von mir – er kann meine Beichte nicht hören, denn er ist ein Sünder wie wir!«

Der Offizier, der, bisher, mit dem Verwundeten sich beschäftigt und ihm, so gut es ging, einen Verband angelegt hatte, war aufgestanden und zu seinem Begleiter getreten.

»Ich muß fort, Signor Riccardo,« sagte der Geistliche leise, doch mit dem Tone des Befehls, – »aber ich wünsche, daß Sie hier zurückbleiben und diesem Burschen Beistand leisten. Der Capitano wird Sie nach Rom bringen an einen Platz, wo Sie mich wieder treffen werden, oder vielleicht Ihnen nur einen Auftrag für mich geben. Jedenfalls thun Sie, was er Ihnen sagt. Wie steht es mit dem Mann?«

»Ich fürchte, es ist vorbei mit ihm,« entgegnete der Schweizer flüsternd. »Die Kugel hat den Hals, über dem Schlüsselbein durchbohrt – doch wäre es vielleicht möglich unter geschickteren Händen, als die meinen, ihn zu retten.«

»Dann versuchen Sie, ihn nach dem Ospedale della Consolazione bringen zu lassen – es wäre mir lieb, wenn der Mensch erhalten und in unseren Händen bliebe, wir könnten vielleicht von ihm mehr über diesen Mascherato erfahren. Für Ihre eigene Sicherheit dürfen Sie unbesorgt sein – er gab sein Wort, und das halten diese Bursche stets.«

»O, Excellenza – ich bin unbesorgt.«

»Einen Priester! holt einen Priester, der meine Seele befreien kann!« stöhnte der Verwundete.

»*Absolvebo te! absolvebo te!*« brummte der Mönch, der sich mit großer Bequemlichkeit an seiner Seite niedergelassen hatte und in seinem Bettelsack nach einem alten Brevier suchte. »Bin ich nicht da, Akuschla, mein Liebling, um Deine Seele so direkt nach dem Himmel fahren zu machen, als wenn der heilige Vater selber zur Stelle wäre? Spute Dich, mein Junge und sage, wie viel Mal Du gestohlen oder vielleicht auch ein klein Wenig gemordet hast, und überlaß alles Weitere unbesorgt meinen Händen, vorausgesetzt, daß Du die heilige Kirche zu Deinem Erben machst! Muscha – sie sagen, daß Du vor Deiner Bekehrung ein etwas lockerer Bursche gewesen und den Weibsen allzuviel nachgelaufen wärest!« und er begann mit kräftiger Stimme eines jener bekannten leichtfertigen Lieder zu singen:

Die Dirnen, ach, die Dirnen sind
Der Männer stet' Verderben . . .

»Schafft den liederlichen Heckenpaffen bei Seite,« sagte der Vicar mit strengem Ton. »Er ist trunken und entweiht das Sacrament!«

Der Mönch stemmte beide Fäuste in die Seite. »Heckenpaffe? Ei seht mir doch – wo kommst Du denn her, der Du Dein spitzbübisches Gesicht vor ehrlichen Leuten verstecken muß? Hat meiner Mutter Sohn nicht die drei ersten Grade empfangen und haben sie die anderen nicht bloß fortgelassen, weil sie sagten, der Pankraz hat all' das Gesalbe und Stolaaufgelege nimmer mehr nöthig? Heckenpaffe? So'n schlumpiger, lumpiger Messetreter will mir meine Beichtseelen und meine Beichtgroschen stehlen! Muscha – ihn sollen ja gleich Tausend Millionen Schock Donnerwetter in seinen Karthäusermagen fahren . . .«

Der Offizier verbiß mit Mühe das Lachen, das ihn trotz der traurigen Scene anwandelte, als er die beiden Geistlichen so in Streit und den Mönch seinem Gefährten die geballte Faust über den sterbenden Banditen hinweg unter die Nase halten sah. Dann aber schob er ernstlich den Irländer bei Seite und hieß ihn sein Maul halten, wenn er nicht eine neue Lection erhalten wolle, dem Vicar aber winkte er, sich zu entfernen.

Der Verwundete hatte jedoch die Nähe des Vicars bemerkt und seine Hand hielt krampfhaft das Gewand desselben fest.

»Geht nicht von mir – geht nicht von mir, Herr – um Gottes Barmherzigkeit willen, rettet meine Seele – dort – dort! da steht sie wieder – aber ihre Haare sind Schlangen – ihr Auge ist Feuer – das Feuer der Hölle – und dennoch, ich muß zu ihr – rettet mich – rettet mich! – «

Der Vicar riß sich los. »Der Mann liegt im Delirium, bringt ihn zur nächsten Kirche, damit er wenigstens die letzte Ölung erhält!« Er eilte davon – hinter sich her vernahm er noch lange die Scheltworte des erbos'ten Mönchs und das Gewimmer des Sterbenden! –

Ein rundes, ruinenhaftes Gemach, ohne Öffnung als die einer von Karyatyden gebildeten Thür – nackte Wände mit den Spuren alter Mosaik – überall die Spuren des selbst unter diesem Himmel zermodernden Zahnes der Jahrhunderte – in der Mitte ein breiter, langer Steinsockel, vielleicht der Träger des Sarges der schönen Metellerin, der jetzt im Hof des Palastes Farnese steht. Auf dem Stein saß mit ungeduldigen Bewegungen ein Weib in einem dunkelseidenen Reisekleid und warmen eleganten Bournous vom neuesten Pariser Modeschnitt, und das Licht

der Harzfackel, die in einem Ring an der Mauer brannte, fiel in rothem, gespenstigen Strahl auf den prächtigen Kopf.

Die weit geöffneten blauen Augen blickten zornig und rastlos umher, die breiten und hohen Nüstern der antik geformten Nase zuckten und schwellen in dem Gefühl ohnmächtiger Erbitterung ; unter dem schwarzen Schleier, der nach italienischer Sitte um das Hinterhaupt geschlungen, an den wunderschönen Formen des Halses herabfiel, quoll das Goldhaar in breiten Flechten und Locken zum Busen nieder.

Die Dame ballte die Hand! »Verwünscht sei dieser Aufenthalt! Morgen ist die Eröffnung der Kammern, und wenn ich hier festgehalten werde, sind sie schwach genug, Concessionen zu machen! Es kann Nichts sein, als eine gewöhnliche Banditenthat, und Torloni wird sofort auf meine Ordre jede Summe senden! Hollah – ist Niemand in der Nähe? Hierher, Männer! hierher!«

Sie war aufgesprungen und schlug mit der kleinen zarten Hand gegen die Thür.

Plötzlich – als wiche diese unter ihren Fingern – öffnete sie sich, und in dem dunklen Rahmen erschien die Gestalt des Mascherato.

Die Dame wich unwillkürlich bei diesem Anblick zwei Schritte zurück; der Bandit trat ein und schloß hinter sich die Thür.

»Sie sehen, Altezza – Sie brauchen nur zu rufen, und ich stehe wie in einem Zauberspiel vor Ihnen!«

»Wer sind Sie – was wollen Sie? Wollen Sie mich ermorden?«

»Wie können Altezza einen solchen Gedanken hegen,« sagte mit einer eleganten Verbeugung der Räuber. »Im Gegentheil, ich komme, um Ihnen einen Beweis von der Alles überwältigenden Macht Ihrer Reize zu geben, Signora Duchessa!«

Die Herzogin lachte mit einer plötzlichen Wendung aller ihrer Besorgnisse heiter auf: »Also ein vermummter Anbeter? *Per Dio!* Die Sache nimmt eine pikante Wendung! Demaskiren Sie sich, Signor, und ich werde sehen, ob ich Ihnen Verzeihung angedeihen lassen kann, vorausgesetzt, daß Sie sich hübsch artig zeigen!«

»Ich bin natürlich, wie jeder Mann, ein Bewunderer Ihrer Schönheit,« sagte der Räuber, »im übrigen nennt man mich Ruggiero, den Mascherato.«

»Mascherato? – also doch nur ein ordinaier Spitzbube! Ich erinnere mich, den Namen in Neapel gehört zu haben. Sagen Sie also rasch den Preis des Lösegeldes, Signor Mascherato, denn ich habe Eile, nach Rom zu kommen!«

»Das weiß ich, Altezza,« meinte der Bandit, ohne den verächtlichen Ton zu beachten, in dem sie mit ihm gesprochen, »und deshalb müssen Sie entschuldigen, wenn der Preis etwas hoch ist!«

»Ich bitte, ihn zu nennen!«

Die Herzogin hatte sich nach der Steinbank zurückgezogen und in ihren Bournous gehüllt sich niedergelassen. Der Banditenhüptling stand in ruhiger, ehrerbietiger Haltung vor ihr.

»Der Preis ist – wie Altezza selbst gesagt haben – Ihre Schönheit!«

»Wie, Signor! Sie unterstehen sich?«

»Was?«

»Sie haben das Ansehn und die Sprache eines Mannes über dem Stand eines gemeinen Räubers, und Sie wollten diese Lage mißbrauchen, um einer Frau Gewalt anzuthun?«

»Altezza irren sich! Sie werden nur nicht nach Rom gehen, bis Sie freiwillig meinem Verlangen Gehör geschenkt!«

Die Herzogin, die sich voll Entrüstung wieder erhoben, setzte sich aufs Neue – die Sache begann der vornehmen Dame, die durch ihre zahlreichen Abenteuer Ruf hatte, so pikant zu werden, daß sie nicht wußte, ob sie lachen oder sich ärgern solle. »Wahrhaftig,« sagte sie, »die Sache wird interessant.« Ihre Augen musterten nicht ohne Neugier den eigenthümlichen

Bewerber. »Aber, Signor – es wäre in der That ein schändlicher Mißbrauch Ihrer Gewalt! – Haben Sie mich denn früher gekannt?«

»Nie, Altezza – ich habe nur von Ihren Reizen gehört!«

»*Oimè!* Das ist seltsam – einen so stürmischen Bewunderer *par distance!*«

»Um so mehr die Wirklichkeit allen Ruf übertrifft,« sagte lächelnd der Räuber, »habe ich es zu bedauern, Signora, daß ich leider nur im Auftrag eines Dritten handele!«

»Ah – das Alles ist also im Auftrag eines Dritten?«

Der Ton, in dem sie dies sagte, hatte etwas merkwürdig Kühles, Frostiges.

»Ja, Altezza!«

»Und darf ich fragen – wer dieser Dritte ist und was er von mir will?«

»Ich kenne ihn nicht, schöne Dame!«

»Wie konnten Sie es dann wagen, mich anzuhalten?«

»Altezza wissen, daß die Leute meines Schlages nur die willenslosen Werkzeuge Anderer sind!«

»Aber der Auftrag – was will man von mir?« rief ungeduldig die Herzogin.

»Die Kunst bedarf Ihrer, Altezza!«

»Die Kunst? sind Sie närrisch oder wollen Sie mich foppen?«

»Oder ein Künstler, um mich richtiger auszudrücken.«

»Was soll das heißen? Ist es ein Maler?«

»Ja!«

»So will er mein Portrait?«

»Mehr!«

»Mehr? Wie soll ich das verstehen?«

»Er ist ein moderner Michel Angelo – Maler, Bildhauer und Ciseleur!«

»Aber was will er von mir?«

»Altezza kennen die berühmte Statue der Venus auf dem Capitol?«

»Gewiß!«

»Das Volk erzählt, daß es drei Frauen in Rom gebe, in denen merkwürdiger Weise der Marmor warmes Leben geworden und die der capitolinischen Venus wie ein Ei dem andern gleichen, oder vielmehr wie das Licht dem Schatten.«

»Ich hörte davon!«

»Der Künstler, um den es sich handelt, hat das Bild der Venus begonnen – in Farben – in Marmor – in edlem Metall – aber er kann es nicht vollenden.«

»Warum nicht?«

»Das Mädchen, das jener Bildsäule auf dem Capitol gleicht und ihm zum Modell diente, ist ihm untreu geworden!«

»Bah – er biete ihr einige Scudi mehr!«

»Sie war ein bekanntes Freudenmädchen – aber sie ist spurlos verschwunden – man sagt, ein russischer Fürst habe sie entführt!«

»So mag er die Andre nehmen!«

»Sie ist Nonne!«

»Ei,« sagte die Duchessa leichtfertig, »die frommen Schönheiten Roms stehen nicht in dem Ruf, unerbittlich zu sein!«

»Die Schwester Fausta kostet mich bereits zwei meiner Leute. Sie wurden erschossen bei dem Versuch, sich ihrer zu bemächtigen.«

»Von wem?«

»Von einem jungen Schweizer-Offizier Seiner Heiligkeit, Ihres Oheims. Er befindet sich in diesem Augenblick in meinen Händen.«

»Wie, Sie wollen ihn ermorden, weil er seine Pflicht gethan?«

»Sie irren sich! – aber ich will nicht dafür bürgen, daß meine Leute eine Vendetta üben würden, wenn sie wüßten, wer er ist. Sie sehen also, Altezza, daß auch ich meine Pflicht gethan, aber vergeblich! – Es bleibt mir, da ich mich verpflichtet habe, Signor Michele sein Modell zu schaffen – nur die Dritte!«

Die Duchessa sah ihn starr an: »Nun also – die Dritte?«

»Sind Altezza selbst!«

Sie lachte hell auf. »Sie sind verrückt! Die Herzogin von Ricasoli einem Maler oder Bildhauer als Modell stehen in Gott weiß welcher Situation!«

»Als Venus, Hoheit!«

»Unverschämter!«

Der Capitano machte eine Verbeugung, gleich als stimme er selbst dem Urtheil zu, und blieb schweigend vor ihr stehen.

Es trat eine kurze Pause ein. Die Dame unterbrach sie ungeduldig. »Ich bitte, Signor Capitano, machen Sie der lächerlichen Scene ein Ende. Wie viel verlangen Sie?«

»Altezza – ich bin bezahlt!«

»Ich sollte meinen, die Herzogin von Ricasoli würde einen bettelhaften Maler wohl noch zu überbieten vermögen!«

»Altezza irren!«

»Wie das?«

»Ich habe keinen Auftrag von Signor Michele, einem armen Künstler, ja er hat keine Ahnung davon, daß er der Erfüllung seiner Wünsche so nahe ist.«

»Nie – wer hat Ihnen denn diesen verrückten Auftrag gegeben?«

»Ich weiß es nicht. Überzeugen Sie sich selbst, Signora!«

Er holte aus seiner Schärpe einen Brief hervor, den er ihr übergab. Die Worte, die sie las, lauteten:

»Capitano Ruggiero wird die Frau Herzogin von Ricasoli, welche diesen Abend zwischen 10 und 11 Uhr auf der Straße von Neapel eintrifft, anhalten und in die Katakomben oder sonst einen sichern Aufenthalt bringen, bis sie sich mit einem Eid verpflichtet, Rom in den nächsten sechs Monaten nicht zu verlassen und während dieser Zeit dem Maler und Bildhauer Micheli in der di S. Spinto-Straße am Vatican an zwei Tagen in jeder Woche zur Vollendung seiner Venus mit Pinsel und Meißel als Modell zu dienen. Der Capitano Ruggiero verbindet sich mit seinem Wort zur Ausführung seines Auftrags und erhält dafür beiliegende Anweisung auf tausend Scudi.«

Die Duchessa warf das Blatt verächtlich auf den Stein. »Ich zahle Ihnen das Doppelte der Summe und nun lassen Sie mich frei!«

»Altezza – mein Wort . . . «

»Also dreitausend Scudi!«

»Und wenn Sie mir hunderttausend böten, Signora Duchessa, der Mascherato ist den Contract eingegangen, und eher würde die Engelsburg zusammenstürzen, als daß sein Wort gebrochen werden könnte!«

Die Herzogin sann schweigend nach; es war ihr nicht unbekannt, daß diese zuchtlosen, jedes Gesetz verhöhrenden Männer sich Einem unverbrüchlich unterworfen glauben: dem gegebenen Wort!

»Und was werden Sie mit mir machen, wenn ich mich natürlich weigere, die unverschämte Bedingung einzugehen?« fragte sie.

»Altezza zwingen mich, den Worten des Briefes zu gehorchen. Sie werden dies Gemach nicht verlassen, bis Sie den Eid geleistet!«

»Aber wenn ich mich Tage – Wochen weigere?«

»So werden Altezza Tage, Wochen und Monate hier der Gast des Mascherato bleiben!«

»Man wird mich suchen und strenge Nachforschungen anstellen! Ich bin die Nichte des Papstes!«

»Die Geheimnisse der Katakomben, Signora Duchessa, spotten der ganzen Polizei von Rom!«

Sie schritt ungeduldig einige Male in dem engen Raum auf und nieder – das seltsame Abenteuer und die Hartnäckigkeit des Banditen erregten nicht allein ihren Zorn, sondern fesselten auch unwillkürlich ihr Interesse. Der Gedanke, daß hierbei offenbar doch ein geheimer Bewunderer seine Hand im Spiel haben müsse, lag nahe. Die alte Erfahrung, daß wenn bei Frauen erst das Interesse für etwas Unbekanntes, Ungewöhnliches erregt ist, sie leicht zu jedem Schritt zu bewegen sind, bewährte sich auch hier.

Die Dame blieb vor dem Banditen stehen. »Sie werden zugeben, mein Herr, daß es mich für immer lächerlich machen würde, wenn die Welt erführe, die Herzogin von Ricasoli habe wie eine Dirne aus dem Volke in einem Atelier Modell gestanden!«

»Es wäre nicht der erste Fall, Altezza. Aber Sie haben volle Freiheit, dies einzurichten wie Sie wollen, und ich büрге dafür, daß man dies Geheimniß bewahren wird!«

»Wird man sich dabei meinem Willen und meinen eigenen Bestimmungen unterwerfen?«

»Jede Bestimmung der Signora Duchessa wird Gesetz sein, vorausgesetzt, daß die Hauptsache erfüllt bleibt!«

»Nun wohlan – ich muß nach Rom um jeden Preis. Ich nehme die seltsame Bedingung an. Genügt Ihnen das Ehrenwort der Herzogin von Ricasoli, oder bedarf es eines Schwurs?«

Der Capitano küßte ihr galant die Hand. »Das Wort aus so schönem Munde genügt vollkommen. Altezza sind von diesem Augenblick an frei.«

»Ich danke Ihnen, Signor Capitano – Sie haben sich in dieser ganz eigenthümlichen Affaire wie ein Cavalier benommen. Vielleicht, daß ich auch einmal von Ihren Diensten Gebrauch zu machen wünschte. Wo kann ich Sie dann finden?«

»Ich bin überall. Ihre Hoheit brauchen nur an einem öffentlichen Ort den Wunsch auszusprechen.«

»O es scheint allerdings, daß Sie mit Nachrichten gut bedient sind, aber ich pflege meine Geheimnisse nicht auf dem Campodoglio oder dem Corso auszuschreien. Geben Sie mir ein anderes Mittel.«

»Altezza kennen das Forum Romanum?«

»Das Campo Vaccino? Ich bin eine Römerin.«

»Wo zwischen der Via Sacra und San Lorenzo in Miranda der Tempel der Faustina steht?«

»Gewiß – ich bin doch ihre Namensschwester, **Faustella**, obschon man mir schwerlich wegen meiner Frömmigkeit einen Tempel errichten wird!«

»An der dritten Säule der Vorhalle von der Curia Hostilia her befindet sich über dem Piedestal ein breiter Sprung. Da hinein bei Tag oder bei Nacht lassen Ihre Hoheit die Botschaft legen, – und bei Tag oder bei Nacht – ich werde zu Ihren Diensten sein!«

»Ich rechne auf Sie, Signor Capitano, und bitte Sie, jetzt meinen Wagen in Bereitschaft setzen zu lassen – wenn er noch vorhanden ist!«

»Er wartet auf Altezza!«

»Hören Sie, Capitano,« sagte die Herzogin lachend mit der plötzlichen Laune eines verzogenen Kindes oder einer schönen Frau, »mir kommt da eine Idee! Es dürfte so leicht nicht wieder geschehen, daß die Herzogin von Ricasoli sich unter den freien Cavalieren der Abruzzen befindet, und ich möchte wohl etwas mehr davon sehen. Befinden sich Ihre Freunde in der Nähe?«

»Meine Leute lagern kaum zweihundert Schritt von hier.«

»Ei, Capitano, so seien Sie galant und führen Sie mich zu ihnen. Ich verspüre eine unüberwindliche Neugier, ein Banditenlager in der Nähe zu sehen!«

»Altezza erzeigen uns eine große Ehre!« Er nahm die Fackel aus dem Wandring und klopfte an die Thür, die sich wie von unsichtbaren Händen sofort öffnete.

»Darf ich Ihre Hoheit bitten, mir zu folgen?«

Die Herzogin nickte, und sich in ihren Bournous hüllend und die Kapuze über das Haupt schlagend, folgte sie dem Banditen.

Dieser führte sie eine steinerne, in einem dicken Gemäuer laufende Treppe empor und dann durch dieselben Gänge, welche vorhin der Vicar und sein Begleiter passirt waren, in die Ruinen des Circus und auf die dunkle Menschengruppe zu, welche sich um das Feuer abzeichnete.

»Der Capitano!«

Auf diesen Ruf eines der Banditen öffnete sich sofort der Kreis, und die Duchessa stand vor dem Sterbenden, den der Mönch noch immer mit seiner geistlichen Hilfe maltraitirte, während der Schweizer-Offizier, von den Frauen unterstützt, ihm ärztlichen Beistand leistete.

Die Dame war überrascht, und Kapuze und Rebozo fielen von ihrem Kopf zurück bei der hastigen Bewegung, daß der Feuerschein voll auf ihr schönes Gesicht traf.

»Santa Madonna – was ist das?«

»Ihr Werk, Altezza,« flüsterte der Mascherato, »ich habe Unglück mit den Modells des Herrn Michele, und Sie haben mir einen meiner besten Leute erschossen.«

»Und dieser Herr?« Ihr Finger wies mit der Ungenirtheit italienischer Damen auf den Schweizer, der halb erhoben, erstaunt, erregt in das reizende Frauenantlitz schaute.

»Die Nonne vom Esquilin, so wahr ich lebe,« stammelte er verwirrt.

»Es ist derselbe Offizier, der die beiden Anderen tödtete!«

Ihr Blick maß den schönen Schweizer mit durchdringendem feurigem Ausdruck, dann mit einem Neigen des Kopfes seinen bewegten Gruß erwidern, trat sie näher zu dem Verwundeten, dessen Augen starr auf ihr hafteten.

Zwei – um der Heiligen willen, zwei – ich sehe sie doppelt! Dahinten steht sie mit dem Schlangenhaar – sie holen mich zum Tanz auf dem Testaccio,¹ und wollen mein Leben! Wie sie schön sind und die Leiber um mich winden! – Rettet die Seele! rettet die Seele!« – Er sank ohnmächtig zurück.

»Der Arme fiebert,« sagte mitleidig die Dame. »Ist keine Hilfe mehr möglich?«

»*In Deo nulla res impossibile!*« greinte der würdige Bruder. »O Sennoritta – holdseligste Dame! Es steht geschrieben daß Werke der Liebe die Todten lebendig machen könnten, warum nicht diesen jungen Spitzbuben, der in seiner Verstocktheit dahin zu fahren droht! Akuschla! solltet Ihr vielleicht einige Zechinen – nöthigenfalls thun's auch einige Scudi – zu einer heiligen Stiftung spenden wollen, so ist ein frommer Mann bereit, fünfundzwanzig Paternoster und eben so viel Ave's – «

»Still, Mönch!« unterbrach ihn mit strenger Stimme der Mascherato. »Sagen Sie mir, Signor, ist dem armen Burschen nicht mehr zu helfen?«

»Die Verwundung ist lebensgefährlich, Signor Capitano,« erklärte der Offizier, »aber wenn man ihn ohne Zeitverlust nach einem Hospital oder zu anderer ärztlicher Pflege schaffen könnte, wäre es vielleicht möglich, ihn zu retten.«

»Aber wie ihn fortschaffen? San Giovanni oder die Consolazione sind mehr als zwei Miglien entfernt!«

»Nehmen Sie meinen Wagen, Signor,« sagte die Herzogin hastig. »Ich werde den Verwundeten nach dem Hospital bringen! Es ist das Geringste, was ich thun kann! Aber ... «

»Befehlen Sie!«

»Ich brauche Jemand, der den Kranken begleitet, und von Ihren Leuten wird sich vielleicht keiner in meine Hände geben wollen. Unter der Bedingung, daß dieser Signor den Dienst übernehmen und mich nach der Stadt bringen darf ... «

¹Die Octoberfeste vereinigen die römische Bevölkerung im Garten Borghese und am Monte Testaccio zu Tanz und Spiel.

»Sie vergessen den Herrn Herzog, Ihren Gemahl!«

»Ah – wahrhaftig! ich habe nicht wieder an ihn gedacht, seit er sich in die Ecke des Wagens verkroch!« sagte lachend die Herzogin. »Was haben Sie mit ihm angefangen, Signor Capitano?«

»Seine Hoheit befindet sich unter guter Bewachung an einem sichern Ort.«

»Bah – so lassen Sie Seine Hoheit dort, so lange es Ihnen beliebt, oder geben ihn frei, so bald ich fort bin. Er mag mit seinem Kammerdiener den Weg nach Rom suchen, so gut er kann, nur meine Camariera muß ich mir ausbitten. Der Wagen hat nicht Raum für mehr Personen, wenn wir den Verwundeten fortschaffen sollen.«

»Altezza übt ein Werk wahrer Nächstenliebe,« sagte nicht ohne einen leichten Anflug von Spott der Capitano, indem er der Dame galant die Hand küßte. »Der Signor Luogotenente ist allerdings die geeignetste Person, da er keine Gefahr läuft und dem armen Burschen Hilfe leisten kann. Macht eine Tragbahre aus euern Gewehren, Männer, und legt Eure Mäntel darauf – versäumt keinen Augenblick.«

Die Herzogin war dem Offizier näher getreten. »Wie Sie auch hierher gekommen, Signor,« sagte sie leise, »ich hoffe Ihnen einen Dienst zu leisten, indem ich Sie auf gute Manier von dieser Gesellschaft erlöse, die gefährlich genug ist. Sie werden dafür bis zu meinem Hotel mein Cavalier sein und mir gleichfalls Ihren Schutz gewähren müssen!«

»Mein Leben steht Ihre Hoheit zu Diensten!«

Dem Befehl des Hauptmanns waren die Banditen rasch nachgekommen und hatten den Verwundeten auf eine aus ihren Gewehren gebildete Tragbahre gehoben. Der Mönch wollte ihn mit Gewalt begleiten, ward aber auf einen Wink des Mascherato zurückgehalten. Den Augenblick, als er auf's Neue die Duchessa anbettelte und diese dem Zudringlichen eine Gabe reichte, benutzte der Banditenhauptmann, sich dem jungen Schweizer-Offizier zu nähern.

»Sagen Sie, Sie wären auf der Straße von Albano in die Hände meiner Leute gefallen, und hüten Sie sich vor der Sirene, junger Mann. Um Mitternacht erwartet man Sie an der Thür der Kirche St. Apostoli!«

Er trat zu der Dame. »Erlauben Altezza einem armen Banditen, Sie bis zu Ihrem Wagen zu geleiten?«

»Ich habe mit Ihrer Bewilligung bereits meinen Cavaliere Servente, Signor Capitano,« bemerkte die Herzogin, »aber Sie werden uns verbinden, wenn Sie uns den Weg zeigen wollen.« Sie warf ihre Börse mit hochmüthiger Miene unter die noch versammelten Männer und Weiber, die mit einem »*Evviva!*« antworteten, und stützte sich leicht auf den dargebotenen Arm des Offiziers.

»Tausend Segen über Euer Gnaden!«

»Die Madonna beschütze Eure schönen Augen! *Benedicite!* Wenn Ihr einmal eines nachsichtigen Beichtvaters bedürft, so vergeßt den Bruder Pankratius nicht, Akuschla!«

Die Herzogin achtete wenig auf alle die Segenswünsche, die ihr folgten, und hatte mit ihrem Begleiter ein Gespräch angeknüpft, während der Capitano mit der Fackel durch die Ruinen voranschritt.

Sie folgten dem Weg, den vor einer Stunde der Offizier den Mann in der rothen Toga hatte nehmen sehen, und gelangten bald auf derselben Stelle, an der Gianetto mit dem Gensd'armen vorhin die Wache getheilt, bis er zu dem für ihn so schlimmen Dienst abgerufen wurde, auf die Straße.

Hier stand, von den Banditen umgeben, die den Verwundeten hierher gebracht, der Reisewagen der Herzogin, und an seinem Schlege harrte zitternd in dieser Umgebung die Camariera, während der Postillon bereits im Sattel saß.

Ein Blick überzeugte die Herzogin, daß das Gepäck des Wagens nicht berührt worden war und Nichts fehlte.

»Bei der Madonna, Signor Capitano,« sagte sie lachend, »Sie sind der galanteste Brigand, von dem ich noch gehört habe, und ich werde Sie allen meinen Freunden auf das Beste empfehlen.«

»Altezza lassen uns nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn Sie uns nicht mit anderen Spitzbuben verwechseln!«

»Ich bedauere deshalb, Ihnen so viele Umstände gemacht zu haben. Aber lassen Sie uns den Kranken in den Wagen bringen, damit wir zu Ende kommen.«

Die Männer hoben den in seinem noch immer bewußtlosen Zustand stöhnenden Verwundeten auf und legten ihn, in einen Mantel gehüllt, auf die Kissen des Wagens, der Offizier setzte sich neben ihn, ihn unterstützend, während die Dame selbst, so gut es ging, sich einen Platz suchte.

»*A rivederci* – Signor Mascherato! Mein Lösegeld soll gezahlt werden!«

Der Hauptmann salutirte mit der Hand, die Banditen ergossen sich in Segenswünschen über die Barmherzigkeit der vornehmen Dame, und der Wagen rasselte davon.

Einige Augenblicke schaute der geheimnißvolle Anführer der Banditen dem Wagen nach, dann wandte er sich zu seinen Leuten. Die Sprache des galanten Cavaliers war verschwunden und sein Ton rauh und fest.

»Ruft Gasparo und bringt die Pferde hierher,« befahl er, »Gasparino wird sechshundert Scudi in die Kasse der Bande legen und die anderen sechshundert unter Euch vertheilen! Fort!«

»*Evviva Ruggiero! Evviva il capitano!*« Die Banditen verschwanden unter dem Ruf und dem Schwenken der Hüte.

Eine Viertelstunde später gallopirten zwei Reiter in langen, dunklen Mänteln nach Rom, verließen aber die Appische Straße und ritten durch das Thor am Lateran in die Stadt. –

Der Wagen der Duchessa, von den vier Postpferden gezogen, hatte rasch die Porta San Sebastian erreicht und an den berühmten Thermen des Caracalla vorüber, den Circus Maximus und den Palatin mit seinen Kirchen, Villen, Tempeln und den Ruinen der Kaiserpaläste zur Linken lassend, an dem Colosseum vorbei bog er in die Straße des Forums, und fuhr am Tempel der Minerva in die öden Straßen, welche das Ospedale della Consolazione umgeben.

Die Erschütterung des Wagens hatte den Verwundeten wieder zum Bewußtsein zurück gerufen, und sein leises Stöhnen und die Pflicht, für ihn zu sorgen, unterbrach das Gespräch seiner Begleiter, was die Dame ziemlich ungeduldig zu machen schien.

An der Pforte des Hospitals hielt der Wagen, und der Offizier sprang heraus und lautete an der Glocke des Eingangs, bis der Pförtner erschien.

»Wir bringen einen Kranken, Freund – dort im Wagen,« sagte der Offizier, sein Verlangen durch ein Geldstück begleitend. »Ruft Leute herbei, die ihn mir herausschaffen helfen, und holt einen Arzt oder eine der barmherzigen Schwestern, denn der Mann ist schwer verwundet.«

Der Pförtner verschwand in das Innere des weiten Gebäudes, während die Herzogin gleichfalls den Wagen verließ und, sich auf den Arm ihrer Camariera stützend, vor der Pforte stehen blieb. Der Schein der im Luftzug schwankenden Laternen zeigte ihren Bournous mit Blut befleckt; schauerlich klangen durch die Stille der Nacht das leiser werdende Stöhnen des Verwundeten und seine wieder beginnenden Fieber-Phantasieen.

Aus der Richtung des Capitols her nahten sich die schweren Schritte mehrerer Männer.

»Sie kommen – sie kommen – einen Priester, daß er mich rettet! Wie ihre Augen glühen – zwei auf ein Mal – zwei auf ein Mal – und ich habe nur eine Seele!«

Die Duchessa winkte den Offizier zu sich. »Der Mensch hat in der That seltsame Phantasieen,« sagte sie ungeduldig, »und der stiere Blick seines Auges, selbst im Dunkel leuchtend, machte mir ordentlich Grauen. Mein englischer Reisewagen muß völlig verdorben sein, ich werde ihn nicht mehr benutzen können, und würde fast bedauern, daß ich mich von meinem Mitleid habe hinreißen lassen, wenn es mir nicht zugleich Ihre Bekanntschaft gebracht hätte!«

Die Pforte des Hospitals sprang auf, der Lichtstrom einer Fackel fiel heraus, die der Pförtner trug, zwei Wärter kamen mit einer Bahre, hinter ihnen eine Frau in der dunklen Tracht der barmherzigen Schwestern, den kurzen weißen Schleier über das Gesicht gefaltet, – so blieb sie in dem dunklen Rahmen der Pforte stehen.

Die Männer setzten die Bahre am Wagen nieder, der Eine stieg hinein und sie hoben den Sterbenden heraus und versuchten ihn auf die Bahre zu betten.

Das volle Licht der Fackel fiel auf den jungen Offizier und die Duchessa, die gleichgiltig, ihre Hand auf dem Arm des Cavaliers, auf das traurige Schauspiel niedersah – der Verwundete schien unter den Händen der Wärter während des Heraushebens seine Seele ausgehaucht zu haben, denn der Verband hatte sich bei den Bewegungen gelös't, und er lag blutbedeckt, regungslos und ohne zu athmen jetzt auf der Bahre.

»Kommt hierher, Schwester **Fausta**,« sagte einer der Wärter, »und seht selbst zu! Ich glaube, wir brauchen den Mann nicht erst in den Krankensaal zu tragen, sondern können ihn gleich zur Leichenkammer bringen – der Bursche ist so todt wie eine Ratte!«

Die Blicke des Offiziers und der Herzogin richteten sich bei dem Namen auf die Nonne – sie stand an den Pfeiler der Thür gelehnt, die linke Hand auf das Herz gedrückt, wie von einer innern Bewegung erzitternd.

Dann die Blicke des Kreises auf sich gewendet sehend, richtete sie sich auf und schritt langsam die Stufen des Eingangs, herunter. An der andern Seite der Bahre blieb sie stehen, und mit der einen Hand den Puls des Todten erfassend, schlug sie mit der andern den Schleier zurück.

Jetzt zeigte sich den Blicken des Offiziers und aller Umstehenden das seltsame Schauspiel, unter diesem Schleier und der weißen Stirnbinde der armen Nonne ein blasses, zartes Gesicht zu sehen, das gleich einem Spiegel die schönen Züge der stolzen Herzogin ihr gegenüber zurückgab.

Zug um Zug – bis in's geringste Detail zum Verwechseln gleich, nur zarter, durchsichtiger war das Antlitz der Nonne dem der Herzogin, das Auge von demselben großen Oval, demselben tief dunklen Blau, nur der Ausdruck ein anderer: statt des herausfordernden, stolzen, herrischen Blickes ein demüthiger, schwermüthiger und doch so redender Ausdruck, selbst das wenige Haar, das sich unter der Stirn- und Wangenbinde hervorstahl, zeigte die schwerblonde Farbe der Locken der vornehmen Dame.

»Die Nonne vom Esquilin! – sie selbst!« flüsterte in tiefer Erregung der Offizier. »O, Madonna – habe ich hier das Glück, Euch wieder zu finden? ... «

Ein sanftes, süßes Lächeln erhellte einen Augenblick das ernste Gesicht der barmherzigen Schwester, während sie das Auge zu dem Mann emporschlug, der in so großer Gefahr sein Leben für sie auf's Spiel gesetzt, dem sie damals, zum Kloster flüchtend, nicht einmal zu danken vermocht, und den sie mit der tiefen Erregung eines ihr bis dahin fremden Gefühls schon unter der Pforte des Hospitals erkannt hatte. Aber ehe sie noch ein Wort des Dankes stammeln konnte, machte ein wilder Schrei die Herzen erbeben. Es war, als wenn die Berührung der Nonne eine galvanische Wirkung auf den leblosen Körper des Banditen geübt, so plötzlich zuckte derselbe in die Höhe und richtete den Oberleib krampfhaft empor. Die dunklen gläsernen Augen rollten im Todeskampf gespenstig von einer der Frauen zur andern – der Mund öffnete sich, blutigen Schaum auf den Lippen, die Arme streckten sich, wie abwehrend, weit vor.

»Da steht sie, dort – und da – sie ringen um meine Seele – und dort, zu den Füßen die Dritte! Sie ist's – ich kenne Dich wohl, Teufel mit den verzehrenden Augen und dem lichten Schlangenhaar! Tanzt den Reigen, tanzt den Reigen um mich – Eins – Zwei – Drei – Drei in Einer und Eine in Drei! Liebe mich, Faustine – ich komme! ich komme!«

Ein Blutstrom brach aus seinem Munde – ein elektrisches Erbeben des ganzen Körpers, und zurückfallend auf die Bahre streckte sich der junge Leib – der Bandit war todt! –

Über den Todten hinweg trafen sich die Augen der beiden Frauen, das Auge der Nonne, erschreckt von dem erschütternden Vorgang, und mit einer gewissen Neugier diese Frau betrachtend, von der sie fühlte, daß ein geheimnißvolles Band sie mit ihr verknüpfte; – die Duchessa mit fast feindlicher, drohender Miene diese Rivalin ihrer Schönheit betrachtend, dieses seltsame Spiegelbild, von dem ihr der Ruf erzählt und das unwillkürliche Staunen des Offiziers bei ihrem Anblick im Circus Bestätigung gegeben, zum ersten Mal Aug' in Aug' sich gegenüber.

So standen sie schweigend wohl eine Minute lang sich gegenüber, indeß die Schritte der vom Capitol Herkommenden näher und näher klangen. Dann, während die Nonne langsam in die Knie sank und ein Todtengebet zu murmeln begann, kehrte sich die Duchessa stolz und erregt zu dem Offizier, dessen Auge sie mit nicht mißzuverstehendem Ausdruck auf der Schwester der Barmherzigkeit haften sah.

»Kommen Sie, Signor,« sagte sie rauh, »und erinnern Sie sich gefälligst, daß Sie heute mein Cavalier sind. Wir haben hier Nichts mehr zu schaffen.«

Sie faßte selbst seinen Arm und zog ihn zu dem harrenden Wagen. Als er hinter ihr drein von ihrem Befehl zur Eile gemahnt in denselben stieg und einen Blick nach der Gruppe zurückwarf, sah er vier Männer in lange Mäntel gehüllt bei den Wärtern um die Bahre versammelt, während die dunkle Gestalt der Nonne wie vorhin wieder unter dem Thürbogen des Hospitals stand und unter dem wieder gesenkten Schleier hervor ernst und traurig herüber zu blicken schien.

»Nach dem Palazzo!« befahl die Herzogin; die Peitsche des Postillons knallte und im scharfen Trabe rasselte die Equipage auf dem Weg, den die vier Männer gekommen, davon.

Diese waren neugierig um den Todten stehen geblieben. »Was ist hier geschehen?« fragte der Eine von ihnen.

»O, Signor – etwas sehr Gewöhnliches. Der Mensch hier hat im Streit oder von den Banditen eine Kugel in den Hals bekommen, und die vornehmen Herrschaften haben ihn wahrscheinlich am Weg gefunden und hierher gebracht. Aber er ist uns unter den Händen gestorben, noch eh' der Doctor ihm hinüber helfen konnte, und wir haben jetzt Nichts weiter zu thun, als den Körper in das Leichenhaus zu schaffen, bis er begraben werden kann!«

»Einen Todten? – Das ist, was wir brauchen, Mann,« sagte da der Fremde im Mantel, und wechselte dann einige Worte mit seinen Gefährten. »Es war eben unsere Absicht, aus dem Lazareth einen Leichnam zu holen, und wenn Ihr uns den Burschen, der noch warm ist, überlassen wollt, sollt Ihr ein gutes Trinkgeld erhalten.«

»Aber, Signor – er ist freilich noch nicht im Hospital und geht uns eigentlich Nichts an. Aber zu was?«

»Es braucht ihn ein Arzt! Er will an dem Leichnam eine Probe machen für ein wichtiges, anatomisches Experiment, das ganz Rom kuriren soll. Hier sind fünf Scudi – bringt ihn dort unter den Brunnen und spült ihn ab, und nun zum Teufel sputet Euch, wir haben nicht lange Zeit und nehmen ihn sonst mit Gewalt.«

Wenige Minuten darauf wurde der Leichnam des Banditen in einen von den Fremden mitgebrachten Sack gesteckt und zwei der Männer trugen ihn fort.

Längst schon, ehe der schauerliche Handel begonnen, war die barmherzige Schwester in's Innere des Hospitals verschwunden.

2. THEATRO CAPRANICA.

Die Duchessa hatte, sobald sie allein mit dem jungen Schweizer-Offizier dem Palazzo Borgia zufuhr, die Gelegenheit wahrgenommen, ihn über das Abenteuer mit der Nonne auszufragen, und er erzählte offen den Hergang, wie er zufällig in der öden Umgebung auf dem Esquilin, von einem Besuch der Thermen des Titus kommend, den Hilferuf zweier Schwestern vernommen,

die, von einem Kranken zurückkehrend, nahe der Klosterpforte von fremden Männern überfallen worden wären, die versucht hätten, die jüngere fortzuschleppen. Aber er hütete sich, zu erwähnen, daß er seitdem mehrmals die Kirche des Klosters besucht habe, um die durch seinen Muth Gerettete wiederzusehen.

Dennoch hatte er vielleicht nicht ganz der vornehmen Dame den Eindruck zu verbergen vermocht, den ihre so seltsame Doppelgängerin auf ihn gemacht, und mit jener rasch emporlodernden Leidenschaftlichkeit, die den Frauen des Südens eigen ist, war sie entschlossen, mit der eigenen Schönheit den Kampf gegen ihr Spiegelbild um den schönen Fremden zu beginnen.

Ein Gedanke – diabolisch – wie von unbekannter Macht ihr eingehaucht, durchzuckte ihr Herz.

Ja – so sollte es sein!

Ihre Hand ruhte auf dem Wagenkissen neben der des Offiziers – der warme elektrische Strom der Berührung durchschauerte ihn mit jener magnetischen Sensibilität, die gewisse Frauen zu umgeben scheint.

Das Bild der schönen frommen Nonne verschmolz in seiner Phantasie zu einem mit dem der übermüthigen stolzen Aristokratin.

»Wo wohnen Sie, Signor?« fragte die Herzogin.

»In der Schweizer-Kaserne des Vatican, Altezza.«

»Bene! Sind Sie morgen im Dienst?«

»Bis jetzt nicht, es müßten denn neue Befehle ertheilt sein. Ich habe übermorgen die Wache im Quirinal.«

»So erwarte ich morgen um Mittag Ihren Besuch, mein schöner Ritter,« lud die Herzogin ihn ein. »Ich habe im Laufe des Vormittags einige Geschäfte, die meine schnelle Ankunft in Rom nothwendig machten, – aber meine Leute werden Anweisung erhalten, daß ich zu jeder Zeit Sie empfangen will – vorausgesetzt, daß Sie das Amt meines Cavaliers nicht schon überdrüssig geworden sind.«

»Ich bitte Ihre Hoheit, eines armen Fremden nicht zu spotten!«

Ein leiser Druck der Hand antwortete ihm, während der Wagen in den Theil des Vaticans einfuhr, in dem sich die frühere Villa Borgia befindet. Die Ankunft des Herzogs und seiner Gemahlin war offenbar erwartet, denn der Maggiordomo mit der Dienerschaft empfing sie am Portal und öffnete den Schlag. Die Launen der Herzogin schienen sehr bekannt, und Niemand verwundert, als statt des alten gebrechlichen Gebieters der junge Offizier heraussprang und der Dame die Hand bot.

Erst der Anblick des Blutes, womit der Anzug der Duchessa befleckt war, unterbrach seine Bewillkommungs-Complimente.

»Laß gut sein, Giacomo,« unterbrach die Herzogin lachend seine besorgten Fragen. »Ein Abenteuer ohne Bedeutung auf der Straße nach Albano. Aber es erinnert mich zur rechten Zeit, daß der Herzog schwerlich ein großer Liebhaber von nächtlichen Spaziergängen ist. Laß einen Wagen anspannen und sende ihn nach der Porta-Appia, Seine Hoheit ist mit seinem Pariser Kammerdiener auf der Straße zurückgeblieben. *A rivederci*, Signor, und nochmals meinen Dank für den Dienst!« Die reizende Handbewegung beurlaubte ihren Begleiter, und ein feuriger, in seine Seele dringender Blick kreuzte gleich einer Bezauberung den seinen, als sie in dem Vestibüle verschwand.

Wie unter dem Druck einer schweren Betäubung über alle die seltsamen und wechselnden Eindrücke des Abends wandte der Offizier seine Schritte dem bestimmten Rendezvous an der Piazza-Pilotta zu. Unter dem Gewicht seiner eigenen Gedanken fiel ihm auch das noch mehr als gewöhnliche Leben und Treiben in den Straßen und den Kaffeehäusern nicht auf, obschon es beinahe Mitternacht und die Witterung ziemlich rauh war.

Volkshaufen standen überall zusammen an den Straßenecken und Plätzen, und perorirten über die morgende Wiedereröffnung der Kammern im Palast der Cancellaria. Aus den Kaffeehäusern hörte man Discussionen in den verschiedensten Sprachen, Italienisch, Französisch, Ungarisch, Polnisch, Deutsch und Englisch. Redner traten auf und verlasen die Spottverse der Journale oder die entflammenden Zeitungsartikel Galetti's. Die Straßen wimmelten von Müßiggängern und Politikern aller Art, Geistliche, Soldaten, Bettler, Nationalgarden und Handwerker durcheinander, überall Frauen dazwischen, vornehme Damen und Bürgerweiber mit den Säuglingen auf dem Arm – und jene dunkelen, fremden, unheimlichen Gestalten, die in ruhigen Zeiten Niemand sieht und Niemand kennt, und die – Gott weiß woher – stets da sind, vorverkündend, wie die Sturmvögel, wo ein politischer Sturm sich braut.

Wäre der junge Offizier in einer andern Stimmung und weniger mit seinen eigenen Interessen beschäftigt gewesen, so würde er schwerlich die Verhöhnungen und Schimpfworte geduldig ertragen haben, die beim Vorübergehen aus verschiedenen Gruppen seine Uniform begrüßten, während andere bei seiner zufälligen Annäherung plötzlich die laute lärmende Unterhaltung abbrachen und ihn schweigend nur mit finsternen, gehässigen Blicken vorüber passiren ließen. Die kühne, unbesorgte Haltung, mit der er achtlos seinen Weg fortsetzte, sicherten ihn zwar vor ernsteren Beleidigungen, indeß war doch die feindselige Stimmung so unverkennbar, daß sie auch ihm endlich auffallen mußte und ihn bewog, die kleineren Straßen der Pigna¹ zu wählen und den Corso oberhalb des Venetianischen Platzes zu kreuzen.

Es schlug von der Kirche der heiligen Apostel bereits Mitternacht, als er um den Palazza-Colonna bog, und er beeilte noch mehr seine Schritte, um den bezeichneten Punkt des Rendezvous zu erreichen.

Plötzlich im Vorübergehen an dem tiefen und dunkelen Portal eines Hauses faßte eine Hand seinen Arm und zog ihn in die tiefen Schatten des Porticus.

»Hierher, Signor Riccardo,« sagte eine Stimme, die er als die des Banditenhauptmanns erkannte, »Ihre Uniform ist zu kenntlich und könnte zu leicht hier Aufmerksamkeit erregen. Die Fledermäuse schwärmen bereits.«

In der That bemerkte der Offizier eine Menge dunkle Gestalten, die einzeln aus verschiedenen Straßen kommend, ihren Weg sämmtlich nach der Piazza della Pilotta nahmen.

»Hier, geben Sie mir Ihren Mantel und Ihr Barett – so, nehmen Sie diesen dafür und knöpfen Sie ihn fest zu, damit er nicht im Öffnen die Uniform sehen läßt. Wünschen Sie eine Maske oder eine Kapuze?«

»Zu welchem Zweck?«

»Es muß sein – Sie werden uns begleiten!« sagte eine andere Stimme aus dem Dunkel des Thorwegs, und die kleinere Gestalt seines Gefährten im Circus Caracalla trat näher – er trug einen ähnlichen verhüllenden Mantel, wie der Banditenhäuptling ihm gereicht, und das Gesicht tief in einer Kapuze versteckt, so daß es selbst bei hellem Licht unmöglich gewesen wäre, es zu erkennen.

Erst jetzt bemerkte der Schweizer, daß noch ein vierter Mann bei ihnen war, dessen spitzer Hut und Umrisse der andern Tracht einen der Banditen von der Via-Appia verriethen.

Im Hintergrund des Thorweges hörte man die Bewegungen und das Schnauben von zwei Pferden.

»Geben Sie mir eine Maske, Signor,« entschied der Offizier.

Der Mascherato reichte sie ihm mit einem breiträndrigen, tief herabfallenden Hut.

»Sie schwören heute zu meiner Gesellschaft und müssen Alle Mascherati sein! *Cospetto* – das ist noch nicht dagewesen, ein Offizier der Schweizer als Mitglied der Bande des Ruggiero! Aber

¹Rom wird in vierzehn Riomi oder Regionen abgetheilt, deren eine, ziemlich im Herzen der Stadt, die *della Pigna* ist.

Signor,« fügte er ernster hinzu, »der Gang, den wir thun, hat seine Gefahren und erfordert einige Vorsichtsmaßregeln. Ich verlange zunächst Ihr Ehrenwort, daß – was Sie auch sehen mögen – Sie sich bezwingen, um uns und sich nicht zu verrathen, und daß kein Name einer Person, die Sie etwa erkennen mögen, über Ihre Lippen kommen soll!«

»Geben Sie Ihr Wort,« sagte der Vicar.

»Ich verspreche es!«

»Das soll Sie keineswegs hindern, von Allem, was Sie erfahren, Gebrauch zu machen, um ein Unglück zu verhüten; denn ich sage Ihnen offen, das ist der Zweck, weshalb ich Sie an den Ort führe, den wir betreten werden.«

»Das ist seltsam!«

»Es mag sein, aber Sie werden es mir danken. Wollen Sie Ihr Wort also geben?«

»Ich gebe es!«

»Bene! Nun lassen Sie uns gehen und vergessen Sie nicht, daß wir stumme Zuschauer bei einem Schauspiele sind. Gassparino – Du wirst uns hier erwarten.«

Der Lieutenant der Bande brummte eine unverständliche Antwort, während der Vicar den Mascherato zur Seite zog.

»Ich bin also sicher, daß ich das Portefeuille erhalte? Warum nicht gleich?« fragte er leise.

»Ich habe, was Sie verlangt, hier in der Brusttasche meiner Jacke,« sagte der Räuber. »Sie sollen es haben, sobald wir wieder auf der Stelle sind – bis dahin ist es besser bei mir verwahrt. Doch nun lassen Sie uns gehen, sonst versäumen wir vielleicht das Wichtigste.«

Der Bandit, in einen gleichen Mantel gehüllt, wie seine beiden Begleiter, schritt diesen voran und quer über die Piazza della Pilotta, nach der Seite, an welcher das Theatro Capranical sich befindet.

Wie vorhin strichen einzelne verhüllte Männer an ihnen vorüber und wandten sich nach der Seitengasse, die an dem Theater hinläuft.

Der Offizier bemerkte, daß sie sämmtlich in eine dort befindliche Nebenthür eintraten.

Der Mascherato ging auf dieselbe Thür zu, sie war geöffnet, aber im Innern sperrte eine herkulische Männergestalt den Gang, in den sie führte.

Der matte Schein einer Lampe ließ erkennen, daß dieser gleichfalls verlarvte Mann bis an die Zähne bewaffnet war.

»Wer da?«

»Freunde der Freiheit!«

»Die Loosung?«

»Tod Carrara!«

»Tretet ein!«

Der Offizier war bei dem Paßwort stutzig geworden, die Erinnerung, daß Carrara der Geburtsort seines Oheims, des von den Liberalen Roms so gehaßten Premierministers, war, drängte sich ihm unwillkürlich auf und erinnerte ihn zugleich an die Gerüchte, die er über die geheimen Clubs und Agitationen der Mazzinisten gehört hatte.

Aber es war zu spät, jetzt zurückzukehren – überdies, wenn sein Begleiter diesen Ort betrat! – er folgte rasch den Voranschreitenden.

Über einen kurzen Gang gelangten sie an eine Treppe, die der Mascherato emporstieg – dann stieß er eine Thür auf und sie befanden sich in dem spärlich erleuchteten, fast dunklen Corridor, der um die erste Logenreihe des Theaters läuft.

Der Mascherato wandte sich zur Linken und öffnete eine Seitenloge – er winkte ihnen einzutreten und verschloß dann die Thür.

Das Innere des Theaters bot ein merkwürdiges, unheimliches Bild. Der Zuschauerraum war dunkel, dennoch konnte man in dem Schein, der von der geöffneten und durch mehrere Lampen ziemlich hell beleuchteten Bühne herüberdrang, deutlich erkennen, daß im Parterre und in den

Logen sich eine Anzahl Menschen, theils verlarvt und ver mummt, wie sie selbst, theils das Gesicht bloß durch die Hüte beschattet, bewegten. Aus dem Parterre führten einige Stufen zu dem Podium der Bühne hinauf, und auf dieser befand sich eine große Anzahl von Menschen in unruhigen Gruppen um einen Tisch versammelt, hinter dem eine Art von Rostra oder Rednerbühne errichtet war.

Die Decorationen der Bühne zeigten die Straßen einer Stadt – anscheinend selbst eine Ansicht Rom's. An der ersten Coullisse zur Rechten, also der Loge gegenüber, die der Mascherato mit seinem Begleiter gewählt, waren einige Stufen vorgeschoben, gleich dem Aufgang einer Treppe.

Auf der obersten dieser Stufen, an die Coullisse gelehnt oder festgebunden, befand sich ein bis jetzt nicht erkennbarer Gegenstand, den eine große mit Flittergold besetzte Tischdecke, offenbar aus der Theatergarderobe, verhüllte.

Die Menge auf der Bühne, die in fortwährender Bewegung mit den Gruppen im Parterre wechselte, bestand gleichfalls aus mehr oder weniger ver mummten oder unverhüllten Personen. Um den Tisch in der Mitte saßen vier Personen, zwei davon verlarvt, die übrigen ohne Maske – ein fünfter Platz war leer, der ihn bisher eingenommen, stand eben auf der Rostra – ein Mann in dem schwarzen Gewand der Barnabiten, die dreifarbigte italienische Schärpe um die Brust geschlungen.

»Es ist der Pater **Gavazzi**, der eben spricht,« flüsterte der Bandit, indem er seine Gefährten auf die ersten Stühle der Loge niederzog – »wir werden eine Philippica gegen Österreich zu hören bekommen!«

»Der Abtrünnige! – Der tiefste Kerker der Inquisition gehört ihm,« murmelte der Vicar.

In der That ergoß sich der Strom der Beredtsamkeit des Paters, die damals in den Versammlungen des Coliseo die Massen bewegte, in donnernden flammenden Worten gegen die österreichische Herrschaft, die mit ihren Bayonetten so lange Italien in Knechtschaft gehalten. Eine Schmach für das römische Volk sei es, daß seine Legionen, statt den Po zu überschreiten und den Brüdern in Mailand und Venedig zu Hilfe zu eilen, unthätig die Zeit versäumt und Bologna ohne Schwertschlag dem Feinde überlassen hatten. Es sei Verrath des Volkes – der Papst habe niemals daran gedacht, die Österreicher anzugreifen – man wisse jetzt ganz bestimmt, daß der General Durando im Geheimen den Befehl erhalten habe, bei erster Gelegenheit sich mit den Österreichern zu verbinden – die Vorschläge, die das Ministerium nach Florenz, Rom und Neapel für eine Conföderation Italiens gemacht, sollten nur die öffentliche Meinung täuschen – Graf Rossi denke nicht an ein vereinigtcs Italien, das Statut sei in seinen Händen zu Wasser geworden, seine einzige Absicht sei, die erworbenen Rechte und Freiheiten des Volkes wieder zu unterdrücken und die Souverainetät des Papstes wieder herzustellen! Darum fort mit dem Ministerium, fort mit Rossi, dem Zögling des Verräthers Louis Philipp, dem Slaven der Österreicher, dem Feinde der Freiheit!

Ein donnernder Beifallssturm und der Ruf: Tod dem Unterdrücker! begleitete den fanatisirten Redner – man sah, daß die Versammlung in die richtige Stimmung gebracht war, die schrecklichsten Beschlüsse zu fassen.

Nach dem Pater betrat ein Mann von eleganter Gestalt und Haltung die Rednerbühne. Er trug, wohl mehr zum Schein, eine kurze Maske, denn der Name ›**Galetti**‹ ging sofort von Mund zu Mund.

Der Advokat war der Typus eines Revolutionairs im Frack. Aus dem Volk entsprossen – der Sohn eines Barbiers – vereinigte er mit dem Talent eines gewandten Redners großen persönlichen Muth und einen brennenden Ehrgeiz. Schon in den revolutionairen Bewegungen von 1831 stürmte er an der Spitze einer Freischaar Cento und focht mit den beiden Prinzen Bonaparte bei Rimini gegen die Österreicher. In Cesena verwundet, ergriff er die Flucht, kehrte aber später zurück und stand im Jahre 1843 an der Spitze einer Verschwörung gegen das Leben Gregors XVI. Zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, wurde er aus dem Kerker durch die

Amnestie Pius' befreit, und geberdete sich damals als einer der begeistertsten und dankbarsten Anhänger des Papstes.

Dem aristokratischen Wesen, der eleganten Tournüre des Mannes entsprach die glänzende Beredtsamkeit, mit der er jetzt in scharfen Zügen den Gang der römischen Revolution entwickelte, die Erzwingung des Statuts vom 14. März, die Willkür und Unentschlossenheit des Ministeriums **Ferretti** – seine eigene Verdrängung aus dem Ministerium Mamiani und mit ihr die Entfernung aller wahrhaft demokratischen Elemente, endlich die Pläne zur vollständigen Unterdrückung der Volksrechte durch den neuen Premierminister. Auf diesen, die Cardinäle und den Einfluß der fremden Gesandten wurde von dem gewandten Redner die Sinnesänderung des Papstes geschoben. Dann ging er speziell auf die einzelnen Erlasse Rossi's seit seinem Amtsantritt über und wußte – wie offen und liberal auch das Programm des Grafen gewesen war, der eine italienische Conföderation und die Sicherung der weltlichen Macht des Papstes anstrebte, – mit diabolischer Geschicklichkeit jede Maßregel zu einer Anklage des Volkverraths gegen ihn zu gestalten. Ohne direkt zu einem Angriff gegen den Minister aufzufordern, gab er durch geheimnißvolle Winke und Andeutungen zu erkennen, daß, wenn man dem Grafen erlaube, mit der Deputirten-Kammer zu verhandeln, sein Einfluß auf die reactionairen und schwankenden Mitglieder so bedeutend sein werde, daß die demokratische Partei unmöglich mit ihren Forderungen durchdringen könne.

Die Rede war ein Meisterstück der Anklage und Verdächtigung, um den erhitzten Gemüthern einen Anhalt des Hasses, eine Rechtfertigung eines blutigen Beschlusses zu geben, ohne doch direkt zu einem solchen aufzufordern und seine Schuld auf sich zu laden.

»Hören Sie den Schelm!« flüsterte der Vicar dem Banditen zu, »ich habe es mit angesehen, wie er dem heiligen Vater zu Füßen lag und sich selbst anklagte und schwor, für die Rechte des heiligen Stuhls künftig mit Blut und Leben zu kämpfen, bis der heilige Vater selbst ihm zurief: *basta mio figlio!* und ihn an seine Brust drückte.«

»Ich meine, ehrwürdiger Herr,« entgegnete spöttisch der Bandit, »daß wir in dieser Zeit noch manche merkwürdige politische Veränderlichkeit zu sehen bekommen haben.«

Der Vicar wandte sich rasch gegen ihn um, aber der Mascherato schaute eifrig nach der Bühne. »Signor Galetti,« sagte er, »hat gesäet, aber der jetzt kommt, wird die blutige Saat aufgehen lassen!«

»Der Fürst von Canino! Er selbst.«

Der napoleonische Revolutionair *par force* begann mit jenem nie auf die Römer seinen Eindruck verfehlenden Ausruf der Erinnerungen an die alte Größe Roms, er beschuldigte sie des erbärmlichen Zauderns und Schwankens, jetzt, wo die Zeit gekommen, diese Größe wieder herzustellen, er verlangte die unbeschränkte Souverainetät des Volkes, die Herstellung einer großen italienischen Republik, die Abschaffung der weltlichen Macht des Papstes, zunächst ein demokratisches Ministerium, das mit Aufrichtigkeit an das Werk der Befreiung Italiens von den Österreichern und den Bourbonen ginge und die Revolution in der Lombardei und in Sicilien unterstütze. Er erinnerte an den Tod der Brüder Bandiera und so vieler anderer Märtyrer der Freiheit, an die Kerker der Engelsburg und die Galeeren – dann wandte er sich gegen den jetzigen Premierminister, und indem er ihn als einen Todfeind des Volkes, als einen von Österreich erkaufte Verräther schilderte, der mit dem Feinde unterhandele, um eine starke österreichische Besatzung nach Rom zu ziehen und mit der Macht der deutschen Bayonnette dann jede Errungenschaft des Volkes zu unterdrücken und eine ärgere Knechtschaft als zuvor auf seinen Nacken zu laden, forderte er als das einzige Mittel der Rettung den schleunigen Fall dieses Feindes der Freiheit, die gewaltsame Erzwingung eines vom Volk selbst gewählten Ministeriums, die Vertreibung der Jesuiten und der reactionairen Cardinäle und die Überlieferung der Engelsburg an die *guarda civica*. Der Sieg, selbst in einem Kampf mit den Söldnern des Bourbonen in Neapel und den Österreichern könne ihnen nicht entgehen – er verbürge sich, daß die französische Republik

sich mit ihnen verbinden würde und zehntausend Mann zum Schutz Roms bereit ständen – nur das Signal der eigenen Ermannung müsse gegeben werden in dem Sturz des Feindes. Rom habe den Cäsar nicht geschont, wo es seine Freiheit galt – sollten sie weniger thun an dem Werkzeug eines Louis Philipp und der Habsburger? Tod – Tod dem Verräther Rossi!

Ein donnerndes Jubelgeschrei antwortete dieser ganz im Geist der mazzinistischen Agitation gehaltenen Rede.

Tod Rossi! Tod dem Verräther! scholl es durch den Saal.

Der junge Schweizer Offizier war aufgesprungen, seine Hand suchte den Griff der Waffe, seine Lippen öffneten sich, einen Schrei der Entrüstung und des Protestes hinein zu schleudern in diese fanatisirte Mörderbande – aber die Hand des Banditen drückte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zurück auf seinen Sitz.

»Wollen Sie sich und uns hundert Dolchen überliefern?« sagte der Mascherato streng. »Denken Sie an Ihr Wort, Signor, und seien Sie vernünftig. Wer die Gefahr kennt, kann sich vor ihr hüten, und deshalb führte ich Sie hierher. Nehmen Sie sich ein Beispiel an der Ruhe Ihres Begleiters!«

Die letzten Worte waren nicht ohne eine gewisse Ironie gesprochen. In der That bewies der geistliche Herr, der dieser gegen sein weltliches und kirchliches Oberhaupt so bedrohlich gerichteten Scene beiwohnte, eine merkwürdige Ruhe und Gleichgiltigkeit dabei.

»Bei den sieben Wunden,« sagte er, sich zurücklehnend, »ich möchte wohl wissen, wer der Bursche ist, der so eifrig mit dem Präsidenten dieser höchst achtbaren Versammlung spricht. Seine Vermummung geht noch über die Ihre, Signor Mascherato.«

»Sie errathen den Präsidenten unter seiner Maske?«

»*Cospetto* – wer anders, als Sterbini! aber der Andre?«

»Ich kenne ihn nicht – doch – nehmen Sie das Glas« – er reichte ihm einen Operngucker – »sehen Sie scharf nach seinen Füßen, hochwürdiger Herr – vielleicht finden Sie da einen Fingerzeig.«

»Bei der Madonna – unter dem verschobenen Mantel ein schwarzer Priesterrock.«

»So viel ich weiß,« sagte der Mascherato kalt, »tragen die ehrwürdigen Patres der Gesellschaft Jesu ganz ähnliche Gewänder. *Honny soit, qui mal y pense* – aber wir dürfen Nichts übersehen. Jedenfalls scheint der Signor seinen Zweck erreicht zu haben, denn der Präsident rührt die Glocke.«

In der That gab der Vorsitzende an dem Tisch nach kurzer Berathung mit seinen Gefährten das Zeichen, und ein tiefes Schweigen trat in der Versammlung ein.

Die Mitglieder derselben hatten sämmtlich das Parket verlassen und sich um den Tisch dieses geheimen Tribunals des politischen Mordes gruppiert. Auf den Wink des Mascherato zogen sich die drei Zeugen in der Loge bis in den dunkeln Hintergrund derselben zurück, um desto unbemerkter zu bleiben.

Man hörte jetzt die tiefe Stimme des Präsidenten deutlich bis in die entferntesten Winkel des Saales:

»Söhne Roms – Brüder der italienischen Freiheit und Kämpfer der ewigen Rechte der Völker – es ist der Antrag gestellt, den Feind der römischen Freiheit, Pellegrino Rossi, zu verurtheilen. Wie lautet euer Beschluß?«

Ein einziges Wort – wie ein einziger Laut, hallte durch den Saal:

»**Tod!**«

»Wer für die Todesstrafe ist,« sagte der Präsident, »hebe seine rechte Hand auf!«

Wie durch einen gemeinsamen Willen warfen sich die Hände der Versammlung in die Höhe – nur Galotti war sitzen geblieben und spielte mit der Theaterklingel auf dem Tisch.

»Tod durch gemeinsamen Beschluß – bis auf eine Stimme,« entschied der Präsident. »Und wann?«

»Morgen – wenn der Verräther die Versammlung der Deputirten betritt,« schrie der Fürst von Canino. »Auf seinem Sitz selbst, ehe er sein Gift in die Ohren der Volksvertreter zu säen vermag.«

»Ich protestire,« sagte mit Entschiedenheit der Präsident. »Die Deputirtenversammlung darf nicht durch das Schauspiel einer auch noch so gerechten Hinrichtung befleckt werden.«

»So mag er auf den Stufen der Cancellaria sterben!«

»So sei es. Aber welche Hand übernimmt die Vollstreckung?«

»Das Loos möge entscheiden!«

Die Anwesenden wurden gezählt und man legte 74 Loose aus Papierzetteln in einen Hut. Auf einem einzigen derselben standen die Worte: »Gericht des Volkes« – die anderen waren leer.

Ein ruhiger Beobachter hätte aus den kurzen Vorbereitungen leicht erkennen müssen, daß diese selbst vorgesehen waren.

Als sie beendet, trat Jeder zu dem Tisch und zog einen Zettel.

Zehn waren leer – der eilfte enthielt die verhängnißvollen Worte. Unter dem Ruf: *Evviva Italia!* Tod allen Feinden des Volkes! zeigte der Mann das verhängnißvolle Loos.

Es war ein Mensch von etwa fünfundvierzig Jahren, von großer Gestalt, rothem Bart und wüstem Aussehn. Ciceruacchio umarmte ihn und erklärte ihn für den neuen Brutus Rom's. Alle drängten sich um ihn her, ihm die Hände zu drücken und ihre Rathschläge zu geben.

Dann erscholl die Klingel des Präsidenten und stellte auf's Neue die Ruhe her.

»Es ist nicht genug, daß wir den Arm besitzen, wir müssen auch des Erfolges sicher sein. Hat Jemand einen Vorschlag zu machen?«

»Wir Alle kennen die Lokalität der Cancellaria,« sagte der ungeschlachte Volkstribun. »Ein Theil unserer Brüder muß sich auf dem Platz, ein anderer am Eingang selbst vor den Stufen aufstellen. Wenn der Aristokrat kommt und aus seinem Wagen steigt, drängen wir uns um ihn und Brutus stößt ihn nieder!«

»Aber ich kenne ihn gar nicht!« meinte naiv der designirte Mörder. »Man muß mir ihn zeigen, damit ich mich nicht irre!«

»Ich werde Dir ein Zeichen geben, Bruder,« sagte einer der Verschworenen, ein alter Mann mit ausländischem Gesichtsschnitt und weißem Bart, – »ich werde ihn mit dem Stock auf die linke Schulter schlagen.«

»Warum auf die linke?«

»Das wirst Du später sehen!«

»Welche Centurie der Guarda civica hat die Wache am Palast?«

»Die zweite Centurie der fünften Rioni,« erwiderte eine Stimme aus dem Kreise – »ich büрге für sie.«

»Das ist gut!«

»Es ist nicht genug,« sagte eine gedämpfte, aber dennoch scharfe Stimme. Die Augen wandten sich nach dem Sprecher – es war der Verhüllte am Tisch, der vorhin mit dem Präsidenten gesprochen, und den der Vicar mit so großer Neugier betrachtet hatte.

Dieser schien von dem eigenthümlichen Klang der Stimme merkwürdig berührt. »*Santa Madre di Compostella!*« murmelte er, »was bedeutet das? Sollte er ein doppeltes Spiel spielen?«

»Warum nicht, ehrwürdiger Herr,« fragte eben so leise der Bandit, dem die Worte nicht entgangen waren. »Behauptet man nicht dasselbe von ganz anderen Personen – zum Beispiel von Seiner Eminenz, dem Herrn Cardinal Antonelli?«

Der Vicar fuhr, wie von einer Schlange gebissen, noch einmal zurück und wandte zum zweiten Mal unter der Verhüllung sein scharfes dunkles Auge auf den Banditen – der Mascherato aber schien nur Theilnahme für die Vorgänge auf der Bühne zu haben.

»Es ist der Befehl gegeben, daß eine Compagnie der Karabiniere Spalier bis zum Eingang der Cancellaria bildet – man traut der Guarda civica nicht!«

»Welche Compagnie wird die Wache beziehen?«

»Die zweite!«

»Dann ist der Graf ein todter Mann! Die Offiziere gehören zu den Unseren – die Soldaten werden nicht erscheinen.«

»Aber,« warf eine Stimme ein, »wie nun, wenn der Verräther durch die Gerüchte, die bereits in Umlauf sind, gewarnt wird und die Deputirten-Versammlung nicht in Person eröffnet, oder auf einem andern Wege sich in den Palast begiebt?«

»Wir werden überall Wachen ausstellen!«

»Das genügt nicht – der Einzelne vermag nicht an ihn zu kommen, er würde den Schergen der Tyrannei verfallen.«

»*Demonio!* – Das wäre allerdings ein Strich durch die Rechnung!«

Der Vermummte am Tisch hatte ein Blatt Papier beschrieben und überreichte es dem Präsidenten.

»Lassen Sie dies dem Grafen noch heute Nacht auf irgend eine Weise zugehen oder an die Thür seiner Wohnung heften, und ich bürgе dafür, daß er auf unserm Wege kommen wird – ich kenne ihn!«

Es war der berüchtigte Brief, der den unglücklichen Stolz des Ministers bestärkte und ihn veranlaßte, der Gefahr zu trotzen.

Der Vorsitzende las das Papier; es lautete:

»Ist es wahr, daß Graf Rossi sich von leeren Drohungen hat einschüchtern lassen und morgen nur unter dem Schutz der Bayonnette oder auf geheimen Wegen es wagen wird, die Deputirtenkammer zu betreten? Der Mann der stolzen Worte ein persönlicher Feigling? – Ihre Feinde triumphiren **heute** schon über die Nachricht, **morgen** wird ganz Rom über Sie lachen! Wer einen Staat retten will, sollte wenigstens den Muth haben, dem Pöbelgeschrei die Stirn zu zeigen.«

»Der Teufel oder ein Jesuit hat Ihnen das diktirt, Bürger,« sagte der Präsident, »aber ich glaube selbst, daß es seinen Zweck erfüllt, und es soll morgen früh in den Händen des Verräthers sein. Bürger, die Sitzung ist aufgehoben – morgen um zehn Uhr möge Jeder auf seinem Posten sein, der kein Feiger und kein Verräther an seinem Eide ist!«

»Halt! – ich verlange das Wort!« Die ungeschlachte Gestalt Ciceruacchio's, der noch immer neben dem durch das Loos bezeichneten Mörder und unfern der Coullisse stand, an welcher der verhüllte Gegenstand lehnte, hatte die Hand erhoben zum Zeichen, daß er sprechen wolle.

»Laßt Ciceruacchio reden – den Volkstribun! den Mann der Freiheit!«

»Brüder!« sagte der ehemalige Lohnkutscher, »wir wollen auch gewiß sein, daß der Stoß unsers Bruders trifft. Er muß uns zeigen, daß seine Hand fest und sein Auge sicher ist. Wir sind im Theater – es ist nicht mehr als billig, daß wir eine Probe halten!«

Die zum blutigen Fanatismus entflammte Menge klatschte ihm Beifall. »*Brava!* Die Generalprobe! Schafft eine Puppe herbei!«

»Thorheit,« schrie der Tribun – »was wollt Ihr mit einer ausgestopften Puppe? – Woran lernen die Ärzte die Krankheiten des Körpers heilen?«

»An den Leichnamen!«

»So müssen auch wir an einem Leichnam die Krankheit des Staates heilen lernen! Hier!«

Er warf die Decke von dem verhüllten Gegenstand auf den Stufen an der Coullisse.

Der Kreis wich einen Augenblick in unwillkürlichem Schauer zurück – eine menschliche Gestalt in der Tracht der Gebirgsbewohner stand aufrecht vor ihnen, theils an die Coullisse festgebunden, theils durch Theaterstützen in der Stellung gehalten, als wolle sie eben die Stufen des fingirten Palastes ersteigen.

Die offenen starren Augen, der herabhängende Unterkiefer verkündeten, daß längst alles Leben entflohen, daß eine wirkliche Leiche vor ihnen stand.

Der Mascherato hatte sein Opernglas am Auge. »*Diavolo* – ich will nicht sein, wer ich bin, wenn das nicht Gianetto ist, den heute Abend der Schuß traf! Wie kommt der Leichnam hierher – was haben Sie mit dem Burschen gemacht, Signor Luogotenente?«

Der junge Offizier schauderte – sein scharfes Auge hatte gleichfalls in dem Leichnam den Verwundeten aus dem Circus, den Sterbenden vor dem Thor des Hospitals erkannt.

»Ich weiß nicht, Signor, er starb uns unter den Händen an der Thür des Hospitals – die Wärter versprachen, für seine Beerdigung zu sorgen.«

Der Vicar nahm weder an der Verwunderung noch an dem Gespräch Theil. Seit die Stimme des Verhüllten an dem Tisch des leitenden Comités Eindruck auf ihn gemacht, schien er in ernstes Nachsinnen versunken und kaum die schreckliche Scene auf der Bühne zu beachten.

»*Brava*, Ciceruacchio! Drauf, Brutus – mit einem Stoß! Tod dem Verräther!«

Es war, als ob die Menge sich einbilde, wirklich ihren Feind vor sich zu sehen, – solcher Jubel begleitete den erwählten Mörder, als er mit einem Satz vorsprang und dem Leichnam seinen Dolch von der Seite in die Brust stieß.

Der Stoß war so heftig, daß der todte Körper mit sammt seiner Stellage umfiel, zugleich mit ihm aber stürzte der Mörder, der den Widerstand und die Balance verloren, über den Leichnam her und wälzte sich mit ihm am Boden.

Der Anblick war eben so abscheulich als widrig – nur das Furchtbare nahm ihm den Charakter – des Lächerlichen.

In der That lachten einige Mitglieder der Versammlung, die meisten aber klatschten Beifall und schrieen: »Gut gemacht! Mögen alle Feinde der Freiheit wie dieser stürzen!« Andere hoben den Leichnam auf und untersuchten die Wunde.

»Er hat genug! Mitten in die Seite! Er ist todt wie eine Ratte!«

»Ein Pfuscherstück!« sagte eine scharfe Stimme. Der Vermummte vom Tisch war näher getreten und öffnete die Kleider der Leiche; sein Finger wies kaltblütig auf die Wunde. »Wenn Graf Rossi morgen eine solche erhält, wird er, statt sofort, in acht Tagen die Deputirtenkammer mit einem Antrag auf Belagerungszustand eröffnen. – Der Stoß ist an den Rippen abgeglitten und nicht einmal in die Brusthöhle gedrungen.«

Der Mörder hatte sich beschämt erhoben. »Zum Teufel, Signor, ich that, was ich konnte! Wenn Du's besser verstehst, zeige es mir!«

»Es ist immer ein unsicherer Stoß auf das Herz für einen bloßen Sonntagsjäger,« sagte mit Hohn der Verhüllte. »Für eine ungeübte Hand giebt es eine einzige Wunde, die unfehlbar tödtet.«

»Welche – weisen Sie es mir!«

»Heben Sie den Körper wieder auf und lassen Sie uns ihn in dieselbe Stellung bringen wie vorhin.«

Nach einigen Augenblicken war dies geschehen.

»Jetzt, Bruder,« sagte der Verhüllte zu dem Alten mit dem weißen Bart, »geben Sie diesem Mann das Zeichen!«

Der Alte hob seinen Stock und schlug den Leichnam auf die linke Schulter.

»Der Graf,« fuhr der Verhüllte fort, indem er die That mit dem Wort verband und das Gesicht des Leichnams durch eine Berührung drehte, »wird unwillkürlich den Kopf nach der linken Seite wenden. Diesen Augenblick müssen Sie wahrnehmen. Der Hals ist dann auf der rechten Seite entblößt, die Pulsadern sind gespannt. Zeigen Sie mir Ihre Waffe!«

Der Mörder reichte ihm sein Stilet.

»Ich werde Ihnen eine andere geben, die geeigneter ist!« Er zog unter seinem Mantel ein breites, spanisches Messer hervor und reichte es ihm. »Diese Klinge wird sicherer ihren Zweck erfüllen. Treten Sie ruhig einen Schritt vor – bis an den Grafen heran und stoßen Sie ihm hier unter dem Ohr« – er legte den Finger an die Stelle des Halses, wo die Haupt-Arterie ihre Lage

hat, »von Unten nach Oben das Messer hinein; mit diesem Stoß tödtet der Indianer der Pampas jedes Mal seinen Feind so sicher, wie die Sonne im Osten aufgeht!«

Der Vicar in dem Hintergrund der Loge erhob sich. »Lassen Sie uns gehen, Signor, ich weiß jetzt, was ich wissen will.«

»Einen Augenblick, ehrwürdiger Herr, um unsrer eigenen Sicherheit willen, unsre Entfernung in diesem Augenblick würde Verdacht erregen.«

Der Offizier saß auf seinem Stuhl, die Hände geballt, die Augen drohend auf die schreckliche Scene gerichtet.

Der Mörder war auf die rechte Seite des Leichnams getreten. Mit einer diabolischen Genauigkeit vollführte er den Stoß, das breite Messer durchschnitt von Unten nach Oben die Vene am Halse des Leichnams und drang tief in den Kopf ein.

Ein dunkelrother schmaler Streif zeigte sich um die Wunde, der Leichnam erzitterte von der Gewalt des Stoßes, aber er fiel nicht um, wie vorhin.

»*Brava!*« Der Verhüllte selbst stimmte in den Applaus für den Mörder ein. »Wenn Ihre Hand morgen nicht zittert, werden Sie Rom befreien! Auf Wiedersehn an den Stufen der Cancellaria!«

Gleich als habe ein unsichtbarer Maschinist auf dies Signal gewartet, erloschen im Nu alle Flammen im Innern des Theaters und tiefe Finsterniß erfüllte die Bühne und den Zuschauer-raum.

Der Mascherato erfaßte die Hände seiner beiden Begleiter und zog sie auf den Corridor, der durch eine einzige matte Flamme erhellt war. Dunkle Gestalten drängten sich an ihnen und unter ihnen eilig vorüber, dem Ausgang zu. Die Drei folgten schweigend dem Strom.

Als sie auf der Piazza della Pilotta sich wieder unter Gottes freiem und erfrischendem Himmel nach der Mordscene sahen, athmete unwillkürlich selbst der Mascherato auf.

Der Offizier wandte sich hastig zu ihm. »Signor Capitano,« sagte er in hoher Anfreugung, »ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit gegeben, dies entsetzliche Complot zu entdecken und einen braven Mann zu retten. Leben Sie wohl, und wenn Richard Stämpfli von Stauffenbach je Ihnen einen Dienst leisten kann, so wenden Sie sich an mich.«

»Wohin?«

»Zu meinem Oheim – ihn zu warnen, ihm die gräßliche Verschwörung zu entdecken und morgen mit meinen Vettern an seiner Seite zu sein.«

Der Vicar legte die Hand auf seinen Arm. Er hatte bisher tief nachdenkend geschwiegen, schienen aber jetzt zu einem Entschlusse gekommen zu sein. »Einen Augenblick, Signor Luogotenente. Bedenken Sie, daß Sie im Dienst sind. Die Warnung an Ihren Oheim und die Verhütung des Unglücks übernehme ich. Ich danke Ihnen gleichfalls, Signor Mascherato, und bitte Sie jetzt, unser andres Geschäft zu beenden.«

Der Capitano lud den Geistlichen mit einer Handbewegung ein, zur Seite zu treten. Sie waren wieder in dem Thorweg, in welchem der Bandit mit den Verhüllungen auf sie gewartet, und legten diese ab.

Der Mascherato und der Vicar traten in den Porticus des Hauses, wo der Offizier sie weder sehen, noch hören konnte.

»Wollen Sie mir nun das Portefeuille aushändigen? Hier ist das Geld, Capitano,« sagte hastig der Vicar.

Ruggiero zog aus der Brusttasche ein Packet zusammengebundener Briefe und überreichte sie dem Geistlichen.

»Wie – warum nicht das Portefeuille? – wie kommen Sie zu diesen Papieren?«

»Beruhigen Sie sich, ehrwürdiger Herr – es sind gerade diejenigen, die Seine Eminenz der Herr Cardinal Antonelli um jeden Preis zurückzürhalten wünscht. Ich habe unter meinen Leuten Einen, der sich vortrefflich selbst auf die feinsten Schlösser versteht, und da das Portefeuille der

Frau Herzogin außer den politischen Dokumenten auch Papiere von zarterm Interesse enthielt, so sah ich keine Nothwendigkeit, das Ganze zu stehlen.«

»Wie – so wissen Sie, was diese Papiere enthalten?«

Der Mascherato verbeugte sich spöttisch. »*Certamente!* Wie hätte ich sie sonst auswählen können. Es ist die frühere Correspondenz des Herrn Cardinal mit Admiral Settimo und dem Revolutions-Comité in Neapel und Palermo, von der Indiscretion jener Staatenverbesserer der Nichte Seiner Heiligkeit sicher in die Hände gespielt, seit Seine Eminenz sich wieder der reactionairen Partei zugewendet. Die Papiere könnten allerdings sehr unangenehm compromittirend für den Herrn Minister in den Augen nicht bloß des heiligen Vaters, sondern aller legitimen Souveraine Europa's werden, da sie über die Anwendung gewisser Summen seltsamen Aufschluß geben.«

»Unglücklicher! Sie reden sich um Ihren Kopf!« Der Vicar hatte hastig die Papiere durchblättert und gezählt. »Es fehlt ein Brief – der wichtigste von allen!«

»Fürchten Sie Nichts, ehrwürdiger Herr! Der Brief war dabei – aber ich habe mir erlaubt, ihn zurückzubehalten. Er ist hier! Die Frau Herzogin wird bis zum letzten Augenblick nicht einmal merken, daß diese Papiere ihr aus den Händen escamotirt worden sind, so geschickt sind andere in den Umschlag practicirt.«

»Geben Sie mir den Brief! Tausend Scudi dafür!«

»Ich bin ein Liebhaber von Autographen, ehrwürdiger Herr, und die Handschrift des Herrn Cardinals fehlt in meiner Sammlung!«

»Zweitausend – fünftausend Scudi! aber den Brief!«

»Auf Ehre – Sie lassen mich sehen, wie schlecht Ruggiero den Vortheil seiner sehr unheiligen Congregation gewahrt hat! – Doch ohne Scherz! Das Wort des Mascherato bürgt Ihnen dafür, daß der Brief in keine andere Hände kommt, aber Sie selbst haben mich darauf aufmerksam gemacht, daß er meinen Kopf sichert! Und somit Gott befohlen, ehrwürdiger Herr!«

Der Bandit verschwand mit einer spöttischen Verbeugung um die Säulen – der Vicar schien außer sich. »Signor Riccardo! her zu mir!«

Im nächsten Augenblick war der Offizier an seiner Seite »Was befehlen Sie – Excellenza?«

»Wollen Sie es wagen, den nichtswürdigen Räuber zu verhaften?«

»Den Mascherato? – wie? der so eben ... «

»Ihn selbst – doch nein – es sind ihrer Zwei! Man würde Sie überwältigen. Ihre Pistolen – verstehen Sie ein Ziel zu treffen?«

»Ich schieße ein Fünffrankenstück aus den Fingern!«

Von dem Thorweg her klangen Hufschläge – zwei dunkle Reitergestalten nahmen die Rosse zusammen.

»Er ist der erste – schießen Sie ihn herunter – das Capitainspatent, wenn Sie ihn treffen!«

»Wen? – den Mascherato – nimmermehr!«

Die Reiter waren dicht an ihnen.

»Feiger Thor! wenn ich befehle!« – Der Vicar riß stürmisch das Pistol aus der Hand des zögernden Soldaten, hob es und feuerte.

Der Mascherato lachte spöttisch auf. – »Bemühen Euer Eminenz nicht die alten Gewohnheiten, die Kugeln sind aus den Läufen gezogen! – Ihren Segen, **Cardinal Antonelli**, und kommen Sie glücklich in's Quirinal!«

Die Reiter galoppirten über den Platz die Straße hinauf nach der Fontana di Trevi. Der Priester schleuderte die nutzlose Waffe von sich, und mit einer gewaltsamen Anstrengung sich fassend, hüllte er sich in seinen Mantel und winkte seinem Gefährten.

»Begleiten Sie mich zum Quirinal, Signor, dann ist Ihr Dienst zu Ende!«

3. EIN REVOLUTIONAIR AUF DEM THRONE!

Es giebt eine doppelte Krone in Europa – es ist die **Tiara!**

Der, welcher sie auf seinem Haupte trägt, das von der Weisheit des höhern Lebensalters gebleicht sein muß, hat sein Auge nicht bloß über die materielle Wohlfahrt des Volkes, das ihm seine Brüder, die Fürsten, für den irdischen Glanz gegeben, wachen zu lassen, sondern über die Seelen von Millionen, so weit die Erde bewohnt ist.

Es ist eine große und schwere – aber erhabene Aufgabe. Die Weltgeschichte lehrt, da auch auf den Thronen nur Menschen sitzen, wie oft diese gewaltige Macht mißbraucht und die Herrschaft zur Knechtung geworden ist. Es haben auf diesem Fürsten- und Weltthron, den man den heiligen Stuhl nennt, seit den fünfzehn Jahrhunderten seines Bestehens viele erhabene Geister gesessen, Männer der Weisheit, Männer der Thatkraft, der Intelligenz, des Stolzes, der Tyrannei, des Verbrechens, der Schwäche und des Fortschritts, aber nie, bis zu der Zeit Pius des Neunten, ein Mann der Revolution.

Der Kampf um die Herrschaft zwischen Demokratie und Thron ist auf diesem Boden so alt fast, als er Rom heißt. Die Geschichte – jene gewaltige Lehrerin, die Cassandra der Welt – lehrt, daß auf die Throne die Republiken folgen, und aus den Republiken die Throne hervorgehen.

Die Republik ist die Regierung von Unten nach Oben – die Krone die Regierung von Oben nach Unten. In Vulkanen explodirt das ewig thätige Feuer von Unten her und sprengt Alles, was über ihm ist, auseinander! Im Gewölbe des Hauses hält der Schlußstein das Ganze. Man kann die Spitze der Pyramide durch eine neue ersetzen, wenn die Wetter des Himmels die alte abgeschlagen, aber man kann die Grundlagen des Baues nicht verändern, ohne daß das Gebäude zusammenstürzt.

Das Königthum ist von Gott eingesetzt mit all' seinen Schwächen, Größen, Mängeln und Vorzügen, weil Menschen die Erde bevölkern; wären die Menschen Engel, so wäre die Republik die Einsetzung Gottes!

In der ewigen Bewegung, in dem ewigen Kampfe allein ist Leben – in der unbedingten Ruhe ist Tod.

Es sei ferne von uns, den Völkern das Recht des ewigen Ringens, des ewigen Kampfes abzusprechen, – ein Volk, das nicht nach Rechten strebt, ist ein verkommendes, ein todt's! – Aber wir sprechen Denen, welche Gott auf die Throne gesetzt hat, das Recht ab, der Revolution entgegen zu kommen. Das muß das Gleichgewicht des ewigen Kampfes stören.

Der General, dem eine Festung anvertraut ist, muß sie vertheidigen zur Ehre und zum Heil der Sache, der er dient. Es ist gleich, ob er siegt. Aber öffnet er dem anziehenden Feind freiwillig die Thore, so ist er ein Verräther an dem anvertrauten Posten, und die Verachtung und der Hohn der Gegner begleiten ihn. Vertheidigt er seinen Posten Schritt um Schritt, verliert er Schritt um Schritt, so wird ihn der Feind achten, und er wird mit fliegenden Fahnen abziehen aus den zerstörten Mauern, wenn er nicht Sieger sein kann, oder unter den stürzenden Trümmern wird er ein Heldengrab finden.

Das Recht der Könige und das Recht der Völker – sie **beide** stammen von **Gott** – und darum hat Gott den ewigen Kampf eingesetzt, daß aus diesem Ringen das Leben der Völker hervorgehe. Wer aber seinen Posten verläßt, der handelt gegen die Bestimmung Gottes!

Die Verhältnisse der Italiener lassen sich nicht mit dem Maaße anderer Nationen messen. Wie in der Familie, in der Kommune es stets Naturen geben wird, die nach besonderen Normen behandelt werden müssen, so auch unter den Völkern. Es giebt unbestritten Völker, denen Freiheit ein Fluch wird, die, ohne Kette, sich selbst zerreißen.

Es ist traurig, aber es ist unläugbar!

Zu diesen Völkern gehören in der Geschichte Europa's die Italiener und die Polen.

Die Nothwendigkeit der sichernden Kette ist nicht mit der Nothwendigkeit des Kettendrucks, der Unterdrückung der Nationalität und des Individuums verknüpft. Das ist freilich der Punkt, an dem die Weisheit der Regierenden schon so oft gescheitert ist.

Bei allen glänzenden Eigenschaften der Italiener als Individün und allen schlechten Eigenschaften als Nation läßt sich nicht verkennen, daß über der Nation das Individuum schlecht behandelt worden ist.

Die Regierung vieler italienischer Fürsten, vieler Päpste, ist nicht eine moralische Stärkung und Reinigung der Nation, sondern eine schmähhliche Knechtung der Individün gewesen!

Nicht ruhige feste Kraft und Herrschaft, aber wohl Tyrannei und Druck steigern stets den Geist der Rebellion.

Wer möchte darum läugnen, daß eine schlimme Saat jetzt die schlimme Ernte hervorgerufen! Es hätte eine weisere und eine festere Hand bedurft, als die des neunten Pius, um den italienischen Staaten eine heilsame Freiheit zu geben. So ist sein bestes Wollen zum Peter von Amiens geworden, der den neuen Kreuzzüglern den Weg nach dem gelobten Lande der Freiheit zeigte, das zum Wüstengrab Aller ward!

Wer dem Strome die Schleuse öffnen will, muß seiner festen Hand sicher sein, um das Werk regieren und zur rechten Zeit schließen zu können.

Pius IX., Johann Maria Graf von **Mastai-Ferretti**, folgte 1846 auf dem Stuhle des heiligen Petrus seinem Vorgänger Gregor XVI.

Dieser war ein Mann der starrsten orthodoxen Richtung in kirchlichen Dingen wie in der politischen Herrschaft gewesen, ein Freund der Jesuiten, die er in Frankreich und in der Schweiz beschützte, während er in Baiern die Benediktiner wieder einführte, ja in Sardinien selbst wieder die Inquisition. Mit österreichischen und französischen Bayonnetten und einer grausamen Härte waren die zahlreichen Aufstände im Kirchenstaat unterdrückt, unter dem Einfluß der Cardinäle Bernetti und Albani die Abstellungen der schreienden Mißbräuche verweigert und verschleppt worden, und selbst mit dem Auslande – mit Preußen in dem bekannten Streit wegen der gemischten Ehen und der Maßregeln gegen die Bischöfe Droste und Dunin – mit Portugal und Spanien wegen der Reformationen – mit Rußland wegen der Rückkehr von drei Millionen Unirter in den Schooß der griechisch-katholischen Kirche – mit der Schweiz wegen der Klostersaufhebungen – befand er sich in fortwährenden Zerwürfnissen.

Was Wunder, daß nach dieser Zeit grausamer und harter Erfahrungen der milde, wahrhaft fromme, aber leider schwankende und schwache Pius IX. von den Italienern mit Jubel begrüßt, daß der gute Wille zu bessernden Reformen als Bruch mit der Vergangenheit, als Mittel für die ausschweifendsten Wünsche und Ziele mit jener leidenschaftlichen Überstürzung betrachtet wurde, die dem italienischen Volke so eigen ist.

Es hätte einer festern Hand, eines energischern Charakters bedurft, um diese mit der Entwicklung der Zeit und der bürgerlichen Gesellschaft nothwendigen Reformen allmählich und ohne Umsturz alles Bestehenden einzuführen.

Pius hatte keine schwere Schule der Erfahrung in seiner Jugend durchgemacht, das Schicksal hatte ihn immer begünstigt, und seine stete Beschäftigung mit dem Armenwesen hatte ihn wohl die Leiden des Volkes, nicht aber die gefährlichen Eigenschaften seiner Landsleute kennen gelehrt.

Sein erster Schritt war eine Amnestie, die Wahl einer liberalen Umgebung und das Versprechen gründlicher Reformen in der Verwaltung.

Der Jubel des römischen, ja des ganzen italienischen Volkes war unermeßlich, der Name Pius war der Feldruf des Liberalismus, die Loosung der entfesselten Revolution! Mit dem Namen des Papstes wurde ein förmlicher revolutionärer Cultus getrieben, von den Alpenpässen bis zum Cap Passaro feierte der *Canto di Pio nono* die neue Zeit.

Jeder erinnert sich der mächtigen Bewegung, dieses drängenden Stromes, der im Jahre 1847 durch die Geschichte der europäischen Nationen zu rauschen begann und im Jahre darauf die Ufer überfluthete.

Solche Bewegungen, solche Strömungen kehren von Zeit zu Zeit in der Geschichte der Welt wieder: Die Völkerwanderung – die Reformation – der Napoleonismus gehörten zu ihnen, die Gegenwart fügte dazu den Republikanismus.

Wer läugnen wollte, daß der Kampf der Gegenwart, die Bewegung der Geister im Grunde einzig auf diesen hinaus läuft, ist ein Thor oder ein Blinder. –

Der Bildung einer beratenden Staatsconsulta im April 1847 folgte, die Errichtung der *Guarda civica*, der Bürgergarde, jenes Soldatenspielen des Volks, das die Autorität der Waffen schwächt und die Willkür der Massen souverain macht, während es den Bürger demoralisirt.

Es giebt nichts Lächerlicheres und nichts Gefährlicheres, als die Bürgergarden!

Der Nimbus der Tiara schwand unter dem cordialen und an und für sich so lobenswerth humanen Verkehr des Papstes mit dem Volke.

Aus den Hoffnungen und Wünschen ehrlicher Reformfreunde wuchs das Drängen der Revolutionaire über Nacht empor, und die Wogen der Forderungen schlugen über dem Haupte des wohlwollenden und schüchternen Reformers zusammen, dem es an der Kraft und Entschlossenheit fehlte, sie gleich dem zur selben Zeit emportauchenden politischen Rivalen zu dämmen und zu nützen.

Wer die schwankende Brücke betreten, darf den Fuß nicht zaudernd auf der Mitte zurückhalten und das Auge furchtsam in den Abgrund senken. Die Gefahr wächst an dem Zaudernden empor, der Schwindel erfaßt ihn, der Halt unter seinem Fuß entweicht, und statt das lachende Ufer zu erreichen, verschlingt ihn der schäumende Strudel, wenn ihn nicht die Hand eines Furchtloseren hält.

Und auch dann wird er diesem selbst oft zum Verderben und reißt ihn hinab in die Tiefe.

Angeregt von seinem eigenen mißverstandenen Eifer loderte rings um ihn her die Revolution in lichten Flammen auf, während ihn noch gewissermaßen die Sympathie der Initiative schützte, brach der Kampf der streitenden Gewalten in den anderen italienischen Staaten los. Die revolutionaire Propaganda von London – begünstigt durch die selbstsüchtige Politik und die Intriguen des Bonapartismus – hatte jahrelang das Feuer des Hasses gegen die österreichische Herrschaft in Italien und die Bourbonischen Throne, diese politische Alliance dreier Jahrhunderte, geschürt.

Wir haben bereits zu Anfang des zweiten Bandes in flüchtigen Zügen den Gang der italienischen Revolution geschildert, die den europäischen Reigen eröffnete, weil hier der wahre Boden des Republikanismus war und stets sein wird.

Dem bewußten Drängen der Demokratie gegenüber mußten die unklaren Bestrebungen des Papstes bald dieser die Zügel überlassen. Die Rollen wechselten, nicht Pius IX. machte Reformen, sondern die republikanische Propaganda drängte sie ihm auf. Noch brauchte sie der Masse gegenüber das Schild seines Namens und des Namens der Kirche, aber die Macht war bereits in ihrer Hand und zagend – erschreckend – erkannte der Papst die Gefahr.

Zu spät!

Das Statut vom 14. März, wie die römische Constitution genannt wurde, war bereits keine freiwillige Reform des Papstes mehr, sondern ihm aufgedrungen, – das liberale bürgerliche Ministerium Mamiani, das die bisherige klerikale Regierung ersetzte, bereits ein Zwang.

Wir haben in diesem Stadium unsrer Darstellung einem Manne einige Worte zu widmen, der berufen ist, in dem zweiten Untergang des römischen Reichs eine nicht unwichtige Rolle zu spielen.

Wir haben bereits den Cardinal **Giacomo Antonelli** dem Leser genannt.

Von dunkler, ja anrühiger Herkunft, – der Cardinal ist, wie erwähnt, am 2. April 1806 in dem Banditennest Sonnino, an der neapolitanischen Grenze, geboren – aber von der Natur mit großen geistigen Fähigkeiten begabt, ward er bei der Zerstörung des Raubnestes gleichfalls aus seiner Heimath entfernt und trat nach verschiedenen mehr interessanten, als moralisch sehr würdigen Abenteuern und Stellungen, um der Verfolgung für eines dieser Abenteuer zu entgehen, in Rom in das große Seminar, wo ihn sein Ehrgeiz und sein scharfer Verstand bald auszeichneten.

Gregor XVI. wurde auf ihn aufmerksam, erkannte in ihm ein schmiegsames und dennoch energisches Werkzeug seiner eigenen Pläne, zog den jungen Priester in seine Nähe und bestimmte ihn für die staatsmännische Laufbahn.

Antonelli wurde zum Prälaten erhoben, Delegat in verschiedenen Orten, 1841 schon Unterstaatssecretair in der Verwaltung des Innern, und 1845 Großschatzmeister oder Finanzminister an des Cardinal Tosti Stelle.

Unter der Regierung Gregor's ein eifriger Vertreter des geistlichen und weltlichen Despotismus, und deshalb von seinem Beschützer eben so geliebt, wie von der liberalen Partei gehaßt, hatte der Nachfolger Gregor's kaum den päpstlichen Stuhl bestiegen und seine Absicht zu liberalen Reformen kund gegeben, als Antonelli ihr eifrigster Beförderer wurde, und mit der liberalen Partei sehr intime Verbindungen anknüpfte, ja man behauptet, daß er mit Mazzini selbst in Unterhandlungen gestanden über die Vereinigung von ganz Italien unter der päpstlichen Fahne und diese sich nur an den beiderseitigen Forderungen zerschlagen haben.

Genug, der Einfluß, den seine Geschmeidigkeit auf den Papst gewonnen, steigerte sich bald zu einer wirklichen Herrschaft, die er jedoch mit dem Pater **Vaures**, dem Beichtvater des Papstes, theilen mußte.

Dieser Mann, dessen Name fast stets hinter den Coulissen geblieben ist, und der doch einen so bedeutenden Einfluß auf die Geschicke Italiens geübt hat, war im Stillen der stete und eifrige Vertreter des Jesuitismus bei dem heiligen Vater, und seinem Einfluß auf das schwache und furchtsame Gemüth des Papstes ist die Reaction zuzuschreiben, die Antonelli nur zu benutzen verstand.

Am 12. Juni 1847 hatte dieser den Cardinalshut erhalten und war zuerst in den Ministerrath eingetreten, mit dem Pius seine politischen Reformen begonnen hatte. Das Widerstreben des Cardinal-Collegiums wurde nicht ohne seinen Antheil durch die Februar-Revolten beseitigt und auf seinen Betrieb im März 1848 die Bildung des gemischten Ministeriums aus sechs bürgerlichen und drei geistlichen Mitgliedern durchgesetzt, in dem er die Präsidentschaft erhielt. Während der Papst am 14. März ein Staatsgrundgesetz, das Statut, erließ, schmeichelte sein Minister der nationalen Stimmung, und schickte, ohne bestimmte Instruction, die 10,000 Mann starke päpstliche Armee, unter den Generalen Durando und Ferrari, an die nördliche Grenze, wo das Corps zur Unterstützung der Pimontesen gegen die Österreicher in die Lombardei einrückte.

Aber hier trat der Wendepunkt der ehrgeizigen Politik des Cardinals ein.

Die Demokratie begann ihre Macht zu fühlen, ihre Führer strebten selbst das Ruder der Gewalt zu ergreifen, man warf das Werkzeug zur Seite, und der Cardinal begriff, daß er eben nur dieses und nicht der Leiter der liberalen Partei gewesen, ja daß man nur auf die Gelegenheit warte, sich seiner zu entledigen.

Er ließ es daher zu, daß der Einfluß der österreichischen Partei, die so geschickt und consequent von dem Pater Vaures vertreten wurde, bei dem Papst wieder Fuß gewann, und billigte die Capitulation der römischen Truppen am 16. Juni 1848 zu Vicenza, und das öffentliche Verdammungsurtheil des Papstes über den Krieg gegen Österreich und die Betheuerung, daß er die Truppen nicht zur Bekämpfung Österreichs abgesandt habe.

Aber obschon der Cardinal sehr vorsichtig sich bei diesem Schritt im Hintergrund gehalten, war der Unwille des römischen Volkes bei diesem Abfall von der nationalen Sache doch so

drohend, daß Antonelli mit seinen Collegen freiwillig das Feld räumte und einem liberalen Ministerium Mamiani Platz machte.

Von diesem Augenblick an begann der Cardinal sein Spiel im Stillen, und ohne entschieden mit der liberalen Partei zu brechen oder zu der österreichischen überzugehen, wußte er doch eine Menge Ereignisse zu benutzen oder herbeizuführen, um der neuen Regierung Verlegenheiten zu bereiten.

Das Ministerium Mamiani, gedrängt von den Mazzinisten und den ausschweifenden Forderungen der Führer der Revolution, beschränkt von dem durch Vaures und Antonelli angespornten Widerstand des Papstes, vermochte sich nicht zu halten und fiel, verdächtigt von den Liberalen, gehaßt von der päpstlichen Partei, und die Österreicher rückten in Bologna ein.

Nach dem eben so haltlosen Ministerium Fabbri hatte der Cardinal, der wohl begriff, daß seine Zeit noch nicht gekommen, den Grafen Rossi, als den geeigneten Mann für das Ministerium, vorgeschlagen. **Pellegrino Rossi**, aus Ferrara gebürtig, seit 1816 als politischer Flüchtling in Genf und Frankreich lebend, war durch das besondere Vertrauen des Bürgerkönigs vom Professor zum Staatsmann gemacht worden, und hatte als Gesandter in Rom in der Jesuitenfrage der französischen Regierung den Sieg errungen. Der Graf war deshalb von den Jesuiten schwer gehaßt, aber deshalb keineswegs von den Radikalen geliebt, da er sich offen gegen ihr Treiben erklärte und die Autorität des Papstes vor Allem geschützt wissen wollte.

Diesen Mann, energisch und furchtlos bis zur Tollkühnheit, ehrlich, aber barsch und rauh, und deshalb unbeliebt, hatte der Cardinal ausersehen, um den Republikanern und der österreichischen Partei in gleicher Weise die Spitze zu bieten und die Herrschaft des päpstlichen Stuhls wieder herzustellen, unter der er selbst ohne Gefahr die Leitung wieder übernehmen könne.

Die ehrliche, energische Natur Rossi's drohte aber, es wie der Ehrgeiz der Republikaner zu machen, und hatte bereits in mehreren Dingen die Unterordnung unter die Pläne und die Leitung des Cardinals verweigert.

Es standen demnach in diesem Augenblick vier Parteien in Rom im offenen oder geheimen Kampf einander gegenüber:

Die Radikalen und Mazzinisten, welche die Aufhebung der weltlichen Herrschaft des Papstes, die Vertreibung der Österreicher und die Vereinigung von ganz Italien zu einer Republik oder mindestens zu einem constitutionellen Staat in der lenkbaren Hand Carlo Alberto's wollten;

die österreichische oder päpstliche Partei, welche die Unterdrückung der Revolution mit Gewalt, die Sicherung der bourbonischen Throne in Italien und die Souverainetät des Papstes unter österreichischem Schutz verlangte;

das Ministerium **Rossi**, gewillt, sich auf das Bürgerthum und eine constitutionelle Verfassung zu stützen, ehrlich, aber beiden extremen Parteien verhaßt;

der Cardinal Antonelli mit seinen Geschöpfen – bereit, von jeder Schwankung der Ereignisse Nutzen zu ziehen, mißtrauend den Liberalen, die ihn durchschaut, voll Besorgniß vor den Conservativen, die er verlassen, aber ohne Princip, als das des Grolls für die getäuschten Erwartungen.

Diese Einleitung war nöthig, um an dem großen Herd der europäischen Revolution die nachfolgende Scene in allen ihren Nuancen zu verstehen.

Es war Mittag eilf Uhr; die Straßen von Rom waren gefüllt nicht blos mit jenem öffentlichen Leben, das in Italien eine so große Rolle spielt, sondern mit dem unheimlichen Wogen der politischen Erregung.

Als der Cardinal aus den Gemächern trat, die er im Quirinal bewohnte, fand er im Vorgemach die hagere, braune Gestalt des Abbé Corpassini seiner harren.

Der Cardinal warf einen scharfen, prüfenden Blick auf seinen seitherigen Vertrauten und Unterhändler, aber das schlaffe verschlossene Gesicht blieb selbst für den feinen Beobachter unverändert, und mit der ruhigen Unterwürfigkeit und Demuth, die gewöhnlich sein Wesen ausmachte und seine scharfe, harte Stimme milderte, näherte der Pater sich seinem hohen Vorgesetzten.

»Gott und die Heiligen mögen den Weg Eurer Eminenz segnen,« sagte der Jesuit. »Ich erwartete Eure Eminenz, um zu fragen, ob Sie mir vielleicht noch einen Befehl zu ertheilen haben.«

»Begleiten Sie mich, Pater Antonio.« Er schritt ihm voran durch eine Zimmerreihe und den Corridor, welcher die Gemächer Seiner Heiligkeit des Papstes auf der Seite nach den Gärten zu begrenzte, wohinaus auch das Gemach liegt, in welchem der Papst gewöhnlich Damen Audienz ertheilt.

An dem letzten Fenster des Corridors vor dem Zugang in die Vorgemächer, an welchem zwei Wachen standen, blieb der Cardinal stehen und winkte dem Priester-Secretair, zu ihm in die breite Nische zu treten, von der aus sie einen der inneren Höfe des Quirinals übersehen konnten und vor den Beobachtungen der Personen, die sich im Corridor aufhielten, geschützt waren.

Zwei Wagen standen im Hof, der Cardinal erkannte an den Livreen der Lakaien die Equipagen des spanischen Gesandten Martinez de la Rosa und des bairischen Grafen Spaur.

»Wer ist bei Seiner Heiligkeit?«

»Seine Excellenz der Herr Ambassadeur Ihrer Allerkatholischsten Majestät.«

»Und die anderen Mitglieder der geheimen Consulta?«

»Sie sind versammelt bis auf den Minister-Präsidenten und Cardinal Righetti.«

»Weswegen hat man diesen Salon zur Conferenz gewählt?«

»Euer Eminenz wissen vielleicht schon, daß die Frau Herzogin von Ricasoli gestern Abend von Neapel hier eingetroffen ist. Der heilige Vater soll wahrscheinlich seine Nichte nach der Conferenz empfangen. Man sagt, daß der Herzog, ihr Gemahl, auf der Appischen Straße von Banditen festgehalten oder verwundet worden sei.«

»Der gestrige Abend scheint reich an Abenteuern in Rom gewesen. Ich ließ Sie vergeblich suchen, Pater Antonio.«

Der Jesuit verbeugte sich. »Ich erlaube mir, daran zu erinnern, daß Euer Eminenz um die Stunde des Ave mir sagten, daß Sie meiner nicht weiter bedürften. Ich habe meine Zeit den Angelegenheiten des Collegiums gewidmet.«

Ein leichter Zug von Spott flog über die markirten Züge des Cardinals bei dieser echt jesuitischen Antwort.

»Man sagt mir, daß Sie zu Ihren vielen Pflichten auch noch die Erziehung eines Knaben sich aufgeladen, den Sie aus der Propaganda zurückgenommen und dessen Talente Sie selbst zu einer künftigen Stütze der Kirche ausbilden wollen.«

Der Jesuit konnte sich nicht enthalten, auf den Kirchenfürsten einen kurzen beobachtenden Blick zu werfen. Diese Beschäftigung mit einer so unwesentlichen Sache in diesem Augenblick war ihm ein Räthsel.

»Der Knabe – ein Verwandter von mir,« sagte er, »war nur während der Zeit, daß ich mich in Mexiko und auf Reisen befand, in dem Collegium, aus dem schon so Großes für unsre heilige Kirche hervorgegangen.«

»Richtig – Sie waren drei Jahre in Amerika! Ich habe die Station vergessen! Lebten Sie nicht an der Grenze des indianischen Gebietes?«

»Zwei Jahre in San Dolores am Colorado, im Gebiet der Comanchen, ehe ich nach Philadelphia und der Havannah versetzt wurde.«

»Da müssen Sie Manches von den Kunstgriffen im Waffengebrauch der Wilden gelernt haben und mir einmal bei Gelegenheit erzählen, wie sie sich darin von unseren Italienern unterscheiden,« sagte der Cardinal.

Ein Blitz des Erstaunens flog über das schlaffe Gesicht des Jesuiten, aber im nächsten Augenblick war er wieder Herr seiner Züge.

»Ein Bote des Friedens wird Euer Eminenz nur schwer über solche Dinge Auskunft geben können!«

»O nicht doch, Pater Antonio – ein Mann von Geist, und der sind Sie, beobachtet auch das Geringste. Wär' ich ein Engländer wie Lord Minto, der Protector aller römischen Revolutionaire, oder sein Freund, der Marquis von Heresford, ich würde eine ansehnliche Summe darauf wetten, daß Sie wissen, wie Ihre alten Freunde, die Comanchen, das Messer führen, um mit einem Stoß einen Menschen zu tödten.«

»Ich bin allerdings leider Zeuge von Scenen gewesen,« sagte der Jesuit kaltblütig, »in denen das Opfer eines Lebens unvermeidlich war.«

»So meinte ich es – ah, da kommt der Graf! Endlich!« Er wandte sich, dem am Ende des Corridors eintretenden Premierminister entgegen zu gehen. »Noch Eins, Pater Antonio! Sie müssen Ihren jungen Verwandten für einige Zeit wieder in dem Collegium unterzubringen suchen. Sie haben die Verhandlungen in Paris so vortrefflich geleitet, daß ich keinen Andern mit einer wichtigen Mission beauftragen möchte, die eben vorliegt und die Ihre rasche Abreise erfordern wird.«

Der Jesuit zuckte, trotz seiner Selbstbeherrschung, zusammen. Aber nur die erste Überraschung veranlaßte ihn, das Gesetz des blinden Gehorsams zu vergessen in den Worten: »Darf ich Euer Eminenz fragen, wohin?«

»Sie sind zum ersten Mal neugierig, Signor Secretario,« sagte der Minister – »aber ich will ausnahmsweise Ihre Wißbegier befriedigen. Sie werden sich nach Galizien und Polen begeben.«

Er schritt dem Grafen entgegen, vor dem sich die in der Galerie anwesenden Personen achtungsvoll verneigten.

Der Graf trug ein Portefeuille in der Hand. Er war schwarz gekleidet, jede seiner Bewegungen kurz und energisch, und das graue, etwas krause Haar – der Graf zählte 61 Jahre – umrahmte eine breite, von Kraft, Verstand und Wohlwollen zeugende Stirn. Dennoch war sein Wesen gewöhnlich bis zum Beleidigenden rau und brüske.

Er war nicht allein eingetreten, der junge Schweizer-Offizier, sein Verwandter, ging neben ihm, oder vielmehr einen Schritt zurück, ihm zur Seite, und sprach eifrig mit leiser Stimme in ihn hinein, der Minister aber schien nur wenig darauf zu achten, sein Blick eilte dem Cardinal entgegen.

»Unsinn, Richard,« sagte er endlich unwillig. »Du bist noch zu kurze Zeit hier, um zu begreifen, daß die Meute bellt, aber niemals beißt! Geh auf Deinen Posten und überlasse es mir, für mich zu sorgen!«

»Ich beschwöre Sie, Oheim – ich weiß gewiß, daß man Sie ermorden will. Man hat sich dazu verschworen!«

Der Minister blieb stehen. »Wer? – Siehst Du wohl,« fuhr er fort, als der junge Offizier schwieg, »vage Gerüchte! Zum Henker mit dem Unsinn! Wenn Dein Capitain Dir eine Schanze zu stürmen befiehlt, die mit Kanonen gespickt ist, würdest Du Dich einen Augenblick besinnen, dagegen zu marschiren? Nun wohl, die Cancellaria ist meine Schanze! Der Minister ist auch ein Soldat, der seinen Posten hat und sich keine Feigheit zu Schulden kommen lassen darf.«

Der Lieutenant wandte sich an den ihnen entgegen kommenden Cardinal. »Ich stehe Euer Eminenz an, mir den Herrn Grafen bewegen zu helfen, daß er heute das Quirinal nicht verläßt. Euer Eminenz wissen, daß ihm die höchste Gefahr droht!«

»Ich habe Seine Excellenz bereits heute Morgen schriftlich gewarnt und auf das allgemein verbreitete Gerücht des Ausbruchs einer neuen Revolte aufmerksam gemacht.«

Der Schweizer sah ihn mit Erstaunen an.

»Es war der fünfte Warnungsbrief, den ich bekam, Eminenz,« sagte lachend der Premierminister, während er mit dem Cardinal weiter schritt. »Aber eben, weil ganz Rom es sagt, daß man mir mit Dolchstichen droht, fürchte ich sie nicht! Überdies ist es Zeit, daß man der Schlange den Kopf zertritt – man hat zulange gezeigt, daß man sie fürchtete. Ich werde Herrn Sterbini vom Ministertisch aus diese Warnungsbriefe vorlesen, um ihm zu zeigen, was ich von seinen Freunden in den Clubs halte, und morgen diese sogenannten Tribunen in die Engelsburg schicken!«

»Es wäre vorsichtiger gewesen, das heimlich zu thun!« sagte der Cardinal ruhig.

»Ah bah – meine Erklärung heute in der Deputirtenkammer wird genügen, sie ruhig zu halten! Und nun auf Deinen Posten, Richard!«

»Meine Wache ist in einer Stunde zu Ende, Oheim, lassen Sie mich wenigstens Sie nach dem Palast begleiten!«

Der Minister stampfte unwillig mit dem Fuß. »Soll ich Dir Stubenarrest geben, wie den beiden ungehorsamen Burschen, Deinen Vettern? – Auf Ihre Wache, Signor Luogotenente, und daß Sie Ihr Commaudo selbst nach den Quartieren zurückführen, bei meiner Ungnade!«

Die beiden Schweizer am Eingang des Vorsaals präsentirten, der Majordomus öffnete die Flügelhür und der Premierminister lud mit einer kurzen Handbewegung den Kirchenfürsten ein, voranzugehen. Der bittende, dringende Blick des jungen Offiziers wurde mit einem flüchtigen Kopfnicken des Cardinals erwidert, dann schloß sich die Thür vor ihm.

Während sie durch das mit Priestern, Kammerherren und der höhern Dienerschaft des Palastes gefüllte erste Vorzimmer gingen, und der Cardinal den ehrerbietig Grüßenden seinen Segen ertheilte, wandte sich der Minister zu ihm.

»Eminenz,« sagte er leise, aber mit jener barschen Ehrlichkeit, die ihm eigen, »unsere Ansichten sind seit der französischen Affaire zwar viel auseinander gegangen, aber ich halte es für Pflicht, Ihnen für Ihre Warnung eine andere zu geben, die vielleicht begründeter ist.«

Der Cardinal sah ihn lächelnd an. »Was meinen Excellenza damit?«

»Ich glaube, man will Ihnen heute bei Seiner Heiligkeit einen schlimmen Streich spielen – die Partei, die wir Beide bekämpften – wenigstens bis jetzt. Ich weiß nichts Näheres – aber ich vermuthe es! – *Pardieu* – der klügste Staatsmann, wenn auch vielleicht nicht der ehrlichste, ist der, welcher mit der Nothwendigkeit geht und die Stützen sucht, wo er sie findet!«

»Ich danke euer Excellenz für die Maxime,« sagte der Cardinal mit leichtem Lächeln, »und werde sie benutzen. Im übrigen seien Sie unbesorgt. Wollten Sie nur meinem Vorschlag mit Frankreich nachgeben, so wären wir Beide sicher.«

Ehe der Minister antworten konnte, öffneten zwei Huissiers schweren Thüren und sie traten in das Gemach vor dem Conferenzsaal, in dem sich nur zwei Kammerherren und der oberste Hausbeamte des Papstes befanden. Derselbe öffnete sofort die gegenüber liegende Thür.

»Die Signori werden bereits erwartet!«

Der Cardinal schob den schweren Vorhang zurück und trat in das Gemach.

Es war das Zimmer neben dem Saal der Consistorien, in dem sich das berühmte Gemälde Van Dycks, das ›Martyrium der Maccabäer‹, Caraccis ›Madonna‹ und ›David und Saul‹ von Gürcino befinden.

Der Geheime Rath war bereits versammelt und Seine Heiligkeit der Papst **Pius** saß auf einem erhöhten Lehnssessel am Ende einer ovalen Tafel, die eine prächtige Platte von dunkelspanischem Marmor trug.

Obschon bereits sechsfünfzig Jahre zählend, war der Papst noch immer ein schöner Mann von hoher Statur und überaus milden und wohlwollenden Gesichtszügen. Die herben Kümernisse der letzten Zeit hatten zwar die sonst freie Stirn mit den Zeichen des Schmerzes und der Sorge bedeckt, um den Mund aber schwebte ein mildes, sanftes Lächeln, das die mangelnde Energie der unteren Gesichtstheile vergessen ließ, und ein verständiger, gutmüthiger Blick des großen braunen Auges versöhnte Alle, die ihn näher kennen, mit der Zaghaftheit und Unentschlossenheit seines Charakters. Der heilige Vater trug die halbe Ceremonien-Kleidung, die Sottana von weißer Wolle mit dem violetten pelerinenartigen Kragen, dem Käppchen und den Pantoffeln. Nur der prächtige Diamantring an seinem rechten Daumen mit dem eingeschnittenen Symbol der päpstlichen Krone und ein Rosenkranz von Elfenbein und Ebenholz schmückten ihn.

An der Rückwand des päpstlichen Stuhles lehnte der Pater **Vaures**, der von allen Parteien ebenso gefürchtete wie gesuchte Beichtvater des Papstes. Zur Linken und Rechten des Papstes waren zwei Stühle leer, für den Ministerpräsidenten und den Großschatzmeister bestimmt.

Der Pater, der zuerst selbst für die Wahl des Grafen gewirkt und ihn zur Annahme des schwierigen Postens bewogen hatte, um mit dieser trotzig und kräftigen Natur seine Pläne durchzusetzen, war seitdem im Stillen sein Feind, namentlich seit der Graf sich offen dafür ausgesprochen hatte, die vom Volk geforderte und bereits bewilligte Maßregel der Verbannung der Jesuiten auch zur Ausführung zu bringen.

In Wahrheit bestand die wirkliche und einzige Stütze des Premierministers in dem Papst selbst, der ihn hochschätzte und wirklich liebte und seine schwanken Ansichten über die dem Volk zu gewährenden Freiheiten in dem kräftigen Charakter des Grafen vertreten und zugleich begrenzt sah.

Außer den Genannten waren nur der Botschaftssecretair des Papstes, der Prälat Graf v. Merode, der Secretair Carboli, der Vice-Kämmerer Monsignore Matteucci, zwei andere Cardinäle, Ciachi und Soglia, und der bairische und spanische Gesandte anwesend.

Es handelte sich demnach keineswegs um eine Berathung im Staatsrath oder Ministerrath, sondern blos um eine Besprechung im Kreise der Vertrautesten des heiligen Vaters.

»Sie kommen spät, mein Sohn,« sprach der Papst, indem er dem Minister die Hand zum Kuß reichte, »aber ich weiß, daß Sie mit dem Wohl der heiligen Kirche beschäftigt waren.«

»Darum sind die Augenblicke kostbar,« sagte der Graf kurz, ohne sich zu entschuldigen. »Gestatten Eure Heiligkeit, daß wir sofort zu dem Geschäft übergehen, das mir den Ruf hierher verschafft hat, nachdem die Beschlüsse des Ministerraths über die Eröffnung der Kammer bereits die Genehmigung Eurer Heiligkeit erlangt haben. Ich möchte die Herren in der Cancellaria um keinen Preis einen Augenblick warten lassen.«

Der Papst rückte ziemlich unruhig auf seinem Sessel. »Ich kann nicht läugnen,« sagte er endlich, »daß mein Geist tief beschwert wird durch die Frage, ob wir zum Besten der heiligen Kirche handeln, und verständige und weise Männer, die treuen Freunde des Glaubens, haben neue Zweifel in meiner Seele erregt, die selbst das Gebet nicht zu lösen vermochte. Gott und die Heiligen wissen es, wie gern ich mein Leben für das Wohl dieses undankbaren Volkes hingeben würde!«

»Es ist das Werk des Satans, der die Gemüther verstockt und die Sinne verwirrt,« ließ sich salbungsvoll der Pater vernehmen.

»Die Blinden müssen geleitet und die Widerspenstigen gezüchtigt werden.«

Der Minister zuckte ungeduldig die Achseln. »Mit Phrasen, ehrwürdiger Herr, können wir den Forderungen der Zeit nicht begegnen. Seine Heiligkeit haben dem Volke nothwendige Reformen gewährt und es ist unsre Sache nur, das rechte Maß festzuhalten. Wer A sagt, muß B sagen, das ist auch das ABC der Politik. Ich bitte, mich in Kenntniß zu setzen, welche neue Bedenken gegen das Programm entstanden sind, mit dem ich vor die Kammer treten werde.«

Der Papst legte begütigend die Hand auf den Arm des Unwilligen. »Nicht so hastig, lieber Graf, ich kenne Ihren Eifer für die Sache der Kirche und für meine Person, aber bedenken Sie, daß diese Herren von gleicher Treue beseelt werden und nur die Ansichten über die Wege auseinander gehen. Geben Sie uns noch einmal einen kurzen Überblick über das, was Sie dieser verirrtten Heerde bieten wollen.«

Der Minister-Präsident nahm mit finsterner Miene einige Papiere aus seinem Portefeuille und warf dem Großschatzmeister einen auffordernden Blick zu, ihn zu unterstützen; der Cardinal jedoch hielt unverändert den seinen auf den Tisch gesenkt und spielte mit einer vor ihm liegenden Feder.

»Der Ministerrath Eurer Heiligkeit hat beschlossen, das Statut vom 14. März als zu Recht bestehend anzurkennen und nur die durch die Erfahrung nöthigen Änderungen der Deputirtenkammer vorzulegen. Diese bestehen in einem verbesserten Wahlgesetz nach dem Steuercensus, einem Gesetz gegen den Mißbrauch der Presse und einer Beschränkung der politischen Clubs.«

»Das sind Maßregeln, die man nur mit Vergnügen begrüßen kann,« sagte der Graf Merode, »aber diese zügellose Menge wird sie als einen Eingriff in ihre sogenannten Rechte betrachten.«

«Keine Freiheit besteht ohne Gesetz. Wenn die Regierung dem Volke beweist, daß sie es redlich mit dem Wohl und der Größe des Vaterlandes meint, wird man ihrer Strenge auch Vertrauen zeigen. Das Ministerium wird erklären, daß die Verbannung der Jesuiten aus den römischen Staaten sofort ausgeführt werden soll, und daß Seine Heiligkeit einer Conföderation der italienischen Staaten gegen das Ausland beitrifft.«

»Das soll heißen gegen Österreich,« sagte der bairische Gesandte. »Gegen Österreich, Excellenza, wie gegen jede andre Beeinflussung. Es ist Zeit, daß Italien sich aus der unwürdigen Bevormundung befreit, und wenn Seine Heiligkeit sich an die Spitze dieser Conföderation stellt, so zweifle ich nicht, daß der Augenblick des Erfolges gekommen ist.«

»In Turin will man keine Conföderation mit Neapel.«

»Man wird sich anders besinnen, wenn man sieht, daß es dem König Ferdinand Ernst ist mit der Constitution.«

Ein spöttisches Lächeln flog bei dem naiven Vertrauen des ehrlichen Staatsmanns über die Gesichter mehrerer der Anwesenden.

»Seine Excellenz,« sagte der Pater Vaures mit leiser durchdringender Stimme, »scheint allzu sehr die Erfolge seines Ministeriums auf die Ungerechtigkeit gegen Andere zu bauen. Der Orden Jesu ist von jeher eine treue und feste Stütze der heiligen Kirche gewesen und seine Rechte im Staate sind wohl erworbene. Sie ihm zu nehmen, wäre ein Sacrilegium. Das Haus Österreich hat sich nicht minder stets als eine Vormauer des heiligen Stuhls gegen die Revolution erwiesen und treuer, als jede andere weltliche Macht.«

»Aber der Name Österreich ist verhaßt in ganz Italien – eine Verbindung mit Österreich heißt das Preisgeben jeder Popularität. Das Mißtrauen ist durch die Capitulation des General Durando bereits aufs Höchste gestiegen.«

»Ich will keinen Krieg gegen Österreich,« sagte der Papst heftig, »Sie kennen meine Gesinnungen in dieser Beziehung, Graf.«

»Ich verwahre mich vorläufig nur gegen ein Bündniß mit Österreich,« entgegnete der Minister fest. »Eure Heiligkeit mögen bedenken, daß Sie nicht blos das Oberhaupt der Christenheit, sondern zum Wohle der Kirche auch ein weltlicher Herrscher sind und diesem Lande eine Zukunft schulden.«

Der Papst senkte trübe den Kopf. »Diese undankbaren Römer verkennen meinen besten Willen. Selbst Sie, lieber Graf, bezeichnet man als einen Feind der Freiheit, und ich muß Sie warnen, denn es sollen gefährliche Drohungen gegen Sie ausgestoßen sein.«

Der Minister lächelte verächtlich. »Überlassen Eure Heiligkeit das mir und kommen wir zu einer letzten Entscheidung, ob euer Heiligkeit in Betreff dieser Vorlagen im letzten Augenblick Ihren Willen geändert haben?«

Der Papst sah befangen hin und her, gleich als suche er Beistand; Graf Merode kam dem heiligen Vater zu Hilfe.

»Wir bitten euer Excellenz, uns wissen zu lassen, was geschehen wird, wenn die Verbannung der Jesuiten und die Aussicht auf ein italienisches Bündniß nicht ausreichen, die Gefahr zu beseitigen, wenn unsere Feinde, was wahrscheinlich ist, diese nothwendigen Gesetze verwerfen, auf neue Concessionen bestehen und mit Gewalt drohen?«

»So erkläre ich Rom morgen in Belagerungszustand und schließe mit Waffengewalt die Clubs.«

»Wir sind damit einverstanden und es stände besser, wenn längst dieses Mittel gebraucht worden wäre. Aber um die Gewalt aufrecht zu erhalten, muß man sie haben. Wir bedürfen dazu fremder Truppen.«

Der bairische Gesandte nahm einen Brief aus der Brusttasche. »Ich bin ermächtigt, Ihnen anzubieten, Signor Comte, daß in fünf Tagen zehntausend Österreicher hier sein sollen.«

»General Favare,« sagte der spanische Gesandte, »steht mit siebentausend Mann an der Grenze. Ich weiß, daß König Ferdinand nur der Nothwendigkeit gewichen ist und eine gewaltige Reaction sich im Volke und im Heere bereits geltend macht. Reichen die neapolitanischen Truppen nicht zu, so ist Ihre Majestät meine allergnädigste Königin bereit, die fünf Regimenter, welche bei Barcelona versammelt sind, sofort nach Civitavecchia einschiffen zu lassen.«

Der Minister sah staunend von Einem zum Andern. »*Pardieu*,« sagte er endlich rauh, »das ist ja eine vollständige Combination! Die Österreicher nach Rom rufen, wäre die vollständige Reaction und hieße mit jeder gerechten Erwartung des Volkes brechen. Spanische und neapolitanische Bayonnette wären kaum weniger gefährlich. Ich will Wiederherstellung der Ordnung und Befestigung der Souverainetät Seiner Heiligkeit, aber keine fremde Unterdrückung und Tyrannei. Ich verlasse mich auf unsere eigenen Regimenter und die Nationalgarde, und genügen diese nicht, so muß ich erklären, daß der König von Sardinien unser Verbündeter ist und das erste Recht hat, uns zu unterstützen. Nur in einem ehrlichen Anschluß an das Cabinet von Turin ist eine Entwicklung und Sicherung der Staaten Seiner Heiligkeit denkbar, und unter dieser Aussicht habe ich das Portefeuille übernommen.«

Graf Spaur wandte sich an den Papst. »eure Heiligkeit wissen, daß ich Vollmachten habe. Die Benutzung sardinischer Truppen zur Wiederherstellung der Ruhe in den römischen Staaten würde Österreich als den feindlichsten Schritt betrachten, den der heilige Stuhl begehen kann. Man wähne ja nicht, daß die Macht Österreichs gebrochen ist durch die Rebellion in Wien. Sie ist besiegt, der Kaiser übt in diesem Augenblick ein strenges Gericht gegen die Treulosen, und die Zeit ist nahe, wo auch in Italien ein solches folgen wird.«

Der Papst wandte sich zum Cardinal Antonelli. »Ich bin wirklich in einer schlimmen Lage – Gott möge uns erleuchten. Was meinen Euer Eminenz?«

»Der Herr Cardinal,« erklärte der Minister, ehe dieser noch zu antworten vermochte, »ist, so viel ich sehe, außer mir das einzige wirkliche Mitglied des Ministerraths in dieser Versammlung. Ich fordere ihn als solches auf, seine Meinung im Ministerrath auch hier zu wiederholen.«

Der Cardinal fühlte, daß der Augenblick des Kampfes für ihn gekommen. Er hob langsam die Augen, und gleich, als wäre Niemand Anders zugegen, richtete er sich auf den Papst.

»Ich stimme in Beziehung auf die auswärtige Politik auch jetzt noch für den Anschluß an Frankreich. euer Heiligkeit wissen, daß, wie auch die Chancen in jenem Lande sich gestalten mögen, wir auf seine Unterstützung rechnen können. Seine Hoheit der Herzog von Harcourt, der Gesandte Frankreichs, den ich schmerzlich in diesem Rathe vermisse, ist ein treuer Freund

des päpstlichen Stuhls. Der Schutz einer so bedeutenden Macht wird allein schon hinreichen, uns nach jeder andern Seite hin zu bewahren.«

»Euer Eminenz vergessen,« unterbrach ihn ungestüm der Graf, »daß die Erfahrungen des päpstlichen Stuhls gerade keine besondere Empfehlung für das französische Bündniß abgeben.«

»Die Verhältnisse stehen jetzt anders. Wir haben das Pfand von Rimini und Spoleto.«

Den Vertrauten des heiligen Vaters konnte diese so einfache Anspielung nicht unklar bleiben. Als Erzbischof von Spoleto war es Pius gewesen, der nach dem Putsch und der schmachvollen Niederlage von Rimini den Prinzen Louis Napoleon aus den Händen der Österreicher gerettet und ihm die Mittel zur Flucht nach der Schweiz verschafft hatte.

»Ich glaube, Euer Eminenz rechnen zu zeitig,« sagte barsch der Minister, »das Resultat der französischen Präsidentenwahl ist sehr ungewiß. Überdies hat von dem Egoismus eines Bonaparte noch kein Mensch Dankbarkeit erfahren. Die Franzosen nach Rom zu rufen, hieße Italien unter ärgere Bayonet-Herrschaft bringen, als je die Österreicher geübt. Denken Sie an 1798 und 1809.¹ Mit dem ersten französischen Regiment, das den römischen Boden betritt, ist die Souveränität des heiligen Vaters verloren und ein Spiel französischer Intriguen. Ich hoffe es nicht zu erleben, aber denken Sie an mich, wenn eine solche traurige Zeit kommen sollte! Ich verdanke Frankreich Vieles, aber ich bin ein Sohn der italienischen Erde. So lange mir dies Portefeuille anvertraut ist, werde ich gegen die Einmischung Frankreichs stimmen!«

»Das war der Beschluß der Majorität des Ministerraths,« fuhr der Cardinal ruhig fort, »und ich habe diesem meine persönliche Meinung untergeordnet. Was die inneren Fragen betrifft, so muß ich mich allerdings mit dieser Majorität einverstanden erklären. Ich bedauere, daß die Entfernung der Gesellschaft Jesu – obschon ich unter den Mitgliedern derselben meine geschicktesten und vielseitigsten Beamten zähle« – sein Blick streifte mit einem spöttischen Ausdruck den Pater Vaures – »als eine dringend nothwendige Concession an den Volkswillen erscheint, und ich stimme für das Statut und die italienische Liga. Seine Heiligkeit haben Verpflichtungen eingegangen, die nicht gelöst werden können, es müßte denn sein, daß das Volk selbst diese Verpflichtung zerrisse.«

Der Pater wechselte einen raschen Blick mit dem dänischen Gesandten, und Graf Spaur erhob sich und verließ den Saal durch eine Thür, die nach der Seite des Pavillons führte.

»Es will mich bedünken,« sagte der Pater, »Seine Eminenz der Herr Großsiegelbewahrer hat vielleicht eigene Verpflichtungen, die ihn an so revolutionaire Concessionen binden.«

Der Cardinal sah den Angreifer kalt und ruhig an.

»Ich verstehe Sie nicht, hochwürdiger Herr. Der Cardinal Antonelli kennt keine anderen Verpflichtungen, als die gegen sein gnädiges und erhabenes Oberhaupt, Seine Heiligkeit Papst Pius.«

»Dann ist es eine schlimme Verleumdung,« fuhr der Beichtvater fort, »welche behauptet, daß Eure Eminenz vor Jahresfrist an die Häupter der revolutionairen Partei in Neapel und Palermo das Versprechen ertheilt, die Revolution in Sicilien zu unterstützen.«

»Sie sagen ganz recht, hochwürdiger Herr, es ist eine Verleumdung!«

»So ist es ferner eine Verleumdung, daß Seine Eminenz 65,000 Scudi aus dem Schatz für Waffensendungen des Hauses Atkinson in Sheffield an die Rebellen von Venedig und Messina beigesteuert hat?«

»Reine Verleumdung!«

»Und der Briefwechsel mit den Häuptern der Rebellion in Neapel, der Brief an Mazzini, der bei der allgemeinen Erhebung Italiens gegen die rechtmäßigen Fürsten zu einer italienischen Republik unter dem Protectorat des Papstes die Zustimmung Seiner Heiligkeit verheißt?«

¹Die Wegführung des Papstes Pius VII. nach Frankreich.

Der heilige Vater hatte die Hände erhoben. »Pater Vaures, Pater Vaures! halten Sie ein – das ist unmöglich!« Seine angsterfüllten Blicke wandten sich von Einem zum Andern.

»Pater Vaures,« sagte der Cardinal ruhig, »wird offenbar nur von dem großen Eifer für die Ehre und das Wohl Seiner Heiligkeit hingerissen, wenn er, ohne solche Briefe zur Hand zu haben, eine so plumpe Verleumdung meiner Feinde wiederholt.«

Der Pater verneigte sich demüthig vor dem Oberhaupt der Christenheit. »Ich bitte euer Heiligkeit einzig um die Gnade, eine Person schon jetzt empfangen zu wollen, die euer Heiligkeit wichtige Papiere zu überreichen diese Nacht von Neapel eingetroffen ist!«

Der Papst hatte die Hände vor das Gesicht gelegt. »Thun Sie, was Sie wollen,« sagte er leise, »aber befreien Sie mich von dieser abscheulichen Anklage.«

Der Beichtvater schlug leicht in die Hand und sogleich öffnete sich die Thür nach dem Corridor des Pavillons, und der Gesandte führte eine verschleierte Dame ein, die ein verschlossenes Portefeuille von braunem Leder in der Hand trug.

Die Dame näherte sich mit raschem Schritt dem Sitz Seiner Heiligkeit, knieete vor dem Oberhaupt der Kirche nieder und schlug den Schleier zurück.

Es war die schöne Herzogin von Ricasoli.

»Wie, Sie – Altezza?« rief der entrüstete Papst, »wie können Sie es wagen, ohne meine ausdrückliche Erlaubniß nach Rom und in unsere Nähe zu kommen?«

»Mögen Eure Heiligkeit Ihrer Verwandtin vergeben,« sprach die Dame, indem ihr reizendes Gesicht den Ausdruck der tiefsten Demuth heuchelte, »aber die Dringlichkeit einer Entdeckung, die ich in Neapel gemacht, veranlaßten mich und den Herzog, meinen Gemahl, Ihren Neffen, das traurige Verbot, das Sie unsrer Liebe beraubt, zu überschreiten und auf das Schleunigste hierher zu eilen, um Eure Heiligkeit vor einer großen Gefahr zu warnen.«

»Dann, Frau Herzogin, wäre es schicklicher gewesen, Ihren Gemahl, meinen Neffen, hierher zu senden,« sagte der Papst streng, indem er der knieenden Dame die Hand entzog, deren sie sich zum Kuß bemächtigt.

»Der Herzog befindet sich augenblicklich außer Stand, hier zu erscheinen – ein Unfall, der ihm auf der Reise hierher begegnet, hält ihn im Bett.«

»Der Ort, wo er den größten Theil seiner Zeit verbringt,« sagte der Papst finster, »während seine Gemahlin auf der Chiaja und der Villa Reales¹ dafür sorgt, seinen Namen zu schänden.«

Die Herzogin erhob sich stolz und ihr Auge blitzte mit glühendem Haß hinüber nach dem Cardinal. »Ich sehe, daß man fortfährt, mich bei Eurer Heiligkeit zu verleumden und mir und meinem Gemahl Ihre Gunst zu entziehen,« sprach sie mit zuckender Lippe, während ihre Augen in einem dämonischen Blitz auf den Cardinal flammten. »Aber ich kenne die quelle, ich weiß, wessen Verleumdungen es waren, die mich von Rom verbannten, und ich klage diesen Cardinal, den falschen Heuchler, an, daß er mit Eurer Heiligkeit Feinden in hochverrätherischer Verbindung gestanden!«

»Nehmen Sie sich in Acht, Signora,« sagte der Papst streng, »ich bin Ihrer Extravaganzen müde, und wehe Ihnen, wenn Sie es wagen, gegen meine Getreuen frevelhafte Beschuldigungen auszustoßen, ohne sie zu beweisen!«

»Ich werde es, dazu bin ich hierher gekommen!« Die Nüstern des schönen Weibes blähten sich in stolzer Erregung. »Ich bitte Eurer Heiligkeit, mit eigenen Händen dies Portefeuille zu öffnen und die darin enthaltenen Papiere zu lesen. Seit drei Tagen sind sie in meinen Händen, und sie werden Eurer Heiligkeit den Beweis geben, welche Schlange Sie an Ihrem Herzen genährt.«

Die stolze Geberde, mit welcher sie das Portefeuille auf den Tisch warf, war unnachahmlich schön. In der Ungeduld und der Leidenschaftlichkeit, die sie bewegte, riß sie die feine venetianische Kette, an der sie um den Hals einen kleinen goldenen Schlüssel trug, mit einem Ruck

¹Zwei beliebte Promenaden Neapels.

auseinander und legte den Schlüssel vor den Papst. Dann trat sie, die Arme kreuzend, den finstern Blick fest auf den Gegner gerichtet, einen Schritt zurück.

Der Cardinal Antonelli war es in der That gewesen, der wegen des leichtfertigen Lebenswandels der schönen Herzogin – obschon man wissen wollte, daß er einige Zeit selbst zu ihren Verehrern gehört – das Oberhaupt der römischen Kirche vermocht hatte, die Dame aus Rom zu verbannen, indem er ihrem schwachen und jeder Verantwortlichkeit baaren Gatten eine Mission nach Neapel gab.

»Ich weiß nicht, was diese mit so großem eclat hierher gebrachten Papiere enthalten sollen,« sagte der Cardinal mit heuchlerischer Miene, »aber ich bitte Eure Heiligkeit zu bedenken, daß die Frau Herzogin von jeher geruht hat, mich mit einem ungerechten Vorurtheil zu verfolgen.«

»Ich weiß es – und bei Sanct Petrus, es soll strenge Gerechtigkeit geübt werden.« Papst Pius hatte den Schlüssel genommen und das Portefeuille geöffnet. Ein in blaues Papier gehülltes, kreuzweis mit einem seidenen Bande umbundenes Packet Briefe und Papiere war darin enthalten, das der Papst mit ungeduldiger Hand selbst entfaltete.

Die Herzogin war, so bald sie das wohlbekannte Couvert sah, noch weiter zurückgetreten, und ihr Blick lag jetzt mit boshafter Genugthuung auf dem Cardinal.

Der Cardinal allein behielt seine volle Ruhe und Gleichgiltigkeit, während alle anderen Anwesenden schweigend, mit mehr oder weniger ängstlicher Spannung der Entwicklung dieser Scene folgten, selbst der sonst so rauhe und kurz angebundene Rossi.

Der Papst hatte den ersten Brief entfaltet und überflogen. »Das ist schamlos – empörend!« sagte er dumpf.

Einen Augenblick erbleichte der Cardinal leicht, er hatte geglaubt, daß in dem Couvert leere Papiere oder sonst ein ganz gleichgiltiges Quiproquo sich finden würde, wie es der Mascherato ihm verheißen, und wußte nun nicht, was der Ausruf des Souverains bedeuten sollte. Im nächsten Moment aber bedachte er, was in seinem Besitz und längst vernichtet war und gewann seine volle Fassung wieder.

»Bei der Madonna, das ist zu nichtswürdig!« Der Papst, der ein zweites Papier in der Hand hielt, erhob sich ungestüm, das sonst so ruhige gütige Gesicht des Oberhauptes der Christenheit glühte vor Unwillen und Entrüstung, der lebendige, hitzige Geist seiner Jugend, der ihn einst zum Soldaten machen wollte, blitzte aus seinen Augen. »Schändlich!« Seine Hand ergriff die Klingel auf der Tafel und läutete heftig.

Die Thür nach dem anstoßenden Saal öffnete sich und der Truchseß **Filippini**, der vertraute Kämmerling des Papstes, trat ein.

»Den Offizier der Wache – sofort, hierher Philippini,« befahl der Erzürrte.

Der Truchseß verbeugte sich schweigend. Während er nach dem äußern Corridor ging, streifte er an dem Beichtvater des Papstes vorüber und steckte dem Pater – nur von den Luchsaugen des Cardinals nicht unbemerkt – ein kleines Papier zu. Pater Vaures entfaltete es sogleich in der hohlen Hand und las es.

Die Blicke der Versammlung hatten sich jetzt theils mit schlecht verhehltem Triumph, theils mit Angst und Bedauern sämmtlich auf den Cardinal gerichtet, den die Augen der schönen Duchessa mit dem dämonischen Ausdruck befriedigter Rache noch nicht verlassen hatten.

Dieser Genuß des Sieges war es, der ihr nicht Zeit gelassen, bis jetzt auf die Briefe selbst weiter zu achten, welche die Niederlage ihres Gegners herbeigeführt.

»Diese Briefe,« sagte der Papst mit ersticker Stimme, »sind echt, sie enthalten die Wahrheit?«

»Ich schwöre es! – ich freue mich, Ihnen, mein Oheim, endlich damit den Beweis liefern zu können, wie verschwendet Ihre Güte und Ihr Vertrauen an die betheiligte Person war, und so diese Heuchelei zu entlarven!«

»Schamlose!« donnerte die Stimme des Empörten. »Du wagst es, zu Deiner Schande noch Hohn zu fügen? Zittere vor der Strafe Deines beleidigten Souverains!«

Als hätte der Blitz mitten in die Versammlung geschlagen, so bestürzt und erschrocken schauten Alle, mit Ausnahme des Cardinals, auf das erzürnte Oberhaupt der Kirche. Die großen blauen Augen der schönen Römerin starrten erst betroffen auf ihren Verwandten, dann richteten sie sich, wie eine Lösung suchend, auf den Brief, den ihr halb zusammengeballt seine Hand entgegenhielt.

Eine jähe, dunkle Röthe überflog ihr Gesicht und machte eben so schnell einer fahlen Blässe Platz. Die Herzogin zuckte zusammen wie von einem Dolchstoß getroffen und sprang dann vorwärts, um der Hand des Papstes und dem Tisch die verhängnißvollen Papiere zu entreißen. »Bei der Madonna – die Briefe zurück – die Briefe her – es sind die falschen!«

Eine majestätische Geberde des Herrschers schleuderte sie zurück. »Elende – auf die Knie und bitte um Gnade! Gott und die Heiligen haben es gewollt, daß die Schlange entlarvt werde, die aus meinem eigenen Blut gegen mich sich erhoben. Buhlerin und Ehebrecherin, die Du den Namen schändest, den Du trägst, hast Du die Zeit der Buße nur zu noch schlimmeren Verbrechen benutzt! Heuchlerisch Andere verdächtigend, wagst Du es schamlos, mir die Beweise Deiner nichtswürdigen Buhlerei mit dem Sohn des bittersten Feindes der Kirche und des heiligen Stuhls – Ruggiero Settimo selbst mir vor Augen zu bringen? Zittere vor der beleidigten Gerechtigkeit Gottes und seines Stellvertreters auf Erden!«

Die schöne Faustella warf einen flüchtigen Blick hinüber nach dem Beichtvater und dem Gesandten, dann – als sie sah, daß diese ihre Augen fest zur Erde gerichtet hielten und fühlte, daß sie von ihren Bundesgenossen verlassen wurde – kehrte der alte Trotz in ihre Seele zurück, und in ihre frühere Haltung zurückfallend, statt demüthig, wie der Papst erwartete, um Gnade zu bitten, schleuderte sie einen trotzig und vernichtenden Blick nach dem Cardinal und sagte entschlossen: »Ein schändlicher Verrath ist geübt worden, Eure Heiligkeit sprechen die Wahrheit, aber nicht von mir, sondern an mir, und wird durch die Feigheit unterstützt! – Dieser Mann,« sie wies auf den Cardinal, »weiß darum! aber ich biete ihm Trotz und werde mich rächen! Eure Heiligkeit mögen mein Eindringen entschuldigen und diese Briefe mir zurückgeben, die nur durch einen Betrug vor Ihre Augen gekommen sind. Mein Privatleben gehört mir, und Eure Heiligkeit sind nicht mein Gatte, um Rechenschaft darüber zu fordern!«

»Nein, aber Dein Souverain, Elende,« donnerte der Erzürnte, »das Oberhaupt meiner Familie. Die Nachsicht des Verwandten ist zu Ende und das Amt des Richters und Rächers beginnt, und so wahr mir Gott helfe, ich will es üben auf diesem Thron, so lange ich darauf sitze! – Herein mit dem Offizier der Wache!«

»Eure Heiligkeit möge nicht vergessen, daß ich die Herzogin von Risacoli und aus dem Blute der Borgia bin,« sagte die Duchessa stolz.

»Gott kennt die Sünden, die dieses Blut bereits über Rom gebracht,« rief der Papst mit erhabener Würde. »Ich war verblendet, als ich es mit dem meinen sich vermischen ließ. Aber ob Dein Name der stolzeste dieses Landes wäre, verbrecherisches Weib, die Macht über Körper und Seele soll die Gnade Gottes und der Heiligen nicht umsonst in meine Hand gelegt haben. Hierher, Signor!« befahl er dem eben eintretenden Offizier, der von dem Truchseß hereingeführt wurde.

Der Lieutenant – es war der junge Schweizer-Offizier, den wir im Corridor, vergeblich seinen Oheim warnend, verlassen haben – näherte sich in militairischer Haltung bis auf fünf oder sechs Schritt vor dem Sitz des heiligen Vaters und blieb hier salutirend stehen.

Die schöne Sünderin warf ihm einen halb überraschten, halb koketten Blick der Erkennung zu – der ganze Leichtsinn und Eigenwille, der ihre Handlungen leitete, gewann wieder die volle Macht in ihr.

»Wo ist der Herzog, Ihr Gemahl?« fragte finster der Papst.

»Ich habe bereits die Ehre gehabt, Eurer Heiligkeit zu sagen, daß er sich krank befindet in seiner Wohnung im Vatican.«

»Signor,« sagte der Papst, indem er sich zu dem Offizier wandte, »Sie werden diese Dame zu ihrem Wagen geleiten, an ihrer Seite Platz nehmen und, ohne ihr einen Verzug oder Aufenthalt zu gestatten, sie nach dem Pavillon Borgia im Vatican zurückbegleiten. Sie werden sie dort bewachen oder bewachen lassen, und bürgen mir dafür, daß sie ihre Wohnung nicht mehr verläßt, bis Sie weitere Befehle erhalten. Ich werde morgen über ihr Schicksal entscheiden!«

Die Herzogin warf mit einem spöttischen Lächeln den Kopf in den Nacken. »Darf ich dann vielleicht Eure Heiligkeit ersuchen,« sagte sie mit frivoler Keckheit, »mir diese Briefe zurückzugeben, die doch nur Eurer Heiligkeit keusche Gefühle beleidigen würden und mein Eigenthum sind!«

Der beleidigte Pontifex warf ihr einen drohenden, erzürnten Blick zu. »Aus meinen Augen – fort! Diese abscheulichen Papiere soll mein Neffe, Ihr Gemahl, erhalten!«

Die Herzogin zuckte die Achseln. »Schade, wenn er noch Haare hätte, könnte er sie zu Papilloten benutzen! – Nun, schöner Herr, seien Sie galant und reichen Sie mir Ihren Arm. Sie sehen, das Schicksal bestimmt Sie nun einmal zu meinem Cavalier!«

Sie machte eine hochmüthige, spöttische Verbeugung, während der Papst ihr verächtlich und erzürnt den Rücken kehrte, warf dem Cardinal und ihren eigenen Verbündeten noch einen trotzig Blick zu und nahm selbst den Arm des erstaunten und starren Offiziers und zog ihn nach der Thür, deren Flügel sich hinter ihnen schlossen.

Der Cardinal hatte bei der naiven Bestellung dieses Wächters durch den zürnenden Oberherrn ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken können, und Graf Rossi, der gleiche Gedanken hegen mochte, wollte in der That mit seiner gewöhnlichen Ungenirtheit Einspruch thun, – aber der Cardinal legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm und hielt ihn zurück.

»Diese leichtfertige Schöne hat Recht,« sagte er, »Niemand kann seinem Schicksal entgehen, und der Luogotenente ist kein Knabe mehr. Ich dächte, wir hatten in diesem Augenblick uns mit wichtigeren Dingen zu beschäftigen!«

Der heilige Vater hatte sich wieder auf seinen Sessel niedergelassen und mit einer gewaltsamen Anstrengung seine Ruhe und Fassung wiedergewonnen.

»Sie werden mir bezeugen, Cardinal Antonelli,« sagte er fest, »daß ich nie an Ihrer Treue und Aufrichtigkeit für mich und die heilige Kirche gezweifelt habe. Ich sehe, auf wen ich mich zu stützen habe. Ich ermächtige Sie, Graf Rossi, das Programm des Ministerraths auszuführen und die Deputirten-Kammer mit diesen Erklärungen zu eröffnen.«

Ein allgemeines Schweigen folgte dieser kategorischen Entscheidung. Die Stille wurde durch den Wiedereintritt des Truchseß Filippini unterbrochen, der sich dem Premierminister näherte.

»Seine Eminenz, der Herr Unterstaatssecretair,« meldete er, »lassen Eure Excellenz erinnern, daß die Eröffnung der Kammer um 12 Uhr angesetzt ist.«

Der Graf zog seine Uhr. »In der That, es ist die höchste Zeit! Ich bitte Eure Heiligkeit, diese Vollmachten zu unterzeichnen und mich zu beurlauben!«

Er hatte sich erhoben – der Cardinal Antonelli that desgleichen.

Trotz der Herrschaft über sich selbst und der großen Verstellungskunst, die ihn auszeichnet, war es ihm nicht möglich gewesen, dem Auge eines eben so gewandten und scharfen Beobachters den Kampf ganz zu verbergen, der in seinem Innern vorging und der sich in einem langen besorgten Blick auf den allzukühnen und furchtlosen Minister aussprach.

Ein solcher scharfer und schlauer Beobachter war der Pater Vaures seit dem Augenblick gewesen, in welchem er das Papier gelesen, das ihm der Truchseß zugesteckt.

Der Zettel enthielt bloß die Worte:

»Er weiß, was geschieht und kennt das Geheimniß der Coulissen.«

Die Ruhe des Cardinals, mit der er verschmähte, bei der plötzlichen Niederlage der Anklage seiner Gegner auf diese einen Blick des Triumphes zu richten, änderte eben so plötzlich die Pläne und Entschlüsse ihres Hauptes.

Der Cardinal schien jetzt zu einem Entschluß gekommen, denn indem er sich erhob, streckte er die Hand gegen den Grafen aus, gleich als wolle er ihn zurückhalten.

Aber das Wort, das er offenbar sprechen wollte, wurde auf seinen Lippen zurückgehalten durch ein anderes, das halb geflüstert an sein Ohr drang: »*Silentio!*«

Pater Vaures streifte an ihm vorüber. »Auf ein Wort, Eminenz!«

Der Cardinal folgte ihm in die Fenstervertiefung – das Schicksal des Ministers, der eben seinem geistlichen und weltlichen Gebieter die Vollmachten zur Unterschrift reichte, war entschieden.

»Ich habe Eurer Eminenz Etwas zu übergeben,« sagte der Pater, von der schweren Draperie des Fenstervorhangs halb verdeckt, mit gedämpfter Stimme, »es sind die Abschriften der Briefe, welche die Frau Herzogin, ich hoffe für immer, verloren hat.«

»Ich danke Ihnen, indem ich vergesse, daß sie bestanden haben.«

»So sind wir einverstanden.« – Der Pater wandte leicht den Kopf, sein graues, kaltes Auge deutete nach dem Grafen. »Darf ich fragen, welche Gründe Eure Eminenz haben, ihn zu retten?«

»Keine!«

»So mag er seinem Schicksal verfallen?«

»Wenn es sein muß!«

»Es muß – nur durch eine solche Erschütterung kann Pius der Neunte aus diesem unglückseligen Wahn einer Verständigung mit dem Erbfeind der Kirche und des Stuhles Petri – dem Liberalismus – gerissen und zum offenen Bruch mit der Revolution gebracht werden!«

Der Cardinal senkte einen Augenblick sein Haupt – er begriff die ganze Wahrheit dieser furchtbaren Logik.

»Und was soll weiter werden?«

»Die österreichischen – oder wenn Sie darauf bestehen – die französischen Bayonnette werden den Stuhl Petri in seiner Macht wieder herstellen, Cardinal Antonelli wird seine wahren Freunde erkennen und im Namen eines schwachen Souverains unbeschränkt die **weltliche** Herrschaft üben. Ich verbürge mich für diese Zusage.«

Der Cardinal nickte mit dem Kopf. »Wir sind einig – ich wünschte längst die Umkehr und bin bereit, mit Ihnen jedem Sturm zu trotzen.« Er reichte dem Jesuiten die Hand und trat aus der Nische.

Der Graf beurlaubte sich so eben und empfing den Segen des heiligen Vaters.

»Gehen Sie mit Gott, mein Sohn,« sagte der Papst, das Zeichen des Kreuzes über ihn machend, »und mögen die Heiligen die Gemüther erleuchten und Ihrem Vornehmen Segen geben! Ich werde Sie mit meinem Gebet begleiten und erwarte Ihren Bericht nach der Sitzung!«

Der Minister verbeugte sich kurz vor den beiden Gesandten, seinen politischen Gegnern. Als er an dem Cardinal vorüberging, reichte er ihm die Hand. »Sie haben Ihre Schlacht gewonnen – jetzt kommt die meine! Adieu!«

Die Hand des Cardinals war kalt und feucht. Der Graf verließ den Sitzungssaal.

Der Pater blieb am Fenster stehen und sah ihm nach. Wer ihm nahe gestanden, hätte seine Lippen leise das »*In manus tuas, Domine, commendo animam suam!*« – das Gebet für die Sterbenden – murmeln hören können! –

Der Offizier hatte die Dame schweigend, befangen, fast erschrocken über den so unerwarteten Auftrag, in das Innere des Palastes geführt, in dem der Wagen der Herzogin wartete. Auch diese hatte geschwiegen, zwischen Ärger, Stolz und Übermuth kämpfend, und erst als sie Beide im Fond des Wagens saßen und sie den verlegenen Ausdruck auf dem Gesicht ihres Begleiters

sah, brach sie in ein helles Gelächter aus. »*Oimè*, Signor Riccardo, Sie sehen wahrhaftig aus, als sollten Sie diese alberne Deputirtenkammer eröffnen, statt einer Dame, die gerade nicht zu den häßlichsten gehört, vierundzwanzig Stunden Gesellschaft leisten. In der That, Signor Luogotenente, ich beginne eine sehr schlechte Meinung von Ihrer Galanterie zu fassen!«

»Aber ich bitte Eure Hoheit, mir zu erklären . . . «

»Ah bah – wenn man eine Dame bewundert, bittet man um keine Erklärung, als höchstens die, daß sie Gnade für Recht ergehen läßt. Ängstigen Sie sich nicht für Ihre Carrière, das Hauptmannspatent ist Ihnen gewiß, wenn Sie eine so gefährliche Staatsverbrecherin, wie ich bin, gehörig bewachen.«

»Altezza treiben Ihr Spiel mit mir,« sagte der junge Offizier ziemlich ernst, »ich bitte Sie zu glauben, daß ich Antheil genug an Ihro Hoheit nehme, um in Besorgniß zu sein über das, was ich hörte.«

»Thorheit – ein kleiner Ärger Seiner Heiligkeit über Dero höchst ungerathene Nichte und ihren allzugroßen Eifer, dem gestrengen Oheim zu dienen! Ein kleiner Hausarrest bis morgen, um ein gewisses Feuer abzukühlen! Sie sehen, es ist schon ein ganz soldatisches Regiment eingeführt in Rom, und man behandelt die Herzoginnen wie die Bewohner der Kasernen. Aber wir wollen's machen wie Diese, wir wollen trinken, tanzen, spielen, singen und uns amüsiren nach Herzenslust, so lange Sie mein Gefangener sind, denn ich sage Ihnen von vornherein, daß wir die Rollen tauschen, so lange ich die Ehre haben werde, Sie in der Villa Borgia zu bewirthen.«

Die übermüthige Laune seiner schönen Gefangenen nahm ihm gewissermaßen eine Last von der Seele und erleichterte seine peinliche Stellung. Dennoch blieben noch Falten schwerer Sorge auf seiner Stirn.

»Sie können scherzen, während mich die Angst verzehrt,« sagte er finster. »Meine Pflicht als Soldat bindet mich hier, während meine Ehre mich an die Seite meines Oheims ruft, um den allzu Unbesorgten gegen die Dolche der Mörder zu vertheidigen.«

»Ich habe von den Gerüchten gehört, Signor, aber beruhigen Sie sich! Wer entschlossen ist etwas zu thun, schreit es nicht auf den Straßen vorher aus. – Ihr Oheim weiß, was er davon zu halten hat. Diese *Canaille sans foi ni loi* prahlt mit ihren Dolchen, ich kenne das von Neapel. Überdies bin ich bereit, Ihnen einen Urlaub zu geben, sobald Sie mich jenseits der Tiber gebracht haben, denn ich selbst habe dort ein kleines Geschäft, wobei ich Sie entbehren kann!«

»Ich bitte um Verzeihung, Altezza,« sagte der junge Mann ernst, »aber ich muß zunächst den Befehlen gehorchen, die ich erhalten habe.«

Die Herzogin mit ihrem Eigenwillen, der keinen Widerspruch duldete, sah ihn erstaunt an.

»Wie, Signor, Sie könnten so ungalant sein, aus diesem lächerlichen Arrest, den ich mir nur um Ihrer Person willen gefallen lasse, Ernst zu machen?«

»Ich bin Soldat, Altezza!«

»Nehmen Sie sich in Acht, Signor, mein Kopf ist etwas eigensinnig!«

»Ich stelle mich ganz zu Ihro Hoheit Verfügung, aber ich werde die Ehre haben, Sie zu begleiten!«

»Aber ich kann Sie nicht brauchen dort, wohin ich gehe. Seien Sie hübsch artig, Signor, ich werde in einer Stunde bei Ihnen im Vatican sein!«

Der Schweizer zuckte die Achseln.

»Sie wollen nicht gehorchen?«

»Ich fühle mich zu glücklich in Ihrer Nähe, um einem andern Befehl ungehorsam zu sein.«

»Starrkopf! Wir wollen sehen, wer seinen Willen behält – aber, bei der Madonna, Sie gefallen mir so!«

Der Wagen hatte seinen Weg über die Piazza Colonna und die Piazza di Monte Citorio genommen und rollte dem Tiberufer zu.

Es war ein zweisitziger verschlossener Kutschwagen, wie sie in Paris und Rom üblich sind, die offenen Fenster der Schläge und der Vorderwand durch grüne Seidengardinen geschlossen.

Die Herzogin zog die Schnur des Kutschers. »Nach der Straße di St. Spirito!« befahl sie.

Der Offizier verbeugte sich lächelnd. »Es ist unser Weg, Hoheit!«

»Ich warne Sie nochmals, Signor, mich nicht herauszufordern!«

»Altezza sind zu reizend in Ihrem Zorn, um nicht auf meinem Recht zu bestehen.«

Ein fernes Brausen, wie das Wogen und Lärmen einer großen Menschenmasse, kam von der Piazza di Ponte her, als der Wagen sich dieser näherte, um über die Engelsbrücke das jenseitige Ufer zu erreichen.

Plötzlich, in der Mitte des Platzes, hielt der Wagen still.

Der Offizier öffnete die vorderen Vorhänge, die Herzogin riß die an ihrer Seite auf.

»Vorwärts!«

»Es ist unmöglich, Excellenz, die Brücke zu passiren, sie ist vollgedrängt von Menschen!«

In der That erkannte der Offizier, daß der Kutscher Recht hatte. Eine förmliche Völkerwanderung schien aus den Stadttheilen jenseits der Tiber, dem Monte Vaticano und Gianicolo, sich nach der innern Stadt zu ergießen.

Die Stirn des Schweizer-Offiziers begann sich bei diesem Anblick zu furchen, fast unwillkürlich rückte die Hand die Koppel seines breiten Degens nach vorn.

»Nach der Ponte di Spirito!« befahl er kurz und entschieden.

Der Wagen fuhr die Uferstraße entlang, der Schiffbrücke zu, welche unterhalb der Engelsburg über die Tiber und an dem berühmten Hospital di Santo Spirito in das Straßenquadrat vor der Peterskirche und dem Vatican führt.

Wieder legte sich die sammetweiche Hand der schönen Frau auf den Arm des Offiziers. »Geben Sie nach, Signor Riccardo,« verführte ihre sirenengleiche Stimme. »Sie begreifen, daß Sie in diesem Augenblick schon mehr in meiner Gewalt sind, als ich in der Ihren. Ich gebe Ihnen mein Wort, in spätestens zwei Stunden im Vatican Sie zu erwarten.«

Ihre eine Welt von Wollust verschleiernden Augen hatten sich bittend, verführerisch auf den Offizier geheftet. Dunkle Gluth flog unter dem Druck ihrer Hand über sein männlich schönes Gesicht, sein treuherziges Auge senkte sich vor dem brennenden Strahl der ihren.

»O, Signora, mißbrauchen Sie nicht die Gefühle, die mein Herz verzehren, seit ich Sie erblickt!«

»Thörichter Mann – haben Sie unter den Orangen und Myrthen noch nicht gelernt in den Augen der Frauen zu lesen? Dem Mann, dem Getella's Wille Gesetz, wird sie zu lohnen wissen!«

»*Svizzero! Svizzero!* Nieder mit den deutschen Söldnern!«

Die geöffneten Vorhänge hatten dem Volke die verhaßte Uniform der Schweizer gezeigt. Die Menge schien sich ihrer entfesselten Macht bewußt, rasend, jeder Zucht entblößt. Die Haufen der Trasteveriner, die in dichter Reihe von den jenseitigen Stadttheilen daherflutheten, begrüßten mit Zischen, Pfeifen und Schimpfreden den vorüberfliegenden Anblick des Schweizer-Offiziers.

In diesem hatte der höhrende Aufruf des Pöbels die alte Entschlossenheit und das Gefühl der soldatischen Pflicht wieder gestählt.

Er lehnte sich aus dem Wagen. »Zum Vatican! im Galopp!« befahl er.

Der Wagen jagte donnernd über die Brücke, begleitet von dem Hohn und Pfeifen des Pöbels, eine Schaar lärmender Lungerer hinterdrein. Männer, Frauen und Kinder, die auch hier zur Stadt strömten, flüchteten scheltend, schreiend und lachend sich vor den Hufen und Rädern zur Seite.

Der Wagen hatte die Mitte der Brücke erreicht, als der Kutscher plötzlich die Pferde zurückriß und still hielt.

Eine Menschenmauer drängte sich von dem andern Ufer her ihm entgegen und schloß hermetisch von einem Geländer zum andern den Weg.

Der Zeter und Lärmen, das Jauchzen und Schreien belehrte den Offizier, daß er die verrufenste Bevölkerung von Trastevere vor sich hatte, und die brausende Melodie der Sterbini'schen Marsaillaise, die wie ein Nebel über diesen Wogen von Lärm und Scandal schwamm, daß es sich um eine politische Demonstration handele.

Aus diesem Chaos drang in den berausenden blutgierigen Worten des Liedes eine gewaltige, mächtige, leitende Stimme hervor, die ihm bekannt schien.

Der Offizier beugte sich vor, um zu sehen; – was ersah, überzeugte ihn sofort, daß es unmöglich war, hier mit Gewalt weiter zu kommen, ehe der Menschenstrom sich verlaufen hatte, dessen Vorläufer bereits an dem Wagen vorübertobten.

»Aus dem Wege! Aus dem Wege!« heulte die Menge. »Platz für die Göttin der Freiheit! Platz für die Venus von Rom! Aus dem Wege mit den Aristokraten, *Evviva la Libertina!*«¹

»Spannt die Pferde vor die Muschel der Venus, meine Lieblinge!« sagte eine tiefe Baßstimme. »*Eheu!* ich werde mich neben sie setzen und im Triumph auf dem Capitol einziehen!«

Diese Stimme hatte den Offizier bewogen, nochmals sich vorzubeugen.

Ein halb lächerliches, halb erschreckendes Schauspiel zeigte sich in dieser lärmenden, lachenden Menge seinen Augen.

Vier Männer, phantastisch aufgeputzt, zogen einen jener zweirädrigen Wagen oder Karren, die der römische Bürger und Landmann zu seinen Fahrten benutzt. Dieser Wagen war, offenbar von Künstlerhand, durch Pappdeckel und Malerleinwand geschickt zu einer großen Seemuschel umgeformt, und in ihr saß in antikem Gewand, einen Helm auf dem langen, wallenden Lockenhaar, in der Rechten ein leichtes Banner mit den italienischen Farben, in der Linken das Ende einer Kette haltend, ein junges Weib als die Göttin der Freiheit.

Das andre Ende dieser langen Kette war um die Glieder eines dicken, rothgesichtigen Mönches geschlungen, der, auf einem Esel reitend, hinter dem Wagen herkam, oder vielmehr von der Menge geschoben wurde. Eine Tiara aus Goldpapier mit Flittern und Glassteinen auf seinem Kopf und ein großes Plakat, das an einer Stange hinter ihm getragen wurde, mit der Inschrift: »Die Herrschaft der Kirche!« verkündeten die Bedeutung dieser Gruppe. Zahlreiche Fahnen und Banner mit allerlei theils politischen, theils komischen Inschriften und Attributen in der Menge vertheilt, zeigten außerdem den Charakter des Zuges und bewiesen, daß eine reichere Phantasie als der bloße brutale Ausbruch des Volksfanatismus hier mitgewirkt und geordnet, und in der That sah man auch unter der Menge aus den niedersten Klassen des Volkes viele Gestalten und Gesichter, die offenbar den Kreisen der Campanella, dem Versammlungsort der Künstler, angehörten.

Ein Blick hatte dem Offizier genügt, um in der Person des gefesselten Kirchenregiments seinen Bekannten vom Abend vorher, den Bruder Pankratius, zu erkennen.

Der Bettelpfaffe schien sich in der öffentlichen Rolle einer allegorischen Person ganz behaglich zu fühlen, bis auf die Unbequemlichkeit, welche ihm die Einschnürung seiner Arme durch die Kette verursachte. Dafür setzte ihm eine schalkhafte schwarzäugige Trasteverinerin, die mit ihrem Orangenkorb neben ihm her trippelte, in den Pausen, die er in dem kräftigen Gesang der republikanischen Hymne machte, einen Becher an die Lippen, den ein junger Maler aus dem Weinkrug, den er trug, füllte.

Aber der zweite Blick, den er auf die Hauptperson des Aufzugs, die »Göttin der Freiheit« warf, machte den muthigen jungen Offizier erstarrt und bestürzt, und er wandte sich erschrocken nach seiner Nachbarin um.

¹Ein Wortspiel, das sich im Deutschen nicht genügend wiedergeben läßt; die Freie – Freigelassene! zugleich in der Bedeutung: Lüderliche!

Dort auf dem phantastischen Muschelgefähr als Göttin der Freiheit saß die Frau, die er doch an seiner Seite fand – dasselbe reiche Goldhaar, das reizend geformte Gesicht mit dem üppiggewölbten Munde und dem großen brennenden Auge.

Einen Moment glaubte er, die merkwürdige Ähnlichkeit der Nonne mit seiner schönen Gefangenen vor sich zu sehen, aber der dämonische, spöttisch triumphirende Ausdruck in dem frechen Blick der Courtesane auf dem Venussitz contrastirte in seiner Erinnerung eben so sehr mit dem sanften züchtigen Strahl in dem Auge der barmherzigen Schwester, wie mit dem stolzen, kühnen und wieder so leichtfertigen Glanz der herausfordernden Augen der Aristokratin, um ihn nicht zu überzeugen, daß das seltsame Spiel der Natur das ihn gestern im Circus Caracalla und an der Leiche des jungen Banditen überrascht – hier sich zum dritten Mal wiederholte.

Er wollte seinem Staunen eben Worte geben, als die Dame zu seiner Seite, die bisher nicht der Mühe werth gehalten, auf die einzelnen Figuren der Volksmenge zu achten und nur mit steigendem Zorn über seinen Widerstand ihn betrachtet, ihn unterbrach. »Sehen Sie sich vor, Signor, zum letzten Mal, wollen Sie mich für zwei Stunden allein lassen? Ich habe mein Wort verpfändet, an einen Ort zu gehen, wohin Sie mich nicht begleiten dürfen.«

Was erst Laune, Eigensinn gewesen war, das Atelier des tollen Malers zu besuchen, wie sie dem Mascherato gelobt, wurde zum eifersüchtigen Trotz bei dem unerwarteten Widerstand des Mannes, den sie bereits den Slaven ihres Willens glaubte.

Der Offizier zuckte die Achseln. »Ich habe den Befehl, Ihre Hoheit zu begleiten!«

»Also Kampf!« Die Augen der verwöhnten leidenschaftlichen Frau schleuderten einen Blitz auf ihn. Dann lehnte sie sich weit aus dem Schlag.

»Zu Hilfe, Römer! Zu Hilfe einer Gefangenen!«

Die unvorsichtige That war geschehen, ehe der Offizier sie zu hindern vermochte. Jetzt, als sie die trunkenen, erhitzten und wilden Gesichter aus dem Pöbel der Vorstadt so dicht um sich sah, erschrak sie selbst über die Folgen und hätte den Ruf gern ungeschehen gemacht.

Im selben Augenblick keuchte die Meute heran, die dem Wagen über die Brücke gefolgt.

»*Svizzero! Svizzero!* Nieder mit den schweizer Soldknechten! Es lebe das freie Italien!«

Zehn Fäuste, zu jedem Unfug bereit, fielen den Rossen in die Zügel, begannen sie auszuspannen und rissen den erschrockenen Kutscher unter Gelächter und Verhöhnungen vom Bock. Wilde, zerlumpte Gestalten, verwirrt durch den Hilferuf der Dame und das Geschrei ihrer Gefährten, waren im Nu auf Tritt und Rädern, und schoben die Vorhänge zur Seite. Ein bärtiges Gesicht streckte sich in das Innere des Wagens und öffnete den Schlag. »Steigen Sie aus, Madonna! Ich nehme Sie unter meinen Schutz für einen Kuß und ein Dutzend Bajocchi!«

»Heraus mit ihnen! Sie sollen mit uns Brüderschaft trinken!«

»Man will eine Frau entführen! Haltet sie auf!«

Die Herzogin warf sich zitternd zurück auf ihren Begleiter. »Um der Heiligen willen vergeben Sie mir, retten Sie mich vor diesem Gesindel!«

Der Offizier stieß den Schlag an seiner Seite auf und sprang heraus, die Dame mit sich ziehend, um die er den linken Arm schlang.

»Zurück, meine Burschen, Platz da! Respekt vor der Uniform Seiner Heiligkeit!«

»*Maledetto!* wahrhaftig einer der verdammten Schweizer! Er soll mit in die Prozession!«

»Er soll eine Fahne tragen! Er soll auf dem Esel reiten! Nieder mit dem Weiberverführer!«

Das Geschrei mischte sich mit Gelächter. Im Grunde war es dem Pöbel anfangs bloß um Unfug und Verhöhnung zu thun, aber der Anblick der jetzt so verhaßten Uniform mischte bald den Fanatismus politischer Leidenschaften hinzu.

Dennoch scheuchte die kräftige Gestalt des Offiziers und seine entschlossene Miene die Vorlautesten zurück, und hielt sie in einem Kreise um den Mann und die Dame, welche die Menge jetzt mit Verwunderung sich dicht an den Offizier anschmiegen sah, während Viele wenige Augenblicke vorher sie um Hilfe hatten rufen hören.

Die Herzogin hielt den Schleier vor ihr Gesicht gezogen, sie zitterte vor Schreck und Ekel vor diesen ihr drohenden unsauberen Berührungen, während sie doch am Abend vorher so kühn dem Überfall der Banditen des Mascherato Trotz geboten. Ihre aristokratische Natur empörte sich nicht gegen die Gefahr, aber gegen die Gemeinheit.

»Warum hat sie geschrieen?«

»Wer ist das Weib?«

«Eine beleidigte Tugend!«

»So machen's die Weiber – erst schreien sie, und wenn's dazu kommt, hängen sie wie Kletten an den Liebhabern!«

»*Cospetto* – sollen wir den Schuft von Schweizer laufen lassen, während unsere Brüder den Andern dahin schicken, wohin sie Alle gehören?«

Die Stichelreden und Hohnsprüche kreuzten sich rasch durcheinander!

»Wenn's ein Schweizer ist,« schrie der Mönch, dessen weinselige Augen den jungen Offizier noch nicht wieder erkannt, »so gebe ich Euch meine Einwilligung, ihn zu hängen oder zu ersäufen. Es sind Grobiane, und meine Knochen könnten eine Geschichte erzählen!«

»Zurück, Leute! gebt mir Raum und laßt uns unsern Weg fortsetzen, oder bei Gott, es giebt blutige Köpfe!« Die Menge hatte den Bettelmönch mit seinem Esel vorgedrängt und er befand sich jetzt dicht vor dem Offizier und seiner Gefährtin. »*Evoe! Evoe!* Ich will drei Monate über die Zeit im Fegefeuer braten,« zeterte der Frater, »wenn das nicht mein junger Riese aus dem Circus ist mit dem verdammt schönen Weibsbild, die unsrer Königin so ähnlich sieht, wie eine Frühmesse der andern!«

»Den Schleier fort – wir wollen sehen, wer die Schönste ist! Der Papst Pankratius soll es entscheiden!«

Die Herzogin drückte sich fester an den Offizier, der den schweren Degen von seinem Bandelier losgehakt und mit der Scheide in die Linke genommen.

»*Kyrie eleison! Kyrie eleison!* Ihr sollt Euch nicht vergeblich auf meine Gerechtigkeit berufen haben. Man führe die beiden Delinquentinnen vor mich, daß ich wie der heilige Paris den Apfel vertheile!«

»Spitzbube!« Der Offizier stand jetzt dicht vor ihm, und ohne sich um die ihm drohende Gefahr zu kümmern, riß er dem allegorischen Papst die Tiara vom Kopf und schlug sie ihm um die Ohren, bis er nur noch die Fetzen in der Faust hielt.

»Schämst Du Dich nicht, vertrackter Weinschlauch, das Oberhaupt des Staats und der Christenheit hier zu persistiren?«

Der Irländer staunte ihn einige Augenblicke ganz verduzt an, dann aber, in Erinnerung an die Püffe, die er am Abend vorher bekommen, erhob er ein gewaltiges Zetergeschrei, als ob er am Spieß stecke. »Auf ihn! Auf ihn! Er lästert die heilige Kirche! Schlagt den Ketzler zu Boden!«

Der komische Zorn des Bettelpfaffen, der vergeblich sich bemühte, die Kette zu entfernen, die man ihm um Arm und Bein gewunden, wäre eher geeignet gewesen, das Gelächter der Menge zu reizen, als dem Schweizer-Offizier eine ernste Gefahr zu bereiten, wenn nicht in diesem Augenblick noch eine andre Person sich hineingemischt hätte.

Es war die Courtisane, die sich auf ihrer Muschel erhob.

»Nehmt ihr den Schleier, wir wollen ihr Angesicht sehen!«

Ehe der Offizier es hindern konnte, hatte ein junger Bursche, der sich herangedrängt, mit einem Griff den Schleier der Herzogin ergriffen und herunter gerissen. Das schöne Gesicht, bleich vor Zorn, mit den blitzenden Augen, zeigte sich jetzt zum ersten Mal der Menge.

Ein Schrei des Erstaunens brach aus dem Kreise: »Faustina! Faustina!«

Das Weib auf dem Wagen schwang zum Zeichen, daß sie sprechen wolle, das Banner. »Ruhe befehle ich! Ich kenne Dich wohl – Du bist eine Aristokratin, eine Feindin des Volks, die mein Gesicht gestohlen hat!«

Einen kurzen Augenblick schaute auch die Herzogin, die jetzt zum ersten Mal ihre Blicke auf die improvisirte Göttin der Freiheit richtete, mit Staunen, fast mit Entsetzen in dies Gesicht, das so merkwürdig dem ihren glich, und sie konnte sich eines Schauders vor dem leichenhaft starren und doch so dämonischen Ausdruck dieses Auges nicht erwehren; im nächsten aber erinnerte sie sich an die Worte des Mascherato im Grabmal der Metellerin, als er ihr gesagt, daß Rom zwei Nebenbuhlerinnen ihrer Schönheit berge. Mit diesem Gedanken kehrte auch der ganze kühne Stolz und Hochmuth ihres Charakters zurück.

»Elende – zittere vor der Rache der Herzogin von Ricasoli, der Nichte Eures Souverains! Wer bist Du, Weib, die es wagt, mich zu verhöhnen?«

»Ich bin die Venus von Rom! Ich bin die Freiheit und die Liebe!«

Ein donnerndes »*Evviva* Faustina! Es lebe die Venus von Rom!« mit dem Schall der Tambourins und Beifallklatschen folgte den Worten.

Wieder winkte die Courtisane und wieder schwieg die Menge, daß man das Rauschen des Stromes hören konnte.

»Ich bin aus dem Volke und gehöre dem Volke! Du aber hast meinen Leib gestohlen, wie Ihr, die Ihr Euch die Herren glaubt, Alles dem Volke raubt! Es ist Zeit, daß wir die Rollen tauschen!«

Der Ausdruck der Stimme, der Ausdruck der Augen der Dirne hatte etwas so Teuffisches, daß die vornehme Dame ihr Herz erbeben fühlte.

Nochmals begleitete ein donnernder Applaus den Ausspruch.

»Sie hat Recht! *Cospetto!* Nieder mit den Pfaffen und den Aristokraten! Es lebe das Volk! Sage, was wir mit ihr beginnen sollen!«

»Sie wird meinen Platz einnehmen und ich den ihren! Ihr werdet eine Herzogin zur Trägerin Eurer Fahne haben, und wenn sie sich weigert, das Volk zu führen, mögt Ihr sie durch die Tiber schwemmen, bis ihr der Hochmuth vergangen: Das Wasser kühlt alle Leidenschaften!«

Sie ließ ihre langen aufgelösten Haare durch ihre Hand laufen, und es war, als rieselten tropfende Wasserperlen von ihm nieder.

»*Brava*, Faustina! Es lebe die Venus des Volks! Sie sollen Beide Tiberwasser saufen! In den Strom mit ihnen, wenn sie sich weigern!«

»Haltet ein!«

Die Courtisane streckte die Hand aus und deutete nach dem Offizier, der entschlossen vor seine bebende Gefährtin getreten war.

»Dieser ist mein! Er gefällt mir!«

»Pfui! ein Tedesco! ein Lump von einem Schweizer!«

»Still! – Ich habe das Recht zu wählen! Es ist billig, daß die Tochter des Volks den Platz der Aristokratin einnimmt!«

»Auf den Wagen mit ihr! Es lebe Ihre Hoheit, die Duchessa Venus!«

Das tolle Gesindel lachte und heulte vor Vergnügen – hundert Hände langten nach der Dame, um sie auf den Muschelwagen zu heben, von dem die Courtisane mit dämonischem Jauchzen heruntersprang.

»*Badate! Badate!* Der Teufel auf Eure schwarzen Schädel, Ihr Schufte, habt Ihr keinen Respekt vor der Kirche!«

Der würdige Fra Pan, der sich mit seinem Esel zwischen dem Paar und der Menge befand und mit den gefesselten Armen ihrem Übermuth wehrlos preisgegeben war, hatte in der That bei dem Angriff viel zu leiden und erhielt manchen Knuff und Stoß zum Gaudium der Menge.

»Hinauf mit der Aristokratin!. Gebt der Aristokratin die Tricolora! Schwemmt sie! schwemmt sie!«

Die Herzogin klammerte sich an den Offizier. »Retten Sie mich, Riccardo! Lieber den Tod, als die Schmach!«

Der Schweizer hatte den schweren Degen mit der Scheide in die Rechte genommen. »Halten Sie sich dicht an meiner linken Seite und lassen Sie mir den Arm frei! – Und nun zurück, Gesindel, und wehe dem, der die Dame anzurühren wagt!«

Aber schon drängte sich ein langer Sackträger in dem mehr als einfachen Costüm eines Lazzaroni, die rothe Mütze auf dem Kopf, vor und faßte den Arm der Herzogin, die einen Schrei ausstieß.

Im selben Moment hob sich der Arm des Offiziers und der Knauf seiner Waffe fiel mit solcher Gewalt auf den Schädel des Trasteveriners, daß das Gesicht im Nu von Blut überströmt war und der Kerl wie ein gefällter Stier zu Boden stürzte. Zugleich warf der Schweizer mit einem kräftigen Fußstoß den Esel mit sammt dem Mönch über den Haufen, daß Beide mitten unter die Menge, kollerten und mehrere Personen niederrissen.

Während unter dem Gelächter, dem Fluchen und Schreien der Menschen und des Thieres die Gefallenen sich am Boden wälzten und so Raum schafften, hatte der Offizier die Waffe von ihrer Scheide befreit, und mit dem linken Arm die Dame umschlingend, schlug er mit der breiten Klinge ein Rad, das den Kreis um ihn erweiterte und ihm gestattete, sich bis an das Geländer der Brücke zurückzuziehen und so sich den Rücken zu decken. Wenn Männer von Herz und Ehre hier sind, so mögen sie mir beistehen gegen das Gesindel!« donnerte die Stimme des Offiziers. »Nur mit meinem Leben sollt Ihr Hand an die Dame legen!«

Die Künstler und vernünftigeren Männer, die sich unter der wilden Prozession befanden, suchten mit allen Kräften jetzt die Menge von weiteren Excessen abzuhalten, die einen so unerwarteten traurigen Ausgang zu nehmen drohten, aber wie immer, wenn der Übermuth und die Leidenschaften des Pöbels erst entfesselt sind, verhallte ihr Bitten und Ermahnen unbeachtet unter dem Gekreisch der Weiber und den Verwünschungen der Männer. Dolche blitzten und die flammenden Gesichter, das blutdürstige Geschrei bewiesen, daß die kühne Herausforderung des Schweizers angenommen worden.

In der vordersten Reihe dieser Männer stand das Weib, das die wilde Scene hervorgerufen. Ihre Augen waren mit finstern, drohendem Ausdruck auf das gefährdete Paar gerichtet, ein höhnisches Lachen zuckte um den vollen, zum üppigen Kuß ladenden Mund.

»Stolze Duchessa – er trägt das Zeichen der Venus und ist ihr verfallen! – Auf sie, Männer Italiens!«

Der Schweizer warf den Blick umher, vor sich die tobende Menschenmauer, die bei der bekannten Feigheit des Gesindels sein kräftiger Arm mit der blanken Waffe noch immer zurückhielt, hinter sich zwischen den Schiffsjochen der Brücke den gelben Strom des Flusses. Er wußte, daß nur auf Augenblicke noch er dieser Meute, dieser Masse zu widerstehen vermochte.

Ein einziger Weg noch schien ihm eine Aussicht auf Rettung zu bieten.

Die Häuser oberhalb am Ufer des Flusses, nahe dem Zugang der Brücke, traten eine Strecke zurück, aber stromabwärts, wo der Fluß in einer scharfen Biegung sich nach dem andern Ufer wendet, tritt ein altes Gebäude von mittelalterlichem Styl, groß aber fast wüst, mit seinen Erkern und Treppen weit vor bis in den Strom, und sperrt die Aussicht von der Brücke.

Der Offizier erinnerte sich, daß dort hinauf ein Aufgang zu den Straßen um das Hospital di St. Spirito führen mußte. Es war ein Gedanke, der wie ein Blitz durch seine Seele flog – der zweite, daß sein kräftiger Arm oft stundenlang in seiner Heimath die blauen Wellen des Lemman durchschnitten.

»Haben Sie Muth, Altezza – wollen Sie mir Ihr Leben vertrauen?« flüsterte seine Stimme, während seine Kreuzhiebe die Menge zurückdrängten.

»Nehmen Sie – tödten Sie mich, nur diesen Menschen überlassen Sie mich nicht.«

»Steigen Sie auf das Geländer – stützen Sie den Arm auf meine Schulter, aber hindern Sie nicht meine Bewegungen. Ich trage Sie sicher an's Ufer.«

Der stolze trotzige Geist der Borgia wollte den sichern Tod lieber erleiden, als zum Spott des Pöbels dienen.

Die aristokratischen Gewohnheiten dieser Frau scheuten nicht den Tod, aber sie scheuten die Berührung dieses Pöbels.

Die Herzogin drängte sich dicht an die Brüstung der Brücke, der Offizier warf ihr einen bedeutsamen Blick zu, dann sprang er vorwärts und trieb mit kräftigen Schwerthieben die andrängende Menge zurück.

Der Halbkreis, der ihn eingengt, dehnte sich aus, ein fünf bis sechs Schritt breiter Raum bildete sich, wie die Meeresfluth abprallt, um dann desto gewaltiger zurückzuschlagen.

Aber der Schweizer wartete diesen Angriff nicht ab; ehe nur einer der Angreifer seine Absicht ahnen konnte, war er mit einem Sprung zurück, schleuderte den Degen in die Menge, umfaßte mit der linken Hand die bereite Frau und stürzte sich mit ihr in den Strom.

Ein Schrei des Schreckens, der Wuth, des Erstaunens brach aus der getäuschten Volksmenge, als man das Paar in den Wellen verschwinden sah, und wie eine kräftige und energische That immer den Beifall und die Bewunderung der ungebildeten Menge fesselt, so war es anfangs auch jetzt der Fall.

»Die schöne Dame! – Heilige Madonna, sie müssen ertrinken! – Rettet sie!«

Aber auf der Brüstung, auf derselben Stelle, von der sich der Offizier hinabgeworfen, stand das dämonische Ebenbild der Herzogin, und wies mit spöttischem Gelächter hinunter in die trübe Fluth.

Thoren, die Ihr seid! Das Ersäufen ist höchstens für Einen von Euch gut! – Geht zum Teufel, wenn Ihr sie entkommen laßt und sucht Euch eine andere Närrin, als mich!«

Sie riß den Helm und phantastischen Putz ab und warf ihn unter die Menge, dann sprang sie selbst von der Brüstung und war im Nu unter dem Gedränge verschwunden.

Der Sprung, den der Offizier mit der Dame in das Wasser gethan, war nicht hoch, und das Paar tauchte alsbald etwa zehn oder zwanzig Schritt von der Brücke entfernt wieder aus der gelben Fluth. Die Herzogin hatte in der That, trotz der furchtbaren Situation und Gefahr, ihre Geistesgegenwart behalten und sich nicht an ihren Beschützer angeklammert, und als sie jetzt emporkamen und er sie losließ, legte sie, obschon schwindelnd und betäubt von dem kalten Bad, ihre rechte Hand auf seine linke Schulter, so sich über dem Wasser haltend.

Der Offizier war ein ausgezeichneter Schwimmer und es gelang ihm in der That, trotz der hemmenden Kleidung und der schönen Last, die er zu retten unternommen, eine Strecke sich von dem Fluß fortreiben zu lassen, indem er die Richtung nach dem Hause nahm, dessen Erreichung allein sie retten konnte.

Bei diesem Anblick und durch den Hohn der Courtisane aufgestachelt, erwachte die Erbitterung der Menge auf's Neue. Verwünschungen und Flüche folgten dem kühnen Paar, und hundert verschiedene Gegenstände, wie sie der Brutalität der Masse zur Hand waren, wurden ihnen nach geschleudert.

Die meisten fielen unschädlich hinter oder neben den Verfolgten nieder, aber ein Mal glaubte man den kühnen Schwimmer von einem Stein getroffen, denn er zuckte im Wasser empor, und das Triumphgeschrei der Menge zeigte, daß sie es bemerkt; aber im nächsten Augenblick schwamm er weiter und war aus dem Bereich jedes Wurfs, obschon die Arbeiter der Steinbrüche und die Liebhaber des Kugelspiels den Ruf ausgezeichneter Schleuderer haben.

Zugleich verbreitete sich der Ruf, wahrscheinlich von den besseren und verständigeren Mitgliedern des Zuges ausgegangen:

»Die *guarda civica* rückt an! Die Schweizer aus dem Quirinal kommen! Nach der Cancellaria!« und der Menschenstrom drängte, den halbzertrümmerten Wagen der Herzogin zurücklassend, so eilfertig als möglich über die Brücke der innern Stadt zu.

Von dieser glücklichen Wendung wußten aber weder der Offizier noch seine Begleiterin.

Der junge Mann hatte riesenhafte Anstrengungen gemacht, den Strom zu durchschneiden und sich und die Dame über dem Wasser zu halten. Anfangs hatte es ihm die Luft, die sich in den bauschigen Gewändern der letztern gefangen, sehr erleichtert, aber bald hatten seine und ihre Kleidung so viel Wasser gesogen, daß sie ihn wie eine bleierne Last hinabzogen.

Plötzlich fühlte er einen stechenden Schmerz am Kopf und dann eine rasch zunehmende Ermattung.

Mit Gewalt sich aus dem Wasser emporhebend, erkannte er, daß er sich etwa noch zwanzig Schritt von dem alten Hause entfernt befand, um dessen Vorsprung er schwimmen mußte, um das Ufer zu erreichen.

Zugleich sah er, daß die Fluch, die er zertheilte, sich mit einer andern Farbe vermischte und bedeckte, als ihrem gewöhnlichen gelben und trüben Aussehn – es war unzweifelhaft Blut.

Ohne an sich selbst zu denken, richtete er einen verzweifelnden Blick auf seine Gefährtin.

Ihre Kraft war zu Ende, der Strom des Wassers, der oft über sie hin gefluthet, das Geschrei der Verfolger auf der Brücke hatte sie endlich betäubt, sie begann das Bewußtsein zu verlieren, wie ihm die geschlossenen Augen, die bleiche Farbe des schönen Gesichts bewiesen, das mit jeder Sekunde mehr dem bläulichen Schimmer des Marmors glich.

Einen Augenblick glaubte er, daß sie selbst verwundet sei, er rief sie mit zärtlicher Stimme bei ihrem Namen, aber nur ein letztes triumphirendes Lächeln, wie als empfinde sie selbst im Tode das Gefühl des Sieges, zeigte von einem stummen Rest des Bewußtseins. Zugleich fühlte er, wie ihre Hand von seiner Schulter glitt und seine eigenen Kräfte ihn verließen.

Noch ein Mal sie zusammenraffend, unterlief er mit einem kräftigen Stoß die Sinkende und schob sie empor – mit dem Wasser kämpfend, das Ziel zu erreichen. Aber er fühlte diese Kraft am Ende, er fühlte es schwarz werden vor seinen Augen, ein letztes höhrendes Triumphgeschrei seiner Feinde drang in seine Ohren und vermischte sich mit Lauten, als riefen ihm fremde Stimmen aus den Wolken zu. Dann verschwand Alles in einem Dröhnen, als läuteten riesige Glocken an seinen Ohren, phantastische Bilder und Gestalten tanzten vor seinen Augen – das Leichenantlitz der schönen Herzogin, die frommen Augen der Nonne, das Lust athmende Gesicht der Venus auf dem Muschelwagen, ihm war, als umschlinge er sinkend und immer tiefer sinkend alle drei Gestalten in einem Körper, und dann kam eine wollüstige Ruhe und Abspannung über ihn, in der jedes Gefühl und Bewußtsein erstarb.

Seine Rechte krampfte mit der letzten zuckenden Lebenskraft umher und klammerte sich an das, was sie erfaßte.

Das Leben erstarrte. –

Über dem Strom hinaus, von Pfählen getragen, hing ein balkonartiger großer Erker, einem weiten Gemache gleichend.

Der Raum mußte eine Art von Magazin gewesen sein oder noch dazu dienen, denn am Boden über dem Strom öffnete sich eine breite Fallthür, eine Winde, eine Art von Krähn, von starken Balken gestützt, war über der Öffnung angebracht, und Stricke und Ketten hingen von ihr nieder.

Marmorblöcke von verschiedener Größe standen auf Holzrollen in dem nach dem Innern des Hauses sich öffnenden Gemach umher. Ein breiter Bogen, nur durch einen schweren grünen Friesvorhang gesperrt, bildete den einzigen Ausgang.

Zwei Personen befanden, sich in dem Gemach.

Die erste war ein hoher, schlanker Mann von einigen vierzig Jahren, in der elegantesten Legerité gekleidet und von jenem unverkennbaren Typus, der unter allen Zonen den blasirten Egoismus des vornehmen Engländers bezeichnet.

Das Gesicht war fein und schön, wie die englische Aristokratie es häufig zeigt, aber es hatte einen schlaffen und fast weibischen Ausdruck trotz seiner dunkeln Färbung, und das von langen

Wimpern verschleierte Auge war matt und blickte hinter dem Lorgnon kalt und gleichgiltig auf alle Gegenstände, über die es in trägern Gange hinschweifte. Er trug kurz abgeschnittene röthliche Haare und nach englischer Sitte einen starken hochblonden Backenbart mit sorgfältig rasirtem Kinn.

Der Gentleman – denn als solchen kennzeichnete ihn, neben allen Eigenheiten, sein ganzes Aussehn – lehnte an der steinernen Balustrade des Erkers und schaute bald auf den Fluß, bald auf seinen Gesellschafter.

Trotz der anscheinenden Apathie und selbst des weibischen schlaffen Ausdrucks in seinem Gesicht war doch etwas Unbeschreibbares in seiner ganzen Erscheinung, was Physisch eine große Stahlkraft dieses seinen aristokratischen Wuchses, moralisch eine verborgene Energie des Geistes ahnen ließ.

Die Person, die sich mit dem Engländer in diesem Gemach befand, war das körperliche Gegentheil von ihm.

Auf einem Marmorblock im Winkel saß eine zwerghafte verwachsene Männer-Figur, einen Malerstock mit der daran befestigten Reißkohle in der Hand, mit dem sie auf dem Marmor des Fußbodens allerlei Figuren und Gestalten zeichnete, ohne daß der spröde Stein die Zeichnung festhielt.

Eine hohe Schulter, in Wahrheit mehr ein starker Buckel zu nennen, entstellte die verkommene und hagere Figur des Künstlers zur Caricatur, gegen die der schöne und in seiner Contoure überaus edle Kopf um so trauriger abstach.

Das Gesicht war groß und lang – wie der ganze Kopf überhaupt in seinen Größenverhältnissen unpassend zu der kleinen Gestalt – aber von wirklich klassischer Schönheit; die Stirn hoch und breit, einen mächtigen Geist bekundend, der Mund fein und sinnig geformt und von einem braunen Bart umwallt, der in wohlgekämmten Locken bis auf den ausgewachsenen Brustkasten niederfiel. In gleicher Weise umgab der phantastische Lockenstrom, mit welchem die Künstler aller Nationen sich von anderen ehrlichen Menschenkindern der Gegenwart auszuzeichnen suchen, seinen Kopf, aber dies Haar war so seidenweich, der röthliche Kastanienglanz desselben so schön, daß man dem Krüppel diese Hoffarth vergeben mußte. Ein schwarzes Sammetbarrett, dessen Form dem Mittelalter entlehnt war, bedeckte dieses Haupt, das einem jener Köpfe des großen Veronesers geglichen hätte, wenn dieses abscheuliche Anhängsel von Körper nicht gewesen wäre.

Die gleiche Sorgfalt, wie auf seinen Kopf, hatte übrigens die Eitelkeit des Künstlers oder eine fixe Idee auf die ganze Mißgestalt verwendet. Er trug einen sogenannten deutschen Rock von schwarzem Sammet, aus dem das offene saubere Hemd in weiten Falten hervorbauschte und, halb geöffnet, die bloße haarige Brust zeigend, mit einem kurzen Kragen über die Schulter fiel. Seine Unterkleider waren gleichfalls dunkel, ziemlich anliegend und zeigten eine Wade, deren Contouren auf eine starke Muskelkraft wiesen.

Wir haben in der Beschreibung der eigenthümlichen Erscheinung jedoch eines Haupttheils noch nicht erwähnt – des Auges.

Dieses gab dem so schönen und edlen Gesicht einen eben so merkwürdigen als unheimlichen Ausdruck. Es war groß, glänzend und von brauner Farbe. Aber dieser Glanz glich dem Flackern eines Irrwisches, und die rastlose Beweglichkeit, der in jedem Moment wechselnde Ausdruck zeigten von einem Leiden der Seele oder einer Verwirrung der geistigen Kräfte.

»Signor Michele!« sagte der Engländer.

»Mylord!«

»Was macht Ihr da?«

»Ich vollende meine Venus!«

»*Damned!* Ich wünschte, Ihr thätet es, damit ich zu meiner Statue komme.«

Der Künstler heftete das glänzende Auge auf ihn. »Zum Henker, seht mir doch diese großen und vornehmen Herren! Glauben sie nicht, sie seien besser als ein anderes Menschenkind? Nehmt Eure Bacchantin und packt Euch – ich schenke sie Euch, aber läßt mich euer fatales Gesicht nicht wieder sehen!«

»Aber sie ist ja nur zur Hälfte vollendet und von der Mitte des Leibes ein bloßer Steinblock!«
Der Künstler sprang auf und focht mit dem Stock durch die Lust.

»Sagte ich's nicht,« schrie er wild, »Sie dünken sich besser, weil ihre Vater die Landstraßen geplündert und ihnen aus Blut eine Grafschaft zusammengeleimt haben. Stolzer Lord, meint Ihr, daß Ihr mehr Recht habt als Michele, der Maler? – Warum solltet Ihr ein Götterbild in euere goldenen Säle stellen können und täglich im Anschauen Euch trunken machen, während ich, der Prometheus, mich in der Sehnsucht verzehre und schaffe und schaffe und keine Vollendung finden kann? Mann, was wißt Ihr von der göttlichen Harmonie der Schönheit, während ich in der Sehnsucht danach mich verzehre und mein Hirn sich abmartert, ein Meisterwerk zu schaffen!«

»Armer Narr!« sagte der Lord. »Ihr habt ein Talent wie Michel Angelo oder Benvenuto und fürchtet Euch, einen Arm und einen Kopf zusammenzusetzen ohne das Modell, nach dem Ihr beide gemalt und gemeißelt!«

Der Künstler faßte ihn am Arm. »Was versteht Ihr davon, goldbedeckter Lord? Wißt Ihr nicht, daß in jedem dieser Arme, in jedem dieser Köpfe ein besonderes Leben lebt, ein Wesen, das die anderen Glieder von mir fordert? Vergeblich zermartere ich meine Phantasie, an diesen Götterkopf einen Leib zu fügen, der seiner Schönheit entspricht, oder auf die Wellenlinie des Busens einen Hals und ein Haupt zu setzen, das diesem Leibe das göttliche Leben giebt! Hundert Teufel zerren diese Glieder auseinander wie mit Zangen, meine Sinne verwirren sich, aus den Gliedern wachsen Dämonengestalten, und mein Hirn zermartert sich vergeblich, die göttliche Harmonie zu finden.«

»*By Jove!* Das ist seltsam! Aber wie erklärt Ihr das, Meister Michel?«

Der Künstler schaute ihn starr an. »Wissen Sie, stolzer Lord, was mir fehlt?«

»Sprecht!«

»Die Seele! Das ist es, was das wahre Kunstwerk schafft. Die göttliche Seele ist mir verloren gegangen über diesen Brüsten und Armen und Köpfen, die ich mit wollüstigem Triumph schuf, als das Vollendetste der Kunst. Weil ich das Fleisch anbetete und vergötterte, hat mir das Fleisch die Seele genommen – und die Arme und Beine und die Köpfe und Torso's ringeln sich wie Schlangen an mir empor und flüstern mir: Du gehörst uns, Du gehörst uns, Dein Pinsel und Dein Meißel schuf das Fleisch, aber es fehlt die Seele Gottes darin! Hurrah für den Cultus des Fleisches! Was kümmert die Seele mich! Dem Fleische gehört die Welt! Die alten Götter sollen wiederkehren und vor Deinem Throne, Urbild der Fleischschönheit, sollen anbetend die Völker liegen. Zum Teufel mit den Madonnen und Meister Raphael, dem Verklärer, es lebe die Venus Vulgiva! es lebe die Göttlichkeit des freien Fleisches – und der Freiheit gehöre die Kunst!«

Er drehte sich wie toll um sich selbst, die kleine verkrüppelte Gestalt schien zu wachsen und sich zu strecken in dem wahnwitzigen Leuchten des Auges, während sie den Malerstock, gleich einem Runenstab, in phantastischen Kreisen durch die Luft schwaug.

»Ihr sein krank, Meister Michel!« sagte kalt der Engländer.

Der kleine Künstler warf sich ermattet nieder auf den Steinsitz.

»Krank – es mag sein! Ich fühle, daß eine innere Gluth mich verzehrt, und ich kann den Trank nicht finden, der sie löscht. Hören Sie mich an, Mylord – das Fieber in meinen Adern ist in diesem Augenblick erschlaft, und ich will ihn benutzen um Ihnen, dem einzigen Freund, den ich habe, zu sagen, was mir fehlt.«

Der arme Verrückte hatte den Arm auf das Knie gestützt und die breite, mächtige Stirn in die Hand.

»Es ist ein eigen Ding um die Menschennatur,« sagte er in leisem, klagendem Ton, der seltsam abstach gegen die frühere kreischende Stimme. »Aber noch schlimmer ist's um eine Künstlernatur, in der sich's gewaltig regt mit dem Schaffen und Denken, dem Sehnen und Fühlen, zumal wenn all' der gewaltige Sturm in ein so erbärmliches GeHänse eingeschlossen ist. Ich weiß nicht, wer mein Vater war. Meine Mutter, die arme Nähterin, weinte, wenn ich von ihm sprach, und die Nachbarskinder hießen mich den Baronskrüppel. Meine Mutter arbeitete Tag und Nacht, damit ich in die Schule gehen sollte, und wegen der Arbeit starb sie. Dann war ich ganz allein. Sie wissen, Mylord, daß ich in einer Stadt geboren bin, in der eine berühmte Kunstakademie besteht. Aber die Kunst ist wie alles Andere eine Auszeichnung, deren Wege nur den Glücklichen der Welt geebnet sind. Ich putzte darum den Herren Malern die Pinsel und die Röcke, holte den Bildhauern ihr Frühstück und war die getretene Vogelscheuche in allen Ateliers. Von meinen Haaren machte ich mir Pinsel und malte in meiner Kammer auf alte Fetzen Leinwand, oder ich stahl in den Ateliers den Thon und formte in der Nacht bei dem Licht einer schlechten Lampe die Gebilde, die ich meinen Herren abgelauscht. So wurde ich ein Mann – aber ich blieb der verachtete Krüppel, das erbärmliche Spielwerk Derer, von Denen ich gelernt, während der Flügelschlag meiner Seele mir sagt *anch'io sono artista*, und ein besserer als ihr!

»Ich sah die Ahnung der Schönheit, die sich frech oder züchtig vor ihren Augen enthüllte, ich malte oder meißelte in Gedanken jedes Glied, jede Linie ihrer Modelle mit ihnen; ein verzehrendes Gift ergoß sich durch meine Adern! War die Schönheit nicht so gut mein Eigenthum, wie das ihre? genoß ich sie nicht in meinem Geist, fühlte ich diese köstliche Wollust der Linien nicht tiefer als sie, während sie den Paria vor die Thür warfen, wenn ihre Orgien begannen?

»Hundert Mal hörte ich sie erzählen von jener Verlebendigung der Schönheit, wie sie auf den Gassen des Mutterlandes aller Kunst wohnen sollte, von der Vollendung der Form, wie ich sie aus den einzelnen Stücken, aus den Nasen und Beinen, den Leibern und Köpfen ihrer nordischen Modelle in dunkelen Träumen geahnt, und wie sie mir noch keiner der großen Meister der Vergangenheit und Gegenwart zur innersten Befriedigung zu schaffen vermocht. Nach Italien! Nach Italien!

»Damals war es, wo der Viscount Heresford – Sie, Mylord – nach der Stadt kam, in der ich Stiefel putzte und Wachs und Thon knetete.

»Sie kamen in das Atelier eines berühmten Malers und sahen sein Bild: Die badenden Nymphen. Sie boten ihm einen hohen Preis, wenn er Ihnen eine Copie davon fertigen wolle. Er war bereit, aber er forderte zwei Monate als die Zeit, deren er bedürfen würde.

»Als Sie, Mylord, am dritten Morgen Ihr Hotel verließen, um abzureisen, stand ein Krüppel an dem Schlage Ihres Wagens, ein Mensch in Lumpen und Schmutz, und reichte Ihnen zitternd ein Bild – es war die Copie der Nymphen!«

»Ich erinnere mich – ich war entzückt davon und das Bild ist noch eine Zierde meiner Galerie zu Heresford-Abtei.«

»Sie wollten abreisen, Mylord, was weiß ich, vielleicht in die Dschungeln des Ganges, um Tiger zu jagen, oder an den Nordpol, um mit dem Capitain Roß den Weg durch das Eis zu suchen. Ohne nur in das Hotel zurückzukehren, öffneten Sie Ihre Reiseschatulle und sagten: »Das Bild ist mein, bringe das dem Maler und meinen Dank.« In den zwei Rollen, die Sie dem Menschen gaben, auf dem wohl kaum der Blick Ihres Auges ruhte, waren vierhundert Sovereigns. Ihr Wagen, Mylord, rasselte davon – am andern Morgen war Michael, der Farbenreiber, Michel, der Stiefelputzer, verschwunden und der Krüppel auf dem Wege nach Italien; denn ich, stolzer Lord, der seine Tausende in den Koth wirft, ich war der Maler des Bildes, und Ihr Gold **mein** rechtmäßig Eigenthum.«

Der Lord hatte der Erzählung nicht ohne einige Zeichen der Theilnahme zugehört, die mit seiner gewöhnlichen Apathie disharmonirten. Dann lachte er laut auf.

»*Damned!* Die Geschichte ist mindestens nochmals vierhundert Sovereigns werth. Jetzt weiß ich, warum mir geschrieben hat der Maler einen so wunderlichen Brief, als ich ihm von Petersburg gedankt für das schöne Bild und ihm gemacht Komplimente.«

»Es sind acht Jahre her, Mylord,« fuhr der Künstler fort, »seit dies geschah. Von dem Preis des Bildes, das Sie gekauft lernte sechs Jahre unter hundert Entbehrungen der Krüppel kunstgerecht mit Pinsel und Meißel handthieren, und alles Wissen, was ihm nöthig, dann pilgerte er mit dem Rest, der ihm geblieben, nach Rom. Wenn Sie, stolzer Lord, in Ihrem englischen Reisewagen durch die Porta del Popolo in diese Stadt einrollen, sehen Sie das Rom Pius IX.! Aber anders ist es mit der echten Künstlerseele. Jeder Tritt umrankt sie mit den Erinnerungen vergangener Herrlichkeit, jedes Meisterwerk, das die Augen schauen, weckt die rasende Gier, das Höchste zu schaffen. Die gemarterte Seele sinnt und sucht und strebt und kann das Höchste nicht finden.«

Der Lord trat zu dem Unzufriedenen und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Sie sind mit sich selbst zerfallen,« sagte er ernst, »und unklar in Ihrem Ziel!«

Die Augen des Künstlers funkelten in den neu sich bäumenden Geistern des Wahnsinns.

»Mein Ziel, stolzer Lord? Mein Ziel ist die göttliche Harmonie der Schönheit. Da drinnen in der elenden Brust lebt's und träumt's! Meint Ihr, die kalten Nordländer hätten nicht auch ihren Venusberg, in dem die Schönheit den Ritter umschlingt, oder die Phantasie des Krüppels vermöchte auf jeder Strada, auf jeder Piazza dieser Stadt nicht die göttliche Form des Fleisches, die Wunderherrschaft der Vergangenheit zu begreifen, neben den kaltherzigen Linien Eures Kreuzes, des Tyrannen der Gegenwart?«

»Die römischen Modelle, Meister Michel, haben Euch das Hirn verrückt, indem sie euer Blut entflamnten!«

»Thörichter Lord! Wähnt Ihr, die römische Buhlerin theile für goldene Scudi nicht so gut das Bett des Krüppels, wie euer seidenes Lager? In den Augen liegt die Liebe und die Wollust des Künstlers, und durch die Augen ist der Teufel mir in die Seele gekommen, daß sie keine Ruhe mehr findet. Glaubt Ihr, wenn diese Augen das Vollendetste gesehen, was gewesen unter der Sonne, die Seele könne wieder Ruhe finden?«

»Ihr seid auf einem schlimmen Weg, Meister Michel! Das Sinnliche geht Euch über das Höhere! Ihr verliert die Seele über dem Fleisch!«

»Mann des kalten Hohns – was wißt Ihr von der allmächtigen Gewalt der Schönheit? Wollt Ihr sie messen nach der flachsfarbenen Sentimentalität Eurer spröden Lady's, der Grisettennatur des *Quartier Latin* oder der schlappen Lippe einer Berliner Geheimerathstochter? Nur hier lebt die Schönheit, und wer sie nie gefühlt, die ganze Wollust des Fleisches, der weiß nicht, was Göttliches ist in der Schöpfung.«

»So habt Ihr hier das Modell gefunden, nach dem Ihr suchtet?«

»Modell? kaltherziger Lord! Wenn das Forum wieder seine Tempel öffnet und die gläubige Menge zum ewigen Cultus der Sinne herbeiströmt, dann fragt, ob die Schaumgeborne ein Modell sei oder die Gottheit selbst, zu der die Millionen sehnsüchtig schauen, statt der starren kalten Götzen auf Euren Altären!«

»Und warum, Meister Michel, hieltet Ihr die Gestalt nicht fest, von der Eure erhitzte Phantasie träumt, wenn sie in Fleisch und Bein zu Euch kam?«

»Könnt Ihr den Irrwisch greifen? Könnt Ihr die Schaumgeborne, wenn sie wieder über die Erde streift, in's Haus zwingen wie eine Bürgerdirne durch Heirath? Haltet den Orangenduft der Villa Borghese fest, wenn der Nachthauch ihn über den Monte Pincio treibt! Bannt den Sonnenstrahl in ein Netz oder fesselt den Sturmwind, der die Gipfel der Pinien schüttelt und das Schiff auf die Klippen schleudert!«

»Aber wenn Euch wirklich ein Weib, das Urbild der Schönheit, diese Vergöttlichung des Fleisches, wie Ihr es nennt, zum Modell gedient, warum schüfet Ihr nicht ein Ganzes, statt der einzelnen Glieder? Dann wäre der Traum Eures Ideals erfüllt!«

»Nennt sie nicht ein Weib,« sagte der Künstler finster, »sie ist ein Dämon, der alten Herrschaft entstiegen, die Sinne zu verwirren! Ein Kobold war's, eine Sirene, die das Hirn sieden machte mit ihrer höllischen Laune! O, wenn Ihr sie ein einzig Mal gesehen, wie sie dastand, das Bein auf die Stufe gestemmt, keck das Gewand geschürzt, die Arme erhoben, die Bacchantin in der vollen üppigsten Lust, oder auf den Kissen lag, die teuflischen Augen verzehrend in unendlichem Verlangen, der göttliche Leib der Venus sich windend in den Schauern unendlicher Lust, der goldene Strom ihres Haares das einzige Gewand! – oder die aus dem Bade steigende Nymphe, die Wellen des süßen, sinnverwirrenden Busens emportauchend aus dem faltigen Tuch, das die köstlichen Linien der Hüften umschlang – der Wahnsinn wäre auch in Ihre Seele gestiegen, wie in die meine, und niedergeworfen vor ihr, hätten Sie die Göttlichkeit dieses Fleisches angebetet!«

»Aber das beantwortet meine Frage nicht. Warum maltet, warum formtet Ihr nur die Theile der Schönheit, nicht das Ganze selbst?«

Der Maler bog sich zu ihm. »Durft ich's? Hat sie's' gelitten wohl jemals? Auf den Knien hab' ich sie angefleht, diese ganze selige Harmonie der Schönheit mir zu gewähren, und wie ein böser Dämon höhnte sie mich und verwirrte meine Sinne. Wieder und wieder klingt mir's in den Ohren: »Was wollt Ihr, Signor Michele? Dem Stück von einem Manne gebührt nur ein Stückwerk der Schönheit! Nur wer sich ganz mir giebt, darf ganz mich fordern. Leib um Leib, seht zu, daß Ihr mir einen zu geben habt, der der Venus von Rom würdig ist!« und gleich dem Hohn der Schöpfung, der diese erbärmliche elende Gestalt an die Seele gehangen, die in mir lebt und fühlt, also zwang mich's, an die Göttergestalt dieser Glieder die Mißgeburten eines tollen Hirns zu hängen.«

»Ihr werdet sie wiedersehen, ehe Ihr's denkt!«

»Geben die Gräber ihre Todten zurück? Weiß ich nicht, daß sie längst wiedergekehrt wäre, wenn sie noch unter den Lebendigen weilte? Ein Jahr forderte sie, als sie mir verkündete, es dränge sie, mit dem Russen hinaus zu ziehen in die Welt – und das Jahr war gestern zu Ende!«

»Ermant Euch, Meister! Ihr dürft nicht untergehen unter diesen fixen Gedanken. Ich will Euch helfen die Harmonie zu erlangen, deren Ihr bedürft!«

»Sie, Mylord?«

»*Goddam!* Was wollt Ihr mehr, wenn ich Euch das lebendige Modell Eurer Venus zurück schaffe?«

»Mylord Jupiter! nehmen Sie sich in Acht mit Ihrem Versprechen!«

Der Lord zog ein Papier aus der Tasche – es war ein zierlich gefalteter Brief, das Couvert duftend nach Esbouquet, als käme es aus dem Boudoir einer Dame.

Er enthielt nur die Worte:

»Die Dame hat geschworen und Signor Michele wird sie erwarten.
Der Mascherato.«

»Macht Eure Pinsel bereit und Euren Marmor, Meister,« fuhr der Lord fort. »Aber nützt Eure Zeit. Ein halbes Jahr steh' ich Euch für das Modell, – habt Ihr dann Euren Verstand nicht wieder gewonnen, dann zerbrecht Meißel und Palette und geht in ein Narrenhaus!« – Er sprang empor. »*By Jove!* was ist das für ein Lärmen von der Brücke des Vatican?«

Der Maler war ihm zu der offenen Brüstung des Steinbalkons gefolgt, von dem aus man den größten Theil der Brücke und das jenseitige Ufer übersah.

Ein Volksauflauf – wie sie alle Tage die Straßen durchziehen!«

»Still! – das ist mehr, als ihr gewöhnliches Treiben, und der Tag hat seine schwere Bedeutung. Deshalb warnte ich Euch, das Haus zu verlassen.« Der Lord hatte das Augenglas in die Brauen

geklemmt. »*Damn!* was hat das Gesindel vor? Sie haben einen Wagen umringt und spannen die Pferde los! Ich sehe ein Frauengewand – ein Soldat vertheidigt sie! Gebt mir Euren Tubus, Meister Michele, die Sache wird interessant! Sie werden ihn todtschlagen!«

Der kleine Künstler lief unruhig in dem Gemach auf und ab. »Schämen Sie sich, Mylord, die Gefahr von Menschenleben ist kein Schauspiel. Lassen Sie uns ihnen zu Hilfe eilen!«

»Unsinn, Mann – man muß nie die Amusements des Volkes stören, das ist eine Hauptlehre für die Aristokratie. Wahrhaftig, der Bursche hat Muth – er hält sich das Gesindel vom Leibe. Mein Auge müßte anfangen, schlecht zu werden, wenn das Original, jener dicke Bettelpfaffe, mit dem sich Eure Kunstgenossen des Abends in den Kneipen umherzutreiben pflegen, nicht unter dem Gewühl wäre!«

Der Buckelige preßte die Hände auf die Brust – eine kaum zu bewältigende Unruhe war in seinen zuckenden Bewegungen, in dem arbeitenden Gesicht. »Der Weinschlauch! – Ich erinnere mich, die Maler wollten die Eröffnung der Deputirtenkammer mit einem Narrenzug feiern!«

»Ihr seid ein ungefälliger Bursche, daß Ihr mir den Tubus nicht leihen wollt! – Es ist ein Schweizer, so viel ich sehen kann, und ich gebe nicht einen Bajocchi für sein Leben! Wollt Ihr wetten mit mir – hundert Pfund gegen fünf – die Farbe ist augenblicklich nicht beliebt in Rom!«

Der Künstler achtete nicht auf das Anerbieten. »Eine seltsame Unruhe verzehrt mich. Wer ist die Frau, die bei ihm ist?«

»*Damn!* Meister Michele – ich habe keine Luchsaugen. Wie wollt Ihr, daß ich sie auf mehr als zweihundert Schritt erkenne! – Aha – nun wird die Geschichte Ernst. Bei alledem ist der Schweizer ein tapferer Bursche und verdiente ein besseres Schicksal. So Viele über Einen! Was ist das? Das Weib will sich doch nicht in's Wasser stürzen?« Er schlug ein lautes Gelächter auf.

»Was giebt's, Mylord – mir ist die Brust zusammengeschnürt. Ich vermag nicht hinzusehen!«

»Der Schweizer hat den Mönch mit sammt seinem Esel oder besser den Esel mit sammt seinem Mönch über den Haufen geworfen und macht ihn zum Bollwerk. Gott verdamme seine Augen! – er hat sich mit der Frau in's Wasser gestürzt und – ich glaube, ich kenne den Burschen! Wo ist euer Kahn, Meister Michele?«

»Fort! Beppo, der Farbenreiber, hat ihn genommen, nach San Bartolomeo zu fahren!«

Das blasse Gesicht des Lords hatte sich geröthet – das gewöhnliche Phlegma, das den durch ganz Europa bekannten Sonderling auszeichnete, schien ihn für einige Augenblicke verlassen zu haben.

»Schade!« sagte er, »ich sehe, was der Bursche will, die Ecke des Hauses erreichen! Aber es wird zu viel für ihn. Ich selbst vermag keine halbe Stunde in voller Kleidung zu schwimmen, und ich habe mich mit den Tauchern von Cerralbo und Espiritu Santo¹ gemessen. Noch dazu mit dieser Last!«

»Wo ist das Weib, ist sie ertrunken?« Der Künstler kauerte am Boden, das Gesicht mit den Händen bedeckt.

»Noch nicht – er trägt sie durch das Wasser, wie ein geschickter Schwimmer. – Die Schurken!«

»Was ist!«

»Sie werfen mit Steinen hinter ihnen drein!«

Der Künstler sprang plötzlich empor. »Retten Sie die Unglücklichen, Mylord – ich beschwöre Sie!«

Einen Augenblick schien der Excentric wirklich zu einer jener kühnen Thaten entschlossen, durch die er sich in vier Welttheilen berühmt gemacht, aber schon der nächste änderte seine Gedanken.

¹Zwei Inseln am Eingang des Golfs von Californien, berühmt wegen ihrer Perlenfischerei.

»Es thut mir leid,« sagte er kalt – »aber ich habe Lord Minto¹ mein Wort gegeben, mich nicht handelnd in den Streit der Herren Republikaner und Päpstlichen zu mischen. – Jetzt haben die Halunken sie wirklich getroffen – ich sah den Mann zusammenfahren. – Es ist aus mit ihnen – seine Kräfte verlassen ihn! Zweihundert gegen Eins, Maestro, daß er die Ecke nicht erreicht!«

Der Maler rannte, wie ein wildes Thier im Käfig, in dem Gemach umher. »Mir wirrt es vor den Augen – mein Gehirn brennt – mir ist's wie damals, als ich Venus Faustina zum ersten Mal gesehen!«

Plötzlich sprang der Lord mit einem Satz gleich dem eines plötzlich vom Blei berührten Hirsches von der Balustrade und faßte den kleinen Maler an der Schulter. »Die Fallthür auf – an die Winde, Michele – laßt das Seil nieder!« Mit der Kraft eines Riesen hatte er die beiden schweren Flügel der Fallthür im Fußboden emporgerissen, durch welche die Marmorblöcke von dem Fluß in das Atelier gehoben wurden.

Die Winde rasselte nieder in die Hand des Zwerges, der willenlos dem Befehl folgte – der Lord warf seinen Rock ab, bereit, an den Ketten hinunter zu gleiten, als ihn ein gellender Ruf des Künstlers zurückhielt.

»Aus dem Meerschaum! Aus dem Meerschaum! Venus ist erstanden!«

Wie rasend tanzte und sprang der kleine Mann um die gähnende Öffnung und kreischte und schlug die Hände zusammen!

Drunten rauschte die gelbe Fluth der Tiber; aus einer Welle von Blut, in hundert Blasen emporquellend und im Nu davongespült, tauchte ein goldenes Lockenhaar empor, ein bleiches Frauenantlitz, – eine Männerfaust, festgeklammert an die Kette des Krahn's, als hätte sie noch das treue Schwert.

Der sonst so kalte, gemessene Brite stürzte sich auf das Rad der Winde! »Fest! Fest! Tanzt nicht wie ein Narr umher, Meister Michel, und rettet Euren Verstand!« Der kleine Künstler hing sich mit aller Macht seines verkrüppelten, aber muskelstarken Körpers an die Rollen – aus der Luke tauchten zwei ohnmächtige Gestalten, – der Schweizer-Offizier, die Rechte um die Kette krampfhaft, mit dem linken Arm die Frau umschlungen, die er, treu dem Befehl, nicht verlassen.

Bleich wie der Marmor, dessen Stelle die menschliche Last eingenommen, waren die Gesichter – bleich wie der Marmor, aus dem sein Meißel das Götterbild schlug, war auch das Antlitz des Künstlers, als er auf sein schönes Modell starrte.

»Sie ist todt – sagt ich's Euch nicht! sie ist todt – aber von dem Grunde des Stromes kommt sie wieder, ihr Wort zu lösen!«

»Stoß den Zapfen ein, aberwitziger Thor, sonst möchte wirklich geschehen, was Du sagst!« Die kräftige Hand des Lord faßte, als Meister Michel dem Befehle gehorcht, die Gestalten und zog sie herüber aus der gefährlichen Schwebe auf den Boden der Halle und lös'te die Faust des Offiziers von dem rettenden Halt.

»Beschäftigt Euch mit der Frau, Meister Michele, und bringt sie in's Leben zurück. Es ist unmöglich, daß sie todt ist.«

Er hob die schwere, große Gestalt des Soldaten mit Leichtigkeit in seinen Armen empor und verschwand mit ihr durch den Vorhang, welcher die Halle oder den Erker von dem Atelier des Künstlers trennte.

Einige Augenblicke betrachtete dieser die vor ihm liegende ohnmächtige Frau – dann flammte sein Auge in wildem Glanz auf – er hatte das Heben ihres Busens gesehen.

»Sie lebt! Venus wird mein sein!«

Er hob sie empor und trug sie davon. –

¹Der damalige politische Agent Englands in Rom. Sein Haus war häufig ein Sammelplatz der Radikalen.

Ein Dämmerlicht, hervorgerufen durch die Gardinen über den Scheiben des Kuppelbaues, lag über dem Raum, obschon draußen die Mittagssonne ihre Strahlen über die Stadt der alten und neuen Welt goß.

Ein viereckiges, weites, von jener Kuppel überwölbtes Gemach, das Atelier des Bildhauers und Ciseleurs. Die Wände mit dunkeltem spanischen Marmor ausgetäfelt, dessen Goldadern gleich Schlangen emporliefen.

Ein unheimlicher Eindruck das Ganze! An den Wänden ringsum Piedestals mit Bronze- und Marmorgruppen, Statuetten und Köpfen. Zwischen den strengen alten Römerhäuptern, den antiken Torso's und den Vasen aus den Kaisergräbern und den Ausgrabungen von Pompeji Werke der neuen Kunst, Gebilde von der Meisterhand des verkrüppelten Künstlers!

Aber ein unheimlich Gestalten waltete in vielen der Stein- und Thongebilde, in den Büsten und Statuetten, den prächtig ciselirten Schilden und Kelchen. Dort von dem Piedestal wand sich in wirren Ringen die geflügelte Schlange empor und der züngelnde Kopf gestaltete sich zum wunderbar schönen Frauenhaupt mit der üppig schwellenden Lippe und den Wollust athmenden Nüstern. An die springenden Tatzen und den weitgeöffneten Rachen rankte sich ein köstlicher Weiberleib; Dämonen der Hölle mit den Gliedern einer Aphrodite wanden sich an der Silberschaale als Henkel empor, über den giftgeschwollenen Leib des Molchs und der Kröte floß das reiche Goldhaar des göttlichen Frauenkopfes; zur wilden Lust empor bäumte sich der Weiberleib und die kräftig gerundeten Schenkel und Arme wuchsen zu Teufelskrallen aus.

Mitten im Gemach, auf einer breiten Stufen-Unterlage, erhob sich ein Block jenes parischen Marmors, aus dem Praxiteles seine wunderbaren Formen gehauen.

Aus diesem Block empor, wie ein phantastischer Traum, wuchs die kecke, frivole Gestalt einer Bacchantin von den breiten zum Liebesgenuß sich wölbenden Hüften aus.

Über den schwellenden, kräftigen Brüsten hoben sich im frivolen lockenden Schwung die Arme; der Kopf leicht zur linken Seite geneigt und zurück gebeugt, zeigte die klassischen Proportionen der oberen Gesichtstheile, die niedere sinnliche Stirn, die edele Linie der Nase, während Mund und Kinn noch zu einem Steinblock auslief, dem die wilde Phantasie des Künstlers die rohe Form einer Thierschnauze gegeben hatte. —

Die Halle oder das weite Gemach hatte vier Zugänge, die sämmtlich mit großen wallenden Vorhängen von grünem Wollenstoff geschlossen waren. Dem Zugang von dem hintern Erker gegenüber befand sich der Ausgang nach dem äußern Vorsaal des Ateliers, links das gewöhnliche Schlafgemach des Künstlers selbst, rechts öffnete der halb emporgeschlagene Vorhang die Einsicht in ein zweites Atelier, das der Kunst der Farben gewidmet war. Mehrere halbvollendete Gemälde, Skizzen und Studienköpfe hingen zwischen Rüststücken, Waffen, Costümen und Kunstgegenständen aller Art an den mit Roth ausgeschlagenen Wänden. Wie in dem Atelier des Bildhauers, bildete auch hier eine Staffelei den Mittelpunkt.

Ein großes, halbvollendetes Bild stand auf dieser Staffelei, der gegenüber die schweren Falten eines Vorhangs einen Alkoven oder eine Nische verschlossen.

Das Bild stellte in leichten, zum Theil noch verschwimmenden Umrissen die ganze Figur einer auf üppigem Lager des Mars harrenden Venus dar.

Der goldene Strom der Locken bildete die einzige Bekleidung dieses in seinen Contouren wunderbar schönen Körpers. Verschieden von den gewöhnlichen Auffassungen des Vorwurfs, war die Schaumgeborene nicht in der trägen Ruhe eines sinnlich ermatteten Liegens dargestellt, sondern saß halb aufgerichtet, leicht auf den rechten gestreckten Arm gestützt, während die verführerischen Wellenlinien des linken Beins von dem dunklen Stoff des Lagers herabsanken und der linke Arm sich vorstreckte, gleich als wolle er den nahenden Geliebten umfassen und an sich ziehen.

Die Schönheit dieser Linien, die köstliche Incarnation dieses Fleisches, so weit sie vollendet, war wahrhaft entzückend und sinnverwirrend, und man begriff bei seinem Anblick, was der Künstler von der Vergöttlichung des Fleisches träumte.

Aber dennoch erregte dieser Entwurf, dessen reizendes Haupt Zug um Zug das Conterfei des geheimnißvollen Naturspiels jener dreifachen Frauenschöne trug, bei einem nähern Blick ein unwillkürliches Entsetzen.

In leichten Contouren, hin und wieder der Effect durch eine graue oder braune Schattirung verstärkt, ringelte sich, den Hintergrund bildend, eine riesige, drachenartige Schlange empor, deren weit geöffneter gähnender Rachen über dem köstlichen Haupte der Venus schwebte, gleich als wolle er diesen süßen Leib der Wollust verschlingen oder habe ihn – ein Kind der Hölle – ausgespieen, dem Menschensinn zum Verderben.

Der Eindruck der tellergroßen gräßlichen Augen mit ihrem grünrothen giftigen Strahl, wie sie aus dem Schatten des Hintergrundes hervortraten, das Fletschen der Zähne, als wollten sie hinein in dies üppige, sammetartige und so lebendige Fleisch beißen, gegenüber der leidenschaftlich warmen Lebenskraft, dem Hauch der Sehnsucht und Lust, die über die ganze Gestalt ausgegossen, war entsetzlich und die Fibern des Beschauers bis zum Zerreißen erregend! –

Die Räume der beiden Ateliers schienen in diesem Augenblick von dem Herrn derselben allein belebt.

Der mißgestaltete Künstler saß auf seinem Schemel vor dem Marmorblock, an dem er gearbeitet, in tiefen Gedanken. Das so wenig zu dem verkrüppelten Körper gehörige Haupt war in die hagere, noch den Meißel haltende, linke Hand gestützt, während die Rechte mit dem Klopfer niederhing – seine großen und starren Augen hafteten in trübem Sinnen auf dem Vorhang, der im Atelier des Malers die Nische verschloß – aber seine Seele schien abwesend in ganz anderen Regionen zu schweifen.

War der Körper vielleicht durch irgend eine Pflicht in diesen Räumen gefesselt, während der Geist draußen mit dem erregten Volk durch die Gassen tobte und in den Wellen des Aufruhrs an die Mauern des Quirinals schlug?

Von Zeit zu Zeit drang stoßweise ein fernes Gebrüll, wie das rasende Branden der Wogen bei Sturmfluth – der Knall von Flintenschüssen, – der Triumphruf eines siegenden Hasses in die Einsamkeit dieser Künstlerwerkstätte.

Aber weder die Schrecken, noch der Jubel eines großen politischen, mit Blut getauften Ringens konnten der Seele des armen Krüppels auch nur einen Strahl der Beachtung abgewinnen, seine Gedanken schweiften in andrer Welt, und der Blitz, der zuweilen den träumerischen Ausdruck seiner Augen durchbrach, zeigte einen andern Fanatismus, als den der politischen Leidenschaft.

Wenn dieses Auge so plötzlich emporbrannte, dann schien es zu schwelgen in einem Bild, das die Phantasie gleich der Fata Morgana ihm vorzauberte.

Ein fester Mannestritt unterbrach die Stille dieser seltsamen Werkstätte der Kunst und das Träumen des Künstlers.

Es klopfte in regelmäßigen Pausen drei Mal scharf an die Thür des äußern Vorzimmers.

Der kleine Künstler stand auf, nahm Meißel und Schlägel in die eine Hand und ging, um zu öffnen. Einen Augenblick darauf kam er zurück, die hohe Gestalt des Lords in einem weiten englischen Sürtout gehüllt, folgte ihm.

Das Gesicht des Lords war ein wenig geröthet, man konnte leicht erkennen, daß er von Scenen kam, die seinen sonst so unverwüsthlichen Gleichmuth gestört.

Meister Michele hatte seinen frühern Sitz wieder eingenommen, der Lord warf sich ihm gegenüber in einen alterthümlichen Lehnssessel, indem er suchend einen kurzen Blick durch die beiden ihm geöffneten Räume schweifen ließ und sich den Schweiß von der Stirn trocknete.

»*Goddam*, Meister Michele, Ihr sitzt hier wie eine Auster in ihrer Schaaale, scheint von alledem Nichts zu wissen, was um Euch her vorgeht und überlaßt es Euren Freunden, für Euch zu sorgen.«

Der kleine Maler blickte ihn vertrauensvoll an. »Ich stehe unter Ihrem Schutz, Mylord, das genügt.«

»Bah – als ob ich die ganze Meute der vierzehn Rioni's aufhalten könnte, wenn Einer von ihnen witterte, daß der Schweizer-Offizier, der gestern zwei von dem Gesindel zur Hölle geschickt, hier verborgen wäre. Ihr habt doch keinem Menschen geöffnet?«

»Niemand, Mylord, als der barmherzigen Schwester, die Sie zur Pflege des Verwundeten hierher geführt. Ich habe Beppo, meinem Diener, verboten, die Ateliers zu betreten, und er ist gewöhnt an solche Befehle bei meiner Stimmung.«

»*By Jove* – ich wette, daß der langbeinige Bursche sich in diesem Augenblick auf dem Monte Cavallo mit Tausenden seines Gelichters umhertreibt. Was macht der Offizier?«

»Das Wundfieber ist bei ihm ausgebrochen. Der deutsche Arzt, den Sie gestern Abend sandten, hat der Nonne die nöthigen Anweisungen hinterlassen und wird um zehn Uhr wiederkommen. Der Mann könnte keine bessere Pflegerin haben als diese Frau, sie ist besorgt um ihn, als wäre es ihr eigener Sohn.«

»Ich sehe, daß auch die alten Nonnen zu Etwas gut sind.«

» Ich weiß nicht, ob sie alt oder jung ist,« sagte der Maler mürrisch, »sie hat ihren Schleier noch nicht gehoben, seit Sie, Mylord, sie von dem Hospital di Santo Spirito gestern hierher geführt. Ich habe ihr den Schlüssel zur Thür gegeben, die aus meiner Wohnung auf die Straße führt, und sie geht und kommt, wie sie's für nöthig findet, denn sie hat darauf bestanden, daß nur sie allein den Kranken pflegen wolle.«

»Wir müssen ihr vertrauen, es bleibt uns keine andre Wahl. Und die Dame, Meister Michele?«

Die Augen des Malers entflammten sich – er hob seine Hände empor und machte eine Bewegung, als wolle er vor dem Engländer niedersinken.

»O, Mylord,« sagte er leidenschaftlich, »Sie haben mir das Leben zurückgegeben, und dennoch weiß ich kaum, ob ich's Ihnen danken soll!«

»So weigert sich die Dame, Ihr Modell zu sein?«

»Nein, Mylord, das ist eben das Merkwürdige. Ihre erste Frage, als sie zum Bewußtsein gelangt, war, wo sie sich befände und ob Signor Riccardo, jener Offizier, der sie beschützt, gerettet sei! Dann, als sie erfuhr, daß dies der Fall, daß aber ungestörte Ruhe ihm verordnet worden, behandelte sie mich, wie eine Fürstin ihren Slaven, trieb mich aus jenem Atelier und sagte, der Schweizer habe sein Wort verpfändet, sie nicht zu verlassen, und da er es nicht lösen könne, werde sie es thun.«

»Und wo ist sie jetzt?«

Der Künstler wies nach dem Vorhang, der den Alkoven bedeckte. »Still, Mylord, Venus schläft! Man darf sie nicht wecken!«

Seine Augen begannen bei dem Gedanken wieder in den wirren Blitzen des Wahnsinns zu leuchten.

Das Auge des Lords richtete sich fest auf ihn. »Gebietet den Geistern Eurer Tollheit, Meister,« sagte er streng, das Spiel der Wirklichkeit ist toll genug, als daß man noch selbst die unheimlichen Geister beschwören dürfte! Benutzt die Gelegenheit und haltet das Urbild Eurer wilden Phantasie fest, bis Pinsel oder Griffel Euch die Vollendung des Ganzen gegeben.«

»Kann ich die Luft halten? Sie ist ein Irrwisch – ein Dämon!«

»Unsinn, Mann, es ist Fleisch und Blut, wie Ihr und ich. Wäret Ihr nicht ein Kind in allen anderen Dingen, außer Eurer Kunst, Ihr würdet wissen, daß in diesem Augenblick dies Atelier ihr einziger und bester Schutz ist!«

»Was wollen Sie sagen? Wer ist sie?«

»Was kümmert's Euch, Meister Michele, wenn Ihr den üppigen Leib für Eure Kunst besitzt? Laßt Euch genügen damit, sie ist die Eure. Draußen droht ihr Schmach und Verderben, wie Eurem andern Gast der Tod, wenn ein Laut davon offenbar wird, daß sie hier verborgen. All' mein Einfluß würde sie in diesem Umsturz aller Autorität nicht eine Stunde zu schützen vermögen. Ganz Rom steht auf dem Kopf.«

»Um Gotteswillen, Mylord, was ist geschehen?«

Der Brite lachte spöttisch auf. »*By Jove*, Meister Michele, Ihr seid wahrscheinlich der einzige Mensch auf den sieben Hügeln, der eine solche Frage thun kann. So wißt Ihr wirklich nicht, daß Graf Rossi, der Premierminister, gestern Mittag auf den Stufen der Camellaria, von einem Dolchstich in den Hals getroffen, ermordet worden und wenige Minuten nach der That in den Zimmern des Cardinal Soglia verschieden ist?«

»Entsetzlich, Mylord! ich weiß kein Wort davon! Aber man hat doch die Meuchler ergriffen? Sie werden ihre Strafe leiden!«

»Das Volk trägt sie im Triumph durch die Straßen!«

»Und die Deputirtenkammer?«

»Der Präsident Sterbini eröffnete sie mit den Worten: Lassen Sie uns zur Tagesordnung übergehen! Nur der französische Gesandte hatte den Muth, mit der offenen Erklärung, daß er mit Mördern Nichts zu thun haben wolle, die Cancellaria zu verlassen!«

»Aber der Papst? Das Collegium? Man wird strenge Vergeltung üben!«

Der Engländer beugte sich lauschend vor nach der Thür zur Linken – es war, als komme ein schweres Stöhnen von dort, aber es wurde im Augenblick übertönt durch ein Gebrüll, das von außen her in die Stille des Ateliers schlug: »*Evviva Italia! Evviva la repubblica romana!*«

Das Geschrei des auf der Straße vorüberziehenden Haufens, zwischen das sich Flinten- und Pistolenschüsse mischten, erstarb in der Ferne.

»Seine Heiligkeit der Papst,« sagte der Engländer ruhig, »würden sich sehr glücklich fühlen, in diesem Augenblick da drinnen an der Seite des jungen Offiziers zu sein.«

»Was ist geschehen, Mylord? Der heilige Vater – «

»Ist in diesem Moment im Quirinal belagert und so gut wie Gefangener. Eine Deputation der Massen auf der Piazza del Popolo hat Proclamation der italienischen Nationalität, Krieg gegen Österreich und ein Ministerium Galetti, Sterbini und Mamiani gefordert.«

»Und der Papst hat die Forderungen bewilligt?«

»Er hat sich anfangs wie ein Mann benommen und geantwortet, es sei unter seiner Würde, mit Rebellen zu unterhandeln. Der spanische Gesandte, Martinez de la Rosa, flößte ihm Muth ein und drohte mit dem Zorn der europäischen Souveraine, die wahrlich jetzt selbst genug mit ihren eigenen Thronen zu thun haben, daß sie nicht stürzen. Die Carabiniere und die Linientruppen, die vielleicht gestern noch ihre Schuldigkeit gethan, haben sich heute dem Volk angeschlossen. Antonelli und Soglia, der Kammerherr Medici, Vaures, der Graf von Malherbes und der Marquis Sachetti unterstützten zuerst mit den Gesandten den Entschluß des Widerstandes. Die Schweizer erhielten den Befehl, die Eingänge des Palastes und den Papst bis an den Fuß seines Betaltars zu vertheidigen! Aber man hatte vergessen, daß die ganze Wache des Quirinals nur aus siebzig Mann bestand, die nicht einmal Munitio zu mehr als drei Schüssen hatten. Die Treue der Schweizer ist weltbekannt, – so lange sie bezahlt werden, und der Säckel der Mutter-Kirche ist einstweilen noch nicht erschöpft. Das Volk umdrängte die Wachen am Hauptthor, verhöhnte die Gardisten und versuchte, ihnen die Waffen zu entreißen. Das Geschrei: Tod den Schweizern! Es lebe die Republik! vergrößerte sich mit jeder Minute. Ein Schuß fällt! – Zu den Waffen! brüllt es durch die Straßen! – Se. Hoheit der Großprinz der Rebellion, dieser würdige Bonaparte von Canino, mit einer Muskete auf der Schulter, führt die Zöglinge der Sapienza herbei – die abgefallenen Truppen schleppen eine Kanone gegen das Quirinal, die das Volk in seinem Hohn den ›heiligen Vater‹ tauft, und richten sie gegen das Hauptportal. Der

ganze Platz ist Kopf an Kopf mit Bewaffneten besetzt, von Santo Carlo heult die Sturmglocke, und die Trommeln der Guardia civica wirbeln die Empörung durch alle Straßen!«

»Entsetzlich! und ich wußte von Alledem Nichts!«

Der Lord lachte. »Ihr müßt in der That merkwürdige Ohren haben, Meister Michele, oder euer neues Modell hat Eure Sinne so umstrickt, daß die Mauern dieses alten Hauses über Euch zusammenstürzen könnten. Ihr merktet es nicht!«

»Weiter, weiter, Mylord!«

»Dasselbe Volk,« sagte der Engländer mit dem Hohn tiefer Verachtung, »das ich vor zwei Jahren sich fast zerreißen sah, um denselben Papst auf Händen zu tragen, sah ich heute Feuer an das Thor seines Palastes an der *via Pia* legen. Die Schweizer trieben mit Musketenschüssen das Gesindel fort und löschten den Brand. Aus der Scanderbegstraße fielen Schüsse auf die Fenster des Papstes, ein Musketenschuß von S. Carlo tödtete den Secretair des heiligen Vaters, Monsignore Palma, in seinem Zimmer.«

»Aber wie hat das Alles geendet?«

»Geendet? Ei *Goddam*, es wird für heute zu Ende sein, wenn Se. Heiligkeit in die bescheidenen Forderungen willigt und die Regierung im Café der schönen Künste bestätigt! Morgen oder übermorgen werden die Clubs sich dann wohl auf Neues besonnen haben, und in vierzehn Tagen wird die Historie des Papstthums zu Ende sein!«

»Und die Schweizer?«

»Sie werden geopfert werden, entweder von dem Volk oder von dem Papst selbst. Sie sind bezahlt, zu sterben, und tapfer genug, um es, wie die Gladiatoren, mit lächelndem Munde zu thun!«

»Aber der junge Offizier dort drinnen?«

»Seinetwegen komme ich eben. Da wir uns einmal mit ihm befaßt, wird Nichts übrig bleiben, als daß Ihr ihn hier verborgen haltet, auch nachdem er wieder seine Besinnung erlangt hat. Jeder Schritt über die Schwelle des Hauses würde bei der Stimmung des Volkes gegen die Schweizer sein Tod sein. Keine Seele darf es ahnen, daß er hier verborgen ist, der lebenswürdige Pöbel von Trastevere würde sich ein Vergnügen daraus machen, den Wehrlosen heraus zu holen und als Beweis seiner Courage an den Freiheitsgalgen zu hängen. Also das tiefste Geheimniß und Vorsicht, bis ich Mittel gefunden habe, für seine Sicherheit zu sorgen. Auch die Dame dürfte wohlthun, einige Tage diesen Aufenthalt nicht zu verlassen – aus Ursachen, die Euch weiter Nichts angehen, Meister Michele, wenn Ihr nur den Vortheil davon habt. Ich rathe Euch, nützt die Zeit mit Pinsel und Meißel, Ihr kennt die Mythe vom Glück. Hütet den Schweizer und die Venus und lebt wohl – ich will sehen, ob unterdeß vielleicht Herr Sterbini, Papst oder Rom eine Republik geworden ist!«

Der Excentric schlenderte so sorglos und gleichgiltig hinaus wie er gekommen war, und der Maler folgte ihm, die Thür noch sorgfältiger zu verschließen, als es vorhin geschehen war.

Der Vorhang der Thür war kaum hinter ihm zusammengefallen, als der des gegenüberliegenden Ausgangs nach dem Balkongemach zur Seite geschoben wurde und ein Paar dämonisch leuchtende Augen herein lauschten. Dann schob sich ein wunderbar schön geformtes Haupt nach, das den fertigen Theilen der Bacchantin aus Marmor und der Venus des Bildes glich, und nachdem der lauschende Blick sich überzeugt, daß Niemand im Atelier sei, schlüpfte die zierlich üppige Gestalt einer Frau herein.

Es war die Göttin der Freiheit – die Venus mit der Tricolore Italiens aus dem Muschelwagen vom Tage vorher, die Frau, welche in zügelloser Libertinage den Schweizer-Offizier für sich beansprucht und das Paar in die Fluthen der Tiber getrieben hatte.

Der Blick der Courtisane, als sie sich in dem Atelier wie in einem ihr wohlbekanntem Raum umschaute, war spöttisch und triumphirend. Sie trug die Kleidung von gestern, jedoch ohne die phantastischen Embleme des Charakters, den sie in dem Zuge der Trasteveriner vorgestellt.

Nachdem ihr Auge prüfend umher gestreifte trat sie vor die halbvollendete Marmorgruppe und betrachtete höhnisch ihr Conterfei.

In diesem Augenblick drehte sich der Schlüssel im Schloß der Thür. Im Nu hockte sie neben dem Piedestal, das früher das Modell der Marmorgruppe getragen, und hatte den darüber hängenden Teppich über sich gezogen.

Meister Michele, der Künstler, trat ein und ging nachdenkend, mit gesenktem Haupt, dem Bogen zu, welcher das Atelier des Malers von dem des Bildhauers trennte.

Er blickte einige Augenblicke nach dem Alkoven, dann sagte er leise:

»Madonna, schlafen Sie noch?«

»Nein, Signor – ich habe Alles gehört und muß Sie sprechen,« antwortete eine Stimme aus dem Closet. »Öffnen Sie die Vorhänge.«

Der kleine Bucklige schlich auf seinen Fußspitzen nach dem Alkoven und zog an einer Schnur den Vorhang auseinander. Seine Glieder zitterten wie in leichtem Fieber auf dem kurzen Weg und bei der geringsten Bewegung.

Die aufrauschende Gardine zeigte ein im Halbbogen gerundetes Closet, mit einem dunkelen Stoff ausgeschlagen, an dessen Wand sich ein großes, divanartiges Ruhebett, etwa zwei Fuß vom Boden, erhob.

Auf diesem Lager von violetter Sammet ruhte, in einen weiten golddurchwirkten Shawl gehüllt, eine Frau – die Herzogin von Ricasoli.

Die schweren, um die köstliche Gestalt gezogenen Falten des Shawls zeigten ohne prude Verhüllung oder coquettirende Blöße, daß die Dame sich in jenem Zustand befand, in welchem die Ältermutter des verführerischen Geschlechts sich zuerst dem Manne zeigte, und die Göttin der Schönheit dem Meerschaum entstieg, sie war nackt und der Shawl ihr einziger Ersatz für die vom Tiberwasser schwer durchdrungene und noch nicht ersetzte Kleidung.

Die Herzogin hatte sich halb von dem Lager erhoben, ihr linker Arm, aus den Falten hervortretend, stützte sich leicht auf die Kissen zurück, der reizend kleine Fuß hatte sich unter der improvisirten Hülle neckisch hervorgestohlen und berührte mit seiner äußersten Spitze das Pantherfell, das vor dem Ruhebett lag.

Ein Strom von goldenen Locken, in dem krausen Gewirr der noch entbehrten Pflege nach dem gefährlichen Bad des vergangenen Tages, umrahmte den Kopf und floß bis auf den Sammet der dunkelen Polster nieder. Man erkannte, daß die Noth ihre Kammerfrau und die Gelegenheit der Junggesellenwirthschaft ihr Garderobenmeister gewesen war.

Das schöne Gesicht der vornehmen Dame hatte wieder den kühnen, sichern Ausdruck angenommen, der es früher auszeichnete.

»Bleiben Sie dort stehen, Signor,« sagte sie gebieterisch.

Der Künstler neigte sich vor ihr in demüthiger Haltung wie ein Sclave.

»Dies Haus ist unbewohnt, außer von Ihnen?«

»Von mir allein, Madonna!«

»Es weiß Keiner von Ihren Leuten oder Kameraden, daß wir hier sind?«

»Mein einziger Diener war entfernt – seit mehreren Tagen hat mich keiner meiner Freunde oder Gönner besucht, außer dem Mann, der Sie gerettet.«

»Sie nannten ihn Lord – wer ist es?«

»Der Marquis von Heresford, ein vornehmer Engländer. Man nennt ihn einen Sonderling.«

»Ich kenne ihn durch den Ruf. Wir werden später weiter von ihm sprechen. Wollen Sie uns Schutz und Verborgtheit in Ihrem Hause gewähren, bis dieser Sturm vorüber ist?«

»O, Madonna – ich habe Ihnen bereits gesagt, daß Alles, was ich besitze und vermag, zu Ihrem Befehl ist. Wer Sie auch sein mögen, Sie sind für mich das Ideal des Schönen, das mir der Himmel wiedergegeben! Nehmen Sie mein Leben, aber lassen Sie mich zuvor mein Werk vollenden!«

Er stürzte sich in wahnsinniger Begeisterung an die Staffelei und ergriff Pinsel und Palette – die Augen glühend auf das schöne Weib gerichtet.

»Signor Michele, sagte sie streng, »es gilt in diesem Augenblick wichtigere Dinge, als mein Bild! – Er muß gerettet werden um jeden Preis!«

»Wer?«

»Thörichte Frage! Der Mann, der mich durch die Tiber getragen – Signor Riccardo, der Schweizer-Offizier!«

Der Künstler warf einen funkelnden, eifersüchtigen Blick nach jener Seite. »So lieben Sie ihn, Madonna?«

»Was kümmert das Sie? Schwören Sie mir, daß er sicher ist in diesem Hause – schwören Sie mir, es mag geschehen, was da wolle, ihn zu retten!«

»Ich ... «

Ein leichtes spöttisches Lachen unterbrach das Gelöbniß des Künstlers.

Er wandte sich um – an dem Piedestal des ersten Ateliers, stand, in den dunklen Faltenwurf des Teppichs, der sie bisher verborgen, gehüllt die Frau, die auf so geheimnißvolle Weise in sein Atelier gedrungen war.

»Kennst Du mich, Signor Michele?«

Der Künstler schaute entsetzt, bald auf die eine, bald auf die andere der beiden Frauen.

»Faustina!«

»Recht so, Carissimo! – ich sehe, daß Du Deine alten Freunde nicht vergessen hast über den neuen Bekanntschaften. Ich versprach Dir, wieder zu kommen und hier bin ich!«

»Faustina, wie kommen Sie hierher, ich glaubte Sie todt!«

»Bah! – vielleicht! – aber was kümmert's Dich! *Avanti amice!* Gieb mir ihn heraus, ich muß ihn haben!«

»Wen? – von wem sprichst Du?«

»*Demonio!* von wem anders, als von dem hübschen Offizier, den Du dort verborgen hältst!«

»Unsinnige – Du irrst Dich!«

»Höre, Freund Michele,« sagte spöttisch die Courtisane, indem sie ihren Fuß aus der Hülle der Decke, die ihre ganze Gestalt verbarg, vorstreckte und auf das Piedestal setzte, das sie einst als Modell getragen, es ist besser, Du redest Dich nicht um den Kopf! Ich bin die Freiheit, merke Dir das, und ganz Rom liegt in diesem Augenblick zu meinen Füßen! Einen Wink von mir, und man hängt Dich an den ersten besten Laternenpfahl, oder läßt Dich Tiberwasser trinken. Es schmeckt schlecht, ich kann es Dir sagen, und jene auch! Wähle!«

Der Fuß, den sie auf das Piedestal gesetzt – der Arm, den sie ihm gebietend entgegenstreckte, – waren jetzt nackt – das volle üppige Fleisch – die wollüstige, verlockende Form!

»Faustina – göttliches Weib! was willst Du?«

»Den schönen Svizzero! hörst Du nicht? – glaubst Du, daß die Göttin der römischen Freiheit sich mit einer Vogelscheuche begnügen will, wie Du bist? – Er ist dem Volke verfallen durch das Recht des Bluts, das er vergossen, und ich bin das Kind und die Herrin des Volkes! Jener Mann ist mein – gieb ihn heraus, er gehört mir!«

»Schützen Sie ihn vor dieser Rasenden. Signor Michele! Sie will ihn verderben!«

Die Courtisane lachte höhnisch. »Rührst Du Dich auch, stolze Aristokratin? Willst Du kämpfen mit der Tochter des Volkes um ihr Eigenthum, wie sie kämpfen draußen auf den Gassen, die hochgeborenen Tyrannen mit der freien Natur des Volkes, – die Gegenwart mit den mächtigen Geistern der alten Größe dieser Stadt!«

»Signor Maler – hören Sie mich! – Ich bin die Herzogin von Ricasoli – eine Borgia – die Nichte des Papstes! – ich will Sie reich machen für Ihr Leben, aber retten Sie den Offizier!«

»Gold! wiederum Gold! Mit ihrem Gelde glauben sie, diese Herren der Erde, die Seelen und die Körper zu kaufen! Pfui über die Makler! Nur das Leben ist des Lebens Preis. Signor Michele, wähle zwischen dem warmen Fleisch und dem kalten Gold! Welchem Götzen dienst Du?«

Der Maler stand verstört zwischen den beiden Frauen, seine Blicke von einer zur andern werfend. »Meine Sinne verwirren sich! Habe Mitleid mit mir – was willst Du mit dem Mann?«

»Er gehört mir – ich kaufe ihn von Dir! Erwinnere Dich, Mensch mit der Feuerseele und dem mißgeborenen Körper, daß ich ein Leben von Dir fordern wollte für meine Rückkehr. Ich gebe Dir das Leben dieses Steins für das jenes Mannes! Sieh her!«

Und auf das Piedestal springend, ließ sie die verhüllende Decke bis zur Hüfte fallen, und warf mit einer leichten Bewegung das tunikaartige Gewand zurück, das sie noch bekleidete.

Dann mit der einen Hand den goldenen Strom ihrer Haare erfassend, drehte sie dieselben in raschem Schwung zusammen und schlang sie zum losen Knoten um das Hinterhaupt, wie jenen, den die halbvollendete Statue der Bacchantin trug.

Der Zwerg preßte die Ballen seiner Hände auf die brennenden Augen, und dennoch blieb vor ihm das entzückende Bild dieser Schönheit – dieses wollüstig dämonische Gesicht, die kräftige Contour dieses Halses und des kühn geschwungenen Armes – diese Wellenlinie der Büste mit der breiten, zu der üppigen Rundung des Busens verschwimmenden Brust, bis zu der frischen, kraftwogenden Wölbung der Hüften – Fleisch – lebendiges – warmes – liebehauchendes Fleisch – Feuer in seiner athmenden Wärme, ein Götterbild in seiner göttlichen Schöne!

»Erbarmen! Erbarmen!« Der arme Hirnverwirrte sank in die Knie und streckte siehend die Hände empor.

»Schändliche Buhlerin, Du sollst ihn nicht haben,« zürnte die Herzogin, »und sollte es mein Leben kosten. Bedenkt euer Wort, Signor Pittore, rettet ihn, und ich schwöre Euch, daß die Herzogin von Ricasoli Euren Wunsch befriedigen wird!«

»Wählst Du das Eis für der Lava Gluth, thörichte Künstler? Wohlan denn, sie möge es wagen, wenn der stolze, auf Seide gebettete Körper der Aristokratin sich schöner glaubt, als der Leib des Weibes aus dem Volk! Venus ist überall, und nicht in die Paläste der Reichen gebannt! Hörst Du ihn, wie mein Ruf in sein Ohr gedrungen! Wähle, ehe es zu spät ist und er selber wählt!«

Zu dem Drama wollüstiger Künstler-Phantasien, das in den Räumen der beiden Ateliers spielte, schien sich, nur durch die Thür getrennt, in dem Krankenzimmer des Verwundeten eine Tragödie des Fieberwahnsinns zu entspinnen!

»Haltet die Mörder! Haltet die Mörder! Verflucht sei der Cardinal! – Schweizer – her zu mir! – Fertig – Feuer auf das Gesindel! Wo ist mein Schwert? – ich muß hinaus!«

Ein leiser Klagelaut zwischen dem Toben des Fiebernden – ein Geräusch wie ein Ringen –

Der kleine Künstler sprang auf: »Erbarmen – Ihr tödtet mich mit diesem Glück!«

»Das Kind des Volkes hat kein Gold – aber es giebt sich selbst! Faustina's Leib für den seinen – Seele um Seele, Fleisch um Fleisch!«

»Signor Michele! Signor Michele!«

Der golddurchwirkte Shawl war gefallen – aus dem dunklen Hintergrund der Nische, den Fuß auf den Teppich gesetzt, den linken Arm ihm entgegen gestreckt, als wolle er ihn herbeiziehen, leuchtete der wonnige Leib ihm entgegen – das verlebendigte Bild seiner Venus, wie seine Phantasie es dort auf der Leinwand angedeutet, diese warme, rosige Farbe, eingehüllt in den goldenen Rahmen der Locken – diese göttliche, sinnverwirrende Schöne, diese gewaltige Macht des Fleisches in ihrer üppigsten Verherrlichung! –

Der verkrüppelte Künstler mit seiner Mißgestalt taumelte auf das göttliche Bild zu . . .

»Her zu mir! nicht die Farbe, die Form ist das wahre Leben!« und mit frechem Griff riß die Andere die Decke von dem göttlichen Leib, und die Arme in die Höhe geworfen, wie im rasenden

Tanz, stand die nackte Bacchantin vor den Augen des Zwerges, als sei, gleich Pygmalions Statue, das volle üppige Leben aus dem kalten Marmor seines Werkes emporgewachsen.

Das Haupt zur Seite geneigt, diese köstliche Wellenlinie der Hüfte geschwungen zu dem üppigen Tanz – das linke Bein mit seiner vollen, üppig gerundeten Kraft zurückgestützt – das Auge lusttrunken erhoben – so stand sie vor seinen zitternden Sinnen, – das Leben in der vollen Gier der Lust – greifbar, fühlbar jedem dieser Sinne, nicht dem Auge allein, die Vergötterung des Leibes in seiner üppigsten Pracht.

»Venus – Venus vulgivaga!«

Wie ein Trunkener schwankte der Mißgestaltete – dann öffnete er die Arme und eilte auf sie zu . . . »Nimm – o nimm, Du Göttliche . . . «

Mit einem mächtigen Krach brach die Thür zusammen, der wallende Vorhang zerriß unter der Faust des Fieber-Rasenden –

»Meine Ehre! Meine Ehre! Nieder mit den Mördern!« Die hohe Gestalt des Schweizer-Offiziers – halb bekleidet – dem Lager entsprungen – die Faust erhoben, als halte sie die treue Waffe, stürzte sich in den Raum – die großen fieberglühenden, sonst so milden und treuherzigen Augen rollten umher – der Blick schien Alles zu umfassen, die Courtisane und die Herzogin – die Bacchantin – den Marmor – die Farbe – und das Venusbild – den Künstler – und seine Werkstätte.

Und hinter ihm –

Die letzten Strahlen der Sonne über die mächtige Kuppel Sanct Peters her brachen mit vollem Strom durch das Fenster auf der Rückwand des Gemaches und umkleideten die knieende Frauengestalt in dem Rahmen der Thür.

Der verhüllende Schleier – die bergende klösterliche Haube war in dem Ringen mit dem Kranken von ihrem Haupte gefallen, das züchtige schwarze Gewand zerrissen, Schulter und Brust zum ersten Male in ihrer blendenden Weiße dem frevlen Blick preisgegeben; – nicht im phrygischen Knoten der Bacchantin oder im goldenen Strom der Venus des Bildes umwallte reiches Lockenhaar das erhobene Antlitz der Nonne – das keusche Spiegelbild jener beiden entzückenden Gesichter – aber der Sonnenstrahl umkleidete das kurze Haar der Braut Christi mit einer goldenen Glorie – gleich als flösse der köstliche Mantel dieses Lockenstroms noch unberührt von der strengen Sitte der Kirche um die jugendlich züchtige Gestalt – und erhöhte die wunderbare Schönheit, welche das Spiel der Natur ihr mit ihren zwei Schwestern im Liebesreiz gegeben.

Aber wenn die Schönheit der Courtisane aus dem Volk all' die Gluth und den Cultus des zügellosen Genusses – wenn die Schönheit der Aristokratin den Leichtsinns des Herzens und den Stolz des Blutes versinnlichte – dann verklärte strahlend der Odem des Himmels, der göttliche Adel der Tugend und Keuschheit von Seele und Leib, jene irdische Schönheit, mit der die Hand Gottes **Fausta**, die Samaritanerin, geschmückt, und die sie ihm mit den irdischen Schwächen und Leidenschaften auf seinem Altar als Gabe gebracht hatte.

Was wäre alle Schönheit der Erde, wenn sich nicht der Himmel darüber wölbte!

Das Auge der knieenden Nonne war in schwärmerischem Ausdruck erhoben, eine erhabene Angst – eine erhabene Liebe und ein erhabener Glauben sprachen sich in diesem Auge aus, dem zwei tropfende Perlen entquollen, wie sie die Engel so gern in ihren goldenen Schalen empfangen und zu jenem Himmel emportragen, zu dem ihre gefalteten Hände sich emporstreckten.

»O Madonna – barmherzige Mutter der Schmerzen – errette ihn aus den Gefahren der Bösen, wie seine starke Hand Deine Magd gerettet hat, und nimm ihn in den Schutz Deines göttlichen Sohnes, dessen Macht über der der Menschen ist!«

Der Fiebertobende drehte sich im Kreis um sich selbst – seine Hand riß den alterthümlichen Morgenstern aus der Waffentrophäe der Wand und schwang ihn wie ein Rohr durch die Luft – seine Augen glühten in wilder Raserei . . .

»Herbei zu mir – Hirten von Uri – nieder mit den italischen Schlangen! Ihre Freiheit ist Mord – ihre Treue Verrath! Rettet die Ehre! Rettet die Ehre! Schützt den Vatican!«

Und mit gewaltigem Schwung der Keule stürzte er gegen das nackte Weib auf dem Piedestal – die Göttin dieser zügellosen Freiheit, und hob sich zum vernichtenden Schlag!

Da öffnete die Bacchantin ihre Arme und bannte ihn mit dem wollüstig verzehrenden Blick, und warf die schwellende Brust ihm entgegen.

»Riccardo!«

Seine Augen flammten sie an – der Morgenstern entfiel seiner Faust – auch er öffnete die Arme und streckte sie dem reizenden Leib entgegen –

»Ich kenne Dich – Du bist die Venus – Du bethörst die Menschen und nimmst ihre Seele! Venus – Venus vom Vatican!«

Die mächtige Gestalt stürzte regungslos, bewußtlos zu Boden – die Wunde am Haupt öffnete sich, ein Strom dunklen Bluts färbte die Quadern des Marmors!

»Heilige Madonna – erbarme Dich sein!«

Wie die Tigerin auf ihre Beute, stürzte sich die nackte Courtisane auf den begehrten Mann und umschlang ihn! »Er ist mein! mein! Herbei Ihr Getreuen!«

Und auf das dreimalige Klaschen ihrer Hände öffnete sich der Vorhang des Erkers, und zwei Männer, in dunkle Gewänder und schwarze Masken verhüllt, traten ein und hoben auf das Zeichen der Buhlerin den Körper des Offiziers empor und verschwanden mit ihm hinter dem Vorhang des Altars, wo die Fallthür zum Strom sich öffnete.

Mit rasender Hast hatte das dämonische Weib wieder das leichte Gewand über die mißbrauchte Schönheit ihres Leibes geworfen und schüttelte hohnlachend die Hand gegen den erstarrten Künstler.

»Dank Dir, Meister Michele! Ich gab Dir den meinen – ich nehme den seinen! Venus regiert in Rom – es lebe die Religion der Freiheit!«

Der Vorhang schloß sich hinter ihr und ihrem Opfer. –

Der Künstler schaute wie betäubt umher – das Postament, das die Göttin des Fleisches, die üppige Gestalt der Bacchantin getragen, war leer – der Vorhang vor der Nische des lebendigen Venusbildes, der schönen und stolzen Tochter des fürstlichen Geschlechts, war längst zusammengefallen und barg ihren Schmerz und ihre Schmach. Dann fiel sein Blick auf die Nonne.

Dort kniete sie noch in dem Rahmen der Thür, die Hände zum Gebet erhoben, und Thräne um Thräne für den Verlorenen rann aus dem großen Auge über die zarte Wölbung der Wange.

Lange haftete sein Blick auf ihr – ein anderer Geist schien durch das Auge in seine verstörte Seele zu ziehen, ein heiliger Friede, ein erhabener Gedanke.

Dann stand er auf aus der unwürdigen Stellung vor dem Piedestal der Wollust und raffte die schwere Waffe auf, die der Hand des kranken Offiziers entfallen. Ein Schlag – und in Stücken rollte zertrümmert der Kopf des Marmorbildes in den Staub; – wenige Schritte – die scharfen Spitzen der Waffe zerrissen vernichtend die Leinwand des Venusbildes, und seine Hand stürzte es verächtlich von der Staffelei und hob einen frischen Rahmen hinauf.

Mit der Kohle waffnete sich die Hand statt des Morgensterns, der seine Dienste gethan, und begann in flüchtigen, begeisterten Contouren ein Bild zu entwerfen, wie es vor seine geläuterte Seele getreten.

Noch kniete betend die Nonne, und der letzte Strahl der Sonne, die hinter dem heiligen Dome der Christenheit versank, warf die Glorie der Heiligen um ihr weinendes Haupt!

EINE POLITISCHE HINRICHTUNG.

1. ZIVIO! ZIVIO!

Der Bürgerkrieg in seiner schrecklichsten Gestalt schrieb seine rothen Flammen rings um den nächtlichen Horizont. In der Leopoldstadt – in der Vorstadt Landstraße bis zum Wieden dampften noch die ungelöschten Brandstätten an fünf und zwanzig Stellen vom blutigen Kampf am Sonnabend – der zerstörte Gloggnitzer Bahnhof sandte noch seinen rothglühenden Rauch in die frische Octoberluft.

Es war in der Nacht vom Montag zum Dienstag, vom 30. zum 31. October. Am Sonnabend um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr hatten die Batterien der Cernirungstruppen rund um die Linien der alten sonst so getreuen Kaiserstadt ihren Verderben sprühenden Feuergürtel gegen die tolle Empörung geöffnet – eine halbe Stunde darauf, präcis, als gelte es die Ausführung einer Manöver-Disposition, hatte die Division des Feldmarschall-Lieutenant Ramberg und die Brigade des Generalmajor Wyß die Leopoldstadt forcirt, ein furchtbares Artilleriefeuer, Schrapnells, Kartäschen und Raketen mit Granatbüchsen den Weg voran fegend, während die Kroaten des Banus, unter Generalmajor Zaisberg, die Vorstadt Landstraße Schritt um Schritt in blutigem Kampfe nahmen und bis zum Glacis vordrangen.

Wiederum bivouacquirten im Schwarzenberg'schen und Belvedere-Garten die kaiserlichen Truppen, wie vor vier und zwanzig Tagen, als sie der blutige Mord Latours, die entfesselte Wuth des Volkes und die Schwäche der eigenen Führer aus der Stadt getrieben.

Die Wiener hatten sich am Sonnabend mit einem Heroismus und einer Aufopferung geschlagen, die einer andern Sache, oder einer reinern Leitung würdig gewesen wäre. Es ist überhaupt ein eigenthümlich kräftig muthiges und zähes Volk, diese Wiener. Sorglos und heiter in den Tag hinein lebend, voll Herz und Gemüth für die Eindrücke des Augenblicks, vermögen sie sich noch mit Enthusiasmus an eine Sache hinzugeben, für die man geschickt ihre Phantasie und ihre Theilnahme erregt hat. Es liegt eine Leichtgläubigkeit und Zähigkeit in ihrer Begeisterung, die zu den größten Opfern fähig ist, und mißleitet auch die schlimmsten Folgen haben kann.

Zwei Mal sahen die tapferen Wiener das Heer der Moslems vor ihren Thoren und wankten nicht, die Siege des französischen Kaisers vermochten ihre Treue nicht zu erschüttern, und selbst als das Gift der politischen Verführung ihr Blut entflammt und unsägliches Elend über die fröhliche Stadt gebracht, wahrten sie den alten Ruf der Tapferkeit gegen die eigenen Brüder!

Um 5 Uhr waren – wie die Dispositionen gelautet – die beiden Vorstädte in den Händen der Truppen – von den Kugeln zerstörte Häuser – von den Äxten der Pioniere durchschlagene Wände, die zwei Stock hohen Barrikaden zusammengeschemmert, Blut – Leichen – Verwundete überall! – der sterbende Legionair noch die Faust an der Kehle des todten Grenadiers, dessen Bayonnet die einzige Hoffnung vielleicht einer ganzen Familie vernichtet! Männer, Frauen und Kinder, Bürger und Rebellen, Garden und Studenten, liebe, sonst so gemüthliche Gestalten neben den finsternen, im Tode noch grimmen Gesichtern der fremden Kämpfer von dem blinden Eisenhagel der Kanonen zerrissen, oder von der eben so blinden Wuth der zum Äußersten ergrimmtten Soldaten neben die Leichen der Jäger und Infanteristen gestreckt – der Bewohner der wilden Militairgrenze, der lachenden Ebenen der Lombardei, vom hohen Hradschin und den Fernern des treuen Tyrols.

Unseliger Fluch des Bürgerkrieges – grimmes Gespenst der Revolution, das mit Gigantenschritt durch die Völker Europa's zieht und Haß und Blut säet unter Denen, die tausend Bande der Liebe haben!

Muß denn Alles, jeder Schritt vorwärts auf der Bahn des Menschengeschlechts, erst die schreckliche Taufe des Blutes haben?

In der Leopoldstadt hat der Pole Bem die Vertheidigung geleitet. Die Legionaire, die Mobilgarde, die Fremden hatten dort gekämpft. Schlimmer noch, als wenn der Bürger gegen den

Bürger im eigenen Streit die Hand erhebt, ist es, wenn der Fremde sie waffnet, den Haß schürt und für seine Zwecke die blinde Wuth entflammt.

Auch der Tag, welcher der Nacht vorangegangen, in der wir unsre Erzählung vor den Mauern Wiens wieder aufnehmen, war ein Tag der Schlacht gewesen.

Am Sonntag nach dem Sturm auf die Leopoldstadt und Landhaus und die allgemeine Beschießung der Linien, hatte **Messenhauser** – der nach Streffleur und Scherzer, Braun und Spitzhitl, die sämmtlich die wilden Parteiungen in der Stadt und den Übermuth der Corps und Legionaire nicht zu bändigen vermocht, am 12. October zum Oberkommandanten der Wiener gewählt worden war – einer Versammlung der Unterbefehlshaber erklärt, daß eine weitere Vertheidigung nicht möglich sei, da es an Munition fehle, und ein Straßenkampf im Innern der Stadt bei der Unverläßlichkeit der Vertheidiger nicht gewagt werden könne.

Eine neue Deputation – wie ihrer schon zu Dutzenden mit den übermüthigsten Forderungen an den Kaiser und an die Generale gesandt worden, wurde in das Hauptquartier des Fürsten nach Hetzendorf geschickt, obschon die Demokratie und die Führer des Pöbels es mit Gewalt verhindern wollten.

Die Deputation war Abends in's Lager gekommen und sofort mit der Antwort des Fürsten Windischgrätz zurückgekehrt.

Der eiserne Feldherr hatte ihnen einfach gesagt, da die Herren in Wien ihn ja schon lange kannten, wüßten sie, daß er sein Wort nicht zurücknehme, und hätten sich den Weg sparen können. Er werde zu den alten Bedingungen weder etwas hinzusetzen, noch davon abnehmen.

Diese Bedingungen waren:

Unbedingte Unterwerfung; Ablieferung der Waffen; Auslieferung der besonders verbrecherischen Führer: des Polen Bem, des ungarischen Unterstaatssecretair Pulszky, des Dr. Schütte und der Mörder Latours.

Die Mörder Latours waren zum größten Theil beseitigt – die Schießbaumwolle der ungarischen Schützen hatte dafür gesorgt!

Als der Kaiser dem Fürsten Windischgrätz die Besiegung der Wiener Revolution übertragen, hatte er wohl gewußt, was er that. Die Wiener kannten diesen Mann von Eisen, der allein eine Armee war. Sie erinnerten sich sehr gut, daß als von den Prager Rebellen am 12. Juni die Gemahlin des Fürsten am Fenster erschossen worden, der alte General erst dann für die treue Gefährtin seines Lebens, für die Mutter seiner Kinder eine Thräne gehabt, als die Rebellion besiegt war und Prag wieder seinem Kaiser gehörte. –

Am 7. October war der Kaiser von Schönbrunn abgereist, diesmal nicht heimlich und flüchtend, sondern mit allen kaiserlichen Ehren und einer Escorte von 5000 Mann seiner treuen Truppen, und hatte in Olmütz sein Hoflager aufgeschlagen.

Von Süden her zog der tapfere Banus von Kroatien – der schöne Schürzenheld der Erzherzogin, wie in höhnnendem, nie vergessenem und so blutig gerächtem Spott der Graf Batthiányi ihn genannt – herauf, und antwortete der Deputation des Reichsraths, die Erklärung forderte: Ein österreichischer General habe dahin zu marschiren, wo er Kanonendonner höre und nicht abzuwarten, bis er gerufen würde. Das Aufhängen scheine in Wien Mode geworden und könne auch an die Reichstagsmitglieder kommen! Das wolle er verhindern!

In Wien waren die Clubs in vollem Flor – die Aula und das durch den Zeughaussturm bewaffnete Proletariat die Gebieter, die Nationalgarden der Vorstädte terrorisirten die Bürgerwehr, die Führer der Demokratie auf den Straßen und im Reichsrath erklärten Jeden für einen vogelfreien Verräther, der zur Ruhe und Ordnung rieth – die provisorische Regierung lag in den Händen der Studenten und der bewaffneten Clubs – Tausenau proclamirte seine Liste für den

Galgen – die Revolution mit all' ihren Schrecken und Tollheiten bevölkerte die Straßen und entfesselte jede Leidenschaft. Wer aus Wien flüchten konnte, eilte davon, darunter viele Mitglieder des Reichstags, die ihres Lebens nicht mehr sicher waren.

Schon am 9. October hatte der Fürst die Eisenbahnlinien von Prag für den Truppen-Transport besetzt, am 17ten hatte der Kaiser ihn zum Feldmarschall und zum Commandanten aller österreichischen Truppen, mit Ausnahme der in Italien, ernannt, und am 21sten war die Nordarmee auf der Ebene des Marsfeldes, im Norden Wiens, versammelt.

Die Deputationen der Wiener mit ihren trotzigten Forderungen des Rückzugs alles Militairs, die souverainen Befehle des Reichsraths – gegen dessen Beschlüsse die gestüchteten Mitglieder von Prag aus protestirten – wurden jetzt mit Ernst zurückgewiesen, die Deputirten wurden nach Kremsier berufen – in Wien hatte man offen den bewaffneten Widerstand proclamirt und plänkelte in einzelnen Gefechten mit den Truppen Auerspergs und Jellacics, oder schrieb lange Drohbriefe an die Generale.

Die Linke des Frankfurter Parlaments hatte zwei ihrer Mitglieder: **Robert Blum** und **Fröbel**, nach Wien gesandt, denen sich **Trampusch** und **Hartmann** anschlossen, um den Wienern ihre Sympathieen mit der Revolution zu erkennen zu geben und sie zu unterstützen.

Dies geschah ohne Beschluß des Parlaments, das unter dem 12. October den berüchtigten Antrag des Wiener Abgeordneten, Dr. **Berger**, auf Anerkennung des Kampfes der heldenmüthigen Demokraten Wiens und ihrer Verdienste um die deutsche und **ungarische** Freiheit zurückgewiesen hatte.

Die Genannten waren am 17ten in Wien eingetroffen. Robert Blum, Fröbel und Hartmann gehörten der Fraction des Donnersberges an, den ausgesprochenen Republikanern; Trampusch dem ›Deutschen Hof‹, der entschiedenen Linken. Hartmann vertrat einen böhmischen, Trampusch einen mährischen Wahlkreis.

In Wien hatte sich Robert Blum sofort unter die Führer des Kampfes gesellt, forderte in der Aula, im Gemeinderath und in den Wiener Blättern mit entflammenden Worten die energische Vertheidigung Wiens gegen die Truppen des Kaisers, und übernahm das Commando einer Compagnie der Elitegarde, mit der er sich an dem Kampf betheiligte.

Der Beschluß des Frankfurter Parlaments hatte später zwei officielle Commissaire nach Wien abgesandt, **Welker** und **Mosle**, um zu vermitteln und den Stand der Dinge zu untersuchen; die Herren waren in Wien am 20sten eingetroffen, aber sofort – von den Bassermann'schen Gestalten und den zügellosen Zuständen erschreckt – in das kaiserliche Hoflager weiter gereist und hatten sich für die Berufung des Reichstags nach Kremsier ausgesprochen.

Die Zahl der Truppen, mit denen Fürst Windischgrätz die rebellische Stadt am 20sten eingeschlossen, bestand, einschließlich der Corps des Banus und des Grafen v. Auersperg, aus 59 Bataillonen, 67 Escadrons und 204 Geschützen. Mit dieser Truppenzahl mußte eine 2½ deutsche Meilen lange Cernirungslinie gebildet und die ungarische Armee in Schach gehalten werden. Wir haben in einem frühern Kapitel die Streitkräfte der Revolution bezeichnet. Die Barrikadirung der Straßen war vortrefflich geleitet, der Oberbefehl über die mobile Garde, zu der alle jungen Kräfte und das Proletariat gehörten, General Bem übertragen, während die ›stabile Garde‹ das Innere der Stadt besetzt halten sollte; für die Kämpfer war ein regelmäßiger Sold ausgesetzt.

Schon vor Beginn des Kampfes waren viele der Führer der Erhebung – wie der betrügerische Lieferant der Mobilgarden, **Tausenau**, der noch kurz vorher zwölf Köpfe, außer dem Latours, gefordert hatte, Fürster, Hafner und Andere – geflüchtet; täglich lichtete sich in gleicher Weise der Reichsrath, obschon der Deputirte **Schuselka**¹ erklärt hatte, daß es ganz unmöglich sei, die Stadt Wien zu erobern bei der hohen Begeisterung ihrer Bewohner.

¹An den Namen knüpfen sich bekanntlich auch neuere Erinnerungen.

Nachdem die Cernirungslinie sich anfangs begnügt hatte, die Zufuhr und die Munition abzuschneiden – am 17ten war der letzte Transport von 110 Centnern Pulver und einer Million Patronen aus Ungarn auf der Donau nach Wien gelangt – und die Nationalgarden in den umliegenden Landgemeinden zu entwaffnen, zog sie sich enger und enger um die Stadt, die Leichenzüge wurden zurückgewiesen und mußten ihre Todten auf dem Glacis begraben.

Nachdem der Fürst unterm 20sten den Belagerungszustand erklärt, hatte er am 23sten die oben erwähnten Bedingungen gestellt und eine 48stündige Frist gegeben. Während der Zeit gingen die Truppen über die Donau. Am 23sten hatten die Wiener selbst am Linienwall von Döbling den Kampf begonnen.

Näher und näher zog sich ein furchtbares Verhängniß um die unglückliche, sonst so fröhliche Stadt, in der die Führer schon am selben Tage sich genöthigt sahen, selbst den Belagerungszustand und das Standrecht zu proclamiren, da der Pöbel mit den Waffen in der Faust die Besitzenden brandschatzte und die Staatsgebäude zu plündern begann.

Die kaiserlichen Truppen hatten am 24sten die Brigittenau angegriffen und besetzt, trotz des muthigen Widerstandes der polnischen Legion; – am 25sten den Augarten, waren auf der andern Seite in den Prater vorgedrungen und hatten eine Brücke über den Donau-Kanal geschlagen.

Der Trotz der cernirten Stadt wurde noch immer durch die von Pulszky und den anderen Emissairen verbreitete Hoffnung genährt, daß die ungarische Armee unter General Moga, Perczel und dem kühnen Obersten Ivanka zu ihrer Befreiung heranrücke gegen die Stellung des kroatischen Banus.

Aber zwei Mal schon hatten falsche Nachrichten diese Hoffnungen getäuscht, und selbst als am 20sten Generalmajor Ottinger bei Brück von den Ungarn wirklich angegriffen und hinter die Fische zurückgedrängt worden war, so daß das ungarische Heer sich in die Ebenen von Trautmannsdorf ergossen hatte – war schon am 24sten jede Spur dieser Hilfe verschwunden; der ungarische Dictator, dem es mehr darum zu thun war, Zeit zu gewinnen, als den Wienern zu Hilfe zu kommen, die ihm nur als Mittel zum Zweck gedient, hatte die Armee zurückgerufen.

Überdies hatten sich, mit jenem romantischen Gemisch von Treue für das Kaiserhaus und rebellischem Nationaltrotz, viele Offiziere geweigert, außerhalb Ungarns gegen ihre alten Waffenbrüder zu fechten.

So war – während in Wien der Terrorismus **Fenner von Fenneberg's**, den die radikale Partei dem schwankenden Messenhauser zur Seite gesetzt, Jeden, der von Übergabe zu sprechen wagte, mit dem ›Latourisiren‹ bedrohte, – die gestellte Frist am 26sten verstrichen und der Kampf hatte begonnen. –

Wir haben des entscheidenden Kampfes am 28sten bereits zu Anfang dieser kurzen Skizzirung des Ganges der Wiener Revolution erwähnt, ohne der wichtigen Phase zu gedenken, durch welche der Führer der kaiserlichen Truppen seinen eisernen Charakter und sein Feldherrentalent so glänzend bewährte.

Denn während nach der gegebenen Position der Kampf rings um Wien in einer Ausdehnung von zwei Meilen wüthete, traf Mittags um zwei Uhr den Feldmarschall plötzlich die Nachricht, daß die Ungarn auf's Neue von Brück her in vollem Anmarsch gegen Wien seien und die Truppen Ottinger's vor sich her drängten.

Unter dem Donner des heißen Straßenkampfes in der Jägerzeile und der Landhausstraße – während seine tapferen Krieger dort zu Dutzenden fielen und jeder Schritt vorwärts mit Strömen von Blut erkauft werden mußte – hatte sich der Fürst nach dem Laaer Berg begeben, von wo aus man die ganze Ebene bis zur ungarischen Grenze übersehen konnte, und traf dort seine Dispositionen zur Schlacht.

Aber die Ungarn kamen am Sonnabend nicht – die beiden Vorstädte waren genommen – während der Waffenruhe am Sonntag die Hoffnung der Wiener auf Ersatz geschwunden – die Bürger erklärten sich für die Übergabe, und Messenhauser hatte am Abend eine Deputation

des Gemeinderaths in's Lager geschickt, um über diese zu unterhandeln und möglichst günstige Bedingungen zu erlangen.

Wir haben bereits erwähnt, daß der Fürst streng und fest bei den seinen geblieben war.

Noch am Abend hatte die Ablieferung der Waffen in der Stadt begonnen und dauerte bis Montag Mittag fort – am Nachmittag sollten nach der geschlossenen Capitulation die Truppen in die Stadt einrücken.

Aber zugleich verbreitete sich am Sonntag Abend die Nachricht, daß die ungarische Armee, 24 Bataillone, 23 Schwadronen und 71 Geschütze stark, auf's Neue gegen Wien heranrückte, diesmal zum Kampf entschlossen, und gelangte am Morgen auch nach der Stadt, wo der Gemeinderath bereits mit der Übergabe beschäftigt war.

Dort änderte die Kunde auf der Stelle die Stimmung und erfüllte die dominirende Partei mit neuem Übermuth.

Um zehn Uhr hatten die Ungarn zugleich Mannswerth, Schwechat und Neu-Kettenhof angegriffen – gegen Mittag hatte der Banus die ungarische Armee in die Flucht geschlagen, und unaufhaltsam ging diese zurück über die nahe ungarische Grenze.

Der dicke Nebel um die Stadt, der nur das Blitzen der Kanonen sehen ließ, verhinderte die Wiener, den Lauf und Ausgang der Schlacht zu erkennen. Die Ablieferung der Waffen hörte sofort auf und das Feuer gegen die kaiserlichen Truppen von den Wällen begann auf's Neue.

Ein Bombardement der Vorstädte Mariahilf, Gumpendorf und Wieden war die Antwort des Fürsten gewesen. Wenn, um einen allgemeinen Brand zu hindern, auch die Bomben ohne Brandatz auf Befehl des Fürsten geworfen wurden, so herrschte doch über den treulosen Bruch der abgeschlossenen Capitulation durch die Wiener die größte Erbitterung im Heer, und Alles bereitete sich vor auf den letzten entscheidenden Kampf.



Die schweren Nebel des Tages, welche die Schlacht verhüllt, hatten sich von dem Donner der Geschütze getheilt und gesenkt, die letzte Octobernacht war ziemlich klar und hell – die Wachtfeuer loderten munter hinauf in die frische Luft.

Zehn, zwanzig Feuer brannten in den beiden an einander grenzenden, völlig demolirten Gärten; das Lager der am 6ten aus der Stadt gezogenen Truppen, später die wüste Wirthschaft der Studenten und Legionaire, das Hauptquartier Messenhauser's und wieder die Eroberung der kroatischen und ruthenischen Truppen hatten jede Spur der sorgfältigen Pflege und Schönheit vernichtet, die sonst diese Orte auszeichnete.

Statt der friedlichen Blumen und Pflanzen ein wildes, buntes Gedränge kriegerischer Gestalten, Fouragewagen und Artillerieparks die Heugasse und den Rennweg entlang und selbst auf den Terrassen des Gartens, an den schönen Platanen Kroatenpferde oder die schweren Rosse der Kürassiere, vor den Eingängen der beiden Schlösser des savoyischen Helden, der für Österreich schlug, starke Posten, um, was von den kostbaren Sammlungen noch vorhanden, zu schützen – auf den Treppen ein fliegendes Feldspital, in dem Pavillon eine Marketenderschänke errichtet, – das ungebundene, wüste, bunte Leben des Krieges überall!

Die Gärten bildeten die Verbindung zwischen den bivouacquirenden Truppen des Banus, der Brigade Kreuzer und denen, welche die Favoriten-Linie und den Bahnhof gestürmt. Ein Theil der Truppen, die am Mittag die Ungarn geschlagen, bivouacquirte jenseits der Belvedere-Linie, deshalb das bunte Gewühl von allen Völkern und Zungen, allen Uniformen und Waffengattungen der ganzen Armee gerade an diesem Punkt – ein Bild so bunt und wirr, daß die Feder seine Farben und Gestalten nicht zu umfassen vermag.

Unweit der Straße an der aufsteigenden Terrasse, auf deren Höhe eine halbe Batterie abgeprotzt, die drohenden Mündungen gegen die rebellische Stadt gerichtet stand, lagerte um eine

der fliegenden Marketender-Wirthschaften eine bunte zahlreiche Gesellschaft. Eine alte kroatische Hexe, ein Weib in einen wohl eben so alten Seressaner Mantel gehüllt, eine Husarenmütze auf dem Kopf, das Gesicht von Wetter und Pulverdampf und den Strapazen des Nomadenlebens an der Grenze geschwärzt und gefurcht, handthierte als die Marketenderfrau – mit Gläsern und Flaschen; schmorte in zwei großen Pfannen am Feuer Speck und Mais, Paprika, Fleisch mit rothem Pfeffer und Würste, und schalt dazwischen die beiden schlanken braunen Seressaner Mädchen, ihre Enkeltöchter, die rechts und links sich zwischen den sitzenden und liegenden, schlafenden, plaudernden und singenden Kriegern umherdrängten, alle Forderungen und Bedürfnisse, die in fünf, sechs Mundarten auf Ungarisch und Deutsch, Böhmisches und Polnisch, Italienisch und Slavonisch verlangt wurden, zu befriedigen.

Die Erscheinung der Frauen und der hübschen, schlanken Mädchen in der kleidsamen Tracht mit den langen, bis über die Hüften fallenden, mit Silbermünzen durchflochtenen Zöpfen der rabenschwarzen Haare und den ausdrucksvollen braunen Gesichtern war nichts Seltenes im Heere des Banus. Ganze Familien hatten die schnell zusammengerafften kroatischen Regimenter begleitet, die zum Theil nicht einmal mit Uniformen bekleidet und noch in ihren Gatjen, Bundas und Kitteln waren, nur durch die Bewaffnung als Soldaten kenntlich. Dazu Alles halb zerrissen, beschmutzt und geflickt, von den eiligen Märschen, den Kämpfen und den langen Bivouacs in Wind und Wetter, vom goldbeschnürten Dolman des Husaren-Offiziers bis zu dem rothen Kapuzmantel des Serassaners.

Der Vater der beiden Mädchen, ein Corporal vom Ottochaner Grenzregiment, saß an dem Baumstamm, hatte die Bakantschen, die Soldatenschuhe, ausgezogen, und verband sich selbst eine leichte Wunde an dem sehnigen Bein, die eine Büchsenkugel ihm gerissen, ohne sich anders in die Wirthschaft seiner Mutter und Töchter zu mengen, als daß er von Zeit zu Zeit sich und dem Schwager Rothmantel Eins einschränken ließ, der, so lang und hager ihn Gott geschaffen, neben ihm auf dem Boden lag, den Kopf bis an die Ohren in die schmutzige Pelzmütze gesteckt und den Rauch aus der schwarzen Holzpfeife durch die Nase weit ausblasend in die Luft.

Der größte Theil der Lagernden gehörte den Regimentern Parma und Latour an, die am Sonnabend auf dieser Seite der Stadt gestürmt, galizische und böhmische Regimenter, die sich durch ihre Unbändigkeit auszeichneten, und in denen viele Polen und Italiener dienten.

Um das Feuer selbst saßen Jäger vom fünften Bataillon, Offiziere von Paumgarten-Infanterie, dem Regiment Nassau und Latour, Artilleristen und Beamte der Feldequipage. Grenadiere und Grenzer, auf den Boden gestreckt, schliefen, trotz des Lärmens umher, oder saßen plaudernd und ihre Waffen in Ordnung bringend; rechts ab lagerte eine Gruppe der Rothmäntel, unter einander flüsternd, zwischen den grauen Mänteln bewegten sich ab- und zugehend die braunen Uniformen der Artillerie-Grenadiere von Parma und Latour stritten sich um die Beute, die sie in der Johannagasse mit dem Plündern der Häuser gemacht, oder spielten darum.

Von Zeit zu Zeit schlich eines oder das andere der beiden Mädchen zu der Gruppe der Seressaner und beugte sich sorgsam horchend über eine Gestalt am Boden, oder legte den alten Mantel, der über sie gebreitet war, sorgsam wieder zurecht, damit den darunter Liegenden die Kühle der Nacht nicht belästige.

Aus dem Mantel sah der freundliche Kopf eines schlafenden Knaben hervor – die hellbraunen Haare umgaben eine weiße, freundliche Stirn, ein hübsches, keckes Gesicht. Zuweilen war es, als murmele die halb geöffnete Lippe des jungen Burschen, der kaum fünfzehn Jahre zählen konnte, einen Namen oder ein enthusiastisches, soldatisches Wort, gleich als befände er sich mitten im Kampf. Ihm zur Seite, halb vom Mantel bedeckt, lag ein schönes Jagdgewehr – die Mütze, die vom Haupt des Schlafenden gefallen, war auffallender Weise eine preußische Soldatenmütze, wie sie etwa die Kadetten zu tragen pflegen.

Auch die wilden, dunkeln Gesichter der Seressaner mit den langen, hängenden Bärten wandten sich von Zeit zu Zeit nach dem in jenem festen Schlaf der Jugend Ruhenden, der nach einer

starken körperlichen Ermüdung durch Nichts zu stören ist, und sie unterhielten sich offenbar häufig von ihm.

Es war nicht die einzige auffallende Erscheinung. Einige Schritte weiter, in einer Gruppe von irregulär und zerlumpt bekleideten Grenzern, saßen zwei Gestalten, die offenbar eben so wenig in die Reihen dieser Soldaten gehörten: ein großer, kräftiger Greis, dem die Bunda, die um die Schultern und Brust geschlagen war, seltsam genug zu der Tyroler Kleidung stand. Aber diese sonst so reinliche und nette Kleidung war jetzt von Schmutz und Wetter geschwärzt, verdorben und zerrissen, man sah, daß der Eigenthümer seit lange auch nicht die geringste Sorgfalt mehr darauf verwendet hatte.

Der alte Mann hatte das weiße Haupt in die Hand gestützt und starrte vor sich hin in das Feuer, ohne an dem Gespräch den geringsten Theil zu nehmen, das sein Begleiter eifrig führte.

Dieser war ein noch junger Mann in der gewöhnlichen, schmutzigen Tracht der Slowaken, wie sie durch die Nachbarländer ziehen, um ihr trauriges Brot als Topfflicker und Fallenhändler zu verdienen.

Der Bursche zwischen der Grenzergruppe schien jedoch eines andern Schlages, als die erniedrigte, unter dem Druck der Heimath und der Fremde gebeugte Menschenklasse. In dem dunkelen Auge blitzte zwischen dem gewöhnlichen, schwermüthigen Ausdruck Verstand und Geist, seine Worte hatten eine höhere Ausdrucksweise, als die gewöhnliche, klagende und scheue Manier seines Volkes.

Das selbst unter diesem an charakteristischer Schönheit so reichen Stamm auffallend edel gebildete Gesicht zeigte nicht die gewohnte Entstellung von Schmutz und geringer Sorgfalt für das Äußere, während eine gewisse Abspannung sich in der bleichen Färbung und den dunkelen Ringen der großen Augen bemerklich machte. Der junge Mann trug die Bockskors oder Schnürsohlen, und unter seiner weiten Guba bemerkte man im Gürtel als seine einzige Waffe den Fokos, das kleine ungarische Handbeil, das häufig die Stelle des Tomahawk ersetzt.

»Hast mir gemacht Freude großigte, Maczy,« sagte ein alter Corporal, indem er dem jungen Mann die Holzflasche mit Slibovitz aufnöthigte, »als Du Dich gegeben zu erkennen. Hätt' ich groß Leid gehabt, wenn ich hätt' gestochen Bayonnet meinigte durch den Leib von Sohn von altem Gevatter.«

»Es galt weniger mein Leben,« sagte der junge Mann, »an dem nicht viel verloren gewesen, als das dieses Greises. Ich habe Dir seine Geschichte erzählt, Mischka, und wie er sein einzig Kind verloren in jener Stadt.«

»Pah – wird sich finden wieder. Hab ich Dir versprochen zu helfen suchen, wenn wir gemacht diese Panna Aula kaput für großen Kaiser unsrigten. Geht morgen wieder los und hat Hauptmann unsrigter erlaubt, daß Du bleiben bei uns mit Mann alten, weil Du kennst Straßen alle bis zum Thurm, auf dem sitzt der Kaiser.«

Matthias, der Slowak, der frühere Student und Günstling der Gräfin Törkyeny, lächelte unwillkürlich in seinem Schmerz über den hartnäckigen und naiven Glauben seiner Landsleute, die sich die Kaiserstadt, von deren Glanz so oft in ihren einsamen Grenzwachen die Rede war, nicht ohne den Kaiser denken konnten, und glaubten, er wohne auf dem hohen Stephansturm und werde dort von seinen Feinden belagert.

Der junge Mann hatte seit jenem unglücklichen Morgen des Verschwindens der Enkeltochter seines Gefährten diesen nicht wieder verlassen. Nachdem alle Nachforschungen nach dem Mädchen vergeblich gewesen waren und Beide sich dabei Gefahren ausgesetzt hatten, von denen später die Rede sein wird, hatte er den alten Tyroler nach der Vorstadt Wieden geführt und dort in einer kleinen Hofwohnung an der Feldgasse bei einem armen Slowaken untergebracht, der seit Jahren mit seiner Familie hier als armer Schuhflicker lebte und dem er früher oft wohlzuthun Gelegenheit gehabt.

Von diesem Mann hatte der Student auch die Slowakenkleider eingetauscht, um in deren Verhüllung unbemerkt seine Nachforschungen fortsetzen zu können. Nach dem Hause der Gräfin wagte er nicht zurückzukehren, und hatte um so weniger Veranlassung dazu, als schon am andern Tage der alte Hausmeister von der Bande, die sich hier jetzt festgesetzt und eine Art Hauptquartier des polnischen Generals gebildet hatte, hinausgeworfen worden und auf's Land geflüchtet war.

Dazu kam, daß bald nachher eine schwere Krankheit den alten Tyroler befallen hatte, in der er unaufhörlich von seinem Neffen und seiner Enkeltochter phantasirte, oder mit dem ermordeten Minister unter hundert Gefahren durch die Eisregionen seiner Heimath zu wandern glaubte. Der Student hatte ihn treu gepflegt, und seiner Aufopferung allein war die Genesung des alten Mannes zu danken, der finsterner und trauriger noch als zuvor zum Leben und den schrecklichen Erinnerungen erwachte.

Erst wenige Tage vor dem Sturm auf die Vorstädte hatte der Student wieder seine Nachforschungen beginnen können – in dem wüsten Gewühl, das alle Gassen der Kaiserstadt füllte, in der Aufregung aller Leidenschaften und der immer näher rückenden Gefahr war aber nicht die geringste Spur zu finden. So hatte der Angriff des Militärs sie getroffen, und nur der glückliche Umstand, daß der Student einen Landsmann in dem Corporal der Grenzer erkannte, welche das Haus plünderten, aus dem auf die Soldaten geschossen worden, sie vor dem schrecklichen Schicksal bewahrt, das bei der Erbitterung und der Beutegier der wilden Soldateska leider auch viele Unschuldige getroffen hatte. –

Zwischen den Feuern daher, quer über die Anlagen, kam auf hohem, schwarzen Pferd ein Reiter auf die Offiziergruppe am Feuer. Über dem langen, weißen Mantel ragte der dunkle Kürassierhelm, der schwere Pallasch klirrte an Sporn und Bügel.

»Guten Abend, Ihr Herren! oder eigentlich guten Morgen! Ich hoffe, es giebt etwas zu trinken bei Ihnen – die Nachtluft weht kalt!«

»Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht der **Künsberg** ist! Steigen Sie ab, Mann, – Leute, die noch vom ungar'schen Pulverdampf geschwärzt sind, können wir gerade hier brauchen!«

Der junge Offizier von Auersperg-Kürassieren schwang sich aus dem Sattel, während Hinzu-springende das dampfende Schlachtroß hielten, und schüttelte mehreren Bekannten die Hand. Die weiße Uniform mit den scharlachrothen Aufschlägen war noch beschmutzt von dem Staub und Pulverdampf der Schlacht, auf dem schwarzen Panzer zeigte sich der Eindruck einer Kugel. Der geübte Blick der Offiziere erkannte die einzelnen Zeichen sofort.

»Den Teufel, Baron, Sie waren sicher mit in der vollen Attacke. Erzählen Sie, wir brennen vor Begier, etwas Näheres zu erfahren!«

»Trinken Sie erst!«

Ein Capitain vom Regiment Parma reichte ihm seine Flasche.

»Auf Ihr Wohl, **Odelga**! ich freue mich, daß wir uns wiedersehen!«

Der Kürassier hatte die Flasche, ohne einen Becher zu erwarten, an den Mund gesetzt und ließ sie nicht eher sinken, als bis sie auf den letzten Tropfen geleert war.

»*Parbleu*, Kamerad, ich bin Ihnen von Herzen dankbar. Der Henker hole das Proviantamt, seit diesem Morgen habe ich keinen vernünftigen Tropfen gesehen, und selbst in Hetzendorf war für blanke Zwanziger Nichts zu haben!«

»Waren Sie im Hauptquartier? Sind die Ungarn auf der Flucht?«

»Geduld! Geduld! – Wir haben sie bis hinter die Leitha verfolgt und sie sind im vollen Rückzug über die Grenze. Das Gesindel in Wien kann sich den Mund wischen und den Heiligen danken, daß die Capitulation vorher geschlossen war. Wann rücken wir ein?«

»Aber wissen Sie denn nicht, Baron, daß die Capitulation schändlich gebrochen ist, daß es auf's Neue zum Kampf kommt?«

Der junge Offizier saß bereits im Kreis der Kameraden am Feuer – aber er ließ die Hand mit dem Fleischstück sinken, in das er eben hungrig beißen wollte.

»Den Teufel auch! Ich hörte so etwas – aber ich konnte nicht daran glauben und hatte nicht viel Gelegenheit zu einer vernünftigen Conversation im Hauptquartier, wohin ich die Depeschen des Fürsten Liechtenstein gebracht. Drum wollt' ich mich selbst überzeugen und durch die Vorstädte reiten!«

»Seien Sie froh, daß Sie nicht über die Posten hinaus gekommen sind. Die Schufte haben gestern Nachmittag auf unsere Truppen mit Artillerie gefeuert und das Gefecht an mehreren Stellen wieder aufgenommen. Sie wechselten fortwährend vom Stephan Signale mit den Ungarn und wir hofften auf einen Ausfall. Aber es scheint, nur Zwei hatten die Courage, den Magyaren zu Hilfe zu kommen, und wir fingen den Einen wenigstens im Nebel. Wieden und Mariahilf sind noch von den Rebellen besetzt. Auf dieser Seite stehen unsere Leute bis zum polytechnischen Institut. Landhaus und die Leopoldstadt bis zur Brücke sind unser.«

»Es ist Blut genug darum geflossen. Die Polen haben sich vortrefflich geschlagen – auch die Studenten – man muß es den Burschen zugestehen!«

»Haben Sie nähere Nachrichten – Sie wissen, daß wir schon am Mittag nach Schwechat beordert wurden. Sind Freunde von uns geblieben?«

»In der Jägerzeile hat man acht Stunden gekämpft. Schönhals¹ hat bedeutend gelitten, Hauptmann Spatey und Baron Theobald sind gefallen – vier andere Offiziere verwundet. Es war eine Freude zu sehen, wie unsere Kroaten wie die Schlangen am Boden herankrochen und die Kerls zusammenschossen. Sehen Sie die zwölf Seressaner dort?«

»Sie scheinen sich's wohl sein zu lassen.«

»Zeisberg hat ihnen für gestern und heute freie Zeche gegeben. Mit den zwölf rothen Burschen und fünfzig Freiwilligen des 5. Jäger-Bataillons« – der Sprechende salutirte gegen einen ihm gegenüberstehenden Jäger-Offizier, der den rechten Arm in der Binde trug – »hat der General persönlich die große Barrikade an der Marxer Linie angegriffen und genommen.«

»Es sieht ihm ähnlich. Haben Sie Verluste bei Nassau gehabt, Baron Geussau?«

»Hauptmann Prohaska wurde auf dem Kirchhof durch die Brust geschossen – das Kreuzfeuer aus dem Bahnhof war zu furchtbar – wir mußten ihn räumen – aber wir haben's den Hunden eingetränkt und ihnen die Nester über dem Kopf angesteckt.«

»Es sind leider viel unnütze Grausamkeiten verübt worden. Die Soldaten haben in ihrer Wuth in der Johannagasse bis zum Morgen geplündert und, ich muß es leider sagen, gemordet!«

»Können Sie es den Leuten verdenken, daß sie für die Schmach vom 6ten an dem Gesindel Rache genommen?« fragte der Offizier von Nassau. »Das Regiment hat geschworen, den Schimpf in Blut auszulöschen!«

»Aber nicht in dem Blut Unschuldiger. Draußen im Liniengraben habe ich gestern drei Leichen gesehen – Männer, die mit kaltem Blut hinausgeführt und erschossen wurden – und heute begegnete ich dem verzweifelnden Vater, der seinen ältesten Sohn suchte, der nie die Waffen gegen uns erhob. Denn sein Vater ist ein treuer Unterthan des Kaisers und sein zweiter Sohn ist erst vor wenigen Wochen in Vicenza geblieben.«

»Suchen Sie unter Ihrem eigenen Regiment, Herr Kamerad,« sagte höhnisch der Andere, »die Leute von Parma und Latour haben's nicht besser getrieben als die unseren.«

»Leider – ich weiß es! aber die Offiziere meines Bataillons haben wenigstens nicht das Morde und Brennen ermuntert, sondern ihre Pflicht gethan und nach Kräften der rohen Wuth gesteuert!«

Das Gesicht des Offiziers vom Regiment Nassau war dunkelroth, als er emporsprang.

¹Das Infanterie-Regiment dieses Namens.

»Zielen Sie auf mich? Ich war es, der befahl, die Baracken in Brand zu stecken, weil man daraus auf meine Leute geschossen hatte!«

Der Freiherr **v. Odelga** zuckte die Achseln. »Ich rede von Thatsachen, nicht von Personen. Was ich gesagt, werde ich zu vertreten wissen, sobald wir in Wien eingerückt sind. Graf Colloredo selbst hat die nutzlosen Grausamkeiten auf das Entschiedenste mißbilligt. Für jetzt bitte ich, sich zu erinnern, daß ich diesen Posten kommandire!«

Der brave Capitain nahm den Mantel um und winkte seinem Oberlieutenant. »Lassen Sie uns die Runde machen und entschuldigen Sie mich, Baron, aber der Dienst ruft.« Er reichte dem Kürassier die Hand und wandte sich nach der Stadt.

Die Entfernung des ernsten und ältern Mannes war für die jüngeren Offiziere wie die Befreiung von einer Fessel, und das tolle Geplauder, die Erzählung der einzelnen wilden Szenen des Kampfes, die Drohungen gegen die Feinde wechselten mit Phantasieen von Wohlleben und Vergütung aller Mühseligkeiten in der jetzt der Herrschaft und Rache des Militairs verfallenen Hauptstadt.

»Es ist einer aus dem Land, wo's kälter ist als in den Bergen der Naska, **Stojan Widaičsch**,« sagte ein alter Seressaner mit der noch frischen Wunde eines Säbelhiebes über das Gesicht, die er sich nicht einmal die Mühe gegeben, verbinden zu lassen, da die dicke Mütze die Kraft des Hiebes aufgehalten, indem er mit der Spitze der kurzen Pfeife nach dem schlummernden Knaben wies. »Einer der Kneese des Kaisers, die am kalten Meere wohnen, hat das Kind geschickt, um zu sehen, wie man ein Krieger wird!«

»Das Land dort oben gehört nicht dem Kaiser, wie ich mir habe sagen lassen, **Anton Boghitschewitsch**,« belehrte ihn einer der Jüngeren in dem Kreis, indem er die Janka, das kleine runde Brot, von der Eisenplatte nahm und heiß in den Mund steckte.

»Du redest wie Du's verstehst, **Tomitsch Mijat**,« sagte der Alte. »Die Heiligen und der Kaiser herrschen überall! Wer sollte dem Kaiser widerstehen, wenn die tapferen Haiducken mit ihm sind? – Wir werden ihn fragen, wenn er erwacht ist, denn er redet etwas von der Sprache, die sie in Fiume sprechen, und ich verstehe die seine.«

»Du hast die Welt gesehen, Anton Boghitschewitsch, und weißt davon zu reden!« stimmten die Anderen ehrerbietig bei.

Der Alte strich sich behaglich den grauen bis zur Brust niederhängenden Schnurrbart. Dann füllte er den Hornbecher aus dem zwischen ihnen liegenden Fäßchen und trank den brennend scharfen Slibovitzka hinunter, als wäre es Quellwasser.

»War ich nicht in meiner Jugend in dem goldenen Stambul als Gefangener des Tyrannen von Widdin, als mein Vater auf dem Salatschfeld erschlagen worden, nachdem er zehn Moslems des Osman Djura mit eigener Hand getödtet? Aber wer hält den Wolf der Naska? Ich könnte Euch eine wunderbare Piasme erzählen von der Zeit, als mich in dem Harem zu Stambul die weiße Odaliske ihren Gebieter, den schwarzen Aga, erschlagen ließ, und mit mir auf dem fränkischen Schiff über das Wasser floh. Aber sie starb an dem häßlichen Fieber, obgleich sie schön war, wie die Mutter Gottes in der Kirche zu Brood und den armen Haiducken liebte, wie die Weinrebe den Ulmbaum! – War ich seitdem nicht ein Soldat des Kaisers in Wien und in der großen Stadt in dem fremden Land, wo wir den schwarzen Sultan der Franzosen verjagt haben? Ohe – ich könnte Euch Geschichten erzählen von nackten Weibern, die vor allen Leuten dort springen, schöner, wie die Alma's in dem Palast des Großherrn, und wie sie mich in ein Haus gelockt und mit Slibovitzka berauscht haben, der lauter Schaum war und besser schmeckte als der Wein, den der Bischof von Agram beim heiligen Nachtmahl trinkt, bloß weil ich ein schmucker Bursch war und schöne Lieder zu singen wußte!«

»Oh, Anton Boghitschewitsch,« sagte ein Andrer aus der wilden Gesellschaft, »die Sonne Deines Angesichts ist längst wie die Runzeln eines alten Weibes geworden und Deine Geschichten

hast Du uns hundert Mal erzählt. Sage uns lieber, wie der junge Krieger dort zu uns gekommen, denn der General hat mit Dir allein gesprochen.«

Der Alte schielte den Illyrier unwirsch von der Seite an, der sein Lieblingsthema – die Erinnerungen seiner Jugend – unterbrochen. »Was soll's! Bei den Heiligen, es würde Dir nicht schaden, wenn Du die Geschichten eines alten Mannes noch zweimal hörtest, der Dein Vater sein könnte. Wie der Prussioni-Knabe zu uns gekommen, willst Du wissen? – Weiß ich's selbst? Er trieb sich seit zwei Tagen im Lager umher, und als der hochgeborene General am Sonnabend mit uns und den Jägern die Barrikad' stürmte, war er mitten unter uns, die Heiligen wissen, wie, und schoß den schwarzröckigen Kerl nieder, der eben auf den General angelegt. Wahi! ich schnitt dem Burschen mit meinem Handjar den Kopf ab, weil die Kugel ihn nicht gemacht ganz kaput! Möge Deine leichtfertige Zunge verdorren, Marina, wenn Du den Knaben nicht schlafen läßt! Der hochgeborene General hat ihn mir auf die Seele gebunden!«

Der zarte Wink galt einem der Mädchen, das eben wieder neben dem Knaben kniete und ihm die Haare aus der Stirn strich.

»Wein her, hübsche **Kumria**, laß die alte Hexe, Deine Großmutter, das Fäßchen Ofener öffnen, von dem ich gestern kostete. Es ist nicht mehr als billig, daß wir den Sieg in ihrem eigenen Traubenblut feiern!«

»Erzählen Sie, Baron!«

Der Auersperg-Kürassier strich die Tropfen des feurigen Weins aus dem jungen Schnurrbart.

»Die Vorposten des Banus,« erzählte er, »waren am Sonnabend jenseits Schwadorf und Fischament mit den anrückenden Ungarn zusammengetroffen und geworfen worden. Die Nachricht traf den Fürsten, als eben der Angriff der Vorstädte beginnen sollte. Vom Laaer Berg aus prüfte der Feldmarschall das doppelte Schlachtfeld. Es war ein Glück, daß er die Lection in der Leopoldstadt und hier bei Euch nicht aufgab. Gestern mußte Grammont mit seiner tapfern Brigade, obschon sie in der Jägerzeile viel gelitten, zum Banus stoßen und mit der Division Kempen Ebersdorf, Schwechat und Gomersdorf besetzen, um den Ungarn den Übergang über die Schwechat zu verlegen. Die Seressaner standen bei Lanzendorf, auf dem Berg die Brigade Jablonowski als Reserve; Wallmoden lagerte am Kanal, Romersdorf gegenüber – das Neugebäude war mit 2 Bataillonen und 66 Kanonen besetzt – am Abend, als die ungarischen Kolonnen auf der Straße von Schwadorf mit 27 Bataillonen, 20 Escadrons und 71 Geschützen vorrückten und die Höhen besetzten, waren wir zum Empfang bereit.«

»Der Teufel hole die pfefferfressenden Schurken, wir mußten die Nacht und heute den ganzen Tag unter den Waffen bleiben.«

»Macht's morgen mit den Wienern ab, meine Herren. – Kundschafter brachten die Nachricht, daß eine starke Truppe auf Neustadt gegangen, und der Fürst schickte eilig ein Grenadier-Bataillon der Brigade Schütte von der Mariahilfer Linie zum Schutz der Pulverdepots ab. Wir selbst bivouacquirten die Nacht zwischen Lanzendorf und Hochau, 33 Escadrons stark, die beiden Regimenter Auersperg, Hardegg-Kürassiere, zwei Escadrons Sachsen-Kürassiere, die Franz-Joseph-Dröner, Civalarts Ulanen und Krefß' Chevauxlegers; Hurrah – wir freuten uns wie die Kinder auf ein tüchtiges Reiterscharmützel mit unseren Freunden, den Husaren, denn in den drei Wochen waren uns die Beine ganz steif geworden vom Postenstehen und Depeschen-Reiten – alles Andere ging ja Euch an!«

»Jeder hat seinen Theil gehabt, Baron!«

Der junge Kavallerist salutirte gegen seine Freunde. »Mein Compliment für den Ihren! – Es war ein schändliches Wetter am Morgen, Nebel, so dick, daß man kaum die Köpfe der Pferde sehen konnte. Um neun Uhr zündeten die Magyaren Mannswörth an und trieben die Gradiskaner auf Ebersdorf zurück, wo die Brigade Dietrich stand. Schwechat und Neukettendorf wurden beschossen und unsere Infanterie auf das linke Ufer der Schwechat gedrängt – dann kam

glücklich die Ordre zum Aufbruch, und wir gingen vor, freilich langsam genug, denn die Brücken über den Kanal und die Schwechat sind verdammt schmal.«

»So wußten die Ungarn nicht von Ihrer Nähe?«

»Keine Silbe – hätte Fürst Liechtenstein sich mehr beeilt, so hätten wir sie im dichtesten Nebel vollständig überrascht. Erst als wir mit dem rechten Flügel bei Rauhenwart, mit dem linken bei Zwölfassing aufgestellt, ihre linke Flanke bedrohten, merkten sie den Braten und warfen uns ihre drei zwölfpfündigen Batterien entgegen.«

»Und dann – Hurrah – frisch drauf los, den Säbel in der Faust!«

»Ja, mein Junge, das wäre allerdings Reiterart gewesen, aber es fiel dem Fürsten nicht ein! Wir mußten in Colonne halten und das schändliche Feuer der Zwölfpfünder wohl eine Stunde ertragen, noch dazu von den Höhen, während wir nichts entgegenzustellen hatten, als einige lumpige Sechspfünder. Ich sage Euch, es war ein schändliches Gefühl, so die Kugeln in unsere geschlossenen Reihen schmettern zu sehen, ohne Revange nehmen zu können. Rittmeister Voß von uns zerschmetterte eine Kugel den Fuß – Major Rodin von Hardeggs wurde das Pferd unterm Leib erschossen. Dem Mann neben mir im Zug – John hieß der arme Bursch – riß eine Kugel den Kopf des Pferdes fort und ging mitten durch Küraß und Brust, daß das Blut über mich her spritzte. Auf Ehre – es war eine verfluchte Empfindung, als ich das Commando hörte: »Aufgerückt!« denn ich wußte, nun kam die Reih' an mich!«

»Und was dachtest Du in dem Augenblick, Baron?«

»Bah? was ich dachte? – Daß den Fürsten der Teufel holen möge dafür, daß er uns hier zum Kanonenfutter mache, statt sich mit einem tüchtigen Angriff auf die verrätherischen Halunken zu werfen und sie vor sich her zu jagen.«

»Wer wie endete die Sache?«

»Ich kann Ihnen sagen, die zwei Minuten waren wie zwei Jahre – zum Glück hatten die Schurken das Ziel geändert – und die nächste Kugel schlug zwanzig Schritt von mir auf und ricochettirte neben der Schwadron weg. – Ich glaube, ich habe ein Paternoster und ein Ave gesprochen in jener vertrakten Minute, fügte er nach einer Pause ernster hinzu. »Wir verloren fünfzig Mann – zehn Offiziere allein sind verwundet.«

»Aber die Ungarn? Wer kommandirte Ihnen denn gegenüber?«

»Wie wir von den Gefangenen hörten, Oberst Görgey!«

»Ha – derselbe, der den Grafen Zychi auf der Donauinsel Chapel gegen alles Völkerrecht hängen ließ, blos, weil er die Treue für den Kaiser bewahrt!«

»Schändlich! – Ich hoffe, wir halten mit ihm bald eine blutige Abrechnung.«

»Es ist einer ihrer besten Führer und soll die Leichtfüßigkeit der Honvéds vorausgesagt haben. Aber erzählen Sie weiter.«

»Zeisberg griff in diesem Moment mit zwei Bataillonen Khevenhüller-Infanterie in der Front an, unterm Schutz zweier glücklich postirten Batterien, die ihr Geschütz zum Schweigen brachten, und Oberst Fejervari mit den Wallmoden-Kürassieren attackirte den Feind. General Kempen brach mit dem linken Flügel vor und zugleich kam endlich der Befehl an den Fürsten, mit der ganzen Cavallerie vorzugehen. Die Ungarn waren bereits im Rückzug. Hätte Liechtenstein nicht so unverantwortlich gezaudert und sich mit einem tüchtigen Angriff auf den Feind geworfen, statt sich darum zu kümmern, daß Rauhenwart noch von den Ungarn besetzt war und uns im Rücken blieb, wir hätten sie aufgerieben, daß kein Pferdeschwanz mehr über die Leitha gekommen wäre. Der Henker hole die ... «

»Lieutenant Künsberg!«

Die Zechenden schauten nach der ernsten ruhigen Stimme um, welche die Expectorationen des jungen Kürassiers unterbrochen hatte.

Im nächsten Moment waren sie Alle emporgesprungen und standen kerzengerade in militärischer Haltung – als ständen sie auf der Parade.

Zwei oder drei Schritt vom Feuer, zwischen diesem und der Gruppe der Seressaner, von der Flamme beleuchtet, stand die hohe Gestalt eines alten Offiziers in den weißen, lang niederhängenden Mantel gehüllt – weiter hin im Dunkel der Bäume hielt eine Ordonnanz zu Pferde den in der ganzen Armee wohlbekannten Schimmel.

Der alte Offizier, dessen einfacher Interims-Uniformsrock nur mit den drei Sternen am Kragen und dem Kreuz des Theresienordens geziert war, trug eine einfache Feldmütze. Er mochte bereits über 60 Jahre zählen, seine Haltung war straff und fest. In dem ehrwürdigen, hagern Gesicht mit der großen, kräftigen Nase und dem tiefen, etwas matten Auge lag eine unverkennbare Güte, ein trüber Ernst, aber das kräftige Kinn unter dem hängenden, grauen Schnurrbart und die hohe, schön gerundete Stirn drückten zugleich einen hohen Grad von Festigkeit und eiserner Ruhe aus.

»Der Fürst!«

Die plötzlich rings umher eingetretene Stille wurde nur einzig durch das entfernte Geräusch der militärischen Lagerung und das Klirren der Waffen der Soldaten unterbrochen, die, dem Beispiel der Offiziere folgend, sich rings umher rasch erhoben hatten. Nur die Seressaner saßen noch um ihr Fäßchen und machten erstaunt und nicht wissend, was eigentlich vorging, nur langsam Anstalten, ihren Platz zu verlassen.

»Lieutenant Künsberg von Auersperg-Kürassieren?«

Der junge Mann salutirte – sicher herzlich wenig erfreut über das gute Gedächtniß dessen, der ihn anredete: »Zu Befehl, Durchlaucht!«

»Wie kommen Sie hierher? Ihr Regiment muß jenseits der Fische stehen?«

»Durchlaucht halten zu Gnaden, ich überbrachte so eben Depeschen des Generalmajor Fürsten Liechtenstein in's Hauptquartier und habe Urlaub für diese Nacht.«

»Sie werden sofort zurückkehren und sich zu drei Tagen Arrest melden. Dem da,« er wies auf den Eindruck der Flintenkugel im Küraß, »mögen Sie es danken, daß Sie nicht kassirt werden.«

»Durchlaucht . . . « stammelte der junge Offizier.

»Der Soldat hat zu gehorchen, Herr, nicht zu kritisiren! Dazu sind die Zeitungsschreiber in Wien gut. Ich liebe das unter meinen Offizieren nicht! Gehen Sie!«

Der Baron salutirte – der Feldmarschall erwiderte ernst, aber höflich, den Gruß. Dann hörte man die langsam sich entfernenden Schritte des Kürassierpferdes.

»Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren, ich weiß, daß Sie Dienst genug gehabt haben. Wenn ich nicht irre, kommandirt General Karger hier?«

Einer der Offiziere trat einen Schritt vor. »Zu Befehl, Durchlaucht. Ich habe die Ehre, der Adjutant des Herrn Generalmajors zu sein. Befehlen Euer Durchlaucht, daß ich Dero Anwesenheit melde? Der Herr General befindet sich im Belvedere-Palais.«

»Nein, nein, vorläufig nicht. Wer kommandirt die Postenkette hier?«

»Hauptmann von Odelga! abwesend zur Revidirung der Posten.«

Der ruhige, ernste Blick des Feldmarschalls flog über die Gruppen und blieb auf dem jungen Jäger-Offizier haften, der den Arm in der Bande trug.

»Sie heißen?«

»Lieutenant **Ziellach** vom fünften Bataillon!«

»Ziellach? Sind Sie der Offizier, der mit Generalmajor Zeisberg die Barrikade an der Marxer Linie genommen?«

Der Offizier verbeugte sich.

»Ich gratulire, Herr Capitain-Lieutenant! Ihre Freiwilligen sollen nicht vergessen werden.«

Der junge Offizier, von der freudigen Gluth männlichen Stolzes übergossen, verbeugte sich nochmals. »Darf ich Euer Durchlaucht mir zu bemerken erlauben, daß die Ehre uns nicht allein gebührt. Wir wurden tapfer von Jenen dort unterstützt.«

Seine Hand wies leicht hinüber nach der Gruppe der Rothmäntel.

»Ah – die Seressaner! Ich habe die Rapports erst flüchtig gelesen, aber ich erinnere mich! Das also sind die Zwölf?«

»General Zeisberg hat sie beschenkt und läßt sie auf seine Kosten bewirthen. Er verdankt ihnen das Leben!«

Der Fürst trat einige Schritte näher zu der Gruppe der wilden Gestalten, die jetzt, von der Nähe des gefürchteten Oberfeldherrn unterrichtet, in demüthiger Haltung neben einander standen, von Zeit zu Zeit einen scheuen und neugierigen Blick auf den einfachen, militairischen Anzug werfend, den sie sich mit seiner Stellung als der Oberste nach dem Kaiser gar nicht zusammenreihen konnten.

Die häßliche Fratze des Alten mit der frischen Narbe im Gesicht fiel dem Fürsten auf, als er die rauhen, wilden Gestalten eine nach der Andern musterte. Er hob lächelnd und drohend den Finger.

»Ich sehe, euer General hat für Euch gesorgt, Kinder – ich hoffe, daß das Getränk gut ist, sonst müßte ich selbst danach sehen, daß solche wackeren Burschen nicht Noth leiden!«

»Brennt wie Feuer, hochwohlgeborener Herr General-Feldmarschall, und läuft sich durch die Kehle wie Milch süßigte,« schmunzelte der alte Boghitschewitsch. »Belieben euer Hochwohlgeboren Gnaden zu kosten? Marina, bring ein Glas, frisches!«

Der Fürst lachte. »Ich danke, ich danke, mein Freund – laß es gut sein!«

»Halten euer Hochwohlgeboren zu Gnaden, giebt es nix Besseres für den Nebel und – wär's halt nit Mal erstigte, daß euer Hochwohlgeboren Gnaden nähmen Schluck von dem alten Boghitschewitsch!«

Der Feldmarschall war, auf seinen Säbel gestützt, vor dem alten verwitterten Burschen stehen geblieben, der wohl noch älter war, als er selbst, und noch immer betrachtete er aufmerksam und nachdenkend sein Gesicht.

»Wenn die Narbe nicht wäre – und vielleicht die Schrift der Jahre – meint' ich, ich müßte Dich kennen!«

Der alte Rothmantel grins'te vergnügt. »Der hochwohlgeborne General hat ein Gedächtniß sehr gutes – aber der Boghitschewitsch hat halt noch bekrigtes.« Er faßte die Medaille auf seinem schmierigen Rock. »*Tessék!*¹ hab ich den wohlgebornen Herrn Hauptmann doch herausgehauen in Frankreich, wo ich gekriegt Kaisers Medaille da!«

»Wahr, alter Bursche, wahr! Jetzt kenn' ich Dich und danke Dir! Gieb mir die Hand!«

Der alte Seressaner wand und drehte sich verlegen wie ein junges Mädchen. »Ist so schmutzig, Gnaden General – schickt sich nicht für armen Kerl, wie ich.«

Der Fürst hielt ihm lächelnd noch immer die Hand hin. »Keine Umstände, Mann! und dann laß mich Deinen Branntwein kosten! Es hat mir kein Wein an der kaiserlichen Tafel so gut wieder gemundet, als damals der Trunk aus Deiner Feldflasche nach der Höllenarbeit von *Barcis-sur-Aube!*«

Das jüngste der Seressaner Mädchen, die Kumria, stand bereits hinter ihm, auf dem Blechteller ein Glas mit rothem Wein und ein anderes mit Slibovitza gefüllt, und knixte, wie sie es von den Deutschen gesehen; aber die alte Hexe, ihre Großmutter, zog sie bei den langen Zöpfen zurück und bedrohte sie, trotz allen Respekts vor der Durchlaucht, mit der langen eisernen Gabel, die sie als ihr Scepter an den Pfannen schwang.

»Schau mir einer den Balg! weißt nix, wie man spricht mit vornehmigten Herren und bist nit dabei gewesen, wie die Großmutter Deinigte mit dem Boghitschewitsch in Frankreich. War ein schmuckes Weibel damals noch, Excellenz Gnaden General, und hab dem Herrn geschmort mehr als einen Kollacz.«

¹Belieben Sie!

»Aber heute nicht mehr, Alte,« sagte heiter der Fürst. »Unsere Zeit ist vorbei und die Jugend an der Reihe. Dies für Dich!« Er nahm das Glas Slibovitzza von dem Teller der jungen Seressanerin und warf zwei Dukaten darauf! »Auf Deine Gesundheit, alter Kamerad, und daß Du noch lange Dein *Zivio!* rufst!«

Die Seressaner klatschten in die Hände und lachten, als sie den eigenen Schlachtruf aus dem Munde des Feldherrn hörten, und nur der Respekt hinderte sie, sich noch lauterer Äußerungen kindischer Freude hinzugeben.

Der Fürst machte dem kurzen Intermezzo ein Ende. »Der Kaiser bewilligt Dir die goldene Medaille, mein Alter, statt Deiner silbernen,« sagte er wieder ernster. »Du wirst diese dem Deiner Kameraden geben, der das Beste bei dem Sturm der Barrikade gethan!«

»Euer Gnaden Hochwohlgeboren,« sagte der Seressaner, »weiß ich keinen, der gethan Besseres, als der Bursch da!«

Er winkte seinen Kameraden zurückzutreten, und der Fürst sah erstaunt, halb noch von dem rothen Mantel umhüllt, einen Knaben auf der Erde sitzen, der eben so verwundert um sich schaute und sich noch halb schlaftrunken die Augen rieb.

»Wird sich werden ein guter Soldat, Hochwohlgeborene Gnaden,« sagte der Seressaner, wohlgefällig den Knaben auf den Kopf tätschelnd. »Hat sich erschossen er ganz allein drei von des Kaisers verflüchtigen Feinden und dabei den Hund, der gerade gezielt auf Excellenz General. Steh' auf, Söhnechen, fürcht Dich nit und präsentir' Dich Seiner Gnaden, dem fürstlichen Herrn!«

Der Knabe sprang rasch empor, alle Schlaftrunkenheit war im Nu verschwunden.

Obschon er den Feldmarschall nur in der Ferne gesehen hatte, erkannte er aus der Ehrerbietung, die alle dem Mann in der einfachen Interims-Uniform zollten, und den leise geflüsterten Worten, daß er vor diesem selbst stand.

Es war ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren mit frischem, aufgewecktem Gesicht. Die dunkelblauen Augen unter der freien Stirn, die bereits feste, edle Form seiner Züge sprachen eine Entschlossenheit und ein Selbstvertrauen über seine Jahre hinaus aus. Er trug den einfachen, schwarzen Uniformsrock der preußischen Kadetten, und hielt das Mützchen mit der schwarzweißen Kokarde bescheiden in der Hand.

»Potztausend,« sagte verwundert der Fürst, »das ist ja eine preußische Uniform! Wie kommt die unter meine Rothmäntel? Oder ist das vielleicht die versprochene Hilfsarmee der Berliner Demokraten?«¹

Das Gesicht des Knaben färbte sich mit der Röthe der Scham und des Unwillens. »Ich bin kein Demokrat, Herr Feldmarschall,« sagte er trotzig.

»Und wer sind wir denn?«

»Ich bin ein Preuße.«

»Das seh' ich. Wenn ich nicht irre, ist das die Uniform der preußischen Kadetten. Wie heißen Sie?«

»**Otto von Röbel!**«

»Sind Sie Kadett?«

Der Knabe zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann sagte er entschlossen: »Es ist die Uniform meines Bruders, als er im Kadettenhause war.«

»Wie kommen Sie also dahinein und hierher?«

»Ich will als Freiwilliger gegen die Rebellen dienen!«

»Was soll das heißen?«

¹Adresse der Berliner Demokratie an die Wiener vom 13. October 1846.

»Die Revolutionaire in Berlin haben meinen ältesten Bruder erschossen, der Offizier war, am 18. März. An seiner Leiche hat mich mein Vater zum Kämpfer des Königthums von Gottes Gnaden und zum Feinde der Revolution geweiht.«

»Ihr Herr Vater kann doch nicht so thöricht gewesen sein, ein Kind in den Bürgerkrieg eines fremden Landes zu schicken?«

»Mein Vater weiß nicht, daß ich hier bin.«

»So sind Sie entlaufen?«

»Ja – von der Schule!«

Das Geständniß war so naiv, daß der alte Krieger unwillkürlich lächeln mußte.

»Durchlaucht,« sagte der Knabe treuherzig, »schicken Sie mich nicht fort, bis Sie Wien dem Kaiser erobert haben. Ich bin zwar noch sehr jung, aber ich treffe ganz gut mit meiner Flinte. Ich habe es einmal im Stillen geschworen, wo ich höre, daß die schändlichen Demokraten sich gegen ihren König empört haben, den treuen Soldaten beizustehen, und bei uns haben die Spießbürger keine Courage mehr, seit der alte Wrangel die Sache in die Hand genommen. Da bin ich Ihnen zu Hilfe gekommen. Ein Röbel muß sein Wort halten.«

Das Gesicht des Fürsten verzog sich zu einem freundlichen Lächeln. »Du hast ein braves Herz, mein Kind,« sagte er – »aber Dein Vater und Deine Mutter werden sich um Dich ängstigen. Es ist meine Pflicht, Deine Übereilung wieder gut zu machen. Ich werde Befehl geben, daß Du sicher nach Berlin zurückgelangst.«

Dem Knaben standen die Thränen in den Augen. »O, gnädiger Herr, Sie behandeln mich wie ein Kind und ich möchte doch so gern ein Soldat sein!«

»Und Du wirst es werden, mein Sohn, Du hast ganz das Zeug dazu, ich wünsche Deinem edlen König viel solcher Reiser, wie Du, dann wird er nicht mehr Berlin zu verlassen brauchen. Capitain-Lieutenant Ziellach, wissen Sie Etwas von dem jungen Menschen?«

Der Jägeroffizier trat vor. »Zu Eurer Durchlaucht Befehl. Es ist richtig, was der Seressaner gesagt, er war mit bei dem Kampf um die Barrikade, und ich sah ihn vorspringen und seine Flinte einem Legionair in's Gesicht schießen, der eben auf General Zeisberg angelegt. Se. Excellenz hat versprochen, weiter für den Burschen zu sorgen und ihn auf sein Bitten den Seressanern anvertraut, mit denen er gefochten.«

»Dann ist es etwas Andres und ich will Zeisberg nicht vorgreifen. Sie mögen bei uns bleiben, junger Mensch; wenn es Ihr Wunsch ist, werde ich, sobald wir in der Stadt sind, sorgen, daß Sie in die Militair-Akademie eintreten können.«

»Ich bin ein Preuße und kann nur preußischer Soldat werden.«

»Das ist brav. Dann mögen Sie von Wien zurückkehren. Sind Sie mit Geld versehen?«

Die Thränen in den Augen des Knaben waren so rasch verschwunden, als sie gekommen, und er holte aus seiner Rocktasche eine kleine blecherne Sparbüchse, die er munter schüttelte. »Ich habe noch fünfundzwanzig blanke Thaler und zwei Goldstücke,« sagte er hastig.

»Ei, das ist mehr, als mancher Bataillons-Commandeur in diesem Augenblick im Beutel hat. Das Silber ist bei uns ziemlich rar! – Adieu, mein Kleiner, und melden Sie sich vor Ihrer Rückkehr noch bei mir – ich habe Ihnen einen Gruß an Ihren Herrn Vater mitzugeben, der so wackere Söhne hat. – Haben die Wiener Sie während der Schlacht auf dieser Seite belästigt?«

»Die Geschütze am Kärnthner Thorwall haben wiederholt gefeuert – von den Barrikaden der Favoritenstraße ist mehrfach auf unsern Posten geschossen worden.«

»Das muß bestraft werden. Benachrichtigen Sie General Karger, daß ich ihn zu sprechen wünsche.«

Der Adjutant entfernte sich eilig in der Richtung nach dem Belvedere. Der Feldmarschall nahm auf einem Feldstuhl am Feuer Platz und wärmte Hände und Füße an der lodernden Flamme, während die Offiziere ehrerbietig um ihn her standen.

»Die Rebellen haben doch keinen Ausfall versucht?«

»Man begnügte sich mit dem Feuern.«

»Keine Überläufer mit Nachrichten aus der Stadt?«

»Nein, Durchlaucht, die Posten hatten Befehl, nur Frauen und Kinder durchzulassen und alle Männer zurückzuweisen. Nur ein Gefangener ... «

»Was?«

»Zwei Personen, in der Kleidung von Landleuten, versuchten sich am Vormittag im Nebel durch die Posten zu schleichen. Die eine wurde ergriffen – die andere, wahrscheinlich ein Bauer, der als Führer diente, entkam. Der Gefangene scheint ein Ungar zu sein, wie er behauptet, ein Bauer von jenseits der Leitha, der vor zehn Tagen Korn nach Wien gebracht haben und dort mit seinem Knecht zurückgehalten sein will.«

»Was ist mit ihm geschehen?«

»Man hat ihn einstweilen dort in die Eremitage gesperrt, damit der Bursche keine Nachrichten zum Feinde bringen konnte.«

Ein Offizier trat in den Kreis und blieb vor dem Fürsten salutierend stehen.

»Offizier der Feldwache!«

»Ihr Name?«

»Hauptmann Odelga.«

»Wo stehen Ihre letzten Posten?«

»An der Karlskirche!«

»Alles in Ordnung?«

»Zu Befehl, Durchlaucht – doch,« er trat einen Schritt vor, »ich habe eine besondere Meldung zu machen.«

»Treten Sie zurück, meine Herren,« sagte der Oberbefehlshaber mit einer bezeichnenden Handbewegung. »Jetzt sprechen Sie!«

»Bei dem Posten am Ende der Heugasse hat sich ein Mann gemeldet, der den kommandirenden General im Geheimen zu sprechen verlangt. Ich kam dazu und habe ihn hierher gebracht.«

»Wo ist er?«

»Er befindet sich dort unten in Bewachung meines begleitenden Offiziers. Er fragt nach dem Banus oder General Zeisberg, und hat mir dies Zeichen ausgehändigt.«

Der Offizier übergab einen alten Kronenthaler, der an zwei Stellen, wie zum Durchziehen einer Schnur, durchbohrt war.

Der Fürst nahm das Geldstück und versuchte unter dem alten burgundischen Kreuz die Jahreszahl zu erkennen.

»Das Feuer ist zu entfernt – Ihre Augen sind jünger als die meinen. Sehen Sie zu, von wann das Gepräge?«

»1712!«

»Gut – so ist es einer unserer Freunde in Wien – nach dem Zeichen einer der thätigsten.« Er sah umher. »Ich will den Mann selbst sprechen. Lassen Sie ihn hierher kommen – es bedarf keiner Heimlichkeiten weiter, denn morgen ist auf jeden Fall Wien in unseren Händen.«

Der Hauptmann verbeugte und entfernte sich. Der Feldmarschall wandte sich nach den Gruppen der Offiziere. »Ich muß Sie bitten, meine Herren, mir noch einen Augenblick Ihren Platz zu überlassen, ich werde Sie nicht lange stören, denn ich weiß, wie nöthig die Ruhe braven Soldaten ist.«

Das früher so muntere Gewühl hatte sich auf zwanzig, dreißig Schritt in den Schatten der Bäume zurückgezogen – dort standen die Offiziere und Soldaten in Gruppen und wagten nur sich flüsternd zu unterhalten.

Der Capitain kehrte jetzt zurück, in seiner Begleitung befand sich ein Fremder. Der Mann war tief in den Mantel gehüllt, den er bis über die untere Hälfte des Gesichts gezogen – ein Hut

mit breiter Krempe, in Art der Bauernhüte, verdeckte den obern Theil, den eine Brille noch unkenntlicher machte.

»Durchlaucht, hier ist der Mann.«

»Treten Sie zurück, Herr von Odelga, ich werde Sie rufen, wenn es nöthig ist.«

»Durchlaucht . . .,« sagte zaudernd der Offizier.

»Was soll's?«

Der Fremde hatte sich mit der Sicherheit eines Mannes von Welt vor dem Fürsten verneigt und wandte sich jetzt spöttisch zu dem Offizier. »Wenn Sie fürchten, daß ich Waffen bei mir habe, so bitte ich, mich zu untersuchen.«

»Thorheit, Odelga, lassen Sie mich mit dem Herrn allein.«

Der Fürst betrachtete mit festem Blick einige Momente den Fremden. Sein Gesicht hatte wieder all' die starre Ruhe gewonnen, die der Auftritt mit dem Knaben einem freundlichem Ausdruck hatte Platz machen lassen.

»Nach dem Zeichen, das mir zugestellt worden, sind Sie einer der Unseren und haben uns bereits einige Dienste geleistet. Ihr Name?«

»Entschuldigen mich Durchlaucht, ich wünsche ihn vorläufig nicht zu nennen.«

»Wie Sie wollen. Sie scheinen den Vortheil zu haben, daß Sie mich kennen, aber ich nicht Sie. Was bringen Sie?«

»Euer Durchlaucht werden sich erinnern, daß General Zeisberg seit acht Tagen drei Mal ausführliche Berichte über die Vorgänge in Wien und in der Nacht zum Sonnabend den Plan der Barrikaden und die genaue Disposition der Streitkräfte der Rebellen erhalten hat!«

»Unter welcher Chiffre?«

»G. T. mit zwei Kreuzen.«

»Es ist richtig – ich wußte, daß General Zeisberg einen trefflichen Spion in Wien hatte.«

»Es kommt Nichts auf den Namen an, Durchlaucht. Sie werden sich überzeugen, daß, was ich gethan, nicht um Gewinn, sondern aus Patriotismus geschehen ist, wie sehr meine Stellung in Wien mich und meine Gesinnungsgenossen auch verdächtigen mag.«

»Jene Berichte sind von Ihnen?«

»Ja, Durchlaucht. Ich bin mit der Deputation aus der Stadt gekommen, die Sie in Hetzendorf erwartet.« »Wie will man den schändlichen Treubruch entschuldigen?«

»Man wird es versuchen mit der Macht der Radikalen, und die besten Versprechungen geben. Aber man wird morgen Ihre Truppen wie heute mit Kartätschenschüssen empfangen.«

»Können Sie mir berichten, was heute in der Stadt vorgegangen? – Ich habe die Unterschrift des Commandirenden unter der Capitulation, die man so schändlich gebrochen hat.«

Der Fremde lachte spöttisch. »Ein Blatt im Wind – Messenhauser ist ein willenloses Werkzeug in den Händen der Radikalen. Man hat ihn mit der Pistole auf der Brust gezwungen, abzdanken.«

»Wann? – Vor oder nach dem Bruch der Capitulation?«

»**Nach demselben.**«

»Das ist sein Todesurtheil! – Berichten Sie.«

»Eure Durchlaucht wissen, daß trotz des Widerspruches der Aula und der Mobilien die Waffenablieferungen der Capitulation gemäß gestern begonnen haben. Sie dauerten heute Morgen noch fort. Aber schon während der Nacht war dem Club im Igel die Nachricht zugegangen, daß die Ungarn am Morgen angreifen würden, und die Führer drangen darauf, die Ablieferung der Waffen einzustellen und durch einen Ausfall die Ungarn zu unterstützen.«

Der Fürst zuckte die Achseln. »Schade, daß es nicht geschehen ist! Es hätte die Sache mit einem Schlage beendet.«

»Pulszky und die ungarischen Agenten sorgten dafür, daß die Mobilen und die Legionaire von vorn herein die Abgabe ihrer Waffen verweigerten, Messenhauser befand sich während des ganzen Vormittags auf dem Thurm, um den Gang des Treffens zu beobachten. Der Centralausschuß der demokratischen Vereine im Igel¹ beschloß seine Absetzung.«

»Ich habe von dem Nest gehört. Bezeichnen Sie die Führer näher.«

»Fröbel und Blum, die Reichstagsdeputirten, Doctor Becher und Jellinek, Hank, der Commandeur des Elite-Corps, Fenneberg mit seinem Weibe, Schütte, der auf den Kopf Eurer Durchlaucht einen Preis von hundert Dukaten gesetzt hat, Pulszky und der Graf Batthiányi.«

»Sie vergessen Einen!«

»Der wäre?«

»Einen der Führer der Legion – den Doctor Lazare. Er wird als einer der gefährlichsten bezeichnet.«

»Ich sehe, Euer Durchlaucht sind vortrefflich unterrichtet.« In dem Ton der Worte lag ein leiser Spott.

»Weiter! Wir haben bemerkt, daß vom Stephansthurm Raketen und andere Signale mit dem Feinde gewechselt wurden. Von wem ging das aus?«

»Messenhauser selbst leitete die Sache. Er wollte anfangs Widerstand leisten, aber die Drohungen der Führer, die sich oben versammelt, machten ihn bald andern Sinnes. Man forderte mit der Pistole in der Hand den Wiederbeginn des Kampfes oder seine Abdankung. Der Nebel verhinderte, den Gang der Schlacht zu erkennen. Um elf Uhr warf der Ober-Commandant einen Zettel vom Thurm, der sofort gedruckt und verbreitet wurde. Hier ist ein Exemplar. Er gab die erste Gewißheit von dem Angriff der Ungarn, an dem noch Viele zweifelten.«

Der Fürst nahm das verhängnißvolle Papier und las es.

»Der Centralausschuß hatte seine Mittel in Bereitschaft – die voraus gedruckten Plakate wurden überall angeschlagen und forderten zur Bewaffnung und zum Kampf auf; Haufen bewaffneter Arbeiter und toller Weiber durchtobten die Straßen, die Gerüchte jagten sich. Um ein Uhr und eine Stunde später kamen weitere Nachrichten vom Thurm in die Druckerei; – hier sind sie! Messenhauser selbst fordert darin zur Wiederbewaffnung auf; der letzte Zettel um 3½ Uhr befahl, alle frühere Stellungen und Posten wieder zu besetzen und Reserven bereit zu halten. In Folge dessen hat das Feuer auf die Truppen wieder begonnen. Abeles sollte von den Wieden aus einen Angriff gegen Ihre Stellung leiten – aber die Führer der Vorstadtgarden weigerten sich. Dann kam die Gewißheit der Niederlage der Ungarn und Herr Messenhauser verlor die Courage.«

»Man hat noch am späten Abend Feuer-Signale vom Thurm gesehen.«

»Sie waren auf die Täuschung der Bevölkerung berechnet. Um sechs Uhr wurde Messenhauser gezwungen, abzudanken. Hauck mit seinen wilden Compagnieen hatte den Thurm besetzt und drohte Alles zu ermorden – der ganze Platz war von den Mobilen bedeckt, Becher und Löbenstein setzten ihm das Bayonnet auf die Brust und drohten ihn vom Thurm zu werfen, wenn er sich weigerte. Er dankte ab, Fenneberg wurde zum Ober-Commandanten proclamirt und gab sofort die Befehle zum Kampf auf morgen.«

»Aber die Deputation, die so eben im Hauptquartier war – wenn ich nicht irre, ein Doctor Kubenik darunter – hat erklärt, daß sie im Namen des Gemeinderaths und Messenhausers käme.«

»Er hat eine Stunde darauf das Commando wieder übernommen, da die Bürger die Herrschaft des Pöbels unter Fenneberg fürchten. Die größte Verwirrung herrscht in der Stadt, aber die Radikalen sind zum äußersten Widerstand entschlossen und halten die Thore besetzt. Der Pöbel mißhandelt Jeden, der von Übergabe spricht. Man wird morgen neue Unterhandlungen

¹Eine bekannte Restauration am Wildpretmarkt.

anknüpfen lassen und den Truppen scheinbar das Rothe Thurm-Thor und das Stuben-Thor öffnen, aber bei dem Einmarsch in den engen Straßen über sie herfallen und einen Kampf auf Leben und Tod wagen. Zugleich wird die Hofburg angezündet und mit allen Kunstschätzen zerstört werden – die kaiserliche Gruft wird demolirt und an die öffentlichen Gebäude Feuer gelegt.«

»Das ist schändlich – abscheulich! Das darf nicht geschehen! Ich kann es nicht glauben – Sie übertreiben.«

»Ich habe Euer Durchlaucht als Ohrenzeuge die Beschlüsse gemeldet, die von dem Comité im Igel gefaßt worden sind. Euer Durchlaucht sind gewarnt.«

Der Fürst sann einen Augenblick nach. »Wissen Sie ein Mittel, um dieses Unglück und solche Schmach zu verhüten?« fragte er. »Ich gebe Ihnen mein fürstliches Wort, daß Sie mich zu jedem Dank bereit finden sollen.«

»Ich verlange Nichts, als daß Euer Durchlaucht anerkennen, daß ich – was ich thue – aus Liebe für das kaiserliche Haus und die gute Sache gethan. Wenn der Schein gegen mich ist und ich meine patriotische Thätigkeit im Schleier des Geheimnisses verbergen muß, so habe ich wichtige Gründe dafür.«

»Seien Sie dessen versichert – wer Sie auch sein mögen, ich werde es anerkennen und Sie dürfen auf meinen Schutz rechnen, wann und wo Sie ihn in Anspruch nehmen. Jetzt reden Sie.«

»Ich rathe Euer Durchlaucht, zwar die Truppen vor den anderen Thoren zum Einmarsch bereit zu halten, aber das Kärnthner Thor und das kleine Burgthor als den Angriffspunkt zu wählen. Das Letztere wird am schwächsten besetzt sein, da man glaubt, hier der Burg wegen vor einer Beschießung sicher zu sein. Die Truppen müssen zum schleunigen Angriff fertig sein, während man sie unbesorgt glaubt.«

»Der Wink ist gut. Jetzt noch Eins. Haben Sie Gelegenheit, die in meinem Erlaß an die Wiener bezeichneten Verräther und Führer dieser schändlichen Rebellion in meine Hände zu liefern?«

»Ich werde sie wenigstens nach Kräften überwachen, aber es sind nicht mehr Alle in der Stadt.«

»Wie? – Bem?«

»Ich sah ihn noch vor zwei Stunden. Auch die Deutschen sind noch da, sie glauben sich unverletzlich in ihrer Eigenschaft als Deputirte des Frankfurter Parlaments.«

»Der Teufel hole den demokratischen Firlefanz – ich werde diesem Herrn Blum und Consorten zeigen, was ich von ihrem Parlament halte.«

»Doctor Schütte hat ein Versteck gefunden, oder ist bereits entkommen – ich habe seit mehreren Stunden den Schwätzer nicht gesehen.«

»Mag er zum Henker gehen. Aber Pulszky – er ist die Seele von Allem!«

»Der Staatssecretair, Durchlaucht, hat heute Vormittag schon Wien verkleidet verlassen, um sich zur ungarischen Armee zu begeben.«

Der Feldmarschall erhob sich rasch. »Das ist nicht möglich – Wien ist rings von meinen Truppen cernirt.«

»Dennoch muß es ihm gelungen sein, denn er ist mit seinem Begleiter, dem Grafen Stephan Batthiányi, der eben so gefährlich oder noch gefährlicher ist, wie er selbst, nicht nach der Stkdt zurückgekehrt.«

»Und Sie sagen, daß Pulszky verkleidet versucht hat, durch die Cernirungslinie zu entkommen?«

»Ja, Durchlaucht, ich sah ihn selbst am Kärnthner Thor. Er trug Hut, Rock und Peitsche eines Bauern aus der Leitha-Gegend!«

»Dann haben wir ihn! Hauptmann Odelga!«

Der Offizier trat auf den Ruf sofort näher.

»Lassen Sie sogleich den Gefangenen aus dem Pavillon hierher bringen. – Ah, da sind Sie ja! gut, daß Sie kommen, ich habe mit Ihnen zu reden.«

Die Worte galten den Generalen **Krieger** und **Karger** und Feldmarschall-Lieutenant **Hartlieb**, die eiligst mit ihrer Begleitung vom Belvedere her kamen, nachdem sie die Anwesenheit des Feldmarschalls erfahren hatten.

»Einen Augenblick, mein Herr, ich bin noch nicht fertig mit Ihnen. Kommen Sie hierher, meine Herren.«

Die Generale traten dem Oberstkommandirenden näher.

»Die Nachrichten, die ich so eben empfangen und die unzweifelhaft richtig sind, machen eine andre Disposition nöthig, Sie, Herr Feldmarschall-Lieutenant, werden bei Anbruch des Tages Ihre linke Flanke gegen die Wieden ausdehnen und die Übergänge über den Wienfluß besetzen, die Brigade Jablonowski nimmt die Belvedere-, Favoriten- und Matzleindorfer Linie, die Brigade Colloredo die Gumpendorfer und Hundsthurmer Linie. Das Hauptquartier wird auf die Straße nach Himberg, an der Favoriten-Linie, verlegt, dahin senden Sie alle Meldungen. Um zehn Uhr rücken Sie in die Vorstädte ein und gehen langsam bis zum Glacis mit den Avantgarden vor. Gegen das Burgthor und Kärnthner Thor werden in der Stille starke Sturm-Colonnen gebildet, die aber in den Seitenstraßen zurückgehalten werden müssen und von den Wällen aus nicht gesehen werden dürfen. Ebenso postiren Sie die Artillerie verdeckt, aber zur augenblicklichen Verwendung bereit, hinter die Ingenieurschule oder die Stallungen Zwölfpfünder. Die Vorstädte werden möglichst in aller Ruhe entwaffnet, sobald es gelungen, die Posten bis an das Glacis vorzuschieben, darf Niemand aus den Vorstädten mehr nach der Stadt gelassen werden.«

Die Generale verbeugten sich.

»Um zwölf Uhr erwarte ich Sie im Hauptquartier, meine Herren. Sorgen Sie dafür, daß die Truppen bis morgen früh acht Uhr möglichste Ruhe haben, sie sind erschöpft und es ist möglich, daß es morgen noch harte Arbeit giebt. Ah – da kommt der Herr Unterstaatssecretair.«

Der feste Tritt eines Commando's ließ sich hören, zwölf Mann unter Begleitung des Lieutenants der Feldwache führten den Gefangenen herbei, der stolz und aufrecht in ihrer Mitte ging.

Der Gefangene trug, wie der Spion angegeben, den Rock der Landleute an der ungarischen Grenze und den breitkrämpigen, das Gesicht verdeckenden Hut. Seine Hände waren auf den Rücken gebunden – aber seine Haltung, wie gesagt, fest und ruhig. Die Wache führte ihn bis vier Schritt vor der Gruppe der Generale und ließ ihn dort Halt machen.

»Sie sind heute Morgen ergriffen worden, als Sie sich durch die Vorposten der kaiserlichen Armee schleichen wollten?« fragte der Fürst mit ernstem Ton.

»Ich war auf dem Weg nach meiner Heimath – ich kenne kein Verbot, mich dahin zu begeben oder Wien zu verlassen.«

»Wien ist im Belagerungszustand. Sie sind ein Ungar?«

»Ja!«

»Ihr Name?«

Der Gefangene schwieg.

»Ich bin der Oberstkommandirende, Fürst Windischgrätz, und weiß, daß Sie kein Landmann und diese Kleider nur Maske sind.«

»Ich habe die Ehre, Eure Durchlaucht zu kennen.«

»Ich glaube, in dem gleichen Fall mit Ihnen zu sein. Sie sind der ehemalige Unterstaatssecretair des Königreichs Ungarn, Herr von Pulszky?«

»Euer Durchlaucht irren sich!«

»Nehmen Sie dem Herrn den Hut ab.«

Der Lieutenant erfüllte den Befehl – man sah ein edles, kühnes, noch jugendliches Gesicht von echt magyarischem Schnitt.

Ein leiser Ruf des Erstaunens ließ sich aus der Menge hören, die sich bei dem Verhör nach und nach wieder näher gedrängt.

»Das ist nicht Herr von Pulszky,« sagte der Fürst verdrießlich, »dieser Mann ist mindestens zehn Jahre jünger.«

»Ich habe es Euer Durchlaucht gesagt.«

»Aber Sie sind eben so wenig ein Bauer, für den Sie sich ausgeben. Ihren Namen, Herr!«

»Dieser Herr scheint das Gedächtniß verloren zu haben, aber ich kann ihm zu Hilfe kommen,« sagte eine helle, schneidende Stimme hinter dem Gefangenen. »Es ist der Graf Stephan Batthiányi, der Neffe und Bote des Anführers der ungarischen Rebellion und selbst ein Führer der wiener Rebellen bei dem Sturm der Zeughäuser in der Nacht zum Siebenten.«

Die Blicke der Versammlung hatten sich auf den Sprecher gewendet, es war der verhüllte Fremde, der außer dem Lichtkreis des Feuers im Schatten stand.

Auch der Graf – denn es war in der That der Geliebte der schönen Gräfin Apponyi – hatte sich umgedreht und warf auf den Spion einen scharfen, verächtlichen Blick. Die Stimme desselben hatte ihn wie bekannt berührt, aber der Schein des Feuers war zu gering, die Vermummung zu dicht, als daß er ihn zu erkennen vermocht hatte.

»Sind Sie die Person, als welche man Sie so bezeichnet hat?«

»Euer Durchlaucht haben es gehört!«

»So war Ihr Gefährte bei der Flucht aus der Stadt, den man so unvorsichtig hat entkommen lassen, der Verräther Pulszky?«

Der Graf schwieg.

»Verdammt! Das thut mir leid, daß er entwischt. Ich hoffe jedoch, er wird nachträglich Ihr Schicksal theilen.«

»Durchlaucht,« sagte der junge Graf mit fester Stimme, »ich bin Offizier der ungarischen Armee und als solcher Ihr Kriegsgefangener.«

»Sie irren, mein Herr. Ein Hochverräther hat keinen Anspruch auf die ehrlichen Rechte eines Soldaten.«

Der junge Mann verlor einen Augenblick lang die Farbe bei diesem strengen und ruhigen Ausspruch dessen, von dem er fühlte, daß er über sein Leben zu entscheiden hatte.

»Wenn Euer Durchlaucht meinen Anspruch als ungarischer Offizier nicht gelten lassen wollen,« sagte er endlich mit möglichster Fassung, »so kenne ich doch kein Gesetz, was mir als Privatmann verbietet, nach Wien zu gehen, oder es zu verlassen. Ich habe nie in der kaiserlichen Armee gedient.«

»Darüber zu entscheiden wird die Sache des Kriegsgerichts sein,« sprach der Feldmarschall kalt. »Ist dieser Herr bei seiner Verhaftung bewaffnet gewesen oder nicht?«

»Man hat ein Paar Doppelterzerole bei ihm gefunden,« berichtete der Offizier der Wache.

»Sie sehen, welches Schicksal Sie erwartet. Wien ist in Belagerungszustand, wer mit den Waffen in der Hand ergriffen wird, ist dem Standrecht verfallen. General Karger!«

»Euer Durchlaucht!«

»Sie werden morgen früh acht Uhr ein Kriegsgericht versammeln und über diesen Herrn entscheiden. Das Urtheil des Gerichts muß zur Stelle vollstreckt werden, bevor Sie ausrücken.«

Der General verneigte sich.

»Adieu, mein Herr, und wenden Sie die kurze Frist, die Ihnen in diesem Leben noch übrig ist, dazu an, zu bereuen. – Führen Sie den Gefangenen zurück!«

Graf Stephan biß auf seine Lippe, um jedes Wort des Widerspruchs oder der Bitte zu unterdrücken, ein Blick auf das ruhig feste Gesicht belehrte ihn, daß es doch vergeblich sein würde.

In der Mitte seiner Wachen verließ er den Kreis.

Der Fürst sprach einige Augenblicke mit den Generalen, dann verabschiedete er sie.

»Wo ist der fremde Herr geblieben? Ich habe mit ihm noch zu sprechen!«

Der Fremde drängte sich durch die Umgebung. »Ich stehe zu Ihrem Befehl, Durchlaucht!« – In den wenigen Augenblicken hatte jedoch ein inhaltschweres Zwischenspiel stattgefunden.

Als der junge Ungar von seiner Wache hinweg geführt wurde, folgte ihm der Fremde, bis sie aus der Umgebung des Fürsten gelangt waren. Dann trat er zu ihm. »Sie müssen doch wissen, Graf Stephan, wem Sie morgen den Strick verdanken,« sagte er höhnisch. »Der Schlag auf der Gumpendorfer Barrikade hat seine Revange.«

»Verräther – ich dachte es fast!«

Der Fremde ließ einen Augenblick den Kragen seines Mantels fallen, sein blasses Gesicht zeigte den Hohn eines Teufels, die bleichen Augen funkelten in hämischem Triumph.

»Viel Vergnügen, Herr Graf, mit der hänseligen Braut. Zum dritten Mal werden Sie mir nicht mehr in den Weg kommen!«

Eine Bewegung – ein Laut – aus dem nahen Buschwerk ließ den Spion schnell wieder den verhüllenden Mantel emporschlagen. »Wenn Sie dem Kebsmann noch eine Bestellung an Ihre Cousine, die Gräfin Martha, zu geben haben,« sagte er, »so eilen Sie sich. Sonst Gott befohlen. Das, Herr Graf, ist meine Art des Dülls.«

»Doppelter Schurke!«

Der Jude lachte höhnisch auf, drehte sich um und ging zu dem Kreis um das Feuer zurück.

Hinter der Taxushecke, die sie verborgen, traten zwei dunkle Gestalten hervor, der alte Mann in der Tyrolertracht mit der Bunda und der junge Slowak.

»Hast's g'schaut, Sohn?« fragte der Tyroler.

»Er war es, so wahr mir Gott helfe. Wenn sie 's drin in Wien wüßten, hingen sie ihn am ersten Laternenpfahl. – Vater Haspinger,« sagte der junge Mann nach kurzem Bedenken, »mir ist's schon lang' im Kopf umher gegangen, ob der da nicht bei dem Verschwinden der Nand'l die Hand im Spiel gehabt, jetzt glaub' ich den Schurken zu Allem fähig. Lassen Sie mich ihm folgen und ihn nicht aus den Augen verlieren!«

»Und der junge Graf?«

»Möge Gott ihm helfen in seiner letzten Stunde!«

»Pfui, Bursch! Es soll Keiner hinwerden wie a Dieb, der dem alten Haspinger geholfen in der Noth, wenn der es verhindern kann. Als der feine Herr uns an dem schlimmen Morgen aus den Händen von dem Rüchenvolk befreit, das der sirige Mensch af uns gehetzt und selber All's g'than, so a raschoniger Herr, das arme Maidli uns suchen zu helfen, hat er nit g'fragt, ob er sich a Feind g'macht in dem schlimmen Gesell. Hab's a gar gut geschaut, daß er nit leiden wollt, daß der Dörfer af mi schießen that mit dem Handbüchserl damals in der Nacht.«

»Was wollen Sie thun, Vater Haspinger? Die Gelegenheit kehrt mir vielleicht nie so wieder, ihn zu belauern!«

»'s ist recht – aber Einer von uns muß dem Herrn Hilf leisten, damit er a Freund hat in der Noth!«

Der junge Mann überlegte schnell, auf welcher Seite die größte Gefahr. Die Erinnerungen der Heimath kamen hinzu – als Knabe hatte er oft den jungen Grafen auf dem Schloß seines Herrn gesehen und ihm zum Spielgefährten gedient – damals – als er noch rein war.

»Hier können Sie nicht helfen, Vater Haspinger, Sie verstehen ihre Sprache nicht. Ich werde mein Leben daran setzen, ihn zu befreien, aber Sie müssen der Sache fremd bleiben.«

»Bist a brave Haut,« sagte der alte Mann und drückte ihm die Hand, »unser Herrgott wird halt Dir a Beistand g'währen. Wann's g'lingt, sag' ihm, daß der alte Haspinger Di geschickt hat. I geh' dem Dörfer nach in de Stadt zurück.«

»Unmöglich, Vater! Sie könnten ohne mich ein Unglück haben. Bleiben Sie hier, bis ich den Versuch gemacht.«

»Plausch ka dumm Zeug, Bursch. Der alte Haspinger hat so manche Gams auf dem Hochg'birg beschlichen und is ka Schußbartl,¹ wann es gilt, das Einz'ge zu suchen, was ihm lieb noch af der Welt. I komm' schon in die Stadt, ohne Dich! Gott wird mi schützen, und wann die Kaiserlichen morgen früh nach Wien kommen, findst mi wieder hinterm Stephan!«

Der Student sah, daß kein Widerspruch gelten würde, ohnehin drängte der Augenblick, wenn nicht beide Zwecke verloren gehen sollten. »So geh'n Sie mit Gott und thue Jeder das Seine. Sie haben die Parole der Soldaten gehört?«

»Latour vorwärts!«

»Richtig. Nehmen Sie meinen Hut statt des Ihren – er ist weniger auffällig. Wenn Sie glücklich über die Posten hinaus sind, wird es nicht schwer sein, in die Stadt zu kommen. Gott sei mit Ihnen; so bald als möglich folge ich Ihnen. Jetzt lassen Sie uns zusehen, ob unser Mann noch dort ist.«

Sie kehrten in die Nähe des Feuers zurück; ein Blick belehrte sie, daß der Fürst eben wieder mit dem Fremden sprach. – »Wie werden Sie in die Stadt zurückgelangen?«

»Sobald ich über Euer Durchlauch Vorposten hinaus bin, ist das ein Leichtes. Aus Wieden, Mariahilf und St. Ulrich flüchten fortwährend Personen in die Stadt, wo sie vor den Kroaten sicher zu sein glauben. Ich kommandire in diesem Augenblick selbst die Wache am Burgthor.«

»Wie haben Sie sich denn entfernen können?«

»In Begleitung der Deputation, die in's Hauptquartier gegangen ist. Es ist Nichts leichter, als einen Vorwand zu finden, in die Vorstädte zu gehen.«

»So gehören Sie also selbst zu den Führern?«

»Es ist Zeit, mein Incognito zu enden. Ich glaube, Eure Durchlaucht werden sich jetzt überzeugt haben, daß man mich mit Unrecht beschuldigt hat, ein Feind der guten Sache zu sein. Unter der Maske eines solchen habe ich ihr gedient, und General Zeisberg, der bis jetzt meine Berichte empfing, wird für mich bürgen. Wenn ich Euer Durchlaucht nicht offen entgegen getreten bin, so geschah es nur, um nicht unnöthig unter so vielen Personen das Geheimniß preiszugeben.«

Er überreichte dem Fürsten eine Karte; der Feldmarschall machte eine unwillkürliche Bewegung des Staunens, als er den Namen las.

»Ich kann Ihnen nicht verhehlen, man hat Sie mir als eins der gefährlichsten Mitglieder der revolutionairen Partei bezeichnet, mein Herr!«

»Ich hoffe Euer Durchlaucht Meinung berichtigt zu haben und durch fernere Dienste zu berichtigen.«

»Sie sind, wie ich gehört, der Vertraute der Gräfin Törkyeny, einer durch ihre exaltirten Meinungen berüchtigten ungarischen Dame.«

»Die Wohnung der Gräfin ist der Sammelplatz der Leiter des Aufstandes. Sie selbst hat mich zu dem Zweck der Mittheilung an die kaiserlichen Truppen von allen Plänen der Revolution in Kenntniß erhalten. Die Gräfin, Durchlaucht, ist früher schwer in ihren Rechten gekränkt worden, aber sie wünscht Nichts mehr, als sich mit der Regierung zu versöhnen.«

Der Feldmarschall machte eine verächtliche Bewegung. »Treten Sie noch einen Augenblick zurück, mein Herr!«

Er besprach sich kurze Zeit mit den drei Generalen, dann winkte er dem Fremden, wieder näher zu kommen.

»Ich habe mich entschlossen, Ihnen zu trauen und Sie zu entlassen. Sie sollen Schutz und Vergessen des Vorgefallenen genießen und belohnt werden; – merken Sie sich jedoch, daß ich Sie und Ihre Freunde zu finden wissen werde, wenn hinter Ihren Diensten ein Verrath lauert, denn – ich liebe die Verräther nicht! Hauptmann Odelga!«

¹Unbesonnener Mensch.

Der Offizier trat vor.

»Geleiten Sie diesen Herrn über die Posten bis zu der Stelle, wo Sie ihn getroffen!«

Er nickte stolz mit dem Kopf, der Spion machte eine tiefe Verbeugung und folgte dem Offizier.

Sie kamen dicht an den beiden Männern vorüber, die bereits wie der Schweißhund auf seiner Fährte waren.

Der alte Tyroler hatte die Guba über seine Jacke gezogen und den breiten Ledergurt abgelegt. Da er bereits hohe Stiefeln trug, die bis an die Kniehosen reichten, statt der früheren Schuhe, und den breitrandigen Hut des Slowaken aufgesetzt hatte, so setzte ihn seine Kleidung weniger der Aufmerksamkeit aus.

Der alte Mann drückte dem ehemaligen Studenten die Hand. »Behüt' Di Gott! am Stephan treffen wir uns halt wieder!«

Er verlor sich zwischen den Gruppen.

Der Fürst war wieder zu Pferde gestiegen; er verbot den Generalen, die nach den ihren sandten, ihn zu begleiten, da seine Adjutanten am Ausgang der Heugasse ihn erwarteten, und nickte freundlich der alten Marketenderin zu. »Auf Wiedersehn, Mütterchen, in Wien! und haltet Mannszucht morgen, Kinder, – um Eure Tapferkeit bin ich nicht besorgt! Gott befohlen!«

Ein donnerndes »Es lebe der Kaiser!« begleitete, trotz der Abwehr, den Feldherrn. –

Es war zwei Stunden nach den Szenen, die wir so eben beschrieben haben.

Um die Wachtfeuer her lagerten, in ihre Decken und Mäntel gehüllt, die vorhin so lebendigen Gruppen in tiefem Schlaf. Für so Manchen sollte er doch der letzte sein!

Auch die alte Bosniakin, die den Marketenderdienst bei dem Grenzer-Regiment verwaltete, lag neben dem halb erloschenen Feuer in ihren langen zottigen Wollenmantel gehüllt, bereit, beim ersten Ton der Neveille wieder munter und an der Arbeit zu sein, ihren ›Kindern‹, wie sie die Soldaten nannte, etwas Warmes zur Stärkung gegen die kalten Morgennebel und die Kugeln der Wiener zu kochen, und ihr lautes Schnarchen verkündete den festen Schlaf.

Die Nachtnebel schwebten über dem Boden, in ihrem Schleier verloren sich die Gestalten der Schlafenden, der Schein der Feuer und die entfernten auf und nieder wandelnden Schildwachen.

An dem Feuer, dicht an einander gehockt, saßen die beiden Mädchen, wach mit einander flüsternd und von Zeit zu Zeit einen mißtrauischen, ärgerlichen Blick auf den jungen Slavonier werfend, der, ebenfalls noch wach, ihnen gegenüber saß und in seinen unruhigen Bewegungen erkennen ließ, daß sein Geist ungeduldig beschäftigt war.

Die Mädchen hatten einen kleinen Kessel an das Feuer gesetzt, in dem sie ein Getränk bereiteten. Sie schienen sich besprochen zu haben, denn die ältere wandte sich jetzt entschlossen zu dem jungen Mann.

»Warum legst Du Dich nicht aufs Ohr, Maczi Slowak, wie die Anderen thun? Ich will Dir noch einen Becher heißen Wein mit Gewürz reichen, und dann leg' Dich nieder und schlafe.«

»Ei, warum thut Ihr nicht das Nämliche? Ich habe gehört, wie die Ancza, Eure Großmutter, Euch vor einer Stunde schon befohlen hat, in das Zelt zu kriechen und zur Ruhe zu gehen, und dennoch sitzt Ihr hier.«

»Was kümmert's Dich? Wir haben mit einander zu reden und mögen nicht schlafen.«

»Dasselbe ist bei mir der Fall!«

»Höre mich an, Matthias,« sagte bittend die Jüngere. »Ich habe gesehen, daß Du ein gut Herz hast, denn Du pflegst den alten, wunderlichen Mann, Deinen Begleiter, wie ein Sohn. Wir haben etwas vor, und Du störst uns darin! Thu uns den Gefallen und leg' Dich schlafen!«

»Ihr stört mich selbst!«

Das Mädchen trat zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter. »Wohnt in den Herzen der Dirnen auf den weiten Puſta's des Ungarlandes nicht so gut die Liebe, als in der Brust eines Kroatenmädchens?«

»Mein Kind – Gott hat die Liebe in die Herzen aller Menschen gelegt, welchem Volk sie auch angehören mögen!«

»Ich wußte es, daß Du mich verstehen würdest, denn Du sprichst so eigen und schön, schöner noch, wie die blanken Offiziere, obschon Du eine grobe Guba trägst und ein armer Slowak bist. Darum will ich Dir vertrauen. Kennst Du den Illés?«

»Nein!«

»Schau – er ist mein Liebster, wenn's auch der Vater nicht leiden will und ich nur heimlich mit ihm sprechen darf, wenn Vater und Großmutter schafen. Er ist auf Posten in dieser Nacht und . . . und ich wollte zu ihm gehen und ihm und dem armen blanken Herrn, der morgen sterben soll, den warmen Wein zur Stärkung bringen.«

Der Student schaute, aufmerksamer geworden, empor. »Wen meinst Du mit dem blanken Herrn?« fragte er.

»Ei, wen sonst, als den schmucken Magnaten, den die Grenzer gefangen und den sie dort drüben in der hübschen Hütte gefangen halten. Die Offiziere sagen, daß man ihn morgen aufhängen werde, obschon er ein vornehmer Herr ist. Marina und ich haben geweint, daß er so jung und so schön sterben soll, und weil wir ihm nicht helfen können, wollen wir ihm wenigstens noch Gutes thun in seiner Noth. Der Illés wird schon zulassen, daß ich ihm den Wein bring', wenn ich schön mit ihm thu'!«

»O Du Frauenherz – ewig voll Milde und Liebe!« flüsterte der Slowak. Dann sagte er weiter zu dem Mädchen: »So hast Du Mitleid mit dem Herrn?«

»Ob ich es hab'? – Wenn ich und die Marina ihm helfen könnt', wollt' ich geben, ich weiß nicht was! Aber die Mutter Gottes hat es gemacht, daß wir nur sind arme Seressaner Mädchen.«

»Wenn Du wolltest – Du könntest es schon!«

»O, Maczy Slowak, rede nicht so, Du weißt, daß ich's gern thät', er ist so blank und wir haben geweint, daß er so jung sterben soll.«

»Höre mich an, Kumria! Du sagst, daß Du den Illés im Herzen trägst!«

»Ich lieb' ihn mehr als mein Leben!«

»Und wenn nun die Wiener ihn gefangen genommen und erschossen hätten?«

»Ich würd' mich zu Tod grämen!«

»Nun denn, Kumria, ich weiß ein schönes Magnaten-Fräulein, das den blanken Grafen liebt, wie Du den armen Soldaten. Meinst Du, weil die Magnaten so vornehm und so stolz, sie fühlten nicht gerade wie wir, wenn es das Liebste trifft?«

»Ich hab's nicht geglaubt bis jetzt, aber es muß doch wohl wahr sein.«

»Die Gräfin, seine Geliebte, ist die Tochter des Grafen, meines Herrn. Ich sah sie schon als Kinder mit einander spielen. Sie hat meiner armen Schwester wohlthun wollen – wär's nach ihr gegangen, sie läge jetzt nicht vom Wolf zerrissen im Grabe.«

Dem Mädchen quollen die Thränen aus den Augen. »Dann ist's Deine Pflicht, Matthias Slowak, dem blanken Fräulein das Herzleid zu ersparen. Ich und die Marina stehen Dir bei, sag' nur wie?«

»Der Illés hat jetzt die Wache vor dem Pavillon, in den sie den Gefangenen gesperrt?«

»Noch eine Stunde lang, bis der Mond aufgeht.«

»Wohl! So bringe ihm den Trank und berede ihn, daß er Dich ein Glas davon dem Gefangenen bringen läßt. Sorg, daß Deine Schwester ihn während dessen beschäftigt. Bist Du drinnen, so schneide dem Grafen mit diesem Messer,« er reichte es ihr, »den Strick durch, der seine Arme bindet und sag' ihm, er soll auf der Rückseite des Pavillons am dritten Feld von links her gegen das Holz drücken. Ich hab es untersucht – die Bretter sind leicht, und wenn ich von außen mein Handbeil dazwischen stemmen kann, ist ein Ausgang zu schaffen.«

»Aber werden sie den Illés nicht strafen?«

»Er darf nur das Maul halten und nicht verrathen, daß Du da warst, dann werden sie glauben, er habe sich selbst frei gemacht und die schwache Wand durchbrochen, und nicht einmal wissen, wann's geschehen.«

»Nicht ein Wort wird er von mir sagen und wenn sie ihn zu Tode schlägen.«

»Dann eil' Dich, denn die Zeit drängt. Noch Eins! – Ihr Beide müßt mit dem Illés plaudern, wenn Du heraus kommst, damit er kein Geräusch hört.«

Das Mädchen lachte. – »Der Bursch laßt mich sobald nicht fort.«

»Kannst Du mir einen Mantel schaffen und eine der Mützen?«

Sie sann einen Augenblick nach. Dann schlich sie zu dem Knaben, hob vorsichtig den Mantel, unter dem er wieder schlief und bedeckte ihn mit ihrer eigenen Decke. Eine der großen Pelzmützen war leicht gefunden, der Slibovitza hatte seine Schuldigkeit gethan, und die wilden Söhne des Krieges schliefen fest.

»Hier!«

»Dank Dir, und die Heiligen mögen uns beistehen.«

Der Slowak raffte die Kleidungsstücke zusammen, – gleich darauf war er im Dunkel der Nacht verschwunden.

Die Mädchen nahmen den Topf mit dem heißen Getränk und zwei große Gläser, damit schlichen sie durch die Schlafenden. Wo sich auch ein müdes Auge geöffnet hätte, die bekannten Gestalten hätten es nicht beunruhigt.

Aber sie selbst hatten keine Ahnung davon, daß sich hinter ihnen eine dritte erhob und vorsichtig ihnen nachschlich. –

Die Marina streichelte dem Soldaten die Wange. »Ist er doch eigentlich unser Landsmann, Illés! Denk, es ist Christenpflicht, die schlimme Nacht ihm zu erleichtern. So jung und so reich und so vornehm, und morgen schon sterben zu müssen.«

»Ich will Nichts von Dir wissen und tanz' mein Lebtage mit Dir keinen mehr!« schmolte die Kumria. »Ich will den Khuso, den Seressaner, heirathen, den mir der Vater bestimmt, so Du's nicht thust.«

Die Drohung war zu viel für die Überlegung des ehrlichen Ottochaners! »*Kutya lanczos!* wenn ich nur wüßt', daß Ihr Weibsvolk schweigen thätet – obschon ich nit weiß, warum der ungarische Verräther den Branntwein trinken soll und nit ein ehrlicher Soldat!«

Sie waren Beide um ihn beschäftigt. »Bei der Mutter Gottes von Temesvár, wir schweigen, als wären wir drei Mal todt! Wenn Du's nur thust – das wäre das Beste!« Das heiße Getränk hitzte ihm schon die Adern, Marina schenkte die beiden Becher voll und reichte ihm den einen, unter dem Arm schlüpfte ihm die Kumria weg, nachdem sie ihn geküßt, und öffnete die Thür des Kiosk. Die Schwester hielt ihn fest.

»Schlafen's, gnädiger Herr?« Der junge Graf, der finster brütend auf der Erde saß, denn das kleine Gemach war längst jeder Möbel baar, erhob sich. »Wer ist hier?«

»Still, gnädiger Herr! Die Kumria ist's, aber Sie kennen sie nicht. Sie sind ein reicher Magnat, aber das arme Seressaner Kind möcht' Ihnen helfen. Rasch, geben Sie die Hand her!«

Der Gefangene begriff, daß hier keine Worte zu machen waren, und sprang empor. Sie tastete im Dunkel nach den gebundenen Händen und durchsägte rasch mit dem scharfen Messer die Knoten.

»Nehmen's das Messer, gnäd'ger Herr. Draußen auf der Rückseit ist Einer, der kennt die blanke Gräfin, Ihre Liebste, und will sein Leben dran setzen, Sie zu retten. Zählen Sie von links das dritte Brett an der Hinterseit' und helfen's ihm ausbrechen, daß es kein Geräusch giebt.«

»Mädchen, wie soll ich Dir danken?«

»Die Kumria hat auch ein Herz, gnädiger Herr Magnat, und es würd' brechen, wenn sie wüßt', ihr Liebster sollt' sterben wie ein Dieb. Jetzt trinken Sie das, es wird Ihnen gut thun, wenn's auch nur schlechter Branntwein ist.«

Graf Stephan trank das Glas leer – das Getränk belebte seine Nerven. »Zum Andenken, Kind, und wenn Stephan Batthiányi oder seine Braut Dir je einen Dienst erweisen können, so weise ihm den Ring und fordere ihre Hilfe.« Er steckte ihr den Goldreif an den Finger – sie eilte zur Thür!

»Gott tröst' Dich, armer Herr, und stärk' Dich in der schweren Stund'!« grüßte sie halblaut, daß es der Soldat hören konnte, dann hing sie sich an seinen Hals. »Dank Dir, Illés, mein Leben! Wird' Dir's nicht vergessen mein Lebelang.«

Der Graf knieete bereits an der Wand, suchte den Blutumlauf in den erstarrten Händen wieder herzustellen und zählte die Fächer ab. Es klopfte von außen drei Mal – er erwiderte es.

»Versuchen Sie die Nägel zu lösen!« flüsterte es kaum hörbar durch die Holzwand.

Seine Finger glitten hastig darüber hin, jetzt fand er, warum der unbekannte Retter von außen nicht das Werk hatte beginnen können, das Holzwerk war von Innen verfalzt, von Innen befestigt.

Mit dem scharfen Messer machte er sich eilig an's Werk, er hörte die Mädchen draußen mit der Schildwach flüstern. Endlich glückte es ihm, einen Nagel herauszuheben – sogleich fühlte er von der andern Seite einen Gegendruck, der Slowak zwängte das Beil in den Spalt – leise und vorsichtig wurde das Holz aufgedrückt.

Ein Krach – das Beil war zu tief hinein gefahren.

»Schau – muß einmal die Ronde machen, was es giebt, mich dünkts, als hört' ich drinnen bei dem Herrn ein Geräusch!«

Die Mädchen zitterten – die Schildwach ging rund um den kleinen Pavillon – zwanzig Schritt davon lag regungslos am Boden eine dunkle Gestalt, doch der Schatten verbarg sie.

»Jetzt aber macht, daß Ihr fortkommt – dort kommt die Ablösung – ich seh das Licht.«

Die beiden Seressaner Mädchen entflohen – alle Mühe war verloren, vergebens gewesen.

Ein Corporal mit der ablösenden Mannschaft kam im festen, regulären Soldatentritt von der obern Terrasse her. »Ablösung vor. – Nix passirt auf der Wach'?'«

»Nichts, Corporal!«

Dieser schloß die Thür auf und leuchtete mit der Laterne hinein, der Gefangene lag ruhig am Boden und schlief.

Er schloß die Thür wieder. »Hab' gehört, 's ist ein vornehmer Herr, ein Wiener Spion. Morgen in der Früh wird er gehangen!«

Die Wache marschirte weiter, Illés mit ihr. Der neue Posten war noch dummer und verschlafener als der Liebste der hübschen Kumria. Zwei Mal machte er die Runde um das kleine Gebäude, dann lehnte er am Thürpfosten und träumte vielleicht von den wilden Fluren seiner Heimath.

Noch ein Mal krachte und splitterte es leise, – aber er hob kaum den Kopf und nickte im nächsten Augenblick wieder ein.

»Jetzt, Herr!«

Die schlanke Gestalt des jungen Grafen, des Rockes entkleidet, drängte sich durch die Spalte.

»Hier! am Boden, Herr!«

Wie Schlangen sich windend, schoben sie sich auf dem Erdboden fort über den verdorrten Rasen, bis sie den Schutz der nächsten Bäume und Buschgruppe erreichten.

»Ich danke Dir, mein unbekannter Freund,« sagte der junge Magnat, indem er sich erhob. »Aber wie weiter – man wird mich leicht wieder ergreifen, ehe ich durch die Posten komme.«

»Nehmen Sie, gnädiger Herr!« Der Slowak reichte ihm Mantel und Mütze – und im Nu war er in einen Seressaner verwandelt.

»Die Parole ist: Latour vorwärts!«

»Und das Feldgeschrei?«

Der frühere Student stand verduzt – er wußte zu wenig von militairischen Dingen, um darauf geachtet zu haben.

»So muß ich versuchen, ohne dasselbe durchzukommen. Hast Du Waffen?«

»Gegen den Kaiser? – Nein, Herr Graf! Ich kann Sie vor einem schimpflichen Tode retten, aber ich darf Ihnen keine Waffen gegen die Soldaten des Kaisers geben.«

Der Ungar schwieg. Nach einer Pause sagte er: »Sage mir Deinen Namen, damit ich ihn im Gedächtniß bewahre.«

»Es ist eine Schuld, die ich abtrage, eine Schuld gegen die Gräfin, Ihre Braut, auf deren Gütern ich geboren bin, eine Schuld der Dankbarkeit gegen Sie selbst. Erinnern Euer Gnaden sich des alten Tyrolers, den Sie am Morgen nach dem Sturm des Zeughauses von jenem Teufel befreiten?«

»Lazare?«

»Desselben – der Sie eben verrieth. Ich war der Begleiter des Alten. Forschen Sie nicht weiter, Herr Graf, was Sie erfahren könnten, ist nur Unglück und Schmach. Die Hand Gottes hat mich geweckt – ich habe viel gut zu machen, ehe ich meinen Namen nennen darf. Gehen Sie – denn Ihr Weg ist weit und Gott geleite Sie. Wenn Sie glauben, mir Dank schuldig zu sein und Ungarn ein mächtiges Reich wird, dann denken Sie an meine armen Brüder und daß der Slowak doch ein Mensch ist.«

Der Magnat reichte ihm die Hand und drückte sie fest, dann wandte er sich zum Gehen.

»Halt. Nicht von der Stelle! – Ich habe mit Ihnen zu reden!«

Der plötzliche Ruf war zwar leise, das Hinderniß aber so unerwartet, daß beide Männer zurückschraken.

Vor ihnen stand, den Weg sperrend, eine kleine Gestalt, Näheres ließ die Dunkelheit des Orts nicht erkennen.

Der Graf, schnell gefaßt, redete sie auf Kroatisch an: »Was willst Du – was giebst?«

»Ich verstehe nicht, was Sie sagen, oder was Sie vorhin gesprochen,« antwortete eine jugendliche Stimme, »aber ich weiß vollkommen, daß Sie Deutsch sprechen und der Graf Batthiányi sind, der gefangen ist und entfliehen will.«

»Still – Unglücklicher!«

»Es ist der deutsche Knabe,« murmelte der Slowak, »er hat Alles gehört und uns belauscht.«

Der Ungar suchte vergebens nach einer Waffe – er wußte, daß jedes Geräusch tausend Feinde umher wach rufen und seine Flucht unmöglich machen mußte.

»Rühren Sie mich nicht an,« flüsterte der Knabe. »Das Terzerol, das ich in der Hand habe, ist geladen, und mein Schuß oder auch mein Ruf würde sofort die Wachen allarmiren.«

»Was beabsichtigen Sie also, wenn Sie nicht Beistand rufen wollen? Warum stellen Sie sich meiner Flucht in den Weg?«

»Ich bin ein Edelmann wie Sie, Herr, ich werde mich freuen, wenn Sie dem Galgen entgehen, obschon Sie ihn für den Hochverrath verdient haben.«

»Knabe! was wissen Sie von den Gefühlen der Männer!«

»Ich bin ein Fremder in Ihrem Land, aber ich weiß, daß die Treue überall das höchste Gut der Edelgeborenen sein soll. Ich möchte Sie retten, aber ich darf Ihre Flucht nur unter einer Bedingung zugeben.«

»Sagen Sie dieselbe.«

»Sie dürfen die Waffen nicht mehr gegen Ihren Kaiser tragen.«

»Dann bin ich entehrt! Ich bin ein Sohn meines Vaterlandes und kämpfe für seine Rechte.«

»Thaten Sie dies auch, als Sie für die Rebellen in Wien fochten?«

Der Ungar schwieg. Er fühlte tiefer als der Knabe den strengen Vorwurf, der in dieser Frage lag. »Ich folgte dem Befehl, den ich erhielt!« sagte er endlich. »Kein Befehl könnte mich zwingen, gegen meinen König zu fechten. Ich bin noch so jung, Herr Graf,« fuhr der Knabe fort, »aber

ich möchte gern eine gute Handlung ausführen. Man hat mir gesagt, daß Sie edelmüthig und tapfer sind. Ich bitte Sie, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, Ihren Säbel nur noch gegen fremde Feinde, nicht mehr gegen Ihren König zu brauchen.«

Der Graf blickte finster vor sich nieder – so begeistert er für den ungarischen Freiheitskampf war, so tief fühlte er den Fehler, den er begangen, indem er sich zu den politischen Plänen der Führer in Wien hatte brauchen lassen. Was er dort gesehen, hatte ihn ohnehin mit tiefer Verachtung erfüllt.

»Ich bin ein Batthiányi,« sagte er dann entschlossen. »Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, die Waffen nicht mehr gegen die Truppen des Königs zu brauchen. Es giebt noch andere Wege, auf denen ein Ungar für sein Vaterland sterben kann!«

Der Knabe senkte das Terzerol. »Gehen Sie, Herr Graf. Das Feldgeschrei ist: Franz Joseph!«

Er drehte sich um und schlich so leise zu dem Bivouacplatz zurück, als er denselben verlassen. Die beiden Mädchen, in tausend Ängsten über das, was sie gethan, waren bereits unter die Strohhütte gekrochen, die ihnen die Soldaten bereitet hatten.

Der Slowak und der Magnat schritten still weiter. Zehn Schritt von dort hörten sie ein Pferd scharren.

»Vorsichtig!«

Sie erkannten, daß es allein stand; neben dem Roß, in seinen weißen Mantel gehüllt, lag der Reiter in festem Schlaf. Der Schein eines entfernten; Feuers warf einen Strahl durch die Büsche und brach sich in dem matten Glanz des Kürasses.

Ein Gedanke durchzuckte den Kopf des Slowaken. Seinem Gefährten zuwinkend, schlich er sich näher und beugte sich über den Schlafenden. Er glaubte im Dunkel den jungen Offizier zu erkennen, der vor zwei Stunden an das Wachtfeuer der Feldwache gekommen und von dem Feldmarschall überrascht worden war. Der Baron hatte wahrscheinlich – aus dem Bereich des ernsten Auges – wenig Eile gehabt, sich in Arrest zu begeben, und von Müdigkeit und Wein bewältigt, vor dem Ritt noch ein paar Stunden der Ruhe pflegen wollen.

Der Reiter hatte den Zügel des trefflich dressirten Pferdes um den Arm geschlungen und schlief so fest, daß der Slowak – aus seiner Jugend vertraut mit dem Umgang mit Pferden – den Riemen lösen und das Roß leise fortführen konnte, ohne daß der Schläfer sich nur gerührt hätte.

»Jetzt, Herr Graf, in den Sattel. Antworten Sie slavonisch, wenn man Sie fragt, Sie ritten mit Depeschen zum Banus. Das Gros steht, wie ich gehört, bei Schwadorf, die Vedetten bis Somarein. Sie müssen versuchen, rechts der Straße die Leitha, zu gewinnen. Gott schütze Sie.«

Der Ungar saß bereits im Sattel, das Gefühl, ein Pferd unter sich zu haben, beseitigte alle Besorgniß.

»Leb' wohl!«

Er ritt ruhig nach dem großen Gang, der zum Ausgang, des Gartens nach der Heugasse und der Belvedere-Linie führte, jeden Anruf der Wachen im slavonischen Jargon beantwortend. Das Glück begünstigte ihn. Eine Stunde nachher verließ er zwischen den lagernden Colonnen die Straße nach Ungarn und wandte sich querfeldein gegen den Grenzfluß, hinter dem er noch die Posten der Seinen wußte.

Es war am Vormittag. In der unglücklichen von Außen und Innen bedrohten Stadt herrschte die größte Verwirrung. Durch dieselben Mittel, welche das Obercommando und die revolutionären Comité's, trotz aller Mühe, noch immer nicht zu entdecken und zu vereiteln vermocht hatten, war am frühen Morgen, selbst in der innern Stadt, an den Straßenecken unter den unzähligen Plakaten, die sie Tag aus Tag ein bedeckten, eine Kundmachung des Fürsten Windischgrätz angeschlagen, in welcher die Niederlage und die Flucht der ungarischen Armee angezeigt war.

Im Gemeinderath wurde lebhaft gestritten – die Zahl Derer, welche für unbedingte Unterwerfung, für die Wiederaufnahme der so schmachlich am Tage vorher gebrochenen Capitulation stimmten, wuchs mit jedem Wort. Messenhauser verhielt sich schweigend und unruhig, zuletzt mußte, von der Majorität überstimmt, selbst der wilde Fenner von Fenneberg eingestehen, daß eine Vertheidigung nicht mehr möglich sei.

Wie ein bitterer Hohn klang die Proclamation, welche das Obercommanudo und der Gemeinderath als Pflaster auf den Beschluß der Ergebung um 10 Uhr anschlagen ließen:

»Heldenmüthiges Volk von Wien, sei so groß in Deinem Falle, als Du es bei der Erhebung warst. Für die Freiheit leben, ist größer, als tollkühn unsere Zwecke durch uns und mit uns vernichten. Wir haben die Ehre gerettet, darum ist nichts verloren. Legt die Waffen nieder und zeigt den einrückenden Waffenmännern, daß der Ordnungssinn, daß der wahre Heldenmuth sich dem Unabwendbaren männlich fügt!«

Zugleich wurde der Befehl gegeben, überall weiße Fahnen auszustecken, zum Zeichen, daß die Feindseligkeiten beendet wären. Aber das ›heldenmüthige Volk‹ von Wien hatte nicht die geringste Macht mehr über sich selbst, jedes Band der Autorität war zerrissen, die Furie der Anarchie schwang, ihre blutige Fackel durch die Straßen.

Die Stadt war überfüllt von den Mobilien und den Flüchtlingen der Vorstädte, die Colonnen der Arbeiter und Legionaire begannen sich überall zu sammeln, an den Thoren, vor dem Stephan, auf dem Platz am Hof, an der Burg, vor der Aula; von Haufe zu Haufe eilten wieder die dunklen Gestalten, deren Wort Brand, deren Mahnung Feuer in das Pulverfaß der erhitzten Gemüther war.

Wer auch nur kurze Zeit Wien besucht hat, dem ist sicher die Restauration zum ›Rothen Igel‹ am Wildpretmarkt bekannt geworden.

In dem großen Gastzimmer desselben waren an diesem Vormittag die Führer der Radikalen zu einer stürmischen Berathung versammelt. Vor der Thür des alle Zeichen der liederlichen ausschweifenden Wirthschaft, die seither hier geherrscht, tragenden Gemachs standen zwei wilde, kräftige Gestalten auf ihre Musketen gestützt, Mitglieder des demokratischen Freicorps, die heute nur die als bewährte ›Patrioten‹ bekannten Persönlichkeiten zuließen, die fortwährend ab- und zuströmende Menge aber zurückwiesen, die sich dann vor dem Lokal in gedrängten, lärmenden Gruppen sammelte.

Im Innern des Gemachs ging es lebhaft her. – Um den mit Bierseideln und Weinflaschen bedeckten Mitteltisch saß eine Anzahl Personen, andere standen umher oder gingen ab und zu.

›Der somnambüle Politiker‹, wie der unglückliche Musiker Dr. Becher von seinen Freunden genannt wurde, schien plötzlich seinen Somnambulismus von sich geworfen zu haben und perorirte kräftig und energisch gegen die kalten, besonnenen Einwendungen, welche ein Mann von untersetzter, breiter Gestalt am Tische ihm entgegen warf. Die dunklen Augen auf Beide geheftet, sinnend, wie selbstvergessen, lehnte an dem Stuhl seines Freundes die dunkle Figur des Theoretikers der Demokratie, Julius **Fröbel's**, in dem schwarzen Sammetrock, den Stürmer mit der wallenden Feder auf dem Kopf. Die schwächliche Gestalt **Jellinek's** sah man zwischen der Gruppe mehrerer Offiziere der Mobilgarde und der Arbeiter-Compagnieen, während ein Mann jüdischer Physiognomie, in der Uniform des demokratischen Freicorps, in seiner arroganten Beweglichkeit noch immer nicht den alten Stand des Barbiergesellen verläugnend, hastig und ängstlich von einer Gruppe zur andern schob.

»Sie sehen, daß jenes Philisterthum, das in Wien leider eben noch so mächtig ist, wie im ganzen deutschen Reich, den Kampf aufgegeben hat,« sagte der Mann, mit dem Becher stritt, und stemmte die breite Faust auf den Tisch. »Ihn fortsetzen, hieße Sie Alle der Niedermetzlung preisgeben und das theure Blut eines hochherzigen Volks nutzlos opfern. Es wird ohnehin unsers ganzen Ansehns, als der Commissarien des deutschen Reichs, bedürfen, die edle Bevölkerung von Wien vor der Tyrannei dieses Windischgrätz zu schützen.«

»Reden Sie keinen Unsinn, Blum,« sagte ein Mann von etwa 30 Jahren und aristokratischem Ansehen in der Uniform der Mobilgarden, der eben in's Zimmer trat, »mit gefangen, mit gehangen! Der Fürst ist nicht der Mann, sich einen Pffifferlich um Ihr Parlament zu scheeren.«

»Vergessen Sie nicht, daß ganz Deutschland hinter Herrn Blum und seinen Collegen steht, Herr **v. Sternau**,« sagte eine helle Stimme.

Der Angeredete warf einen kurzen, finstern Blick auf den Sprecher, den Doctor **Lazare**, der mitten in der Gruppe der Mobilgen stand. Dann trat er zu dem Tisch. »Sollen die Beschlüsse von gestern denn nochmals in Frage gestellt werden?« sagte er heftig. »Lernen Sie doch endlich einsehen, daß nur der Widerstand bis zum letzten Blutstropfen uns bessere Bedingungen schaffen kann, oder uns wenigstens einen Tod mit Ehren finden lassen wird!«

»Wir wollen sterben wie wir gelebt, als freie Männer!« rief Becher enthusiastisch.

»*Baszom a lelkedet!* Landsleute meinigte werden kehren wieder mit erneuter Kraft, werden todtschlagen Kaiserliche alle!«

»Halten Sie Ihr Maul, Dummkopf,« schrie ein Legionair den Hernalser Schuster an, der die Führerschaft der Mobilgen seiner Vorstadt später mit der Kugel bezahlte. »Wenn Ihre ungarischen Verräther ihr Wort gehalten hätten, säßen wir jetzt hier nicht in der Klemme.«

Horváth griff nach dem langen Schlepssäbel an seiner Seite. »Wollen Sie beschimpfen Nation meinigte?«

Der schwarzbärtige Legionair wiederholte sein beliebtes Spiel und ließ den Hahn seines Terzerols knacken, aber die sonore Stimme Fröbel's gebot Ruhe zwischen dem Schimpfen der Männer und dem Kreischen der beiden anwesenden Weiber. »Sollen sich die Vertheidiger der erhabenen Freiheit der Völker unter einander anfallen wie die Bestien der Wildniß?«

»**Deutsch** hat Recht,« rief **Jellinek**, »die Ungarn haben uns im Stich gelassen. Wo ist Pulszky? wo der Graf Batthányi? Sie befinden sich in Sicherheit, während wir für sie bluten sollen.«

»Aus dem Blute allein erwächst die Freiheit!« schrie eine tiefe Stimme. »Nieder mit jedem schwarzgelben Verräther, der von Übergabe spricht oder sich furchtsam verkriecht in der Stunde der Gefahr. Ich erspare Windischgrätz den Strick, wenn ich den Feigling Schütte finde!«

»Aber bedenken Sie, Hank,« winselte der Führer des demokratischen Freicorps, »Fenneberg selbst sagt, daß längerer Widerstand unmöglich!«

»Wer wagt es, meinen Mann, den tapfersten Bürger der Freiheit zu verleunden?«

Das untersetzte Weibchen des interimistischen Obercommandanten hatte sich auf einen Stuhl gestellt und focht mit den Händen durch die Luft; – der Commandant des Elite-Corps, der zuchtlosesten aber kühnsten Schaar, schob den zagenden Chaisés bei Seite. »Fort, jüdische Memme! Jetzt heißt es nicht mehr berathen, sondern handeln! Kampf bis zum Messer!« Er riß das Fenster auf und schwenkte sein rothes Taschentuch hinaus.

Ein tausendstimmiges Hurrah der versammelten Volksmasse beantwortete das Signal. Männer, die nur darauf gewartet zu haben schienen, verließen auf allen Seiten die Masse und zerstreuten sich in die Straßen.

Der ergraute Schriftsteller trat an den Tisch der Deputirten und schlug mit der Faust auf, daß die Gläser und Seidel klirrten.

»Wenn Sie aus Frankfurt hierher gekommen sind, um in einem Augenblick von Übergabe zu sprechen, wo die Freiheit ihren glorreichsten Kampf fechten soll, so hätten Sie bleiben sollen, wo Sie waren. Sie haben gestern dem Beschluß der Vertheidigung bis zum letzten Blutstropfen zugestimmt, und dieser muß aufrecht erhalten werden. Wenn wir fallen, wollen wir uns wenigstens eine Brandfackel anzünden, die durch ganz Europa leuchten soll!«

»Sie werden mich nie als Feigling finden, wo noch die geringste Aussicht auf Erfolg ist,« sagte der Leipziger Buchhändler trotzig. »Aber hier fehlt jede! General Bem hat mir noch heute Morgen erklärt, daß die Stadt nicht 24 Stunden mehr zu halten ist!«

»Zum Henker mit Bem – er soll sich in ein Mausloch verkriechen! Will er den Kampf nicht leiten, so brauchen wir ihn nicht! Ich schwöre Ihnen, wenn Jeder seine Schuldigkeit thut, so haben wir Windischgrätz und seine Kroaten wie eine Maus in der Falle! Kein Einziger von den Hunden soll aus den engen Straßen entkommen!«

Ein betäubendes Mordio auf dem Platz übertäubte seine Worte. Die Thür wurde aufgerissen und ein Mann im polnischen Schnürrock stürzte herein.

»Stößl¹ läßt die Kanonen von der Mölker Bastei abfahren,« schrie er athemlos. »Das Volk hat sich widersetzt.«

»Fluch dem Verräther. Schnell auf die Aula, Deutsch. Man muß die Geschütze zurückbringen. Nehmen Sie den Verräther gefangen, und wenn er Widerstand wagt, schießen Sie ihn nieder!«

Der Legionair eilte davon. Lazare war dem Polen näher getreten. »Sagen Sie, daß Bem sich schlagen wird, oder Alles ist verloren,« flüsterte er.

»Wo ist der General?«

»Ich verließ ihn am rothen Thurmthor – er ordnet die Vertheidigung!«

»Nehmen Sie die vierte Elite-Compagnie, Jellinek, und sperren Sie den Gemeinderath ein! Wer es noch wagt ein Gewehr abzufeuern, oder eine weiße Fahne auszustecken, wird auf der Stelle niedergeschossen!«

Mehrere Legionaire und bewaffnete Arbeiter kamen zugleich in das Zimmer.

»Der Gemeinderath und das Ober-Commando sind nach dem Landhaus geflüchtet!«

»Messenhauser läßt die Garden zusammentreten! – Das Volk zieht mit Pechkränzen zur Burg – man hat auf uns geschossen!«

»Man muß durch den Augustinergang eindringen! Nieder mit allen Verräthern.«

Der wilde Führer der Mobilien trat zu den beiden Abgeordneten. »Die Stunde der Entscheidung hat geschlagen. Erklärt Euch, Brüder, ob Ihr mit uns seid oder wider uns!«

Robert Blum stand auf. Der berühmte Demokrat, der vorhin einen Augenblick geschwankt und die Entschlossenheit der Wiener bezweifelt hatte, war jetzt von dem steigenden Volkslärmen ganz begeistert. »Es ist zwölf Uhr vorüber und die schwarzgelbe Fahne weht nicht vom Stephansturm. Ich nehme jetzt die Worte zurück, die ich im Comité über die Wiener gemacht habe.² Lassen Sie uns auf den Stephan gehen, **Grüner**, um zu sehen, wo der Feind steht!«

Hauk umarmte ihn: »Wir werden siegen! wir werden siegen! Es lebe die Freiheit! Tod allen Feiglingen und Verräthern!«

Lazare war an einen der Arbeiter, ein wüstes, blatternarbiges Gesicht, herangetreten. »Wenn Blum auf dem Stephansturm ist, Sorge, daß die Sturmglocke gezogen werde. Sie muß ohne Aufhören in Bewegung bleiben während des Kampfes!«

Der Bursche in der Blouse nickte und verschwand. »Lass die Ungarn los, tapferer Horváth – es werden sich doch noch einige Dolmány's und Mützen in Deiner Garderobe finden. Die Gräfin ist schwer krank, d'rum müßt Ihr Euch heute selbst helfen.«

Der Schuster nickte schlau. »Ist sich Alles bereit – zehn, zwanzig – zu Pferd und zu Fuß!«

Trommelwirbel über den Platz. Die Menge öffnete sich unter Geschrei und Hurrah, und machte einem seltsamen Zuge Platz.

Der demokratische Frauenverein, eine Gesellschaft aller lüderlichen und von dem politischen Taumel halb toll gewordenen Weibsbilder rückte heran, an der Spitze des Zuges, auf einem von einem Sansculotten mit großer rother Fahne geführten Pferde, die lächerliche, dürre Gestalt der Präsidentin **Caroline Perin**, geborene Pasqualati, einen blanken Säbel in der Hand.

Die würdige Dame, bereits in dem Lebensalter der stark verblichenen Reize stehend, hielt vor dem Hause und hob die Hand, wie um Stille zu gebieten. »Ich komme im Namen der

¹Der Commandant der Nationalgarden-Artillerie.

²Seine eigenen Worte.

freien Frauen Wiens, die Aufstellung der Guillotine zu fordern, damit allen Schwarzgelben die verrätherischen Köpfe abgeschlagen werden!«

Ein gellendes Jubelgeschrei und Hohngelächter der versammelten bewaffneten Masse aus den untersten Schichten des Volkes beantwortete diese aus solchem Munde zwar lächerliche, aber doch die Exaltation kennzeichnende Forderung, und die neue Amazone, von diesem Beifall begeistert, rief ihrem Führer, man solle ihr die rothe Fahne und den freien Frauen Wiens die Waffen, welche die Feiglinge abgelegt, geben, dann wollten sie dem Feinde entgegen ziehen.

Hauk war an das Fenster getreten. »Brüder, im Leben und im Tode!«, tönte seine tiefe, grollende Stimme. »Der Augenblick ist gekommen, wo der Verrath uns zwingt, gegen die Feinde von Außen und Innen zu kämpfen. Wer jetzt zurückweicht, verdient ein Knecht zu sein! Auf die Wälle, Brüder, unsre Freiheit zu vertheidigen. Zwingt die Verräther, mit uns zu kämpfen! Wo Ihr einen Mann trifft, der die Hände in den Schooß zu legen wagt in dieser großen Stunde, reißt ihn hervor und stellt ihn den Kugeln der kroatischen Räuber entgegen! Die Nationalgarden haben uns verlassen, Messenhauser ist ein Feigling, aber wir stehen zu Euch! Laßt Allarm durch die Straßen schlagen, sammelt Euch an den bestimmten Plätzen – die große Stunde der Vernichtung Eurer Feinde ist nahe!«

Ein wildes Hurrah! Es lebe die Freiheit! Es lebe Hauk! donnerte über den Platz – die Allarmtrommeln rasselten durch die Straßen. Aus den Caféhäusern, selbst aus Privathäusern, wurden mit Gewalt die Männer herausgeholt und auf die Wälle getrieben. Der Fanatismus, der Haß, die Habgier befriedigten um die Wette ihre Gelüste in der unglücklichen Stadt. Haufen an Haufen zogen nach der Burg, nach dem Stadthaus, donnerten an die Kapuzinerkirche, um die Särge der Kaisergruft zu beschimpfen, und bedrohten die Paläste der berühmten Familien mit Brand und Plünderung. Im Zeughaus verlangten die Arbeiter und Garden die Waffen wieder, Legionaire zogen zur Staatsdruckerei, um das Gebäude aus Rache anzuzünden, weil der Gemeinderath hier die Bekanntmachungen des Feldmarschalls hatte drucken lassen – in der Aula tagte unter Redl wieder das Studentencorps – in's Obercommando in der Stallburg drangen Haufen fanatisirter Proletarier mit großen Nägeln und Stricken, und verlangten Messenhauser und siebzehn andere Offiziere der bürgerlichen Garden aufzuhängen. Männer zu Pferde, in ungarischer Tracht, sprengten durch die Straßen, andere, als polnische Lanziers gekleidet, mengten sich unter die Haufen und schrieten: »Die Ungarn sind da! die Ungarn kehren zurück!« Die Aufregung, der Tumult waren unbeschreiblich – an vielen Stellen geriethen, empört durch die wiederholte Täuschung, die Gemäßigten, die, welche die Capitulation aufrecht halten und durch die Übergabe der Stadt endlich die Ruhe herstellen und sich schützen wollten, in Streit und Kampf mit den Radikalen. Nur mit Mühe vermochte die aus der Dienerschaft der Hofburg gebildete Feuerwache, mit Unterstützung einiger Municipalgarden, unter Führung Jablonowski's, die kaiserliche Burg mit ihren kostbaren Sammlungen vor der beabsichtigten Brandstiftung zu retten.

Hauk wandte sich zu dem Polen, welcher die Nachricht von der Mölker Bastei gebracht hatte. »Lassen Sie zwei Geschütze am Stephansplatz so aufstellen, daß sie die Kärnthner- und Rothenthurmstraße bestreichen und mit Kartätschen auf die Verräther feuern, wenn sie uns hindern wollen, die Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Wo finde ich Bem?«

»Ich habe den General an der griechischen Kirche verlassen. Die polnische Legion ist bei ihm.«

»Ich eile zu ihm. Lazare, lassen Sie hier den Eifer nicht erkühlen! Nehmen Sie Ihre Pistolen, stellen Sie sich an die Aufgangsthür des Stephansturmes und tödten Sie Jeden, der es wagt, die schwarzgelbe Fahne hinauf zu tragen!«

»Wer giebt Befehle gegen die Ordre?« fragte eine hohle Stimme.

Alle wandten sich um – der interimistische Ober-Commandeur, mit dem die Radikalen am gestrigen Tage Messenhauser ersetzt, stand in dem Zimmer. Sein Gesicht war erschlaft und

bleich, die sonst so glühenden Augen hohl und matt. Er warf sich auf einen Sitz nieder, seine kleine Frau war sogleich bei ihm und hing sich an seinen Arm.

»Es ist Alles aus,« sagte dumpf der Commandant – »ich komme aus dem Landhaus – der Gemeinderath hat eine neue Deputation zum Fürsten geschickt und das Einrücken der Soldateska verlangt.«

»Fluch den Verräthern! Aber noch steht das Volk zu uns!«

»Für die Freiheit leben ist größer, als tollkühn unsere Zwecke durch uns und mit uns vernichten. Wir haben die Ehre gerettet, darum ist Nichts verloren!«

»Nur Memmen können so sprechen,« schrie der wilde Hauk, »während die guten Wälle einer Stadt noch unser und die Waffen in unseren Händen sind! Ermanne Dich, **Fenneberg**, alle Befehle sind gegeben zur Ausführung unsers Planes, die Tyrannenknechte werden ihr Grab in Wien finden!«

»Es ist vergebens, aber ich kann wenigstens mit Euch sterben!« Er umarmte seine Frau. »Eile nach Hause,« flüsterte er ihr zu, »und halte die Arbeiterkleider für uns und die Haartour bereit. In einer Viertelstunde bin ich bei Dir – es ist kein Augenblick zu verlieren, wenn wir uns retten wollen.«

Lazare hatte ihn nicht aus den Augen gelassen, aber seine Aufmerksamkeit wurde gerade durch Hauk abgelenkt, der ihm ein Papier reichte. »Die Fünfhäuser Nationalgarden sind treu, sie müssen das äußere Burgthor bis zum letzten Mann halten im Fall eines Angriffs dort, und werden von den Mobilien unterstützt werden. Schreiben Sie den Befehl an die vierte Abtheilung.«

Die Feder flog über das Papier – so rasch und sicher, als schriebe sie nicht den Verrath, in zweideutigen Ausdrücken das Gegentheil von Dem, was der wilde Führer der Mobilien so eben befohlen hatte. Hauk unterzeichnete, ohne auch nur hinzusehen, das Papier, das ihm Lazare vorlegte, und während er rechts und links zehn andere Befehle für eine verzweifelte Vertheidigung der Stadt ertheilte.

Becher, der sich einen Augenblick entfernt, kam in diesem Moment zurück mit einem Billet in der Hand und übergab es an Fenneberg. Es kam aus dem Landhause und bestätigte, daß der Gemeinderath eine neue Deputation an den Fürsten gesandt habe, so schnell als möglich einzurücken, da kein Mensch mehr in der Stadt seines Lebens sicher sei vor dem bewaffneten und aufgeregten Proletariat. –

Fenneberg reichte den Brief an Hauk.

Zugleich kam die Nachricht von der Aula her, daß am Stuben- und Rothen Thurmthor Truppenmassen sich auf dem Glacis und vor der Brücke aufstellten.

Von dem Stephan begann in dröhnenden Schwingen die Sturmglocke zu heulen – auf dem Markt selbst rasselten die Allarmtrommeln, Flintenschüsse mischten sich in das tobende Geschrei.

»Die Kroaten greifen die Stadt an! Zu den Waffen! Zu den Waffen!«

Hauk sprang auf den bisherigen Commandanten zu. »Zum letzten Mal, Fenneberg, willst Du uns führen?«

»Thut, was Ihr wollt – ich gehe nach dem Landhaus!«

Nach einer geheimen Unterredung mit seinem Freunde Becher verließ er den Igel, Man hat ihn nicht wiedergesehen. Im Central-Bureau ließ er sich falsche Pässe geben, schnitt mit einer Papierscheere sich den Bart, ab und entkam am andern Tage, indem er sich in einem Backtrog, worin Teig über ihn geschlagen war, über die Linie hinaustragen ließ. –

Das große Schankzimmer des Igels war jetzt leer – draußen auf den Straßen machte Todeskampf der Revolution seine letzten Anstrengungen. –

Einen Augenblick stand der Verräther beider Parteien, die Hand auf den Tisch gestützt, auf dem er so eben den falschen Befehl geschrieben, und das scharfe Starren seines wässerigen Auges verkündete die prüfende Überlegung.

Ein höhrendes Lächeln zuckte um seinen Mund. »Die Thoren,« sagte er leise, »ich glaube, sie hätten jetzt alle gern Lust, ihren Frieden zu machen, aber es ist zu spät und ich brauche ihr Verderben. *Vraiment*, es wird eine teuflmäßige Schlächterei abgeben. – Jetzt zu Martha und dann zu dem Mädchen – wenn die Kanonen donnern, wird sie Furcht haben. Ich muß sie haben und morgen wär' es zu spät. Die verdammte Dirne, die mir in den Weg gekommen, sah ich bei der verrückten Perin das Feld ist frei!«

Er verließ eilig das Haus und drängte sich durch die tobende und zagende Menge über den Platz.

In einem Durchgang, in der Nähe des Hofes, kam ihm eine Frau in der Arbeiterblouse entgegen, den Hut tief herabgeschlagen, eine Flinte auf der Schulter. Er wollte an ihr vorüber, als eine Hand ihn festhielt.

»*Ebbadta!* Die Verkleidung muß wirklich gut sein, da Du selbst mich nicht erkennst!«

»Martha! Das ist ein Glück – ich suchte Dich eben.«

»Nun, da hast Du mich! Wie stehen die Sachen?«

»Sie laufen wie die tollen Hunde in ihr Verderben. Fenneberg sucht sich zu salviren, aber Hauk, Jellinek, Becher und die Frankfurter bleiben bei dem Plan der Mausefalle. Bem hält sich zurück, ich weiß nicht, was er thun wird. Darum muß es an der Burg zu einem Zusammenstoß kommen. Ich werde dafür sorgen, daß der Widerstand nicht groß ist. Ein bischen Mordbrennerei wird nicht schaden – das Verdienst ist dann desto größer.«

»Hab' ich eine Rolle?«

»Du könntest eine übernehmen. In fünfzehn Minuten werden die Mobilgarden vom Burgplatz abziehen. Halte Dich auf dem Wall und Sorge, daß auf den ersten Parlamentair geschossen wird.«

»Ich übernehme es selbst. Und dann?«

»Sind die Papiere vernichtet oder in Sicherheit?«

»Vollkommen!«

»Hast Du die weißen Fahnen bereit?«

»Marosch wird sie ausstecken, sobald der erste Soldat in der Stadt ist!«

»Warum nicht Du selbst, wie wir verabredet!«

»Höre, Bursche, spiele kein doppelt Spiel gegen mich! es könnte Dir schlecht bekommen. Du weißt, daß wir Beide nicht schlimmer sein können, als wir's einander zutrauen. Ich habe beschlossen, bei Dir zu bleiben!«

»Unsinn, Martha, Dich, als Frau unter Deinen Dienern, wird Niemand beleidigen. Mir aber kann der Schutz der Generale erst morgen nützen, wenn die Truppen die ganze Stadt besetzt haben. Ich bleibe in der geheimen Wohnung im Hinterhaus am Durchgang!«

»Wo Du die kleine Tyrolerin versteckt hältst?«

»Dieselbe. Ich habe Kleider dort hingebracht und werde mich bis morgen verborgen halten.«

»Wie weit bist Du mit der Dirne?«

»Pest! Ich hoffe, der Schrecken thut heute mehr, als Noth und Haft. Das Mädchen macht mich rasend mit ihrem festen Fleisch und ihren dunkelen Augen. Der Henker hole meine Dummheit, daß ich die Dirne aus den Wieden zu ihrer Wächterin gesetzt hahe.«

Sie waren unter dem französisch geführten Gespräch über den Kohlmarkt nach der Burg geschritten und am Platz, der diese von dem äußern Burgthor trennt.

Auf demselben und den Wällen lagerte eine starke Abtheilung der Fünfhauser Nationalgarden und der Mobilgarden, während eifrig daran gearbeitet wurde, das Thor von Innen mit Quadersteinen zu barrikadiren. Municipalgarden, Hofbediente und Umwohner, Männer, Kinder und Frauen standen in unruhigen Gruppen umher, besorgt und unentschlossen über die nächsten Ereignisse. Jeden Augenblick kamen Leute aus der Stadt und verbreiteten durch ihre Nachrichten von dem Tumult, den Drohungen der Arbeiter und dem Gemetzel, das bereits an der Donauseite begonnen haben sollte, Furcht und Entsetzen.

Auch die Nationale und Mobilgarden waren unruhig und warteten auf Befehle vom Obercommando, das Thor zu übergeben oder ihren Kameraden zu Hilfe zu ziehen.

»Es ist Zeit, Martha, Ruhe und Besonnenheit! Heute Abend spätestens sehen wir uns wieder!« Sie warf ihm einen kurzen, bedeutsamen Blick zu und eilte über den Platz. Lazare zog sich nach den Gebäuden der Burg zurück – nach wenigen Augenblicken hatte er gefunden, was er suchte, einen Mobil, mit dem er die Depesche an den Führer der Abtheilung sandte.

Unter Trommelschlag – dem Befehl des bekannten Leiters entsprechend, verließ die Abtheilung, der Mobilgarden den Platz – die Fünfhäuser schlossen sich ihm an.

Der Platz war kaum geräumt und nur die Thorwache noch anwesend, als schon aus der Burg die Platzoffiziere **von Heidt** und **Möser** mit mehreren städtischen Nationalgarden und Burgbeamten herauskamen und dem Wachtmeister **Prohaska** halfen, die Steinbarrikade vor dem Thore hinwegzuräumen.

In diesem Moment hörte man vom Thor herab einen Schuß fallen, dem ein wildes Triumphgeschrei folgte.

»Das ist die Gräfin! Aber zum Henker – die Schurken werden das Thor öffnen, ehe es noch zum Conflict gekommen!«

Er lief nach dem Kohlmarkt zu. »Verrath! Verrath! Die Bürger übergeben das Burgthor!«

Der Ruf ging ihm mit Blitzesschnelle voran. Arbeiter, Mobile, wüstes Gesindel mit Waffen stürzten unter Fluchen und Geschrei nach der bedrohten Gegend, wo bereits die Bürger mit den wenigen zur Bedienung der Kanonen rechts und links auf der Bastei zurückgebliebenen Mobilien handgemein geworden waren und sie vertrieben und entwaffnet hatten.

An den Augustinern traf der Verräther auf eine stark Abtheilung der Mobilien, die, geführt von einem Legionair, zwei Kanonen escortirte.

Lazare kannte den Führer, den er oft in der Umgebung Blum's und der anderen Mitglieder der Nationalversammlung gesehen, mit denen er von Frankfurt gekommen.

Es war eine kräftige, feste Gestalt, dieser junge Mann, der die wilde Rotte führte. Das schlichte, blonde Haar, das feste, blaue Auge und seine Aussprache zeigten den Norddeutschen; er trug die Kleidung der Legionaire und, die Binde und Schärpe eines Offiziers. Im Augarten und an der Landstraßenbrücke hatte er mit Robert Blum unter den Eliten mit großer Kaltblütigkeit gefochten und eine Todesverachtung bewiesen, die fast zum Glauben verleitete, er suche diesen Tod, und die ihm unter dem Volk, das wirklich kämpfte und sein Blut opferte, großes Ansehn verschafft hatte.

Diesem, so bald er ihn erkannt, eilte Lazare entgegen.

»Hierher, Herr **Meißner**! Zum Burgthor! Man verräth die Stadt!«

Der Kämpfer auf den Berliner Barrikaden faßte ihn am Arm. »Was ist geschehen? Haben sie Hauptmann Blum gesehen?«

»Die Nationalgarden haben durch Verrath ihren Posten am Burgthor verlassen. Die Bürger und das Dienervolk trägt die Barrikade ab und will den Soldaten die Thore öffnen, die bereits auf dem Glacis stehen. Blum mit wenigen Mobilien hält den Posten noch gegen die Übermacht! Wiens Rettung liegt in Ihren Händen! Ich hole Succurs!«

»Der junge Mann schwenkte den Säbel. »Vorwärts, Kameraden! Vorwärts, Kanoniere! Es lebe die Freiheit!« Von hundert Händen gezogen, rasselten die beiden Geschütze über das Pflaster – die Schaar stürmte voran über die Augustiner Bastei.

Die Barrikade war zerstört – eben wurde das Thor geöffnet, zugleich eilten der Platzoffizier **Möser** und der Nationalgarde **Löffland**, eine weiße Fahne schwenkend, mit etwa zehn Burgwächtern hinaus – ein lebhaftes Gewühl innerhalb des Thores! der Ruf: »Es lebe der Kaiser! – Nieder mit den Radikalen!«

»Halt! – Feuer auf die Verräther!«

Eine Decharge sprühte ihren Kugelregen gegen die Gruppen am Thor – die wie Spreu auseinander stoben. Im nächsten Moment schon war der Führer der Schaar an der Stelle – einen Augenblick währte der Kampf auf den Treppen, dann waren die Bürger geworfen, zwanzig Hände warfen den schweren Thorflügel in das Schloß und hingen die Ketten und Stangen ein, mit Gedankenschnelle häuften sich auf's Neue die Quadern zum steinernen Wall hinter den dicken Planken, von den Wällen knallten Flintensalven gegen das Militair – noch einmal war das grimme Gespenst des Bürgerkampfes in all' seiner Wuth heraufbeschworen. –

General Karger mit seinem Stabe hielt auf den Laimgruben. Die Artillerie war hinter den kaiserlichen Stallungen und dem Spittelberg postirt; das Militair stand, Gewehr bei Fuß, vor den Stallungen, zunächst die Grenzregimenter, weiter in die Vorstadt, verdeckt von den Häusern, die unterstützenden Truppen. Eine zahllose Zuschauermenge füllte im Hintergrund die nach Mariahilf und Spittelberg führenden Straßen.

Die Offiziere, ungeduldig auf den Befehl zum Angriff oder Einmarsch wartend, die Uhr in der Hand, standen vor ihren Compagnieen.

Der alte Boghitschewitsch klopfte den Knaben, der sich zu ihm hielt, auf den Kopf. »Schau, kleiner Prussian, wie sie werden aufthun sogleich das Thor vor Kaisers Majestät. Wirst Du schön goldige Dinge sehen in Kaisers Stadt wie in der ganzigten Welt nirgends niemals!«

Der Knabe hielt seine Flinte im Arm. »Schade,« sagte er, »daß sie nicht mehr Courage haben, ich hätte gern noch einmal mitgemacht, eh' mich der Fürst wieder nach Berlin in die Schule schickt! Du besuchst mich doch da, Alter?«

»Werd' ich kommen, wenn ich krieg Urlaub. Weiß schon, werden wir uns wiedersehn. Kleiner Finger meinigte hat mir's gesagt. Paß auf, Junker – da reitet Einer zum Thor, General befiehlt, daß sie sollen aufmachen.«

Auf dem Plateau des Thores wurde jetzt eine weiße Fahne aufgesteckt; von der Laimgrube her jagte, von einem Trompeter gefolgt, ein Husaren-Offizier an den Ottochanern vorüber. Der Pelz flog im Wind, wie er so über die Kieswege des Glacis und das Halbrondeel des Platzes sprengte und vor dem Thor den schönen Rappen parirte.

»Trompeter, blase!«

Die Fanfare schmetterte durch die Luft, sie war nicht nöthig, zwanzig Köpfe schauten über die Brustwehr – theils mit grimmiger Drohung – theils winkend grüßend, voll freudigen Willkommens der alten Ordnung.

»Im Namen Seiner Majestät des Kaisers und auf Befehl Sr. Durchlaucht des Feldmarshalls Fürsten Windischgrätz fordere ich die sofortige Öffnung des Thores zum Einmarsch der kaiserlichen königlichen Truppen nach der Bestimmung der Capitulation!«

Die mit kräftiger Stimme gesprochenen Worte des Parlamentairs schallten herüber auf die Bastion – ein Freudengeschrei erwiederte sie, das Thor begann sich in seinen schweren Angeln zu drehen, ein Offizier der Nationalgarde trat heraus von mehreren Personen begleitet und ging, sein Taschentuch schwenkend, auf den Offizier zu!

»Nimm das zum Andenken an die Wiener!« Ein Flintenschuß knallte von der Bastion! »Zu, mit dem Thor, Kameraden! Ein Verräther, wer von Übergabe spricht, so lange wir kämpfen können.«

»Hunde, falschigte!« fluchte der Seressaner, »haben auf Parlamentair unsrigten geschossen! Wissen Nix von Kriegsgebrauch! Muß man schneiden Kopf ihrigten ab!«

Dem Husaren-Offizier hatte die Kugel die Mütze vom Kopf gerissen. Er schwenkte drohend die unbewaffnete Hand gegen das Thor, dann warf er das bäumende Pferd auf den Schenkeln herum und galoppirte mit seinem Begleiter davon. Flintenschüsse fielen hinter im drein, doch ohne zu treffen. Man sah auf dem Thor und den Bastionen ein Gewühl von Gestalten; aus den Reihen

der Soldaten brach ein allgemeiner Schrei der Entrüstung und empfing den Anspregenden – die Personen, welche das Thor bereits verlassen, flüchteten über das Glacis.

Die Generale Karger und Hartlieb kamen bereits aus der Laimgrube; der neue Treubruch war offen vor den Augen der Truppen verübt worden – die Zeit der Unterhandlung, der Gnade war vorüber, der Wink des Spions in der vergangenen Nacht hatte sich bestätigt und die Ordres des Fürsten waren bestimmt.

Die Adjutanten ras'ten zurück, noch ehe der Parlamentair die Generale erreicht, nach der Stiftgasse, der Ingenieur-Akademie, dem Spittelberg; wie mit einem Zauberschlage demaskirten sich die Truppen, mit donnerndem Geprassel flog eine schwere Feldbatterie an den Stallgebäuden vorüber und protzte im Mittelgang des Glacis, dem Thor gegenüber, ab. Die Artilleristen sprangen von den Pferden, die Geschütze waren im Nu gekehrt und die Kanoniere mit den brennenden Luntten standen daneben.

»Feuer!«

Die Zwölfpfünder – der erste, zweite, dritte – krachten nach einander und die Kugeln schlugen gegen das Thor. Das Geschütz der Bastionen antwortete; vom Kärnthner-Thor her donnerte jetzt auch Artilleriefeuer, ein Bataillon Jäger ging tirailirend vor und bestrich die Wälle, der Offizier, der in der Nacht vorher vom Feldmarschall mit der Ernennung zum Capitainlieutenant belohnt worden, trotz der Verwundung mitten unter ihnen.

Es war dem aus dem Thore geflüchteten Nationalgarde Löffland gelungen, bis zu General Karger vorzudringen. Er beschwor diesen, das Artilleriefeuer einstellen zu lassen, da das Thor nur von wenigen Mobilien vertheidigt werde und die Gutgesinnten diese gewiß bald entwaffnen würden. Der General, die Wünsche des Fürsten kennend, gab nach, und das Feuer schwieg. Ein Bataillon Kaiser-Infanterie, unter Major **Rath**, und die Ottochaner-Grenzer, unter Major **Wimmer**, traten zur Sturmcolonne an.

»Leb' wohl, Kumria!«

»Jesus, mein Heiland, schütze Dich ...!«

Die beiden Mädchen wurden mit Gewalt von den Offizieren zurückgetrieben – die Pioniere setzten sich an die Spitze der Colonne, der Offizier der *Tête* hatte neben sich den unglücklichen Nationalgarden auf Befehl des Generals.

Zwei Salven der rechts und links postirten Geschütze – im Pulverdampf eilten die Pioniere über den Platz und ihre Axtschläge donnerten gegen das Thor; aber die starken mit Eisen beschlagenen Bohlen leisteten unüberwindlichen Widerstand.

»Geh' zurück, Bursch – ist sich Werk für Männer – ist die Gefahr großigte!«

Von der kleinsten Deckung Gebrauch machend, krochen die Seressaner und Jäger über das Glacis; überall blitzten die Flintenschüsse auf gegen die Vertheidiger der Wälle, während sie sich nieder auf den Boden warfen, wenn die Kartätschen von den Bastionen über den Platz fegten.

Mitten zwischen den Rothmänteln, immer zu seinem alten Beschützer sich haltend, war der Knabe, bald auf dem Knie liegend, seine Flinte auf den Wall abschießend, bald am Boden vorsichtig, wie der älteste Soldat, sie ladend. Die Kampfart der Seressaner und Jäger, die ihn so sehr an die Jagd selbst, wie der alte Förster aus dem väterlichen Gut sie ihn gelehrt, erinnerte, der Schlachtenlärm umher, der Donner der Kanonen, der Pulverdampf, den der Soldat wollüstigt einsaugt wie der Matrose den scharfen Seewind, berauschten in förmlich, daß er oft aufsprang und die Flinte drohend gegen die Bastionen schwang! »*Zivio! Zivio!* – Hurrah!«

Die starke Hand des Alten riß ihn nieder. »Schaust nit, Bub' vermaledeitiger, daß sie feuern die Kanon hierher?«

Es war die höchste Zeit. Über die am Boden Liegenden rasselte der Kartätschenhagel, eine Kugel riß den rothen Mantel des Seressaners durch.

»Jetzt vorwärts!«

Sie sprangen wohl fünfzig Schritt der Bastion über dem Thurm näher, ehe sie wieder Deckung suchten.

»Hab' ich schon lang' geseh'n den Burschen da,« sagte der Alte, bedächtig sein Gewehr hebend, »ist sich ein rasender Kerl, Feind Kaiser unsrigen! Ist sicher der Aula, oder tausend Schock Teufel sollen haben den Leib meinigten. Werd' ich ihn treffen, wie den Wolf in dem ...!«

Die lange Flinte lag im Anschlag, in diesem Augenblick fiel das Auge des Knaben durch die Lücke des Pulverdampfs auf den Mann auf der Bastion, den sich der alte Seressaner zum Ziel gewählt.

»Barmherziger Gott! Rudolph!« Er stürzte sich auf den Alten und schlug die Flinte im Augenblick des Abdrückens nieder.

»*Bassamalika!* ist sich der Bursch toll? Hatt' ich den Kerl so schön vor Rohr und hat alte Boghitschewitsch niemals nicht fehlt!«

»Ich kenne ihn – er ist unschuldig! Er hat meinem Vater das Leben gerettet in einem fremden Land!« keuchte bittend der Knabe, während ihm große Thränen über die Wangen rollten.

»Na na – mag laufen meinewegigten! Wirst aber werden schlechter Soldat, wenn frägst nach Freund und Verwandt! Würd' ich schießen auf Sohn meinigten, wenn wär' ein Feind von dem Kaiser!«

Der alte Bursche lud mit großer Seelenruhe von Neuem sein Gewehr, zuweilen nur mit dem Kopf schüttelnd, während der Knabe seine Flinte hatte sinken lassen. Der Gedanke, wie bald es gekommen, daß er dem Freund seiner Kindheit, dem Freund seiner Familie im Kampf gegenüber stand, überwältigte ihn.

Auf den eignen Rath des Nationalgarden Löffland waren die Pioniere jetzt wieder von dem Thor zurückgezogen worden, da ihre Anstrengungen vergeblich und unter den Schüssen der Belagerten schon mehrere gefallen waren. Die schweren Zwölf-pfünder vom Eingang des Platzes her krachten jetzt auf's Neue gegen das Thor, den Truppen den Eingang zu verschaffen.

Der Donner des Geschützes rings umher war wahrhaft furchtbar und betäubend; Granaten, Vollkugeln, Brandraketen regneten jetzt wie Hagel ohne Unterlaß und ohne Schonung gegen die unglückliche Stadt, während die Kartätschen und das Musketenfeuer gegen die Vertheidiger der Wälle gerichtet war.

Der Kampf dauerte bereits anderthalb Stunden. Vom Stephansdom heulte fortwährend durch das Brüllen der Geschütze und das Toben des Kampfes die eherne Zunge der Sturmglocke.

»Feuer! Feuer!«

Über den Wall hinweg – an zwei, drei Stellen, aus der Kuppel des Hofbibliothekgebäudes gegen das Naturalien-Cabinet hin – vom Augustinerthurm und dem Kolowrat'schen Palais stiegen Flammensäulen empor und vermehrten die Verwirrung und Noth in der Stadt. Vergebens versuchten die Bürgerwachen und die Burgbedienten das Feuer im Palast ihres Kaisers zu bewältigen – die Mobilen selbst kehrten die Kanonen gegen die Burg; Leute in Calabresern, wilde Gestalten der Revolution waren es, welche die Pechkränze auf das Dach der Bibliothek schleuderten; wie aufopfernd auch die Wachleute und Bürgergarden unter ihren Führern, **Untersteiner** und **Möraus**, an dem Löschen arbeiteten, das furchtbare Bombardement verhinderte alle Anstalten, auf dem Michaelsplatz wurden die Helfenden von dem wüthenden Proletariat, als sie Spritzen holen wollten, mit Flintenschüssen zurückgetrieben.

Die Generale hielten jetzt hinter den Batterien. Ein Adjutant des Feldmarschalls hatte so eben den Befehl gebracht, zum Angriff zu schreiten.

Es war kurz vor fünf Uhr.

»Das Feuer der Rebellen wird schwächer!« rapportirte ein Offizier, »die Zahl der Feinde auf den Bastionen hat sich seit zehn Minuten bedeutend verringert – sie scheinen uneins und zu flüchten.«

»Sehen euer Excellenz dort hinüber – da auf dem Haupttrakt der Burg!«

Der Commandirende richtete sein Glas dahin. »Eine weiße Fahne, ich sehe sie deutlich!«

Ein Offizier kam heran und salutirte. »Ich habe zu melden, daß die Bresche des Thores passirbar ist!«

Die Generale beriethen sich einige Augenblicke.

»Es muß ein Ende gemacht werden!« befahl General Hartlieb. »Lassen Sie die Truppen, die vorhin zum Sturm commandirt waren, auf's Neue sich formiren! Die Pioniere mit den Leitern voran!«

»Von dem Thor weht eine weiße Fahne!«

In der That hatte der Burginspector Wagner, als letztes Mittel für Rettung des kaiserlichen Palastes und seiner Kunstschatze, es gewagt, trotz der furchtbaren Gefahr, eine weiße Fahne zuerst auf dem Dach, und dann, da er fürchtete, daß sie wegen der eintretenden Dämmerung nicht gesehen werden könne, auf dem Thor selbst aufzustecken. Aber rechts und links wurde noch gekämpft und auf die Truppen weiter gefeuert; eine Anzahl entschlossener, verzweifelter Männer, unter der Führung des Berliner Studenten und einiger jungen Leute, hielt Stand, obschon mit jedem Augenblick die Desertion größer wurde und schon die Hälfte der Geschütze nicht mehr bedient werden konnte.

General Karger sprengte uor und hob den Hut. »Vorwärts, Leute! Der Augenblick ist da! Es lebe der Kaiser!«

Die Trommeln wirbelten im kurzen Sturmschlag.

»Vorwärts!«

»*Zivio! Zivio!* – Hurrah!«

Im Nu war der Platz vor dem Thor überflogen – schwache Schüsse knallten von den Bastionen – Axtschläge an's Thor – in tausend Splittern! Die Leitern hinauf, an die Wälle mit Händen und Füßen sich festklammernd, von allen Seiten die Soldaten hinaufschwärmend!

»*Zivio! Zivio!*«

Wie die Teufel stürzten die braunen Gestalten der Ottochaner in das Thor, über die Holz- und Steintrümmer – Schüsse, Geschrei, wilde Flüche!

Der Widerstand auf Bastion und Thor war nur kurz – pulvergeschwärzt, verwundet, schreiend flohen die Mobilen in die innere Stadt.

Zehn Minuten – das Thor war in den Händen der Kaiserlichen! Unter Trommelschlag rückte durch die vollends gesprengte Pforte Kaiser-Infanterie und besetzte rechts und links die Wälle. Auf dem innern Platz hielten die Majore Wimmel und Rath, die Eindringenden zu ordnen, während die Spitze der Ottochaner mit den Seressanern und Jägern den Feind im Schein der brennenden Gebäude bereits um die Burg her, nach dem Kohlmarkt und der Freieung verfolgten.

Tücher aus den Fenstern! »Es lebe der Kaiser! Es lebe der Kaiser! Willkommen!« Männer und Frauen stürzten aus den Thüren und umarmten die wilden Grenzsoldaten und brachten ihnen Getränke – auf einzelnen Plätzen schlug sich noch hin und wieder ein kleiner Haufe, – ein vereinzelter, verzweifelter Kämpfer der verzweifelten Freiheit – muthig zum Tode, eines bessern Kampfes werth!

Und der Tod kam! »Nix Pardon! Nix Pardon! Aula muß lassen Kopf!«

Scenen des Grauens – wie der amerikanische Wilde den Scalp, fordert der zur bestialischen Wuth entflammte rohe Krieger der wilden Grenze das Leben, den Kopf für die Schmach, die man seinem Kaiser gethan, für die lange Entbehrung und das harte Leben der Belagerung.

»Halt still, Jüngelchen! Fürcht' Dich nit!«

Auf der Steinbank eines Hauses saß ein grimmiger Seressaner, den Mantel zurückgeschlagen, das lange handjarartige Messer in der Faust, neben ihm, unter ihm, von den Flintenkolben und Säbeln seiner Gefährten festgehalten, blutend, verwundet – das Entsetzen des Todes in den bleichen, feuchten Gesichtern, drei Männer: zwei davon in der Uniform der Aula, Gefangene,

welche die wilden Soldaten so eben gemacht in dem Flur des Hauses, in das sie sich geflüchtet und wo sie sich zum Tode gewehrt.

Der Seressaner hatte den hilflosen Körper des Jünglings zwischen seinen Knien und zog seinen Kopf rückwärts an den langen Haaren. Der junge Mensch war bereits halbtodt, aber er wehrte sich mit der letzten Kraft der Verzweiflung. »Erbarmen – Erbarmen! ... «

»Müssen Alle sterben! Kaiser muß Aula haben! Thut nix weh!«

»Mutter – Mutter!«

Der Ruf erstarb unter dem Strom von Blut. Der Seressaner hatte ihm die breite Klinge dicht unter dem Ohr hineingestoßen und säbelte ihm langsam, nach türkischer Manier, den Kopf ab, als habe er einen todten Hammel vor sich.

Die Scene war furchtbar – entsetzend – so entsetzlich, daß selbst der Ekel darüber hätte verstummen müssen, und – Leser! sie hat sich wirklich ereignet!

Der Mörder – und doch war er in seinen Augen nur ein guter und treuer Soldat, dem, nach den Begriffen seiner Heimath, ein Menschenleben nicht die geringste Berechtigung hatte – ließ den Körper fallen und legte den Kopf neben sich, dessen Lippen sich noch zuckend zu bewegen schienen. Dann sah er nach seinen beiden anderen Opfern. Das Eine – der Student, die Offiziersbinde des Elite-Corps noch um die Schultern geschlungen, lag am Ende der Bank, sein bleiches, männlich kräftiges Gesicht war aus einer Wunde am Kopf mit Blut gefleckt, das die blonden Haare feucht zusammenklebte. Trotz der Wunde war seine Vertheidigung im Hausflur so wüthend, so energisch gewesen, daß ihn die Überwältiger mit einem Riemen die Arme fest um den Leib gebunden. Er lag da – hilflos – den furchtbaren Tod im Auge – die Zähne in stummer Erbitterung auf einander gebissen.

»Immer mehr Aula! – müssen Alle sterben für Undank an Kaiser!«

Der Seressaner langte nach ihm, als, die Geberde mißverstehend, der dritte Gefangene, der unter dem Fuß eines der Rothmäntel keuchend und blutend auf der Erde lag, plötzlich mit einem gewaltigen Ruck sich emporbrachte und, noch halb auf den Knien liegend, wie ein wildes Thier mit Nägeln und Zähnen sich auf den Schlächter warf. Es war ein gedrungener, untersetzter Mensch von vielleicht vierzig Jahren, mit röthlichem Bart, dem Arbeiterstand, dem Proletariat seiner Kleidung nach angehörig, derselbe, welcher die weiße Fahne von der Thorbastei gerissen hatte. Wie ein Knäuel ballten sich die Ringenden zusammen und wälzten sich auf den blutenden Leichnam. Vier Mal erhob sich der Wiener, bereits aus zehn Wunden blutend, denn die Seressaner stießen und hieben auf ihn, ohne zu sehen, ob sie sich selbst verwundeten; wie ein Tiger mit den Zähnen hatte er sich in seinen Feind verbissen und würgte ihn mit den Händen, bis ein schwerer Schlag mit den Säbelgriff ihm die Hirnschale zerschmetterte.

»Kroatenhunde – Tyrannenknechte – Fluch – die Freiheit, die Frei ... «

Der Blutstrom aus seinem Munde unterbrach das mißverständene Wort, für das er gestorben – ein Stöhnen, ein Zucken der zerfleischten Glieder – starr und grausig, als drohten sie noch im Tode dem Feinde Rache, klafften die Augen!

»Entsetzlich! – Macht ein Ende, Henkersknechte – mordet auch mich!«

Einige Augenblicke, schnaufend von der Blutarbeit, standen die wilden Soldaten umher, auf die tiefenden Waffen gestützt, die Augen, nicht ohne selbst einen gewissen Schauer zu fühlen, auf die beiden Leichen gerichtet.

Der Ausruf des Studenten erweckte sie, die finsternen, toddrohenden Augen trafen ihn, jene furchtbare Lust und Gier, die das vergessene Blut erweckt, war erwacht.

»Hund von Aula! Muß Kopf ab!«

Zwei der Wilden erfaßten ihn und rissen ihn empor – der blutige Kopfabsteher, trotz der Wunden, die er bei dem eklen Kampf erhalten, erbos't, gereizt von dem eignen Blut, hob den Handjar ...

»Fahr' wohl, deutsches Vaterland! Leb' wohl', Rosamunde!«

Ein Schlag auf den Arm des Seressaners schleuderte ihm das Messer aus der Hand; wie ein junger Löwe warf sich der Knabe, der mit Boghitschewitsch und einer neuen Schaar die Straße heraufgekommen, vor den bedrohten Freund.

»Rührt ihn nicht an! – er soll nicht sterben – ich tödte Jeden, der ihm nahet!«

Die Flinte, seit dem ersten Erkennen des Jugendfreundes unter den Kämpfenden der Bastion nicht wieder abgefeuert, lag im Anschlag. Der alte Boghitschewitsch warf sich in's Mittel. Der Knabe hatte ihm von dem Landsmann erzählt, wie er ein Freund seiner Familie, wie er Eltern und Schwester aus den Händen der Freiheitsmänner in Frankfurt gerettet! Er hatte ihn überredet, daß Jener nur durch Zufall nach Wien und unter die Feinde des Kaisers gerathen sein könne. Die Hand des Allmächtigen hatte die Schritte des Knaben gelenkt, daß sie noch zur rechten Zeit gekommen waren, um den Bedrohten zu retten.

Der alte Boghitschewitsch rief den Seressanern auf Kroatisch zu, von dem Studenten abzulassen. Sein Ansehn, namentlich seit am Abend vorher der Fürst mit ihm gesprochen und ihn mit der goldenen Medaille decorirt hatte, war so groß, daß trotz der erregten Mordgier die wilden Soldaten ihrer Absicht Einhalt thaten. Aber, die Verwünschungen der im Kampf mit dem Proletarier Verwundeten, die drohenden Blicke und die sich mehrende Masse der in der Verfolgung begriffenen Soldaten zeigten, daß die Gefahr keineswegs beseitigt war. Trommelwirbel die Straße daher! Ein Bataillon der Ottochaner in geschlossener Reihe kam im Geschwindmarsch vom Thor heraus, während rechts und links in den Straßen noch einzelne Schüsse plänkelten, um das Kriegsgebäude und den Stephansplatz zu besetzen. Kanonen rasselten hinterdrein. Aus den Fenstern ließen Frauen, Männer und Kinder weiße Tücher und Fahnen wehen und ein Hoch über das andere für den Kaiser und seine Truppen erschallen. Lichter an allen Fenstern – Fackeln auf den Straßen und Plätzen! Wie mit einem Zauberschlage war die Stimmung dieses Volkes geändert, das noch vor wenig Tagen in blindem Fanatismus auf Alles geschmäht, was mit der frühern Ordnung der Dinge in Verbindung stand und von der Armee des Kaisers nur wie von Feinden gesprochen, die gekommen, seine junge Freiheit zu unterdrücken. Jetzt galten selbst die blutigsten Scenen einer schrecklichen Wiedervergeltung in der mit Sturm genommenen Stadt für berechnete Heldenthaten.

An der Burg half Kaiser-Infanterie, von Hauptmann **Janda** beordert, bereits dem Hofpersonal kräftig beim Löschen des Brandes. Der Ruf: die Stadt ist über! die Kroaten sind in der Stadt! hatte sich mit Blitzesschnelle verbreitet, nur an einzelnen Punkten wurde noch haltloser Widerstand geleistet, – Legionäre und Mobile warfen die Waffen in den Straßen fort und suchten ein Versteck; in den Durchgängen und den Straßenwinkeln sah man die sonst triumphirendsten Fanatiker mit Messern und Scheeren sich der wilden Demokratenbärte entledigen, jedes Attribut ihrer Theilnahme am Kampfe oder den Corps bescheiden von sich thun, ja die Kleidung selbst verändern und als ruhige Bürger, oder gar als schaulustige Stutzer und Flaneurs wieder zum Vorschein kommen, die harmlos sich in die Menge mischten und oft kaum von dem besten Freunde der vorigen Stunden wieder erkannt worden wären. Oder sie schlichen bescheiden an den Häusern hin, irgend einen Schlupfwinkel zu erreichen, bis der erste Sturm sich gelegt – die Maulhelden und Zungendrescher der Freiheit, die mit dem Götterkind in der schwer gestraften Stadt so lange Tyrannei getrieben, während die ehrlichen Streiter des Völker-Phantoms ihr Blut auf den Wällen und Barrikaden vergossen, das blühende, kräftige Leben dem großen, an der Menschenschwäche ewig scheiternden Gedanken geopfert hatten!

Der alte Boghitschewitsch hatte den Berliner Studenten am Kragen gefaßt, der Knabe klug und rasch ihm die Zeichen der Führerschaft vom Rock gerissen und die Riemen gelöst, die seine Arme gefesselt hielten. So zogen sie ihn als Gefangenen in die Reihen des Bataillons, das unaufhaltsam, zum Kampf wie zum Schutz bereit, dem Platz am Hof zu marschirte. Von allen Seiten wurden Gefangene, die mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, herbeigebracht und

in die Reihen der Soldaten gestoßen, um dem Henker und dem Zuchthaus die traurige Schuld zu zahlen!

Die Geschütze sprühten bereits ihren eisernen Hagel auf die der Vergeltung verfallene Stadt, als hinter dem Hof der Doctor Lazare die Thür des hintern Treppenaufgangs eines Hauses aufschloß, das an das von der Gräfin bewohnte stieß.

Er hatte die Abzeichen der akademischen Legion abgelegt, die er noch kurz vorher getragen, sein Gesicht zeigte die gewöhnliche blasse Farbe und den Ausdruck der ruhigen Überlegenheit, die es gewöhnlich kennzeichnete. Um den schmalen, lippenlosen Mund lag ein triumphirendes, spöttisches Lächeln, das eine gelungene Rache oder einen nahen Sieg verkündete.

Der Verräther warf einen raschen Blick durch die Straße; aber nur hastig Vorübereilende, ängstliche Gesichter, die aus den Fenstern schauten, Gruppen, die nur mit dem Lärmen des begonnenen Kampfes sich beschäftigten, waren zu sehen, und er schlüpfte hinein und verschloß sorgfältig hinter sich die Thür.

Er war jedoch kaum verschwunden, als um die Ecke der Straße ein großer alter Mann trat, eine Bunda um die Schultern, einen alten breitkrämpigen Hut auf dem ergrauten Haar.

So seltsam auch die Kleidung des Alten zusammengesetzt und so auffallend sonst seine Erscheinung war, erregte sie doch jetzt nirgend Aufmerksamkeit; denn abgesehen von der Ungebundenheit und Verschiedenheit der abenteuerlichen Trachten in den Straßen, hatte Jeder jetzt vollkommen mit sich selbst genug zu thun, statt auf Andere zu achten.

Das scharfe Auge des Tyrolers hatte mit einem Blick den Ort gesehen, wohin der Legionair verschwunden, und nachdem er kurze Zeit gezögert, nahte er sich der Thür und versuchte sie zu öffnen.

Die Thür war, wie wir bereits erwähnt, verschlossen. Der alte Mann umschlich das Haus und trat in den engen Hofraum, überall sich sorgfältig umschauend, ohne jedoch eine Spur von Dem, was er suchte, finden zu können. Dann, nachdem er sich überzeugt, daß das Haus nur diese Ausgänge hatte, stellte er sich gegenüber an der nächsten Ecke auf die Lauer. —

»Es muß ein Ende gemacht werden,« murmelte der Legionair vor sich hin, während er die schmale Treppe hinaufstieg. »Sie wird sich hüten, ihre eigene Schande zu verrathen und mag dann zum Teufel gehen, wohin sie will. Sobald ich meinen Zweck erreicht, bringe ich sie aus dem Haus auf die Straße und lasse sie dort allein, es ist kein Gedanke daran, daß sie den Ort wiederfindet.«

Er war zwei Treppen emporgestiegen, das Haus schien unbewohnt, und in der That waren die Eigenthümer beim Beginn der Belagerung auf's Land geflüchtet. Nur in dem Parterre des Hofes hatte sich Proletariat aus den Vorstädten eingelagert, mit dem jene abgesperrte, im zweiten Stock belegene Wohnung jedoch nicht in Berührung kam, wohin er die Tyrolerin gebracht hatte.

Auf dem zweiten Absatz der Treppe horchte er an einer Thür und öffnete dann eine zweite nebenliegende, die in ein ziemlich großes Zimmer führte, das er zu seinem Gebrauch bestimmt und eingerichtet hatte.

Diese Einrichtung zeigte den Charakter des Mannes. Ein breites Matratzenbett, wie solche in Italien üblich, stand an der Seite, mit Seidengardinen überdacht, die auf der Mitte der Wand einen breiten, halb geneigten Spiegel durchsehen ließen. Allerlei Waffen an den Wänden, das Stilet des Neapolitaners neben dem malayischen Krys, dazwischen erotische Bilder, so schamlose und obscöne neben wirklich trefflichen, vom feinsten Kunstgeschmack zeigenden, daß sie eben nur der verderbtesten Phantasie Beifall entlocken konnten. Ein Paar Florets und spanische Degen neben dem türkischen Schlafrock an der Wand, orientalische Rauchapparate bei einem geöffneten Kistchen abgelagerter Regalia's, an der Wand auf einem Consol skeptische, philosophische Werke, Spinoza und Macchiavel, Kraft und Stoff, Paynes Meditationen über die

Gottheit, der Gothaer Almanach, *la GÛrre des Dieux*, und eine mit Kupfern verzierte Ausgabe des Casanova. Ähnliche Schriften, Zeitungsblätter und Brochnren auf dem Tisch vor dem breiten Leder-Divан, in einer Ecke am Kamin auf Gestell ein chemischer Apparat. Zwischen den beiden Fenstern auf einem Nachttisch eine silberne Toilette mit einer Unzahl von Büchsen und Flacons, an der Seitenwand ein großer, jetzt geschlossener Schreibsecretair, mit Schriften und hundert eleganten und kostbaren Kleinigkeiten bedeckt.

Lazare zog einen Revolver aus der Tasche, untersuchte die Pistons und legte ihn auf den Tisch. Dann warf er den Rock, den er trug, ab, zog neben dem Bett einen Vorhang zurück, hinter dem mehrere Garderobestücke hingen, und wechselte vollständig seine Kleider. Während er dies that, öffnete er die Tapetenthür, welche diesen Kleiderstock bildete, mit einem Schlüssel, horchte in den dunklen Raum hinaus, auf den sie lief, und verschloß sie dann wieder.

Dann öffnete er die gegenüberliegende Tapetenthür, trat in einen kurzen Gang, und von diesem rasch in das anstoßende Zimmer.

Während das seine den sybaritischen Luxus des Wollüstlings und Weltmanns zeigte, wies das Zimmer des gefangenen Mädchens fast nur die nackten Wände. Ein einfaches Matratzenbett stand an einer Seite, Wasch- und Kochgeschirr an der andern, zwei schlechte Stühle und ein alter Tisch bildeten das einzige Mobiliar, das Fenster war mit starken Eisenstäben so fest vergittert, daß man nicht einmal den Kopf hindurch zwängen konnte. Eine zweite Thür führte von dieser abgelegenen Bodenkammer in die Stube, in welcher die frühere Schleißerin im Kriegsgebäude, jetzt wohlbestalltes Mitglied des Wiener Amazonen-Corps, wohnte.

Auf einem der Stühle saß das Tyrolermädchen, angstvoll die Hände gefalten und besorgt durch das vergitterte Fenster hinausstarrend, von wo der krachende Donner der Kanonen und das Geschrei des Volkes auf den Straßen zu ihr herauf drang.

Obschon das blühende, kräftige Mädchen in den wenigen Wochen durch Angst und Leiden abgemagert und verhärtet war, lag auf dem lieblichen Gesicht doch noch immer jener Ausdruck von Entschlossenheit und Kraft, der es bei ihrem, ersten Erscheinen in Wien so interessant gemacht hatte. Nur mit dem Flaum der frischen, an die freie Luft ihrer Berge gewohnten Gesundheit von den Wangen, war aus dem dunkelblauen Auge jene naive und kindliche Zutraulichkeit, jenes Vertrauen der Unschuld gewichen, das wie der Blütenstaub früher auf ihrem Antlitz gelegen. Das arme Kind der Alpen hatte die Kenntniß der Gefahr, die Sorge und den Abscheu vor dem sie umringenden Laster dafür eingetauscht.

Das sonst so kräftige, kühne Mädchen schauderte unwillkürlich zusammen, als sie, bei dem Geräusch aufblickend, diese grauen, gleich denen einer Schlange funkelnden Augen auf sich gerichtet sah und ihren Peiniger und Verfolger erkannte.

Er ging rasch auf sie zu und wollte sie umfassen. »Sei ruhig, Kind, Du brauchst Dich vor dem Donner der Kanonen nicht zu fürchten – ich bin hier zu Deinem Schutz.«

»Lassn's mi geh'n, Herr, kommen's mir nit zu nah,« sagte das Mädchen, sich in eine Ecke des Gemaches flüchtend und die Häude abwehrend vor sich hin streckend, als wolle sie vor seiner Annäherung sich schützen.

»Närrin! Ist das der Dank, mit dem Du meinen Schutz vergiltst?«

Das Mädchen fiel auf die Kuie. »Gott der Herr und die heil'ge Jungfrau mögen mir's vergeben, wenn i Unrecht thu, daß i Enk verschörg! Aber i kann halt nit anders! Lassen's mi geh'n, Herr – deß i am Grab von meinen Nön'l mi ausrehren kann, den die schlimmen Wiener hingemacht. I will zu Fuß nach Sprugg geh'n und von da in mei Heimath, und die Heiligen werden mir beisteh'n.«

»Und Franz, Dein Vetter? – Die Kanonen, die Du brüllen hörst, bedeuten ihm den sichern Tod, wenn ich meinen Schutz ihm entziehe! Du weißt, was er begangen hat, und daß keine Gnade für ihn ist, wenn des Kaisers Soldaten ihn fangen!«

Die arme Gepeinigte wand sich am Boden. »O, Herr – sein 's barmherzig! Der Franz hat g'fehlt – er is unglücklich g'nug, denn des Nön'l Fluch liegt auf ihm. Aber wir wollen beten, bis der Herrgott im Himmel ihn von dem Tschoggl genommen und er's wieder gut gemacht hat mit seinem Blut und Leben. Nur thun's dem Nön'l die Schand im Grab nit an, den Franz zu verrathen!«

»Du kennst das Mittel – Ihr sollt Beide frei von Wien geh'n und Reisegeld bis in Eure Heimath haben. Meinetwegen kannst Du ihn dort heirathen. Aber diese Nacht schläfst Du bei mir, und sogleich – «

Wie sie so dalag vor ihm, schwelgte sein Auge in den noch immer so schönen und kräftigen Formen des Mädchens und der festen Rundung des halbentblößten Busens. Sein fahles Gesicht übergöß sich mit großen, rothen Flecken, er öffnete die Arme und trat auf sie zu.

In diesem Augenblick schien der alte entschlossene Geist in dem Mädchen wieder aufzuwachen; sie sprang empor – ihre schönen Augen flammten im Feuer tiefer Gutrüstung und Verachtung.

»Rühr' mich nicht an – oder Gott im Himmel wird Dich strafen, Du siriger Bub! Glaubst, i durchschau nit Dei böses Herz und die Franzl, die Du auch unglücklich gemacht hast, daß sie wie z' nicht is, hätt' mir's nit gesagt, wie Du den Ignaz ihren Liebsten verführt und sie dann zu all' dem Bösen gezwungen, das sie mir angethan? Hat sie mich nit hergelockt mit der hälen Kunst, daß der Franz Stockhammer im Sterben lag', von meines Veters Stub? und hat sie mich nit seitdem hier festhalten müssen, sie möcht' wollen oder nit, als wär' i a Assel, das gestohlen hätt' und im Zwangshaus säß? – Gott im Himmel weiß, ob's wahr is, daß der Nön'l gestorben, aber i kann nit glauben, daß es a Menschenherz gab', das dem andern so großes Leid anthät mit solchem Lug!«

»Er ist todt – ich schwör' es Dir!«

»So wird er im Himmel mich schützen, denn wenn er noch gelebt hätt', würd' er längst bei seinem Nand'l gewesen sein!«

»Nichtsnutzige Dirne – versuch', ob er's kann!« Er sprang auf sie los und umfaßte sie, und versuchte sie nieder zu werfen auf das Bett.

Die junge Tyrolerin wehrte sich wie eine Verzweifelte. Obschon die Gefangenschaft und der Mangel, den sie gar hatte leiden müssen, sie geschwächt, war die körperliche Kraft des jungen Naturkiudes doch immer noch bedeutend, und der Freche kämpfte sich vergeblich ab, sie zu überwältigen. Mit Fäusten und Nägeln wehrte sie sich gegen ihn und drängte ihn von sich fort, riß sich stets auf's Neue von ihm los und flüchtete von dem Bett zurück, zu dem er sie geschleppt.

Der Doctor keuchte wie ein brünstiger Tiger, gegen dessen Gier sich das Weibchen zur Wehr setzt; ein leichter Schaum trat vor seinen Mund, mit Blutfäden durchzogen, aus den krampfhaft auf die schmalen Lippen gedrückten Zähnen; seine runden, bleichen Augen waren stier wie die eines Todten.

»Canaille! willst Du Dich noch wehren!«

Ein Faustschlag traf die Stirn des Mädchens, daß es hinten übersank. Jetzt zum ersten Male – denn bisher war der gemeine und empörende Kampf schweigend geführt worden – ertönte ihr gellendes Geschrei: »Hilfe! zu Hilfe!«

Aber der Donner der Kanonen, das Geschrei auf den Straßen, das sich von Minute zu Minute mit Flintenschüssen gemischt steigerte, übertönte jeden Ruf.

Dennoch reizte das Geschrei des unglücklichen Mädchens die Bestialität des Schurken nur noch mehr. Er versetzte ihr noch einen Faustschlag auf den Kopf, der sie betäubte, und warf sie quer über das Bett. Sofort schlang er rasch und mit sicherer Hand sein seidenes Taschentuch um den Oberkörper und die Arme des halb ohnmächtigen Mädchens, damit es diese nicht mehr zu brauchen vermöchte und zog ihren nur leise noch widerstrebenden Körper auf das Bett.

Seine gierigen Hände rissen die Schnüre ihres Mieders auseinander und die Hüllen weg, die den jungfräulichen Körper des Mädchens schützten – seine blutunterlaufenen Augen wühlten mit bestialischer Gier in den bisher unentweihten kräftigen Formen.

»Heilige Jungfrau – schütz' mich in Gnaden!«

Dann –

So entsetzlich und widrig dieser Kampf der Bestialität, der Verhöhnung aller Tugend und jedes Gefühls auch war, so wurde er doch noch überboten von dem, welcher sich nur wenige Gemächer weiter zur selben Zeit zutrug.

Die Gräfin Törkyeny war in ihrem Boudoir, demselben, das den Verrath des Feldwebels gesehen. Maschka, die Amme, war beschäftigt, ihr beim Umkleiden behilflich zu sein. An der Erde lag Blouse und Schärpe, die sie vorhin getragen, und die sie verächtlich mit dem Fuß zur Seite schob – ein schweres Seidenkleid rauschte bereits um ihre feinen, zierlichen Glieder, Schmuck lag auf der Toilette, eine große schwarz und gelbe Bandschleife daneben. Es war offenbar, daß sie die Demokratie auszog, um wieder die vornehme Dame zu sein.

Die Alte zuckte unwillkürlich zusammen bei jedem dröhnenden Kanonenschlag, der sich hören ließ, und ihre Finger zitterten, indem sie den weißen Busen ihrer Gebieterin in das Schnürleib zwängte.

»Is sich grausig zu hören,« sagte sie. »Gott in Himmel Deinigten, wenn ich denk', daß Du draußen gewesen mitten unter all' dem Geschieß.«

»Thörin – das Leben ist zu schön, als daß man es unnütz exponiren sollte. Wie der Spektakel losging, war ich in Sicherheit. Es kann dem Gesindel Nichts schaden, wenn ihm noch einiges Blut abgezapft wird. Die Canaille wurde zu übermüthig! *Ebbadta!*« Sie streckte ihre Hände in ein Becken und wusch sie mit Eau de Cologne. »Mit Hökerinnen und Fischweibern Revolution zu spielen, hat Widriges genug. *Fi donc* – ich kann die Atmosphäre nicht los werden und bin froh, daß es mit der Pöbelherrschaft zu Ende geht, sie wird langweilig und unangenehm.«

»Aber Liebling, Kanonen ihrigte werden kehren sich jetzt gegen Ungarland?«

»Was kümmert's mich? Laß sie sich schlagen. Die Kugeln und der Galgen werden unter der würdigen Verwandtschaft hoffentlich etwas aufräumen, und wie die Sache auch ausgeht, ich rechne auf Erbschaft. Graf Stephan, der Narr, wird Wunder wie viel erzählen von meinem Enthusiasmus für die ungarische Sache – und hier, nun hier ist für die andre Seite gesorgt. Ferdinand ist ein schlauer Teufel, man muß es ihm zugestehen!«

Die Alte seufzte – das Herz des alten verdorbenen Weibes aus dem Volke hing wirklich am Vaterland. »Aber Goldkind, er betrügt Dich. Weiß ich doch sicher, daß er da drüben in dem Haus noch immer hat die Weibsbilder zwei.«

»Er ist in diesem Augenblick bei ihnen und verbirgt sich vor dem Kanonenlärmern wahrscheinlich unter ihren Unterröcken!«

»Schande! Schande! daß er sich abgiebt mit Volk gemeinem!«

Die Dame lachte frech auf. »Alte Närrin – im Liebesspiel ist alles gleich – Gräfin oder Bauerdirne, sie sind eine erschaffen wie die andre; um sich den Kuchen schmecken zu lassen, muß man zuweilen Brod verspeisen. Du bist auch jung gewesen, Maschka, und hast mir genug erzählt, wie anders Dir's gefallen, als der Graf, mein würdiger Onkel, Dich zu seiner Maitresse nahm, während doch des Sonntags Nacht der braune Marosch, Dein Liebster, in Deinem Arm schlief. Sieh – so ist's auch mit den Vornehmen und Hochgeborenen. Der Satan hole alle die vergoldete Wirthschaft, wenn sie sich nicht manchmal an dem kräftigen derben Blut des Volkes erfrischen könnte! – «

»O, Goldkind, Zuckerherz, will ich doch helfen Alles, was Vergnügen macht Deinigtes. Sind nur die Männer so schlecht, weil sie können verlassen und betrügen Dich!«

»Unsinn! Ich kann mich nicht im Blut hübscher Jungfern waschen, um jung zu bleiben, wie meine Ahnherrin auf ihrer Felsenveste Törkyena, die Zeiten sind vorüber. Aber ich weiß, daß der alte Schlaukopf Boerhave mit seinem Rath an den Bürgermeister von Amsterdam ein vortrefflicher Doctor war. Da ich nicht wie die Kaiserin Katharina eine Armee und einen Hofstaat zur Auswahl für meine *petits plaisirs* habe, muß ich es machen, wie ihr Günstling Potemkin.«

Die Amme sah sie mit offenem Munde an. »Weiß ich nicht, wer ist dieser Kerl und was er hat gemacht. Mein Goldkind ist gelehrt, aber die alte Amme nur ein Weib dummes.«

»Ei – er führte seiner alten Geliebten selbst die neuen zu und war niemals eifersüchtig. Aber – wahrhaftig, ich wünschte, der lüderliche Bursche hätte seine Bosheit oder seine Furcht hier versteckt. Weißt Du, was verlockend sein muß, Amme?«

»Sag' mir's, Goldkind!«

»*Ebbadta!* Unter dem Donner der Kanonen, und während in den Straßen die Canaille sich schlägt und die Thoren sich mit Kugel und Bayonnet zerfleischen, hier oben der Liebe zu pflegen und des Genusses! Ich beneide fast die Tyroler Dirne und den Spitzbuben Lazare! Es ist Raffinement in dem Burschen, er verdiente, nobel geboren zu sein! – Sind Offiziere im Hause?«

»Keine Seele! Marosch hält die Wache, daß Keiner von dem Volk Wienerisch hereinkommt, wie Du's befohlen heute Morgen.«

»Das ist fatal!« – Sie hatte sich lang hingeworfen auf den Divan, das Knie in die Höhe gestemmt. Draußen dröhnte Donner auf Donner, der Angstruf des Volkes heulte über den Platz, das Mordio der Kämpfenden, Bürger und Proletarier, die an einander gerathen; die Amme hatte die schwere Gardine des Fensters zurückgezogen und starrte auf den Platz. Mehrere Schüsse knallten herauf von der Wache her am Kriegsgebäude.

»Gott, barmherziger – sie schießen ihn todt!«

»Wen?« Sie hob den weißen Arm über den Kopf, ihre Augen ruhten auf dem Bilde des bourbonischen Stiers, ein abscheulicher Zug jener Frivolität, die Gott und Menschen höhnt, lag um ihre Lippen.

»Den Reiter – ein Offizier! – *Baszom!* er ist gestürzt, mögen die Teufel die Mörder braten!«

Ein wüstes Geschrei verkündete den Triumph der Rasenden über die erbärmliche That. Ein Offizier der Nationalgarde kam vom Salzgries gesprengt und hatte den auf dem Platz zahlreich versammelten Proletariern zugerufen: »Legt die Waffen nieder, wir richten Nichts mehr aus!« – Eine Salve von Flintenschüssen war die Antwort gewesen, und von mehreren Kugeln durchbohrt stürzte er zu Boden.

»War er jung und hübsch?« fragte die Gräfin blasirt vom Sopha her.

»Der schmucke Herr, der vorgestern mit Graf Stephan gewesen hier!«

»Der Narr! er hätte sich hier gewiß besser amüsirt! – Fatal, daß der Franz verrückt geworden und nicht mehr zu brauchen ist! Die Generation verschlechtert sich!«

»Nimm Dich in Acht vor ihm, Goldkind; hat er geführt Reden schlimme, als ihn gestern der Marosch mit Gewalt aus der Thür stieß. Sieht aus wie ein Batyar, der begehnen will Mord!«

»Pah! Ein Wort von mir würde den Bär zum Lamm machen!«

Das Wort war von dem frivol aufgeworfenen Mund noch nicht verklungen, als sich mitten in dem Lärm der Straße und dem Donner des Geschützes ein heiserer, grimmiger Schrei hörbar machte, ein wilder Fluch in ungarischer Sprache, das Geräusch eines heftigen Kampfes, – dann ein schwerer Fall.

»*Fene egyemek!* – *Baszom a lelkedet!*«

»Was ist los?«

Die Thür flog auf von dem gewaltigen Fußtritt; – am Boden des Corridors wälzte sich der alte Marosch; auf der Schwelle – als hatte der frevle Übermuth dieses Weibes sie heraufbeschworen – stand die hohe Gestalt des Tyroler Feldwebels.

Wer ihn gekannt noch vor wenig Monaten in seiner kräftigen frischen Natürlichkeit, den Sohn der Berge, alle Schönheit der frischen unverdorbenen Männlichkeit auf diesem bräunlichen, mit der Fülle der Gesundheit prangenden Antlitz – er hätte ihn kaum wieder gefunden in dieser zerstörten hohlwangigen Gestalt, der der Wahnwitz in den tiefen, finsternen Augen lag.

Die Uniform, die ihm früher so nett und zierlich gestanden, schlotterte in Lumpen um seine Glieder – Schmutz und die vollste gleichgiltigste Vernachlässigung auf seiner ganzen Gestalt. Eine entsetzliche Hagerkeit entstellte die sonst so kräftigen Formen, eine fahle Todtenblässe das Angesicht, das sonst lockige schwarze Haar hing in feuchten Strähnen zu dem seit Wochen verwilderten Barte nieder.

Über dies entstellte Antlitz flog von Zeit zu Zeit ein jähes Zucken, wie von einem heftigen Schmerz.

Dieser schien von dem linken Arm zu kommen, der, in Lumpen gehüllt, in einem schmutzigen Tuch hing.

Die Gräfin hatte sich halb auf dem Divan aufgerichtet – ihre eine Hand stützte sich auf die Kissen, die andre faßte unwillkürlich nach dem prächtigen Frauendolch mit eiselirtem, mit Steinen besetzten Griff, der, ein eben so kostbares Spielzeug wie eine gefährliche Waffe, mit den Terzerolen auf dem Tisch vor ihr lag.

So starrte sie den Mann an, dem sie Frieden, Ehre, Alles geraubt, was ihn glücklich und zufrieden machte.

»Was soll das heißen? Wie können Sie es wagen, gegen meinen Willen hier einzudringen?«

Der Tyroler lachte grell auf.

»Hochzeit! Hochzeit! Hörst nit die Böllerschuß von den Bergen! Der Franz hat für Dich die Scheid' geschlagen,¹ auf des Kaisers sei Burg geht a blau's Räuchl auf und ich komm' heimzuholen mei Dirndl, mit dem ich's Techtelmechtel g'habt, zum Pfarrer, der uns trau'n soll!«

»Unsinniger! Was sollen die Reden?

Der Feldweibel war in's Zimmer getreten, wo zitternd und zagend die Amme im Winkel stand. Er fuhr sich ein paar Mal mit der Rechten über die Stirn und schüttelte sich. »Ich fühl', daß ich z'nicht bin und g'streicht – da – da sitzt's! Was wollt' ich doch gleich bei der herrischen² Gräfin. Richtig – jetzt hab' ich's wieder – da, da donnert's, und jeder Donner schlägt den Franz Stockhammer, den Verräther, tausend Meilen tief in den Abgrund seiner Schand'! 's ist aus mit mir, sie kommen, mich z' holen! – Aber zuerst will ich den Hosennaggler tanzen zur Hochzeit mit der herrischen Gräfin, meinem Weib. Hussah – hoi – hoh – juh!«

Er schnalzte nach Tyroler Art mit den Fingern und sprang auf die Gräfin zu.

»Der Mensch ist wahnsinnig! Zurück, oder ich schieße!«

Sie hob das Terzerol.

»Schießen? – schau Bräutl – 's ist halt nit mehr nöthig! Der Ruch, der Jud, Dein zweiter Mann, hat's schon g'than.« Er schüttelte den verwundeten Arm gegen sie, daß die Lumpen, mit denen er verbunden war, sich öffneten und zum Theil herabfielen.

Ein entsetzlicher, schrecklicher Anblick zeigte sich der Gräfin.

Dem Unglücklichen war in Folge des Pistolenschusses Lazare's, als er sich zwischen diesen und seine flüchtenden Verwandten warf, die von der Kugel zerschmetterte linke Hand abgenommen worden. Die Amputation war wahrscheinlich von einem Pfuscher ausgeführt worden, oder die Pflege in dem Lazareth, in das er aufgenommen worden, erbärmlich gewesen, denn die Wunde befand sich in einem Grauen erregenden Zustand. Nur die selbst von der entnervenden Verführung des höllischen Weibes und dem überstandenen Elend nicht gebrochene Riesenkraft

¹Eine Tyroler Sitte.

²Vornehmen.

des Alpensohnes hatte der Verheerung der Krankheit zu widerstehen vermocht und ihn in dem Tumult der letzten Tage aus dem Lazareth flüchten lassen.

»Unglückseliger – zurück!«

»Nit ohne Dich – der Franz muß sei Hochzeitnacht halten!«

Er stürzte gegen sie – ein Blitz – ein Knall – ein Schrei! Furcht und Entsetzen legten ihren Finger an den Drücker der Waffe, aber raubten ihr zugleich die sonst staunenswerthe Sicherheit. Die Kugel flog unter dem Arm des Tyrolers durch und traf den alten ungarischen Diener, der sich aufgerafft hatte und ihr zu Hilfe eilen wollte, in den Hals. Er taumelte mit einem Schrei an der Wand des Vorzimmers nieder – heulend warf sich die alte Maschka über ihn.

»Juchhei! Rothe Hochzeit! Rothe Hochzeit!« Der wahnwitzige Feldwebel riß der Gräfin mit dem Eisengriff seiner gesunden Faust das Stilet aus der Hand, das sie, das nutzlose Terzerol fallen lassend, ergriffen hatte, und schleuderte es weit fort. »Lustig – lustig – Gräfin! Der Franz ist nit mehr der blöde Bub – sollst Dei Freud und Dei Lust an ihm haben!«

Sein rechter Arm hatte sie umfaßt und warf die mit aller Macht sich Wehrende zurück auf das Sopha. Ihr Hilferuf, ihr Geschrei verhallten ungehört in dem Lärm der Straßen und dem Donner der Schlacht – Niemand da, der sie hören konnte! »Laß mich, Unglücklicher – laß mich! Fort von mir – « Der Dämon wilder Sinnenlust, den sie noch wenige Augenblicke vorher so frevelnd beschworen, er faßte sie jetzt mit unbarmherziger Faust und rächte das Vergessen jeder weiblichen Sitte und Scham. Die Rechte des Wahnwitzigen riß ihr Kleid von der Brust – seine Augen funkelten in wilder, glühender Brunst bei dem Anblick, der so oft sein Blut absichtlich zum Sieden entflammen mußte, die rasende Gier im Verein mit dem Schmerz der zuckenden Wunde, die in dem wilden Ringen ihr Kleid, ihre Arme befleckte, steigerten seinen Wahnsinn; – ihre Kraft, ihr Widerstand begann zu erlahmen, nur schwach noch vermochte sie sich zu vertheidigen.

»Gott im Himmel – ist Niemand, der mich rettet!« Und dicht daneben, nur wenige Schritte von diesem rächenden Kampf, rang ein Mensch – der treue Diener ihrer Schande, und ihrer Sünden – den letzten gewaltigen, den Kampf des Lebens mit dem großen Geheimniß des Nichts.

Neben dem sterbenden röchelnden Marosch knieete die jammernde Amme. Sie waren Beide zusammen jung gewesen – die Leibeigenen, die Slaven des Vaters jener Frau, der sie in bösen und guten Tagen als willenlose Geschöpfe ihr ewiges und irdisches Theil in hündischer Treue geopfert; – sie hatten Beide, als sie jung waren, einander geliebt, bis der starre Wille oder die Laune ihres Herrn sie von einander riß und das Mädchen einem Andern gab, den schlanken Burschen aber mitnahm in den Franzosenkrieg und dann in's wüste Leben der Hauptstädte Europa's – sie waren zusammen alt und grau geworden in dem Dienst der sündigen Tochter jenes Herrn, der einst das geringe Glück unter der Ferse seines bespornten Magnatenstiefels zertreten, das ihnen werden konnte im Leben, – und zum ersten Mal war es, wo das getreue Werkzeug, die Helferin ihrer Laster, den Ruf der Herrin nicht achtete in dem Bemühen, dem Gefährten ihrer Jugend die letzte Liebe zu erweisen.

Die alte Frau hatte den Kopf des Sterbenden in ihren Schooß genommen und versuchte bald vergeblich den Blutstrom der Wunde zu hemmen, bald murmelte sie Gebete her, die sie im Dienst der Gräfin halb vergessen.

»Stirb nicht – Vetter Marosch! Heiliger Stephan, hilf ihm – Martha hat nicht gewollt Deinen Tod und ist sich Nichts als ein kleines Loch, das werden wird gut, wenn der Doctor kommt! – Wird sich geben Dir blanke Gulden für den Schmerz, den sie Dir gemacht ohne Willen!«

»*Baszom a Mágnast!* Der Teufel hole die Gräfin und Dich, alte *Kurvanjad!* Ist sich Loch noch so klein, fährt doch die Seel' heraus! Was schießt sie auf Ungarmann und nicht auf den Kerl?« stöhnte der Diener.

»Hast gehalten so oft Dukaten zwischen Finger Deinen zum Spaß, wenn das Goldkind geschossen ihn fort – wird nicht schlimm sein auch diesmal, wenn Du nun betest zu Heiligen im Himmel!«

»Im Himmel?« Der Blutende richtete sich halb empor. »*Fene egyemek*, Maschka, Himmel und Heiligen sind für die Magnaten und reichen Herren, nix für die Armen. Aber hast Recht, Maschka, wie immer. Ein Ungarmann ist treu wie der Hund und soll sterben wie der Hund! Des Marosch Athem gehört der Herrin, so lang' er ihn hat!« Er versuchte, sich an der Alten empor zu raffen, aber ein Strom von Blut stürzte aus seinem Mund und er fiel röchelnd zurück.

»Jesus Maria – der Marosch stirbt!«

Die Gräfin hatte sich endlich losgerissen, das Haar hing ihr wirr um das Gesicht, das Kleid zerfetzt, keuchend von dem widrigen Kampf, sprang sie zum Ausgang des Boudoirs.

Der Feldweibel hatte sich aufgerichtet vom Divan – sein Auge war matt, glanzlos, eine fahle Blässe hatte das vorhin von der Aufregung des Deliriums geröthete Gesicht überzogen – er preßte die gesunde Hand vor die Stirn, als wolle er eines drückenden Traumes los werden, der Paroxysmus hatte nach seiner bestialischen Befriedigung einer tiefen Abspannung Platz gemacht, die seit Wochen vielleicht wieder das erste klare Bewußtsein in seine so schwer umnachtete Seele brachte.

»Wo bin ich – mir is so z'nicht im Kopf – was hab i g'than?«

»Bösewicht, Du sollst es büßen! Hole Leute herbei, Amme, er darf das Haus nicht ungestraft verlassen!«

»O Goldkind – der Marosch – er stirbt!«

»*Kutya lanczos!* Was kümmert mich der Marosch, gehorche, bei meinem Zorn!«

Ehe die Alte noch dem hartherzigen Befehl Folge leisten konnte, wurde die Seitenthür heftig aufgerissen, die nach den hinteren Gemächern führte, und Lazare stürzte bleich und hastig herein.

An der entgegengesetzten Thür, die er verriegelt, donnerte ein kräftiger Beilschlag, unter dessen Wucht das Schloß erzitterte.

Der Jude schloß hastig auch die Thür, durch welche er gekommen, und drehte den Schlüssel um, dann erst warf er einen eiligen, furchtsamen Blick um sich.

»Möge der Teufel den alten Schurken holen und den Tischler, der die Thüren wie Spinnweben gemacht. Fort, oder es geht uns an's Leben!«

»Was ist geschehen?«

»Der Satan ist hinter mir in Gestalt der nichtswürdigen Dirne und des alten Tyroler Halunken. Er schlägt die Thüren ein – er ist rasend und hat die Kraft eines Bären!«

Die Gräfin sah sich wild um. »Ist denn die Hölle los? Bist Du ein Mann, daß Du Dich vor einem Greise fürchtest? Hilf mir jenen Buben dort bestrafen, er hat den Marosch erschlagen und Hand an mich gelegt!« Der Doctor warf einen eiligen Blick auf die Scene umher, auf den Wahnsinnigen im Boudoir – auf den Sterbenden zu seinen Füßen.

In demselben Moment hörte man die Thür im Nebenzimmer unter den Beilhieben des Verfolgers stürzen – von der Straße herauf klangen noch entfernt die herausfordernden kecken Töne einer Militairmusik – der Prager Marsch, der hundertstimmige Jubelruf: »Es lebe der Kaiser!«

Mit der selbst in der höchsten Gefahr ihn nicht verlassenden Kaltblütigkeit umfaßte er die Sündengenossen. »Jetzt ist keine Zeit zu Erörterungen. Wenn der Rasende uns erreicht, sind wir Beide verloren! Das Militair allein kann uns schützen!«

Ein Schlag donnerte gegen die Thür.

»O, Goldkind – der Marosch . . . «

»Zur Hölle mit ihm! Fort!« Er sprang über den Leichnam und zog mit Gewalt die Gräfin hinter sich drein.

»Bist hin, Kamerad? – Schau, der Tod is a Kräutl für alles Leid und der beste Freund! Rehr¹ nit, Weib – hörst nit, wie der Herrgott spricht im Donnerrodeln, und die Windbahn begräbt die Menschheit im Thal?«

Der Feldweibel kniete in der Blutlache neben dem todten Diener, und seine Hand schlug andächtig das Kreuz über Stirn und Brust.

So erblickte ihn der Haspinger über die stürzende Thür hinweg.

»Franz! Bist hier?«

»Vater Haspinger! – Jesus Maria! Und die Nand'!«

»Ruhr' sie nit an – sie is a geschändete Dirn! Der Franz a Verräther und das Dirnd'l geschwächt! Gott im Himmel, womit hat der Haspinger die Schand' verdient?!«

Einen Augenblick sank die erhobene Faust mit dem Beil.

Wie der Greis so da stand in dem Rahmen der Thür, glich er mit seiner gigantischen Gestalt, mit seinem weißen Haar und dem wilden drohenden Ausdruck seines gefurchten Gesichts den alten Recken der Vorzeit in ihrer Alles vernichtenden Berserkerwuth. Der Greis hatte die Guba abgeworfen, die ihm der junge Slowak gegeben, den Hut verloren – sein Anblick hatte selbst Einem, der mehr Tapferkeit hatte, als Lazare, dessen Muth allein in seiner Ruhe und Kaltblütigkeit bestand, Furcht und Grauen einstoßen mögen.

Hinter dem Alten sah man die Wiener Dirne, das verlorene Geschöpf, das Lazare mit ihrer ersten Untreue an dem Soldaten zu seiner Slavinn gemacht, das durch seinen Einfluß und die zum Entsetzlichen auf den Barrikaden gewachsene Demoralisation des Volkes von Stufe zu Stufe gesunken war, bis sie zum Auswurf ihres Geschlechts in der Amazonenschaar der halbverrückten Perin gehörte.

Aber selbst in dem am Tiefsten entwürdigten Weibe lebt der erhabene Götterfunke der Liebe und Aufopferung. Indem Lazare das verlorene Geschöpf zur Wächterin und Gefährtin des von ihm in jener Schreckensnacht entführten Mädchens bestellt, dessen frische Natur seine Lüsterheit gereizt, hatte er geglaubt, eine Helferin seiner Absichten zu haben und desto eher die Unschuld der Tyrolerin zu besiegen. Aber wenn auch die Dirne, von der Drohung des Legionairs geschreckt, ihren frühern Geliebten zu verderben, was – wie sie wußte – ihm ein Leichtes war, nicht wagte, das unglückliche Mädchen zu befreien, sie – die Verlorene – war eine treue Wächterin ihrer Unschuld und duldete selbst oft rohe Mißhandlungen um derenwillen. Vergebens hatte Lazare auch versucht, sie aus der Wohnung in dem Hintergebäude zu vertreiben, die er ihr eingeräumt, und die von seinem zu heimlichem Verkehr eingerichteten Zimmer aus durch einen Gang mit dem Hotel nach dem Platz am Hof in Verbindung stand; die Dirne hatte sich trotzig geweigert oder gedroht, die Tyrolerin mit sich zu nehmen, und ihr Einfluß unter ihres Gleichen und dem Proletariat war durch ihren kecken, bald alle Schranken überspringenden Charakter so groß geworden, und er hatte sie selbst zu so vielen Dingen seither benutzt, daß er sich scheute, einen unnützen Lärm zu erheben. Wie bei Allem, was er berechnend that, zählte er auf eine günstige Gelegenheit, seinen Zweck zu erreichen und wußte, daß es ihm ein Leichtes sein werde, sie sich später vom Halse zu schaffen, wenn, wie er bei der Wendung der Dinge bald als unvermeidlich erkannte, die Reaction den Sieg gewann und die cernirte Stadt fiel. –

Die Dirne stand mit erhitztem, geröthetem Gesicht hinter dem Tyroler. Ihr Äußeres zeigte die Spuren eines Handgemenges, und in der That hatte sie ein solches nicht gescheut, als sie bei der Auflösung der tapfern Amazonenschar unter dem Donner des Bombardements nach Hause flüchtend, Lazare in seiner Schandthat gestört.

¹Weine nicht.

Dem Zornschäumenden gegenüber würde selbst ihr entschlossener Widerstand unterlegen sein, da in jenem Augenblick die Hand des Juden selbst vor einem Mord nicht zurückgeschreckt hätte, wenn ihr nicht ein unerwarteter Beistand gekommen.

Es war Haspinger, der wie der Schakal der Spur des Tigers folgend, als er den Legionair nicht zurückkommen sah, dem Mädchen durch die offen gelassene Thür nachstieg.

Die Entwicklung des Drama's war rasch und kurz gewesen.

Ein Blick hatte dem alten Mann sein theures Kind in dem empörenden Zustand der verurtheilten Gewaltthat gezeigt, und er hatte sich auf sie geworfen, sie von der schmachvollen Fessel zu befreien.

Diesen Augenblick hatte Lazare benutzt, nach seinem Zimmer zu entfliehen, denn er fühlte, daß sonst der nächste sein Leben geendet hätte.

In der That hatte er kaum Zeit gehabt, den Revolver zu ergreifen und die Thüre des Ganges zu öffnen, als die andre unter dem Fußstoß des alten Tyrolers zusammenbrach.

Zwei Kugeln, die der Flüchtende hinter sich abschoß, verfehlten ihr Ziel – so ging die schreckliche Jagd durch den Corridor und mehrere Gemächer dem Vorderhause zu, nur die Lokalkenntniß des Doctors hatte ihm ermöglicht, dem grimmen Verfolger den Vorsprung abzugewinnen und ihn durch den Verschuß der Thüren aufzuhalten.

Die Wienerin hielt den leichten Säbel, mit dem sie in der Schaar ihrer Gefährtinnen bewaffnet gewesen, in der Rechten, ihre Linke zog das Tyroler Mädchen hinter sich drein. Das Gesicht desselben war noch entstellt von den rohen Mißhandlungen, mit denen der Legionair sie betäubt; stiegende Röthe und Blässe wechselte auf demselben, die weiße Reihe der Zähne war fest auf die Lippen gepreßt.

Als sie ihren ehemaligen Verlobten sah, zuckte sie heftig zusammen, dann, wie stehend, breitete sie ihm die Hände entgegen und ein Thränenstrom erleichterte ihre Verzweiflung.

»O Franz! Franz!«

Es war, als schüttele bei dem Ruf der Feldweibel gewaltsam die letzten Wolken, die seinen Geist umnachtet, von sich. Er sprang empor.

»Herr im Himmel – was is mit mir g'schehn? Bei meiner Mutter selig – sprech' nit aus, Nön'l, was Dir auf der Lipp' schwebt – der Franz ... «

»Der Franz ist todt für mich!« sagte der Alte dumpf und fest. »Wo ist er hinaus?«

»Wer?«

»Der Jud! Der rüche Bub, der dem Dirndl Gewalt ang'than! Er muß sterben von des Haspinger's Hand!«

»Ich weiß nit, was D' red'st, Nön'l, was ist g'scheh'n?« Dort hinaus – sie sind aus dem Haus entflohn!« schrie die Wienerin, als der schwere Schlag der Hausthür herauf dröhnte.

Der Greis stieß die Leiche und die heulende Amme zur Seite, die ihm den Weg versperrten.

»Wenn Du von des Haspinger's Blut bist, so komm'!«

Und mit der Kraft eines Jünglings flog der alte Mann den Gang entlang, über die breite Stiege hinab und durch den Flur des Hauses, den er vor wenig Wochen erst an der Hand seiner Großnichte zu seinem und ihrem Unglück betreten.

Der Feldweibel wickelte stumm die blutigen Binden um den Stumpf seines Armes und winkte den beiden Mädchen.

»Kommt! ich fühl's – der Tag des Gerichts is da!«

Er schritt dem Alten nach – die beiden Mädchen folgten ihm hastig, während das Ungarweib bald Flüche, bald Gebete hinter ihnen d'rein schrie.

Der Platz am Hof bot in diesem Augenblick ein wild belebtes Bild.

Vom Kohlmarkt und der Freiung heraufdringend, trieben die Seressaner und die Plänkler der Ottochaner die letzten Haufen der Mobilien und Legionaire vor sich her, und es entspann sich auf

dem Platz selbst vor dem Kriegsgebäude ein kurzes, aber hitziges Gefecht, während die Straße daher bereits die Feldmusik des im Geschwindschritt anrückenden Bataillons herauftönte.

Die Stadtgarden an der Hauptwache standen Gewehr bei Fuß, die Ankunft und die Ablösung der Truppen erwartend und jeden Versuch der Mobilien, sich in die Höfe des Gebäudes zu werfen, zurückweisend. Einzelnen und gruppenweise schossen und stachen sich die flüchtenden Mobilien und Legionäre mit den tirailirenden Jägern und Grenzern herum, im letzten Kampf der Verzweiflung und Wuth, aber mit jedem Augenblick verminderte Flucht und Tod ihre Zahl.

In dem Augenblick, wo Lazare mit der Gräfin aus dem Hause trat, erschien die *Tête* der Colonne auf dem Platz, ein Hauptmann an ihrer Spitze, und marschirte unbekümmert um das Scharmützel gegen den Eingang des Kriegsgebäudes.

Lazare hatte mit raschem Blick, obschon die Dämmerung bereits eingetreten, die Sachlage erkannt, und die Gräfin mit sich fortreißend, mit der andern Hand sein Tuch schwenkend, eilte er unter dem Ruf: »Es lebe der Kaiser! Zu Hilfe, zu Hilfe!« auf den kommandirenden Offizier zu!

»Im Namen des Fürsten, Herr, verlange ich Ihren Schutz für mich und diese Dame,« keuchte er, vor dem Offizier haltend, »man verfolgt uns, weil ich kaiserlich gesinnt bin. Lassen Sie jenes Haus dort besetzen – es sind gefährliche Menschen darin, Führer der Rebellen und Feinde der guten Sache!«

Der Hauptmann hielt einen Augenblick an. »Wer sind Sie?«

Das scharfe Auge des Spions hatte ihn bereits erkannt. »Ich stehe unterm Schutz des Fürsten – Sie sahen mich bei ihm diese Nacht im Schwarzenberg'schen Garten! – Zum Teufel – dort kommen die Rasenden. Ihren Schutz, Herr!« Er drängte sich und die Gräfin in die Colonne der Soldaten, die sich um sie wie eine eiserne Mauer schloß.

Über den Platz kam in langen Sprüngen der alte Tyroler, das Beil in der Hand schwingend. Dicht hinter ihm verließ der Feldwebel mit den beiden Mädchen das Haus.

Die beginnende Dunkelheit hatte Jenen die Spur seines Opfers auf einen Augenblick verlieren gemacht. Er blickte wild um sich, den Entflohenen zu suchen.

In diesem Augenblick hatte sich das letzte Häuflein der Barrikadenkämpfer, durch die Tirailleurs abgeschnitten, zwischen ihn und den Feldwebel mit den Mädchen geworfen und wurde, verzweifelten Widerstand leistend, gegen die Colonne der Truppen getrieben.

Es waren ihrer sechs oder acht – darunter ein Soldat in der Uniform des Bataillon Richters. Er wehrte sich mit Kolben und Bayonnet wie ein Rasender gegen die Übermacht.

Die Tyrolerin hatte sich von ihrer Gefährtin losgerissen, indem sie den Großohm erblickt, und floh zu ihm hinüber. »Um Jesu Liebe Willen, rette den Franz, Nön'l, rette den Franz oder sie schießen ihn todt!«

»Gott geb' es!« sagte der Alte, sie umfassend. »Besser hier, als auf dem Anger!« –

»Ignaz!«

Der Grenadier hielt einen Augenblick inne in seiner Gegenwehr. An seine Brust flog die Dirne, ihn umschlingend – es war der Soldat, für den sie damals dem Verführer von Ehre und Treue in der Kneipe der Wieden den Schmatz gegeben.

»Ignaz – bitt' um Pardon! Thu's um meinetwillen.«

»Falsche Hexe, hast mich verrathen! Sterben muß ich so oder so!« Er versuchte sie von sich zu stoßen, aber sie hielt wie eine Klammer an ihm.

Die Hand der Gräfin hatte den Arm des Offiziers gefaßt. »Sehen Sie den Mann dort in der zerissenen Uniform zwischen den drei Anderen?«

»Was ist's?«

»Er ist ein Soldat, ein Überläufer, und schuld an dem Unglück vom Sechsten!«

»Erste Section Front! – Fällt das Gewehr! – Vorwärts! Fangt die Schurken lebendig!«

Drei der Mobilen schlugen sich noch – es waren sämmtlich Männer von den Truppentheilen, die am 6ten mit den Wiener Rebellen fraternisirt und zu ihnen übergegangen waren. In ihrer Mitte sah man die lange Figur des Feldwebels stehen, die Arme gekreuzt, unbeweglich.

Die drei Männer wußten, daß sie als Deserteure dem Tode verfallen, und sie schlugen sich, bereits aus vielen Wunden blutend, wie Rasende, um wenigstens im Kampfe einen ehrlichen Soldatentod zu sterben, gegen den Kreis der Bayonnette, der sich um sie verengte.

»Halt! Gewehr ab!«

Es war das erste Wort, das der Feldwebel zu den ehemaligen Kameraden gesprochen – aber das Commando klang so mächtig und gebietend, daß unwillkürlich zwei der Soldaten die kurzen Säbel sinken ließen, mit denen sie bisher um sich gehauen, nur der Dritte – der Franzel Geliebter – hob die Muskete.

»Nimm Pardon, Ignaz, nimm Pardon!«

»Niemals!«

Sein Kolben schmetterte gegen die Bayonnette – zehn Eisen fuhren nach seiner Brust, vor die sich das Mädchen warf, und durchbohrten die beiden Leiber, die wenigstens der Tod gereinigt und vereint! Die Anderen mit dem Feldwebel waren im Nu entwaffnet und gebunden.

Das Auge der sterbenden Dirne kehrte sich nach oben – über ihr streckte sich ein dunkler Arm von Eisen, auf einem Steinbett ruhte ihr zuckendes Haupt – Blut hatte die Stelle schon früher getrunken und sie selbst den Mördern das Opfer geliefert.

Der Soldat und das Mädchen, die Beiden aus dem Volk, rangen den letzten Kampf des Lebens unter demselben Laternenpfahl, der die verstümmelte Leiche des Ministers getragen.

Und der Bube, der sie verlockt, der sie mißbraucht zu seinen finsternen Plänen?

Ruhig und sicher stand er mit der Messaline von edlem Blut zwischen den starrenden Bayonnetten, und der Wall der Soldaten schützte ihn gegen die Rache Derer, deren Glück sie Beide zerstört.

Der alte Tyroler hielt das weinende Mädchen im Arm und suchte sie mit hundert Worten der Liebe zu beruhigen. Seine Kraft war gebrochen, als sein Auge auf den Enkel fiel, den, die Hände auf den Rücken gebunden, die Soldaten mit den beiden anderen Gefangenen in den Kreis der Offiziere stießen.

Dieser vergrößerte sich durch die fortwährend anmarschirenden Truppen von Minute zu Minute. General Karger mit seiner Suite hielt bereits auf dem Platz – nach allen Seiten marschirten die Abtheilungen, die wichtigsten Punkte zu besetzen, flogen die Adjutanten. Die Wache der Nationalgarde am Kriegsgebäude war bereits entwaffnet, das Gebäude besetzt, auf dem Platz selbst schickten sich die Ottochaner und die Jäger an zu bivouacquiren. Vom Rothen Thurm- und Kärnthner Thor her kam die Nachricht, daß die Truppen einmarschirt – Feldartillerie protzte auf dem Platz ab und kehrte die drohenden Mündungen gegen die inneren Straßen; aber jeder Widerstand hatte bereits aufgehört, die Stadt war in der Gewalt des Militairs. Lichter in den Fenstern, Fackeln auf den Straßen erhellten den Platz.

Der General betrachtete mit finstern Blick die Stelle, von der er wußte, daß Graf Latour so schmachlich dort geendet. Fortwährend führte man Gefangene ihm vor oder überbrachte Meldungen.

In dem Augenblick, wo er eben mit Lazare und der Gräfin, die ihm gleichfalls vorgeführt worden, einige Worte gewechselt und auf das Andringen des Doctors, der sich aus seine Unterredung mit dem Feldmarschall berief, eine Sauvegarde für die Wohnung der Gräfin bewilligt hatte, führten die Grenzer die drei gefangenen Soldaten herbei. Zugleich brachten Andere den alten Tyroler, den sie mit dem Beil in der Hand gefunden und zu dem bawaffneten Proletariat gehörig geglaubt hatten.

Der Kniff, den die Radikalen gebraucht, nicht blos die wirklich fahnenflüchtigen Soldaten in ihren Uniformen zu lassen, sondern auch viele andere Personen mit solchen zu bekleiden, um

so glauben zu machen, daß eine große Zahl von Überläufern in ihren Reihen kämpfte – war das Verderben der Unglücklichen, die blutend, mißhandelt von der Erbitterung ihrer früheren Kameraden, des Urtheils harrten.

»Schändlich! schändlich – « rief der General. »Kaiserliche Soldaten unter den Rebellen. Ein Deutschmeister!¹ Dein Name, Schurke?«

»Stefan Avinger!«²

»Und Du?«

Der Mann schwieg trotzig und warf nur einen tückischen Blick unter den buschigen Brauen auf die Sieger, während aus einer Kopfwunde das Blut dunkel über sein böhmisches Gesicht perlte. Aber die alte Jäger-Uniform verrieth ihn.

Eine Stimme aus der Umgebung sagte: »Hier ist das Zeichen des zwölften Bataillons.«

»Der Strick ist zu gut noch für den Buben! Fort mit ihnen, bis Standgericht über sie gehalten wird.«

»Wer ist dieser?«

»Er hat sich ohne Widerstand ergeben und war unbewaffnet,« berichtete ein Offizier.

»Er ist ein Deserteur! Feldwebel vom Bataillon Richter – ein Verräther am Kaiser!«

Die Blicke Aller wandten sich nach der Stelle, woher die Denunciation kam – es war die Gräfin Törkyeny, die gesprochen und jetzt ruhig und kalt ihre Worte wiederholte.

»Von Richter? Der Halunke! Es waren die Ersten. Hierher, Herr Major, wenn's beliebt!«

Ein eben herbeikommender Stabsoffizier ritt heran.

»Was befehlen Excellenz?«

»Kennen Sie diesen Gefangenen? Er soll ein Deserteur von Ihren Grenadieren sein?«

Der Major ritt einen Schritt vor. Anfangs erkannte er den von Leiden und Krankheit Entstellten nicht, dann rief er plötzlich: »Um Gott – Feldwebel Stockhammer – wie kommen Sie hierher? – euer Excellenz erinnern sich, daß die Depeschen, wegen des Ausmarsches der Truppen, und wichtige Papiere am 6ten verloren gingen – das ist der Mann, dem sie übergeben waren!«

Der Rapport erregte offenbar bei dem Commandirenden ein größeres Interesse, als er sonst dem Gefangenen in diesem Augenblick gewidmet haben würde. Er heftete einen festen Blick auf den Mann, der regungslos, stumm noch immer vor ihm stand.

»Also ein doppelter Verräther! – Aber halt – der Mann ist verwundet, er wurde es vielleicht bei Vertheidigung der Depeschen, und diese sind ihm mit Gewalt abgenommen, denn er sieht aus, wie ein tüchtiger Soldat.«

»Der wackerste im Bataillon!«

»Die Papiere sind ihm nicht abgenommen – er hat sie als Verräther den Führern der Rebellion überliefert,« sagte die Gräfin. »Ich kann es bezeugen, denn es geschah in meiner Gegenwart – und dort steht sein Genosse!«

Sie wies nach dem alten Haspinger, der, entsetzt über die reche Anklage der Schuldigen, sie mit starrem Blick anschaute.

»Halt,« sagte der Major, »das ist ein Irrthum, ich erinnere mich, diesen Mann gesehen zu haben, er selbst brachte die Papiere zurück, die Jener unterschlagen, aber es war zu spät.«

»euer Excellenz halten zu Gnaden, der Greis ist unschuldig,« sagte vortretend der Capitain Odelga. »Er war diese Nacht bei den Truppen im Belvedere und kann erst mit uns in die Stadt gekommen sein.«

¹Regiment Deutschmeister.

²Erschossen.

»Wir haben keine Zeit jetzt, das zu untersuchen,« entschied der General. »Lassen Sie den schurkischen Deserteuren Fesseln anlegen und bringen Sie den Alten dort mit den anderen Gefangenen zur Wache, bis er sich legitimirt. Major Kaiser, lassen Sie den Stephansplatz besetzen und eine halbe Batterie vor dem Thurm auffahren. Ihr Bataillon bivouacquire auf dem Platz und in der Kirche. – Wie steht es mit dem Brand?«

Ein Adjutant berichtete, daß man des Feuers in der Hofburg bereits Herr sei.

»Lassen Sie alle zehn Minuten Cavallerie-Patrouillen durch die Straßen gehen. Beim geringsten Widerstand geben die Posten Feuer. Jetzt, meine Herren, lassen Sie uns zum Kriegsgebäude gehen, denn – Wien gehört dem Kaiser!«

Er hob den Hut – ein tausendstimmiger Jubelruf der Soldaten über den ganzen Platz hinweg erschütterte die Luft: »*Zivio! Zivio!* Es lebe der Kaiser!«

2. STERBEN.

Es war am Abend des 8. November – gegen zehn Uhr.

In dem Kamin eines großen düstern Zimmers der Hofburg brannte ein helles Feuer, denn es war bereits empfindlich kühl in den weiten Sälen und Corridoren. In dem mit kaiserlicher Pracht decorirten Zimmer sah es nach militairischer Bewohnung aus – Uniformstücke auf einzelnen Stühlen, Waffen in den Ecken, ein Reitersäbel quer über einem großen mit einer kostbaren Damastdecke überlegten Tisch, auf welchem sich Haufen von geöffneten Depeschen und anderen Papieren befanden.

Die lebensgroßen Bilder mehrerer alten Glieder des Hauses Habsburg-Lothringen, Frauen in der steifen Tracht des vergangenen Jahrhunderts, Männer in leichtem Harnisch oder mit großen Allongeperücken schauten wie verwundert über die Störung ihrer Ruhe von den mit goldgedruckten Ledertapeten überzogenen Wänden auf die fremden Eindringlinge.

Dennoch war der jetzige Bewohner des Gemaches ein solcher, der gewohnt und geboren war, in fürstlichen Palästen zu verkehren.

Der Bewohner des Gemaches der kaiserlichen Burg war in diesem Augenblick der Generallissimus des Kaisers über die Truppen diesseits der Alpen, der Fürst Windischgrätz, der in Schönbrunn sein Hauptquartier genommen.

Der alte Soldat stützte den Arm auf den Tisch, der in der Nähe des Kamins stand und mit Papieren bedeckt war, zwischen denen zwei silberne Armleuchter die Umgebung erhellten. Das Gesicht des Fürsten war ernst und streng, ja finster, die Falte auf der Stirn, mit der er den Rapport des auf der andern Seite des Tisches stehenden Offiziers anhörte, verkündete eine gewichtige Entscheidung. Der Feldmarschall trug einen leichten Uniform-Hausrock ohne weitere Abzeichen, aber Niemand, der die Scene still mit angesehen, würde auch nur einen Augenblick gezweifelt haben, daß er über Leben und Tod zu gebieten habe.

Der dem Fürsten gegenüber stehende Offizier trug die Abzeichen eines Auditeurs, es war der Auditeur, Hauptmann **Wolfram** vom Standgericht.

»Geben Sie den Protest her,« befahl der Fürst.

Der Auditeur überreichte aus seinen Akten ein Papier dem Feldmarschall. Es war der Protest, den an demselben Nachmittag die Abgeordneten des deutschen Parlaments, **Robert Blum** und **Fröbel**, aus ihrer Haft in dem Stab-Stockhause an den Militair-Gouverneur von Wien gerichtet hatten.

Die beiden Reichstagsabgeordneten hatten, in der festen Annahme, daß ihnen in ihrer Eigenschaft als Abgeordnete des Frankfurter Reichstages, trotz ihrer persönlichen Betheiligung an der Wiener Rebellion und dem Kampf, Niemand wagen würde, ein Haar zu krümmen, ruhig in Wien die Entwicklung der Ereignisse nach der Einnahme der Stadt abgewartet, ja gewissermaßen durch ihre Haltung der militairischen Dictatur Trotz geboten, während ihre beiden bei

weitem weniger compromittirten Gefährten, Hartmann und Trampusch, so klug waren, sich in aller Stille zu salviren.

Es kann kaum in Zweifel sein, daß man die beiden Sendboten der Revolution bei einem gleichen Verfahren würde haben laufen lassen, denn man kümmerte sich volle drei Tage nicht um sie. Der Volksmann in eitlem Trotz auf sein mißbrauchtes Mandat forderte die furchtbare Entscheidung seines Schicksals selbst heraus.

Die Stadt war nach der Einnahme am 31sten in Belagerungszustand erklärt worden, die öffentlichen Plätze, die Thore und die Basteien waren mit Truppenabtheilungen besetzt, durch die Straßen gingen bei Tag und Nacht Patrouillen, nur Militairpersonen wurde an den Thoren der Ein- und Ausgang gestattet, Niemand durfte die innere Stadt verlassen, der nicht eine Passivkarte vom Stadtcommandanten hatte.

Trotz dieser Maßregeln zeigte sich bald wieder auf den Straßen und in den Wirthshäusern das rege Leben, das dem warmblütigen, die Gesellschaft liebenden Wiener Bedürfniß ist. Halb Wien athmete ohnehin auf unter dem Schutz der Bayonnette, von der so lange bestandenen Angst, und die andre Hälfte nahm wenigstens den ähnlichen Schein an.

Blum und Fröbel blieben unbelästigt in ihrem Gasthof zur Stadt London am Neuen Markt, machten einzelne Ausgänge und verkehrten mit ihren Freunden Abends in den Wirthsstuben.

Am Abend des 1. November war auf diese Weise Blum noch in dem ›Gasthaus zur Pfeife‹ gewesen. Eine Gesellschaft kaiserlicher Offiziere hatte an einem andern Tisch Platz genommen, ihre Reden und die Blicke, mit denen sie ihn fixirten, hätten ihn warnen sollen – aber der Volkstribun verschmähte, wie gesagt, im republikanischen Dünkel jede Warnung des gesunden Menschenverstandes.

Am folgenden Morgen richtete Blum mit den anderen Reichstagsabgeordneten ein Schreiben an dem zum Commandanten designirten General Chorich, in dem sie um Passirscheine zur Rückkehr nach Frankfurt nachsuchten.

In einem sehr höflichen Schreiben antwortete der General, daß nicht er, sondern General Cordon dergleichen Scheine auszuthemen hätte.

Blum wandte sich am andern Tage mit dem gleichen Antrag an der General Cordon. – Den Abend des 3ten brachte er noch in einer lustigen Gesellschaft seiner Gesinnungs- und Kampfgenossen zu. Blum erklärte prahlerisch, daß er von Frankfurt wöchentlich einen Brief an Windischgrätz schreiben und sich sein deutsches Schwert zum Andenken an die Wiener Octobertage zurückfordern werde, das ihm das Obercommando der Nationalgarde zum Andenken verehrt und das er bei der allgemeinen Ablieferung der Waffen mit hatte abgeben müssen.

Um sechs Uhr Morgens wurde plötzlich der Gasthof von einer Militair-Abtheilung besetzt, und ein Offizier, in Begleitung eines Polizeicommissars und zweier Polizeidiener, trat in das Zimmer, wo Blum noch zu Bett lag. Der Offizier erklärte, daß er Befehl habe, die Herren Blum und Fröbel zu verhaften. Beide erwiederten, daß sie als Abgeordnete des deutschen Parlaments unverletzlich sein, worauf natürlich der Offizier keine Rücksicht nehmen konnte. Der schriftliche Befehl zur Verhaftung in seiner Hand war auf der Rückseite des Schreibens ausgefertigt, das Blum und Fröbel am Tage zuvor an den General Cordon gerichtet hatten.

Sie wurden Beide, unter der Bewilligung, ihre Effecten mit sich zu nehmen, unter militairischer Escorte nach dem Stab-Stockhause gebracht und es wurde ihnen auf den besondern Befehl des Generals, sie mit aller Rücksicht zu behandeln, ein bisher für die Kanzlei des Gefängnisses benutztes Zimmer zur gemeinsamen Haft angewiesen.

Hier blieben die beiden Gefangenen, ohne daß weiter ein Schritt gegen sie erfolgte, unbelästigt bis zum 6ten und beschäftigten sich nach ihrem Belieben.

Am 6ten wurde ein dritter Gefangener, ein Signor Matteo **Paduani**, angeblich ein Adjutant Messenhausers, in dasselbe Zimmer gesetzt. –

Der Fürst verglich das Papier, das ihm der Auditeur überreicht, mit einem vor ihm liegenden.
 »Wer hat den unverschämten Wisch geschrieben?«

»Nach der Handschrift zu ertheilen, der Angeklagte Fröbel. Die beiden Herren haben unterschrieben.«

In diesem von Blum entworfenen Concept finden sich folgende Worte: »Die Unterzeichneten behalten sich vor, sobald sie wieder frei sein werden, alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung zu bringen, um sich und dem deutschen Volke Genugthuung zu verschaffen.«

»Der zweite Angeklagte hat wahrscheinlich sich gescheut, dies hinzufügen.«

»Die Sprache ist auch ohnedies unverschämt genug.«

»Eine Stunde nach Eingang des Protestes ist dem Befehl Eurer Durchlaucht gemäß das Standgericht eröffnet worden.«

»Rapportiren Sie weiter.«

»Der Angeklagte hat zunächst gegen die Berechtigung des Standgerichts, über ein Mitglied des deutschen Reichsparlaments zu richten, protestirt und sich auf seine Unverletzlichkeit als solches und seine Mission berufen.«

»Zum Henker mit ihrem Parlament – was geht einen kaiserlichen General das Frankfurter Parlament an? – Dennoch soll mit meinem Wissen und Willen keinem Menschen sein Recht verkürzt werden. Stellen Sie mir kurz zusammen, worauf diese Herren ihr angebliches Recht begründen.«

Der Fürst lehnte sich in dem Sessel zurück und hörte aufmerksam der Auseinandersetzung des Auditeurs zu.

»Nach den Zeitungsberichten,« erklärte dieser, »hatte unterm 12. October eine Anzahl von 63 Mitgliedern der Linken des Frankfurter Parlaments den dringenden Antrag gestellt: in Erwägung der großen Verdienste, welche sich die Majorität des constituirenden Reichstags in Wien und die heldenmüthige Demokratie Wiens in Bekämpfung der Reaction, der verrätherischen Minister – «

»Latour!« unterbrach ihn bitter der Fürst.

»Und der freiheitsmörderischen Camarilla an den Tag gelegt haben: erklärt die deutsche Nationalversammlung, daß beide sich um das Vaterland verdient gemacht haben.«

»Und dieser Schandantrag?«

»Er ist von der Majorität verworfen worden!«

»Weiter!«

»Darauf haben mehrere Mitglieder der Linken unterm 13. October – also ohne Bevollmächtigung des Parlaments – eine Adresse an den Reichstag gerichtet, welche durch die vier Abgeordneten am 17ten überbracht und dem gesetzwidrig forttagenden Reichstag übergeben wurde. Hier ist die Abschrift des Dokuments.«

Der Fürst las sie durch. »Es steht selbst in dieser frechen Sanctionirung der Rebellion kein Wort von einem weitergehenden Auftrag, als dem der Überbringung.«¹

»Eure Durchlaucht sprechen den Kern der Frage aus. Selbst bei einer Anerkennung der Befugnisse des Frankfurter Parlaments als Plenum können doch die Herren Blum und Complicen nur als Privatpersonen im Auftrage einer Unzahl anderer Privatpersonen betrachtet werden, und es fehlt ihnen gänzlich der amtliche Charakter, der z. B. den Herren Welker und Mosler in ihrer Mission zur Seite stand.«

¹Die Adresse lautete: »An die Wiener! Eure großartige Erhebung hat unsere Bewunderung erregt. Der blutige Kampf, den Ihr so glorreich bestanden habt, ist auch für uns, Eure Brüder, bestanden worden. Wir wissen, daß Ihr auch ferner, wie bisher, fortfahren werdet in Euren Bestrebungen, und daß Ihr dem übrigen Deutschland voranleuchten werdet durch Manneszucht und Energie. Wir senden Euch vier unserer Freunde, um Euch unsere ungetheilte Hochachtung und unsere innige Dankbarkeit für Eure Verdienste um die Freiheit auszudrücken.«

Ein leichter Zug von Hohn flog über das ernste Gesicht des Fürsten. »Das ist wahr – diese Herren sind zu respectirende Reichs-Commissaire! Weiter!«

»Am 18. October richteten die vier Herren eine Adresse an die ›heldenmüthigen Bewohner Wien's‹, in welcher sie nochmals des vorhin erwähnten Zweckes ihrer Mission erwähnen, zugleich aber erklären, die Gefahren der Wiener theilen und mit ihnen stehen und fallen zu wollen.«

»Es soll nach ihrem Willen geschehen!«

»Die sogenannten Deputirten ließen sich in die akademische Legion einreihen, der Angeklagte Blum trat später als Hauptmann in das aus den radikalsten Elementen gebildete sogenannte Elite-Corps. Am 23sten hielt Blum in der Aula eine überaus aufregende Rede.«

»Er gesteht sie zu?«

»Die Abschrift derselben nach den stenographischen Aufzeichnungen, die Euer Durchlaucht dem Gericht zugehen ließen, sind ihm vorgelegt worden – er hat den Inhalt nicht läugnen können, namentlich hat er die bezeichneten Stellen zugegeben.«

Der Fürst nahm den Abdruck der Rede und wiederholte die bezeichnete Stelle laut. Sie sagt: »Keine halbe Revolution! Fortschreiten, wenn auch blutiges, auf der eingeschlagenen Bahn, vor Allem keine Schonung gegen die Anhänger des alten Systems, die Ruhe aus selbstsüchtigen Absichten begehren, **gegen diese werde ein Vernichtungskampf ohne Erbarmen geführt.** Wenn Wien den Tod im Kampfe für die Freiheit sterben sollte, so wird aus seines Asche sich ein zermalmender Rachegott über Deutschland erheben!«

»Wir werden diesen Phönix erwarten; die Büchsen unserer Jäger tragen ziemlich weit. Diese Rede ist eines Marat würdig. Das ist also die Freiheit dieser Freiheitshelden **Vernichtung ohne Erbarmen allen Denen**, die nicht wollen und denken wie sie! – Nun wohl! wir wollen diese **eigene Lehre** auf sie anwenden und sehen, wie sie ihnen gefällt!« Der alte General hatte sich erhoben und stand an dem Kamin, die Falte auf seiner Stirn war drohender, tiefer geworden, seine Augen blitzten.

»Der Angeklagte hat ferner zugeben müssen, am 26. October als Führer einer Compagnie des Elitecorps und unter Kenntniß der Proclamationen vom 20. und 23. October an dem bewaffneten Anfuhr und an dem Kampf der Rebellen gegen die kaiserlichen Truppen, namentlich aber an der Landstraßenbrücke, thätlich Theil genommen zu haben, er beruft sich jedoch darauf, daß er nach Abschluß der Capitulation sich nicht mehr am Kampf betheiligt habe.«

»Und die Zeugen?«

»Sie bekunden, daß am Abend des 29sten, nachdem bereits die Capitulation abgeschlossen war, und an den beiden folgenden Tagen der Angeklagte sich noch fortwährend an den Sitzungen der demokratischen Ausschüsse im Rothen Igel betheiligt und zur Fortsetzung des Widerstandes mit Hohn und Spott aufgefordert hat. Die letzten Worte, die durch Zeugen von ihm bekundet werden können, wurden bei dem Beginn des Kampfes gegen das Einrücken der kaiserlichen Truppen am Mittag des 31sten auf dem Stephansthurm gesprochen, . . . Sie lautet: »Es ist zwölf Uhr vorüber und die schwarzgelbe Fahne weht nicht vom Thurme, ich nehme jetzt gern den Vorwurf zurück, den ich im Comité den Wienern gemacht habe.«

»Ein Aufhetzer bis zum letzten Augenblick. Lesen Sie das Urtheil.«

Der Auditeur nahm das Dokument und las es vor.

Das Actenstück lautet:

»Herr Robert Blum, zu Köln in Rheinpreußen gebürtig, 40 Jahre alt, katholisch, verheirathet, Vater von vier Kindern, Buchhändler zu Leipzig, welcher bei erhobenem Thatbestande durch sein Geständniß und Zeugen überwiesen ist, am 23. October l. I. in der Aula zu Wien durch Reden in einer Versammlung zum Aufruhr aufgeregt, und am 26. October l. I. an dem bewaffneten Aufruhr in Wien als Commandant einer Compagnie des Elitecorps thätigen Antheil genommen zu haben, soll nach Bestimmung der Proclamation Sr. Durchlaucht des Feldmarschalls Fürsten zu Windischgrätz vom 20. und 23. October, dann nach § 4 im 62. Art. der Theres.-Gerichtsordnung mit dem Tode durch den Strang bestraft

werden. So gesprochen in dem Standrechte, angefangen um 5½ Uhr Abends am 8. November 1848. gez. **Cordier**, Major, als Präses.«

»Wie war das Urtheil?«

»Einstimmig!«

»Geben Sie her!«

Der Auditeur überreichte ihm das Blatt und tauchte die Feder ein.

Der Fürst nahm sie und hob die Hand zum Unterzeichnen.

Plötzlich legte er die Feder wieder nieder.

»Wer ist dieser Padovani, von dem Sie mir als Zeuge gesprochen?«

»So viel ich gehört, ein ziemlich verrufenes Subject. Er ist ein Italiener und derselbe, der am 29sten in der Versammlung der Nationalgarden im Reichstagssaal, als Messenhauser erklärte, daß Wien sich nicht länger halten könne, ihn einen Verräther nannte und die Wahl Preßler's von Sternau zum Ober-Commandanten forderte. Mehrere Compagnieen der Nationalgarde haben ihn ausgestoßen, aber er besitzt ein Mandat als Vertrauensmann derselben, von Messenhauser selbst gezeichnet, gegen den er sich gleichfalls zum Zeugniß erboten.«¹

Der Fürst zuckte verächtlich die Achseln. »Buben und Verräther!«

Er ging zwei Mal im Zimmer auf und nieder, dann trat er zum Tisch und läutete.

Ein Adjutant trat ein – der Fürst sagte ihm heimlich einige Worte, worauf jener das Gemach wieder verließ.

»Sind Sie allein hier?«

»Nein, Durchlaucht. Auf mein Ersuchen hat mich ein Mitglied des Standgerichts hierher begleitet, um Euer Durchlaucht meinen Rapport zu bestätigen.«

»Wer?«

»Hauptmann Janda von Kaiser-Infanterie!«

»Ich kenne ihn; er ist ein braver Offizier und wir verdanken seiner Umsicht wahrscheinlich die Rettung der kaiserlichen Burg. Wo befindet er sich.«

»Er erwartet Eurer Durchlaucht Befehle im Vorzimmer.«

Der Fürst ging noch einmal durch das Gemach auf und nieder, dann blieb er vor dem Auditeur stehen.

»Ist der Freimann benachrichtigt?«

»Es befindet sich augenblicklich kein solcher in Wien.«

Der Feldmarschall reichte ihm das Urtheil. »Haben Sie die Güte, Herr Hauptmann, dies Papier dem Generalmajor Hipseck zu überbringen. Ich werde denselben binnen einer Stunde meinen Entschluß wissen lassen.«

Der Auditeur verbeugte sich. »Das Standrecht hat nach Herrn Blum über einen zweiten Verbrecher abzurtheilen gehabt und auf Tod durch den Strang erkannt. Ich habe die Ehre, Eurer Durchlaucht das Urtheil zur Bestätigung vorzulegen.«

»Wer ist der Verbrecher?«

»Ein Soldat – der Feldwebel Stockhammer.«

»Das ist der Schurke, der die Ordres unterschlagen und so den Kampf an der Taborbrücke veranlaßt hat. Geben Sie her – keine Gnade für den fahnenflüchtigen Verräther!«

Der Auditeur schien nur ungerne und zaudernd das verhängnißvolle Papier zu übergeben. »Der Mann,« sagte er, »ist ohnehin eine Beute des Todes – die Ärzte haben erklärt, daß er in Folge einer vernachlässigten Amputation sterben muß!«

»So ist keine Zeit zu verlieren mit der Vollstreckung des Urtheils,« entschied der Fürst rauh. »Geben Sie her!«

¹Der Leser, dem vielleicht unser Buch ›Sebastopol‹ bekannt ist, wird sich des Schicksals Paduani's aus dem 1. Theil Seite 376 erinnern.

»Ich darf Euer Durchlaucht nicht verschweigen, daß – obschon der Angeklagte selbst zwar seine Schuld bereitwillig eingestanden, aber jede nähere Aussage verweigert hat – Umstände sich ergeben haben, die auf eine Verleitung zu dem Verbrechen durch Personen vornehmen Standes hindeuten.«

»Ich weiß – ich weiß! Das ist eine Privatangelegenheit und ändert an der Schuld des Soldaten Nichts! Die Execution soll morgen früh vollzogen werden und wenn man ihn hinaus tragen müßte.«

Der Auditeur verbeugte sich. »Haben Euer Durchlaucht noch Etwas zu befehlen?«

»Ich danke Ihnen. Doch ersuchen Sie gefälligst den Hauptmann Janda, noch im Vorzimmer zu warten, ich habe ihm einen Antrag zu geben. Sie werden dort außerdem einen jungen Menschen, einen preußischen Cadetten, finden, lassen Sie ihn eintreten.«

»Euer Durchlaucht verzeihen – außer dem jungen Mann bittet noch ein Anderer um die Gunst, vorgelassen zu werden – er ist mit uns gekommen, wir konnten es nicht verweigern!«

»Wer ist es?«

»Ein alter Tyroler – der Großvater des verurtheilten Feldwebels.«

»Was soll das?« sagte der Fürst streng, »ich will nicht mit unnützen Bitten um Gnade behelligt werden. Sie mußten das im Voraus wissen und mir ersparen.«

»Halten Euer Durchlaucht zu Gnaden, der alte Mann war der Denunciant, Hauptzeuge gegen seinen Enkel und hat ihn mit der harten Tugend eines Römers geopfert. Ich zweifle, daß er oder der Verurtheilte eine Begnadigung erbitten.«

»Was will er dann?«

»Ich weiß es nicht, er ist ein Mann von wenig Worten und sein Unglück scheint ihn noch karger damit gemacht zu haben! Aber, Durchlaucht, er ist ein treuer Unterthan.«

Der Fürst bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er: »Lassen Sie Beide eintreten den Knaben und den Greis. Die Stunde kann vielleicht dem Einen eine Lehre für's Leben sein! – Adieu!«

Der Auditeur salutirte. Wenige Augenblicke, nachdem er das Gemach verlassen, öffnete sich die Thür der Antichambre auf's Neue, und der alte Tyroler und Otto von Röbel traten zusammen ein.

Der Feldmarschall winkte dem Letztern freundlich. »Sogleich, mein Sohn!« Er trat auf den Tyroler zu.

Der Greis trug seine Gebirgstracht, eine rauhe, aber reinliche Joppe. Das wenige Haar, was sein Gesicht umgab, war silberweiß, auf diesem selbst prägten sich deutlich die Spuren der erduldeten Leiden aus, ein ebenso melancholischer wie furchtbar entschlossener Ausdruck zeigte sich auf seiner Stirn. Er stand ehrerbietig, aber ungebeugt und ernst vor dem Mann, von dem in diesem Augenblick Tod oder Leben seines Enkels abhing.

»Pfiatigott, Fürst Durchlaucht!« sagte der alte Mann, ihm treuherzig die Hand bietend. »I wünsch' Dir Segen, daß d' halt weg g'plündert hast mit dem Rückenwolk, das dem Kaiser Feind.«

»Wie heißt Du?«

»Nazi Haspinger aus 'm Stubbhayer Thal!«

»Es ist ein guter Name, Haspinger! Bist Du verwandt – mit dem Pater in Salzburg?«

»'s ist meines Vaters Geschwisterkind, Fürst Durchlaucht.«

»Der Name scheint leider in schlechte Verwandtschaft gekommen, und nicht Alle, die aus dem Blute entsprungen, sind gute Österreicher geblieben.«

Der alte Tyroler senkte kummervoll sein Haupt.

»Halt zu Gnaden, Fürst Durchlaucht, aber a g'sunder Baum kann a schlechten Ast haben. Und davor is der Gärtner da, daß er ihn abhaut.«

Der Feldmarschall trat unwillkürlich einen Schritt zurück. »Du willst für Deinen Enkelsohn um Gnade bitten?« fragte er.

»Na, Fürst Durchlaucht. I nit – und der Franz will's selber nit. Er sieht sei Unrecht jetzt ein, und daß er hinwerden muß, damit er sei Schuld sühnen mag.«

»Was willst Du denn, Alter?«

»Durchlaucht Gnaden, der Franz is a braver Soldat g'west, bis er in des Teufels sei Schling' g'fallen is. 's is a Gott dort über dem Feldmarschall und dem armen Bauer in dem Tyroler G'birg und Er wird's halt rächen. Aber i bin halt selber Soldat g'wesen – schau'n's Durchlaucht, Herr Fürst,« er wies auf seinen Brustlatz, »hier ist die Kugel reing'angen, als i dem Hofer die Baiern und Franschen pantschen half am Berg Isel. Sie sollen nit sagen, daß Einer von des Haspinger's Blut g'hängt worden, wie a Dieb!«

Der Fürst ging schweigend zu dem Tisch zurück, auf dem noch das Urtheil des Standgerichts gegen den Feldwebel Stockhammer lag. Er schrieb einige Worte darunter und trat mit dem Papier dann zu dem Tyroler. Lies!«

»Halten zu Gnaden, Herr Fürst Durchlaucht – i kann nit G'schriebens lesen.«

»Es ist das Erkenntniß des Kaiserlichen Standgerichts, das Deinen Enkel zum Tode durch den Strick verurtheilt. Ich habe die Strafe dahin geändert, daß sie morgen früh durch Pulver und Blei vollzogen werden soll. – Das ist Alles, was ich vor meinem Gewissen thun kann. Ich bin ein alter Mann wie Du – ich gebe Dir das Wort eines Soldaten, hätte mein Sohn oder mein Enkel gethan, was der Deine gethan – er stürbe morgen wie der Deine! Das ist alles, was Du verlangen kannst.«

Der alte Tyroler ergriff die Hand des Fürsten und drückte sie an seine Brust. »I dank Dir, Herr Fürst. Weiter wollt i nix. Aber halt! i möcht gern die Erlaubniß hab'n, mit ihm zu geh'n bis zu seinem letzten Augenblick, damit der Jung' hinwird, wie sich's gehört für an' Tyroler.«

»Wenn Dir's nicht zu schwer wird, Alter – ich werde den Befehl geben.«

»Hab' halt schon Schweres g'nug getragen in meinem Leben,« sagte der Greis wehmüthig, »und 's war nit das Leichteste von Allem, als i schau'n muß, wie das Rüchenvolk den General Excellenz erschlagen, der mei Dirndl, des Franz sei Mütterli, gerettet von der Adlerbrut. Leb' wohl, Herr Fürst – und Gott laß Dir's wohlgeh'n, daß Dei Kinder treue Le ut' bleiben vom Kaiser, unserm Herrn!«

Er wandte sich und ging zur Thür – die Augen des Fürsten folgten ihm nicht ohne Rührung – unter der Portière wandte er sich noch einmal zurück.

»Halt zu Gnaden, Herr Fürst Durchlaucht, wird's nit bald geben einen Krieg mit dem Tyrolerland?«

»Warum, Haspinger?«

»Weil i auf mei alte Tag' gern noch ein Mal dem Kaiser dienen möcht', damit er sieht, daß im Blut der Haspinger die Treu' so lang' lebt, wie die Hörner im Tyrol stehen!«

Der Feldmarschall ging rasch auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand. »Geh' mit Gott, Alter – könnt' ich Deinen Sohn begnadigen, ich thät's! Wenn unser Herr, der Kaiser, lauter Männer wie Dich hätte, möchte die Welt immerhin an Österreich's Adler rütteln!«

Er winkte ihm freundlich zu, während der Greis das Gemach verließ.

Als der Fürst zurücktrat, fiel sein Blick auf den Knaben, der mit ehrerbietigem Interesse dem Auftritt beigewohnt.

Er wandte sich zu ihm.

»Junger Mensch,« sagte er ernst aber freundlich, »möge das, was Sie hier gehört und gesehen, Ihnen eine dauernde Erinnerung für's Leben bleiben. Treue und Ehre über Alles, das sei Ihr Wahlspruch. Möge nie das Haupt Ihres Herrn Vaters sich beugen müssen in schwerem Leid, wie das Haupt dieses Greises gebeugt worden.«

Der Knabe legte die Hand auf das Herz. »Mein Leben soll dem Kampf gegen die Untreue geweiht sein. So jung ich auch noch bin, Durchlaucht, so habe ich es doch geschworen.«

»Und ich – ein alter Mann – auch ich weihe Sie zum Kämpfen des Königthums von Gottes Gnaden! Welche Lockungen Dir auch geboten werden mögen, mein Kind, wenn Du ein Mann geworden, ja wenn selbst der eigene Verstand mit seinen hundert Spitzfindigkeiten und Theorien Deinen Glauben zu erschüttern droht und den Egoismus an dessen Stelle setzen möchte – halte fest an der Treue, denn die Treue ist das erste Gut eines ritterlichen Herzens und die Untreue sein tiefster Fall!«

»Ich gelobe es, so wahr ich Otto von Röbel heiße!«

»Ich habe mit Vergnügen gehört, daß Sie morgen zu Ihrer Familie zurückkehren werden,« fuhr der Fürst fort, »und habe Sie deshalb noch ein Mal zu mir kommen lassen. Ich wünsche, daß Sie sich nicht wieder von jugendlicher Phantasie und Abenteuerlust hinreißen lassen mögen; lernen Sie was Tüchtiges und werden ein Mann, dann mögen Sie dem Drange Ihres Herzens folgen – ich fürchte, es wird auch dann noch genug Gelegenheit geben, wo die Throne der Kaiser und Könige von Gottes Gnaden der muthigen Herzen und der tapfren Schwerter bedürfen. Das eben ist eine Gefahr unsrer Zeit, daß die Jugend schon zu zeitig in die politischen Kämpfe sich stürzt, die Männerreife und Manneskraft fordern. Nehmen Sie diesen Brief an Ihren Herrn Vater,« er nahm den bereits gesiegelten von seinem Schreibtisch, »er wird hoffentlich dazu dienen, seinen gerechten Unwillen über Ihre abenteuerliche Flucht zu versöhnen. Er enthält gleichfalls Etwas für Sie, das Ihnen eingehändigt werden wird, wenn Sie Ihre Studien beendet haben, und das Sie an mich und an General Zeisberg erinnern möge. Hier ist der Erlaubnißschein zum Passiren der Linien, und nun Gott befohlen, ich hoffe Sie einst in besseren Zeiten als Offizier Ihres Königs in unserm fröhlichen Wien wieder zu sehen!«

Er reichte ihm den Brief und den Schein; der Knabe fühlte in dem ersten einen harten schwerern Gegenstand.

»Empfangen Euer Durchlaucht meinen unterhänigsten Dank für Ihre Güte,« sagte er, »aber erlauben Sie mir, noch um eine Gnade zu bitten.«

»Sprechen Sie!«

»Dürfte ich Euer Durchlaucht bitten, den Passirschein mir auf zwei Personen auszustellen? Ich habe zufällig in Wien einen alten Freund meiner Familie wiedergefunden und er wünscht mit mir nach Berlin zurückzukehren.«

Der Knabe hatte nicht ohne Anstrengung und Verlegenheit die einfachen Worte hervorgebracht, er fühlte, wie das Blut ihm in's Gesicht gestiegen war.

Indem der Fürst ihm, ohne ein Wort zu erwiedern, die dargereichte Karte abnahm, hörte man es leicht an einer Seitenthür des Gemaches kratzen.

Der Feldmarschall ging zum Schreibtisch, schrieb einige Worte auf die Karte und kehrte dann damit zu dem jungen Preußen zurück. »Sie scheinen mehr Bekannte in Wien gefunden zu haben, als sich erwarten ließ, junger Herr,« sagte er, den Knaben fixirend, der alte Boghitschewitsch hat mir eine interessante Geschichte von dem Tag unsers Einmarsches erzählt. Schade, daß jener Freund Ihrer Familie, an dem Sie so muthigen Antheil nahmen, sich die Dunkelheit zu Nutze gemacht und aus den Reihen der anderen Gefangenen spurlos entwischt ist. Ich hätte gern gleichfalls seine Bekanntschaft gemacht. Aber vielleicht können Sie mir seine Adresse geben?«

Der junge Mensch war bald bleich, bald roth geworden – das Herz war ihm wie zusammengeschnürt und Thränen der Angst drängten sich in seine Augen.

Unwillkürlich faltete er die Hände. »Durchlaucht . . . « stammelte er.

»Nun, wenn Sie's nicht wissen oder sagen können, thut es Nichts zur Sache. Ich kenne den Herrn nicht – und das ist vielleicht gut für ihn. Jedenfalls – sollten Sie ihn zufällig sehen – machen Sie ihn darauf aufmerksam, daß die Wiener Luft gegenwärtig etwas ungesund – besonders für Verwundete ist. Und hier nehmen Sie Ihre Karte für zwei Personen, reisen Sie

mit Gott, und denken Sie, daß der Feldmarschall Windischgrätz nur da streng ist, wo seine Pflicht es erheischt.«

Er führte selbst den jetzt ohne Scheu schluchzenden und seine Hand dankbar küssenden Knaben bis an die Thür und drückte ihm dort die seine.

»Ich wünschte von Herzen, Österreich und Preußen wären immer so aufrichtige Freunde, wie wir Beide. Und nun Adieu mein Sohn und Gott behüte Sie!«

Er öffnete selbst die Thür und ließ ihn in's Vorzimmer.

»Ich will ungestört sein!« befahl er dann.

Allein in dem Gemach, ging der Fürst einige Male nachdenkend auf und ab. Die Scene mit dem Knaben hatte ihn weich gestimmt – er gedachte der eigenen Söhne, von denen der jüngste nur zwei Jahre älter war, als der junge Preuße.

Dann schritt er zu der Seitenthür, an der man vorhin das anmeldende Zeichen vernommen, und öffnete sie.

»Treten Sie ein, mein Herr!«

Ein Mann trat ein – ein zweiter, der Adjutant, dem der Fürst vorhin den Befehl ertheilt, zog sich, auf ein Zeichen desselben, in ein äußeres Zimmer zurück.

Der Eingetretene war der Doctor Lazare.

Der Fürst winkte ihm, Platz zu nehmen, indem er, das auf das Entgegengesetzte zielende Manoeuvre des Spions vereitelnd, sich selbst so setzte, daß sein Gesicht im Schatten blieb, während auf das des Doctors das Licht vom Armleuchter fiel.

Der Ausdruck kriegerischen Ernstes, der während der Unterredung mit dem Auditeur auf dem Antlitz des Fürsten gelagert gewesen, die Miene des Wohlwollens und freundlicher Theilnahme bei dem Gespräch mit dem Knaben, waren beide verschwunden und hatten dem kalten und durchdringlichen Gesicht des erfahrenen Diplomaten Platz gemacht.

»Die Regierung ist Ihnen verbunden, mein Herr,« eröffnete er das Gespräch, »für die Beweise, die Sie ihr zu dem Prozeß gegen die Hochverräther und Landesfeinde geliefert haben. In Folge der von Ihnen erhaltenen Aufschlüsse und Ihrer geheimen Dienste während der Belagerung will ich nicht nur von jeder weitem Prüfung Ihres frühern Verhaltens und des Benehmens der Gräfin Törkyeny abstehen, obschon, offen gesagt, mir Vieles darin sehr zweideutig erscheint, sondern ich werde mich auch für ein günstiges Arrangement zwischen der Frau Gräfin und ihrem Herrn Gemahl auf das Dringendste verwenden, und bin bereit, Ihnen zu vertrauen und von Ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen. Vorerst wollen Sie dies in Empfang nehmen.«

Er übergab dem Doctor ein Portefeuille. Dieser wollte es mit einer dankenden Verbeugung einstecken, doch ein Wink des Fürsten hielt ihn zurück.

»Bitte, zählen Sie nach, es müssen 10,000 Gulden darin sein. In Geschäften liebe ich die Ordnung und muß Sie deshalb um eine Quittung bitten.«

Das fahle Gesicht des ehemaligen Legionairs überflog eine leichte Röthe; er sah die Falle, aber die Summe war entweder zu groß, oder er begriff, daß jedes Zögern die Verbindung und seine neuen Zwecke aufgeben hieße, und er näherte sich sogleich dem Tisch.

»Wollen Euer Durchlaucht die Gnade haben, mir die Formel zu diktiren?«

»Hier ist die Quittung, Sie haben nur zu unterzeichnen.«

Der Doctor that es, ohne zu zögern. Der Fürst winkte ihm auf's Neue, sich zu setzen.

»Was die Frau Gräfin Törkyeny betrifft,« fuhr der Feldmarschall fort, »so wünsche ich, daß sie so bald als möglich Wien verläßt. Sie wird sich nach Preußen, nach Berlin oder Potsdam, begeben.«

»Wird Berlin nicht dieselbe Rolle spielen wie Wien? Ich bitte Euer Durchlaucht um Verzeihung, aber wir sind seit einigen Tagen mit Zeitungsnachrichten etwas beschränkt.«

Ein leichter Spott flog über das ernste Gesicht des Staatsmannes. »Es ist zu meinen Zwecken nothwendig, Sie den richtigen Stand der Dinge übersehen zu lassen. Die drei Mächte der heiligen

Alliance sind übereingekommen, das Treiben der Revolution nicht länger zu dulden, sondern ihr offen entgegen zu treten. Graf Brandenburg, der Verwandte des Königshauses, ein Mann von Energie, ist mit der Bildung eines neuen Ministeriums aus konservativen Elementen beauftragt, es wird in diesen Tagen proclamirt werden und die Nationalversammlung, nach unserm Beispiel, nach einem passendem Ort berufen. Zugleich wird General Wrangel mit den um Berlin zusammengezogenen Truppen in die Hauptstadt einrücken und den Belagerungszustand proclamiren.

»Und wenn man Widerstand leistet wie hier? Der König von Preußen scheint um jeden Preis einen zweiten Bürgerkampf vermeiden zu wollen.«

»Die Schwäche und Unentschlossenheit des Königs ist Gott sei Dank zu Ende. Ihre Majestät die Königin ist die Schwester der Erzherzogin Sophie und der Prinz von Preußen ein Soldat vom Scheitel bis zum Fuß, der schwere Beleidigungen zu vergelten und einen preußischen Thron seinem Sohne zu sichern hat. Überdies ist der Gedanke eines Kampfes zu unsinnig. Die Herren Berliner sind nicht so heißblütig wie unsere guten Wiener, und die polnischen Elemente zu vereinzelt. Nöthigenfalls sind die Kanonen da und die preußische Artillerie schießt vortrefflich. Es ist Zeit, daß in Deutschland das Regiment wieder in die Hände der Fürsten kommt, denen es Gott anvertraut hat.«

»Verzeihen Euer Durchlaucht, aber ich stehe erst im Beginn meiner diplomatischen Carrière und begreife daher noch nicht, in welche Verbindung der Aufenthalt der Frau Gräfin in Berlin mit diesen Verhältnissen zu bringen wäre.«

Der alte Diplomat zauderte einige Augenblicke, dann sagte er entschlossen: »Die Aufgabe der Gräfin wird sich in zweierlei Richtungen bewegen. Es ist unzweifelhaft, daß die revolutionaire Partei in Deutschland nicht blos unter sich, sondern auch mit der benachbarter Länder in Verbindung steht, und wenn man auch in Wien und Berlin der Hyder auf den Kopf tritt, wird man sie doch dadurch nicht ausrotten können. Dazu ist die Gemüthsrichtung Seiner Majestät des Königs von Preußen nicht der Art, um auf ganz energische Maßregeln zu rechnen, wenn er auch jetzt für offenen Bruch mit der Revolution gewonnen ist. Das Gift wird sich daher dort fortschleppen und – ich zweifle nicht daran – bei erster Gelegenheit, vielleicht im Frühjahr, an einer oder der andern Stelle neue Versuche zum Ausbruch machen. Der Ruf, den die Frau Gräfin als Flüchtige von Wien mitbringt, wird ihr bei der demokratischen Partei in Norddeutschland nützen und sie mit den Leitern und den Fäden leicht vertraut machen. Wie gesagt, die Apanage, die der Graf, ihr Gemahl, ihr bisher gezahlt, wird, auf den Wunsch des Hofes, verdoppelt, nöthigen Falls verdreifacht werden; es darf ihr an Geld nicht fehlen.«

»Und die zweite Richtung?«

»Was den kaiserlichen Hof zu Olmütz betrifft, so werden Sie wahrscheinlich binnen Kurzem eine wichtige Neuigkeit daher erfahren. Was ich Ihnen vorläufig sagen kann, ist, daß die kaiserliche Regierung entschlossen ist, vollständig mit dem Schwindel in Frankfurt zu brechen und sich davon loszusagen. Die österreichischen Deputirten können nöthigenfalls zurückgerufen werden. – In diesem Punkt aber kann man sich nicht auf Preußen verlassen. Man kokettirt dort noch mit Frankfurt. Die Narren vom Parlament träumen von der Wiederherstellung eines deutschen Kaiserreichs das alle deutschen Staaten unter einen Hut oder – einen Helm bringen soll. Der bloße Name hat Nichts zu bedeuten – aber die Sache könnte gefährlich werden, wenn dieser Hut oder dieser – Helm auf einem energischen Kopfe säße. In dieser Voraussicht allein hat man einem Erzherzog gestattet, die Phrase eines deutschen Reichsverwesers anzunehmen.«

»Euer Durchlaucht fürchten einen Coup Preußens, der Österreich die Beherrschung der deutschen Verhältnisse entreißen könnte, mit einem Wort, daß der König von Preußen, mit Hilfe der Revolution, sich zum Kaiser von Deutschland machen könnte?«

»Wie lange würde er es sein mit solchem Bundesgenossen? Nein, mein Herr, Deutschland mag über kurz oder lang in größere Theile zerfallen, und die Einigung darüber wäre vielleicht

die beste Politik, aber herrschen über Deutschland wird Preußen nie! Ich habe die Ehre, den König zu kennen, er ist vielleicht die biederste und aufrichtigste Natur in seinem ganzen Lande, und entfernt von jedem ehrgeizigen Coup. Aber nicht seine ganze Umgebung ist damit einverstanden. Es giebt Personen am preußischen Hofe, denen eine Wahl des Königs zum deutschen Kaiser eine Befriedigung ihres eigenen Ehrgeizes sein würde, und deren Einfluß und Intriguen zu fürchten sind. Man hat uns von einer Seite davor gewarnt, die schwer wiegt. Es kann eine Zeit kommen, und ich hoffe, sie ist nahe, wo Österreich bereit ist, sich mit Preußen auf weiteren Grundlagen, als bisher, zu verständigen, aber das muß von den beiden Thronen, nicht von der Demokratie ausgehen. Die Verhältnisse und Intriguen in dieser Beziehung in den höchsten Kreisen zu überwachen, soll die zweite Aufgabe der Gräfin Törkyeny sein. Dieselben Gründe, die sie bei der Demokratie des Volkes einführen werden, ihre Unzufriedenheit mit der österreichischen Regierung, werden ihr in den höchsten Kreisen zu Statten kommen, um die es sich handelt. Wie gesagt, bis jetzt ist es nur Argwohn und Vermuthung – aber wir wünschen Gewißheit, was wir zu erwarten, oder zu bekämpfen haben. Das war es, was mich bewogen hat, auf das Anerbieten Ihrer und der Gräfin Dienste einzugehen.«

»Hat die Frau Gräfin in eine Verbindung mit der Gesandtschaft zu treten?«

»Gott bewahre – sie handelt ganz selbstständig. Der Gesandte ist weder in der Lage, sich mit der Angelegenheit zu beschäftigen, noch in dieser Beziehung mit Aufträgen versehen. Hier ist die Privat-Adresse, an welche die Gräfin wöchentlich zu berichten hat. Alles Weitere muß ihrer eigenen Geschicklichkeit überlassen bleiben.«

Der Doctor nahm den kleinen Zettel. »Darf ich fragen, was Euer Durchlaucht über mich bestimmt haben? Soll ich die Gräfin begleiten?«

»Nein, Herr – sie wird auch ohnedies schon für die Erhaltung ihres Rufes sorgen, oder ich müßte mich sehr irren. Ich wünsche, daß Sie ähnliche Dienste uns in Ungarn leisten.«

Der Doctor rückte unbehaglich auf seinem Sessel.

»Ich bin gezwungen, Euer Durchlaucht zu sagen, daß mich der junge Graf Batthiányi, der, wie ich vernommen, leider seinem verdienten Schicksal entkommen ist, bei der Unterredung mit Eurer Durchlaucht im Belvedere gesehen und erkannt hat.«

»Das ist allerdings fatal, aber einem Mann von Ihrer Gewandtheit wird es ein Leichtes sein, dem Grafen aus dem Wege zu gehen, oder sich unkenntlich zu machen. Die ungarische Revolution ist in ein Stadium gelangt, welche einen Krieg unvermeidlich macht. Wir stehen in Unterhandlungen mit Preußen, ein Armeekorps in Galizien einrücken zu lassen. Die Donaufürstenthümer sind von Russen besetzt, Kaiser Nicolaus dürrtet nach einer Gelegenheit, die Revolution zu bekämpfen. Zunächst würde uns freilich ein Bündniß mit Preußen lieber sein, da wir keine Verpflichtungen in Bezug der russischen Pläne auf die Donaufürstenthümer übernehmen möchten. Die Verbindung muß jedoch unterhalten werden als letztes Mittel, um so mehr, als die Verhältnisse in Deutschland und Italien uns nicht erlauben, unsere ganze Kraft gegen Ungarn zu wenden. Wie Sie wissen, ist Schlick von den Rebellen bis zur Grenze zurückgedrängt. Ein Feldzug ist vor dem Frühjahr für uns nicht möglich. Bis dahin werden die Truppen an der Grenze aufgestellt bleiben und ich selbst werde das Commando übernehmen. Ich wünsche aber während der Zeit sichere Leute in der Nähe der ungarischen Führer zu haben, die sie beobachten und von denen wir wöchentlich genaue Nachrichten beziehen. Zu diesem Geschäft habe ich Sie bestimmt und unter dieser Bedingung sichere ich Ihnen meinen Schutz, das Vergessen alles Früheren und dauernde Beschäftigung im geheimen Dienst der Regierung.«

Der Doctor verbeugte sich.

»So sind wir einig. Sie stehen von diesem Augenblick an im Sold der Regierung. Sie erhalten monatlich 500 Gulden und werden mich wissen lassen, auf welche Weise Sie das Geld beziehen wollen. Hier sind zwei Adressen, die eine in Pesth, die andere in Temesvár. Es ist nicht nöthig, daß Sie mit den Personen in Verbindung treten oder diese Sie kennen lernen. Sie werden ihnen,

wo Sie sich befinden, Ihre Berichte blos in versiegeltem Couvert zugehen lassen. In der Aufschrift unterstreichen Sie den Bestimmungsort zwei Mal, es wird dem Adressaten das Zeichen sein, daß die Depeschen für mich bestimmt sind, ist der Ort dreifach unterstrichen, so werden sie sofort dem nächsten commandirenden General der kaiserlichen Truppen eingehändigt werden.«

Der Doctor Lazare hatte jetzt seine volle Sicherheit wieder gewonnen. »Verzeihen Euer Durchlaucht, aber ich glaube, Euer Durchlaucht schenken mir sowohl in Beziehung auf Berlin, als auf Ungarn, zu viel oder – zu wenig Vertrauen.«

»Wie meinen Sie dies?«

»Was zunächst Berlin betrifft, so läßt sich nicht läugnen, daß in diesem Augenblick die Armee dort eine geschlossene und bedeutende Macht bietet, die auf den Willen des Königs mit der leichtesten Mühe alle demokratischen Bewegungen im Lande niederzuhalten vermag, während sie zugleich von keinem äußern Feinde, wie Österreich in Italien und an der Donau, in Anspruch genommen wird, denn die wenigen Regimenter im dänischen Kriege üben keinen Einfluß.«

»Was weiter?«

»Bei einer solchen Machtstellung Preußens wird man seine Hilfe nicht fordern können, ohne ihm andere Vorthelle zu bieten oder geboten zu haben. Um so mehr, wenn man zugleich damit einer Annahme der deutschen Kaiserkrone vorbeugen will.«

Auf den hageren Wangen des alten Diplomaten zeigte sich ein rother Fleck; trotz des Schattens, in dem sich der Fürst gesetzt, entging die flüchtige Bewegung dem scharfen Auge des Juden nicht.

»Und darf ich fragen, was Sie daraus weiter folgern, mein junger Herr Diplomat?«

»Wenn es noch nicht geschehen ist, so wird Österreich dem Könige von Preußen die Theilung Deutschlands anbieten,« sagte der Legionair kalt.

Der Fürst schwieg einige Augenblicke. »Nehmen Sie sich in Acht, Herr,« sprach er dann. »Für Leute, wie Sie, giebt es entweder eine gute Carrière oder den Kufstein.«

»Ich ziehe eine gute Carrière der schönen Aussicht von den Bastionen des Kufstein vor, Herr Feldmarschall.«

»Es wird auch das Beste für Sie sein! Und was denken Eure Schlauheit in Betreff der ungarischen Verhältnisse?«

»Eure Durchlaucht wünschen einige Eisersucht und Zwietracht zwischen den Herren Kossuth, Batthiányi, Klapka, Görgey und so weiter, bis der Winter vorüber und Österreich entweder im Bunde mit Preußen, oder Kaiser Nicolaus zu dem sehr thörichten Glauben gebracht ist, der Hof von Wien werde ihm zum Dank für eine Unterdrückung Ungarns gestatten, die Pulsader seines Lebens an den Mündungen des Schwarzen Meeres zu unterbinden.«

Der Fürst erhob sich. »Ich will Sie nicht hindern,« sagte er ruhig, »diese Präsumtionen Ihrer Thätigkeit unterzulegen, doch kann ich Ihnen nur wiederholen, daß Sie gut thun werden, sie in sich selbst zu verschließen. Zeigen Sie Ihren Eifer und Sie werden nicht zu kurz dabei kommen. Ich wünsche, daß Sie morgen abreisen und zunächst zu ermitteln suchen, welche Verbindungen die Führer der Revolution in Ungarn noch hier in Wien unterhalten, denn es liegen ganz bestimmte Anzeichen vor, daß solche Verbindungen bestehen und Agenten hier noch thätig sind.«

»Euer Durchlaucht wissen vielleicht nicht, was Kossuth den Herren Tausenau und Mahler zur Antwort gegeben, als sie den versprochenen Beistand und den Entsatz Wiens forderten?«

»Nun?«

»Seine Worte lauteten: »**Ich habe Euch bezahlt**, wir sind somit quitt, und Ihr habt keinen weitem Anspruch auf ungarische Hilfe; helfet Euch selber, so gut Ihr könnt!«

Schändlich! All' dies Geschrei von Patriotismus und Freiheit, diese Ströme von Blut – **bezahlte** Dinge! O, wenn das Volk doch hinter die Coulissen seiner blutigen Freiheitskomödie sehen möchte, wie ganz anders würde es über so manchen dieser Helden und Märtyrer urtheilen!«

»Euer Durchlaucht haben Recht, Herr Messenhauser hätte sich gewiß gern noch einige Zeit das Obercommando gefallen lassen, um die täglichen hundert Gulden von den Wiener Zeitungen für seine schönen Proclamationen und Erlasse zu beziehen, wenn Euer Durchlaucht Kanonen der Einnahme nicht ein Ende gemacht hätten.«

Der Fürst antwortete auf die giftige Bemerkung nicht, aber der Name erinnerte ihn an den Zweck, zu dem er den Spion hatte rufen lassen.

»Ihr Rath, Herr, jenen Italiener in das Gefängniß der beiden Mitglieder des Parlaments zu setzen,« sagte er ernst, »hat seine Früchte getragen. Über Herrn Blum ist diesen Abend Standgericht gehalten worden und hat ihn zum Tode durch den Strick verurtheilt. Seinen Gefährten Fröbel erwartet ein gleiches Urtheil.«

»Die Vollstreckung wird einiges Aufsehn in Deutschland machen,« bemerkte lauernd der geheime Agent.

»Bei Gott, das soll sie, und das ist mein Zweck. Diese Menschen sollen erkennen, daß die Macht Gottes, welche die Throne und die Fürsten eingesetzt, nicht jede freche Hand ungestraft an diesen Thronen und den alten Ordnungen der Welt rütteln läßt. Diese Männer sind hierher gekommen in ein ihnen fremdes Land, ohne Beruf, ohne Auftrag, blos um zu wilder Rebellion zu hetzen, um mißleitete Menschen noch mehr zu verführen und in ihr Verderben zu verstricken, und Ströme von Haß und Blut auszugießen. Sie haben das Schwert gezogen ohne Fug und Beruf – sie selbst haben verkündet, daß dieser Kampf der Parteien kein ehrenhafter Krieg, sondern die unbedingte Vernichtung aller anders Denkenden und Fühlenden sein soll. Sie selbst haben sich damit nicht zu Soldaten, sondern zu Mördern gemacht!«

»Das deutsche Parlament in Frankfurt wird die Entscheidung über die Schuld seiner Mitglieder vor sein Forum verlangen!«

»Schweigen Sie mir von dieser Mißgeburt der Revolution, die sich selbst nicht einigen kann, viel weniger Deutschland. – Ich bin nicht so blind, Herr, daß ich glauben sollte, unser großes deutsches Vaterland bedürfe nicht einer politischen Entwicklung und Erhebung. Aber eine solche Entwicklung muß von Fürsten und Völkern vereint ausgehen, nicht von unzufriedenen Schreiern und Advokaten, welche sich der besten Lunge und der verrücktesten Ideen rühmen und sich deshalb von Schreiern, gleich ihnen, wählen ließen. Nicht einmal ihre eigenen Beschlüsse sind ihnen giltig. Die, welche einer fanatischen Minorität nicht in den Kram passen, werden mit Barrikaden und Mord erwiedert. Das ist die Partei des Fortschritts, das ist ihre Ansicht von der Freiheit der Meinung! Es giebt keine ärgere Tyrannei, als die Herrschaft der Demokratie! – Aber selbst wenn ich das Mandat dieses Parlaments gelten lasse, so ist es eben nur eine berathende Versammlung, aus der noch kein Resultat hervorgegangen und durch unsere Regierungen verkündet worden ist. Selbst im besten Fall haben sich diese Herren selbst außer dem Gesetz gestellt und durch ihre willkürliche Überkunft nach Wien, durch ihre Betheiligung an der Rebellion gegen den rechtmäßigen Herrscher jedem andern fremden Aufwiegler gleich gestellt und müssen das Schicksal eines solchen tragen.«

Der Agent nickte zustimmend.

»Dieses Urtheil ist vollkommen nach Fug und Gesetz gesprochen. Ich bin in meinem Recht, es zu bestätigen, und es ist eine politische Nothwendigkeit, der Welt zu zeigen, daß nicht jeder Aufwiegler unter dem Namen eines Volksvertreters ungestraft als *Commis voyageur* der Rebellion sein Handwerk treiben darf! Wer Blut säet – wird Blut ernten! Das einzige Bedenken ... «

»Euer Durchlaucht Macht und Recht ist unzweifelhaft.«

»Ja, Herr, das weiß ich, aber die Ehre meines Wortes steht über meinem Recht. Der Angeklagte Blum hat sich auf die am 28sten mit den Gemeindebehörden von Wien abgeschlossene Capitulation berufen.«

»Euer Durchlaucht haben selbst die Rädelsführer von deren Begünstigung ausgenommen und deren Auslieferung zur Bestrafung verlangt.«

»Das ist wahr, indeß die Namen der vier Mitglieder des Frankfurter Parlaments waren nicht ausdrücklich in dem Verzeichniß der Vierzehn genannt.«¹

»Es sind nur österreichische Unterthanen. Eure Durchlaucht haben die fremden Führer besonders ausgeschlossen, wie das Beispiel von Bem und Schütte beweist. So viel mir die Bedingungen der Capitulation bekannt, haben Eure Durchlaucht sich geweigert, irgend wie Versprechungen zu geben, sondern nur erklärt, daß Sie thun würden, was sich mit Ihrem Gewissen und Ihrer Ehre vertrüge.«²

»So ist es! Indeß ... «

»Die Hoffnung der Begnadigung kann offenbar nur für die reuigen Bewohner Wien's selbst gelten. Überdies ... «

»Nun?«

»Wenn Eurer Durchlaucht der Beweis geliefert wird, daß dieser gefährliche Feind der katholischen Kirche und der Fürsten auch nach dem 28sten sich an dem Widerstand betheilig hat?«

»So werden sie sterben – so wahr mein Name Windischgrätz und Gott über uns ist!«

Der Agent lächelte tückisch.

»So viel ich aus den Verhandlungen des Standgerichts erfahren, hat Herr Blum zugestanden, an den Verhandlungen des Central-Comité's am Montag Morgen im Igel Theil genommen zu haben.«

Der Fürst nahm das Aktenstück und prüfte die Aussage. »So ist es!«

»In dieser Versammlung wurde beschlossen, die Waffenablieferung sofort einzustellen. Die Herren Blum und Fröbel waren seit dem 25sten Hauptleute der ersten und dritten Compagnie des Corps d'Elite.«

Der Agent öffnete seine Briefftasche und nahm ein zusammengefaltetes Papier heraus. »Hier ist die Ordre an die erste Compagnie, sofort die Bastion am Stubenthor wieder zu besetzen. Datirt – «

Der Fürst sah ihn fragend an.

»Datirt Mittags 12 Uhr vom Stephansthurm, gezeichnet: Robert Blum, Hauptmann!«

Der Feldmarschall ergriff das Papier und las es schweigend. Dann trat er zu dem Tisch und nahm die Feder.

»Ich glaube,« sagte der Jude frech, »das wird Eure Durchlaucht letzte Scrupel besiegen, den Parlamentsmann dem Galgen zu übergeben!«

Der alte Soldat richtete sich straff empor. »Sie irren sich, Herr! Dieser Mann ist ein Feind meines Kaisers und muß sterben, und wenn Engel vom Himmel um Gnade für ihn baten. Aber Gott behüte mich, daß ich einen Mann, der sich wie ein Mann für seine Überzeugung geschlagen, auch wenn diese ein falsches Phantom ist, wie einen Dieb sterben lassen sollte.«

Und mit fester Hand schrieb er die Worte auf ein Blatt Papier:

»Die Inculpaten Robert Blum und Franz Stockhammer sind zum Erschießen mit Pulver und Blei begnadigt und die Urtheile sofort zu vollstrecken.

Der Feldmarschall Fürst Windischgrätz.«

Er schellte.

Ein Adjutant erschien.

¹Die Namen waren: Messenhauser, Hauk, Braun, Fenneberg, Kuchenbecker, Burian, Wutschel, Hammer-schmidt, Becher, Engländer, Tausenau, Gritzner, Deutsch und Mahler.

²Die eigenen Worte des Fürsten bei Abschluß der Capitulation in der Nacht vom 29sten zum 30sten.

»Lassen Sie den Hauptmann Janda eintreten und meinen Wagen anspannen. Wir kehren sogleich nach Schönbrunn zurück.«

Der Adjutant verließ das Gemach, gleich darauf erschien der Befohlene.

»Hauptmann Janda?«

»Zu Befehl!«

»Sie haben sich brav bei der Einnahme der Stadt bewiesen, es soll Ihnen nicht vergessen sein. Sie waren Mitglied des heutigen Standgerichts?«

Der Offizier bejahte.

»Bringen Sie diese Papiere sofort an Generalmajor Hipseck. Die Execution muß bis morgen früh acht Uhr vollstreckt sein. Sie werden derselben beiwohnen und die Verurtheilten mit aller zulässigen Rücksicht behandeln. Sie mögen Beide sterben, wie sie es wünschen. Der Tyroler Haspinger hat die Erlaubniß, seinen Enkel zur Richtstätte zu begleiten. Sobald die Execution vollzogen, begeben Sie sich nach Schönbrunn, um mir Bericht zu erstatten. Ich wünsche zu wissen, ob dieser Schwärmer für eine schlechte Sache wenigstens mit dem Muth eines Mannes dafür gestorben ist.«

Der Feldmarschall winkte Entlassung und der Offizier trat salutirend ab.

Mit ernstem, schwerem Gesicht kam der Fürst zu dem Tisch zurück und strich mit der Hand nachdenkend zwei Mal über das Gesicht; es war, als habe er die Anwesenheit des Agenten vergessen, der in den Hintergrund des Gemaches zurückgetreten war.

Aber die Stimme desselben erinnerte ihn sofort wieder daran.

»Mögen alle Feinde Österreichs untergehen, wie dieser,« sagte der Doctor. »Wenn Eure Durchlaucht weitere Zeugnisse gegen Fröbel und seine Genossen brauchen, werde ich sie noch vor meiner Abreise liefern.«

Das graue, matte Auge des Feldherrn wandte sich mit einem aus Unwillen und Verachtung gemischten Ausdruck auf den Vorlauten. »Ich habe das Schwert meines Herrn, des Kaisers, erhalten, um seine Macht und sein Recht herzustellen, nicht Blut zu vergießen. Es ist genug an dem einen Beispiel der Strenge, ich hoffe Nachsicht üben zu können in den anderen Fällen.« Er nahm den Säbel und den Mantel vom Stuhl und griff zur Feldmütze. Sie werden morgen Vormittag in Ihrer Wohnung die weiteren Adressen und Instructionen erhalten und können am Mittag abreisen. Von nächster Woche ab erwarten wir Ihre Berichte.«

Der Fürst öffnete hierauf die Thür, durch welche der Doctor eingetreten, und schlug in die Hände. Sogleich erschien aus dem gegenüberliegenden Zimmer der Adjutant, der ihn begleitet.

»Führen Sie diesen Herrn zurück nach seiner Wohnung. Der Posten an derselben kann zurückgezogen werden. Adieu!«

Mit einer tiefen Verbeugung zog sich der Agent zurück, während der Feldmarschall die Thür des Vorzimmers öffnete. »Lassen Sie uns aufbrechen, meine Herren, nach Schönbrunn!«

Wenige Augenblicke darauf rasselte ein geschlossener Wagen aus der Burg, und der Hufschlag eines Zuges der Wrbna-Chevauxlegers donnerte hinterdrein auf dem Pflaster. –

Die Rechnung mit den Menschen ist abgeschlossen. Bei Gott allein ist noch Gnade!

Der berühmte Vorredner der Revolution, das Mitglied des Frankfurter Parlaments, **Robert Blum**, war nach seinem Verhör in das Gemach zurückgeführt worden, das er mit seinem Kollegen Fröbel bisher zusammen bewohnt hatte.

Schon während der vorhergegangenen Tage und während die Militairbehörden sich anscheinend gar nicht um die Verhafteten bekümmerten, hatte eine rastlose Unruhe den Gefangenen verzehrt. Häufig war zwischen ihm und Fröbel die Rede auf ihr Schicksal gekommen, aber während Blum dabei mit Gewalt die Annahme eines tragischen Ausgangs von sich entfernt zu

halten suchte, sprach sich unverkennbar die innerliche Angst und Besorgniß aus. Schon während er davon redete, was er auf der Rückreise nach Frankfurt und dort thun wollte, warf er Worte dazwischen, die eine finstere Ahnung seines Schicksals enthielten. Stundenlang saß er zuweilen stumm brütend am Fenster, sein Gesicht röthete sich, seine Augen wurden trübe und seine Hand zitterte. – Zu anderen Zeiten sprach er wieder mit großer Aufregung und brachte wiederholt die Rede auf den an auerswald und Lichnowski verübten Mord, dessen moralische Mitschuld er heftig von sich wies.

Vorherrschend beschäftigte ihn der Gedanke an seine Familie, obschon sein eheliches Verhältniß früher gerade nicht zu den glücklichsten gehört hatte.

Offenbar war schon in diesen Stunden das schwarze Gespenst einer drohenden Vergeltung des Siegers vor ihn getreten, und alle Doctrin von den Rechten des Volks und der Stellung eines seiner Erwählten vermochte ihn nicht vor der unerbittlichen Logik der Wirklichkeit und der Erkenntniß der gefährlichen Stellung, in die er sich selbst gebracht, zu schützen. Erst die anregenden, hinterlistigen Reden Paduani's befreiten ihn wieder von diesen Schatten und trieben ihn zu einer exaltirten, trotzig und übermüthigen Stimmung.

Blum war nur wenige Minuten in dem frühern Gefängniß geblieben und hatte seinem Freunde über den Verlauf des Verhörs Mittheilungen zu machen begonnen, als diese durch den eintretenden Profoß unterbrochen wurden, der ihm ankündigte, daß er ein andres Zimmer zu beziehen habe.

Von Widerspruch der Gewalt gegenüber konnte natürlich nicht die Rede sein. Fröbel reichte ihm die Hand: »Auf Wiedersehn!«

»Auf Wiedersehn!« antwortete zögernd und gedankenvoll der Gefangene, dann folgte er der Wache. Sie haben einander nicht wiedergesehen!

In dem Zimmer, in das Blum gebracht wurde, fand er drei andere Gefangene, einen Baron v. Schlechta, einen Herrn v. Terczki und einen Polen.

Der Verurtheilte hatte keine Ahnung, daß das Urtheil schon gesprochen, daß die blutige Vollstreckung so nahe sei. Er unterhielt sich mit seinen Mitgefangenen, dann legte er sich nieder zum Schlafen.

Aber eine innere Angst und Unruhe ließen ihn nicht dazu kommen, er warf sich, wie die Gefährten seiner letzten Nacht erzählen, rastlos auf dem einfachen Lager hin und her, und man hörte ihn wiederholt murmeln: »Es ist nicht möglich! sie werden es nicht wagen! – Unmöglich! unmöglich!«

Um vier Uhr Morgens öffnete ein Gefangenwärter die Thür – ein Mann im geistlichen Gewand begleitete ihn; der Gefangenwärter nahm die drei Zellengenossen Blum's mit sich, dieser blieb allein.

Der berühmte Führer der Demokratie hatte sich auf dem niedern Feldbett aufgesetzt, der matte Schein der Lampe, der das Gemach erhellte, fiel auf ein blasses, verstörtes Gesicht, während die Haare feucht von einem kalten Schweiß in wirren Ringeln um seine Stirn hingen, über die große Tropfen perlten. Die blauen Augen des Mannes waren mit einer gewissen Gläsernheit, hinter der doch eine innere Unruhe lag, auf den Fremden gerichtet, hinter dem die Thür wieder verschlossen worden.

»Wer sind Sie – was wollen Sie!«

»Ich bin der Geistliche des Sprengels, wie Sie sehen, mein Sohn, und komme, Ihnen meinen schwachen Beistand anzubieten auf dem schweren Wege, der Ihnen bevorsteht.«

Der Verurtheilte zuckte sichtbar zusammen. »Unsinn – was meinen Sie? Was wollen Sie damit sagen?«

Der Geistliche sah ihn erstaunt an. »Wie, mein Sohn, man hat Ihnen noch nicht mitgetheilt, daß Gott Ihnen zur Sühnung Ihrer Fehler und Sünden auferlegt hat, durch die Gesetze der Menschen zu sterben?«

»Sterben? – Ich? – Es ist nicht wahr!«

Der Geistliche setzte sich neben ihn und faßte seine Hand, sie war kalt und feucht und zitterte.

»Man hat mich von einem Lager, wie das Ihre, geholt und mir den Befehl überbracht, Sie zum Todesgang vorzubereiten. Man hat mir gesagt, daß Sie zum Tode verurtheilt wären und die menschliche Gerechtigkeit gesühnt werden solle. Lassen Sie uns gemeinsam die Barmherzigkeit Gottes anrufen.«

Ein einziger, gurgelnder Laut drang aus der Kehle des Mannes. »Wann?«

»In wenig Stunden – noch diesen Morgen! Ich flehe Sie an, lassen Sie uns die Zeit benutzen.«

Der Unglückliche war emporgesprungen – seine Augen funkelten. »Es ist eine Lüge – man will mich schrecken – man hat mir kein Urtheil verkündet und wird es nicht wagen, mich zu morden! Die deutsche Nation würde mich rächen! – Man will mich in Furcht setzen – aber man soll sehen, daß man sich in mir irrt und einen Mann vor sich hat!«

Er ging mit hastigen Schritten in dem Gemach auf und nieder: aber trotz der Emphase perlte an jeder Spitze seines Haares ein schwerer Tropfen!

Dann trat er plötzlich zu dem Geistlichen und faßte seine beiden Hände. »Sie scheinen mir ein würdiger und verstandiger Mann,« flüsterte er – »nicht wie die gewöhnlichen Pfaffen. Warum geben Sie sich zu einer solchen Täuschung her?«

»Fassen Sie Muth, mein Sohn – es ist leider keine Täuschung!«

»Aber was habe ich gethan, daß man es wagen sollte?«

»Ich bin ein armer Priester und befasse mich nicht mit Politik. Ich ehre die menschlichen wie die göttlichen Gesetze und weiß, daß, was unseren blinden Augen oft hart erscheint, die gnädige Buße ist, die uns Gott für die langen Fehler eines Lebens auferlegt. Gewähren Sie sich selbst den Trost der innern Erforschung und der Demüthigung vor Gott durch die Beichte an seinen geweihten Diener, und Ihre Seele wird dem Unabwendbaren mit Muth entgegen gehen; denn Gottes Gnade und Verzeihung ist unermesslich und die Heiligen sind unsere Fürbitter an seinem Thron!«

»Ich bin Deutschkatholik, Herr – ich verachte die schmachvollen Ketten, mit denen die Römlinge seit Jahrhunderten die Völker geknechtet!«

»Man hat mir gesagt, mein Sohn, daß Sie als ein Feind des Kaisers und als ein Feind der heiligen Kirche nach dieser unglücklichen Stadt gekommen sind. Die Sünden gegen die Menschen sühnt Ihr leiblicher Tod, die Sünde gegen Gott und seine Kirche wird Ihre Reue in der letzten Stunde sühnen.«

Der Verurtheilte lachte grell auf – der schrille Ton selbst schien seine alte Energie zu wecken. »Wie, ich – Robert Blum – der Stifter und Vorkämpfer der freien Gemeinde, der Tausende von Seelen losgerissen hat von der Nacht des Aberglaubens und der Priesterherrschaft – ich sollte vor dem Schreckgespenst leerer Todesdrohungen wie ein Schulbube *pater peccavi* machen und mir einen Beichtzettel kaufen? In der That, Herr Pfarrer, der Plan ist nicht übel ausgesonnen!«

Der Geistliche sah ihn mit einem ruhigen bedauernden Blick an. »Ich vergebe Ihnen, mein Sohn! Reue und Buße ist nie eine Schmach für den Menschen. Lassen Sie uns beten, damit Gott und die Heiligen Ihr Herz erleuchten!«

Er nahm das Brevier aus der Tasche seines Gewandes und knieete neben dem Tisch nieder, auf welchen der Gefängnißwärter die Lampe gestellt.

»Aber wissen Sie denn nicht,« sagte der Verurtheilte heftig, »daß ich der erklärte Feind des Papstthums, daß ich es bin, der die katholische Kirche erschüttert hat und den Ruf erschallen ließ: **Trennung von Rom! Aufhebung der Ohrenbeichte und des Cölibats! Eine deutsch-katholische Kirche!** und daß Tausende meinem Ruf mit Begeisterung gefolgt sind?«

Der Geistliche betrachtete ihn mit tiefem Mitleid. »Armer verblendeter Mann,« sagte er milde, »wie kann die irdische Eitelkeit Ihnen Halt geben in der ernsten Stunde des Gerichts! Statt Ihres Abfalls sich zu rühmen, bereuen Sie Ihr Werk, daß Sie jenen Unglücklichen den

ganzen Trost geraubt in der schweren Stunde, die auch jenen kommen wird, wie sie Ihnen nahe steht! Ich bin nicht gekommen, mit Ihnen zu streiten über den Werth Ihrer Meinung, sondern um Ihnen die Hilfe des Gebets zu bringen in Ihrer letzten Noth. Lassen Sie uns den Beistand der Heiligen erfehlen, daß Gott Ihnen vergeben möge!«

»Ich glaube nicht an Ihre Heiligen!«

»Verblendeter, Sie rufen Ihre Freunde auf Erden an, und Sie verläugnen Ihre Freunde im Himmel? Glauben Sie mir, Herr Blum, nur dort Oben haben Sie zu hoffen!«

»Aber ich will nicht sterben – man wird es nicht wagen, mich zu ermorden!«

»Jeder hat dort Oben seine Thaten zu verantworten – auch Ihre Richter!«

»Wissen Sie, was aus meinem Blut erwachsen würde? Österreichs Vernichtung! Man wird erkennen, daß nur der Haß der Finsterlinge, der Jesuiten, mich geopfert! – Die Geister sind frei geworden in Deutschland, in Politik und Religion, die Völker fühlen sich, und ob auch in Wien die Übermacht gesiegt – an hundert anderen Orten entfaltet die entfesselte Vernunft ihre freien Fahnen zum glorreichen Siege und schützt ihre Jünger. Die Zeit ist vorüber, wo die Priester Scheiterhaufen bauten und die Könige Schaffotte für die Kämpfer der Vernunft und der Menschenrechte! Sie mögen die Comödie ihrer Verurtheilung spielen, aber Niemand wird es wagen, an einem Vertreter des deutschen Volkes ein Bluturtheil zu vollstrecken.«

Der Geistliche hatte nach der Thür gehorcht. »Unglücklicher,« sagte er leise, und dennoch drang jeder Laut schwer in das Ohr des Gefangenen, »fassen Sie den Muth der Ergebung.«

Gewehre rasselten auf dem Gang vor der Zelle, der Schlüssel drehte sich im Schloß, im Schein der Lampen blitzten draußen Bayonnette.

Der Inspector des Stockhauses trat ein, mit ihm ein Offizier. Der Gefangene, der stumm an dem Tisch lehnte, die Hand darauf gestützt, erkannte in ihm den Auditeur des Standgerichts, Hauptmann Wolfram.

Der Hauptmann hatte in seiner Hand ein geöffnetes Schreiben. »Herr Blum,« sagte er langsam, »ich habe die traurige Pflicht, Ihnen das Urtheil des Standgerichts Kaiserlich Königlich Truppen dieser Haupt- und Residenzstadt Wien mitzutheilen. Es lautet, wie folgt.«

Die Worte des Urtheils, wie wir es bereits mitgetheilt, schlugen wie ein dumpfes Murmeln, kaum halb verstanden, an das Ohr des Gefangenen. Zum ersten Mal überkam ihn die drohende Gewißheit seines Schicksals.

Seine Stirn und sein Gesicht färbten sich roth von dem aufsteigenden Blut. Seine einzigen Worte waren: »Ich protestire!«

»Es ist nutzlos, Herr; hier ist die Bestätigung,« fuhr der Offizier fort. Sie lautet: »Ist kund zu machen und in augenblicklicher Ermangelung eines Freimannes mit Pulver und Blei durch Erschießen zu vollziehen. Wien, am 8. November 1848. Im Namen Sr. Durchlaucht des Herrn Feldmarschalls. **Hipseck**, Generalmajor.«

»Ich protestire!«

»Fügen Sie sich in Ihr Schicksal wie ein Mann, Herr. Auf Befehl Sr. Durchlaucht soll das Urtheil noch diesen Morgen in der Brigittenau vollstreckt werden. Es ist jetzt fünf Uhr. Sie haben zwei Stunden zu Ihren letzten Vorbereitungen. Um sieben Uhr wird man Sie abholen. Der Inspector des Gefängnisses ist beauftragt, Ihnen Schreibmaterialien zu geben und jeden billigen Wunsch zu erfüllen. Dieser ehrwürdige Herr wird die Güte haben, bei Ihnen zu bleiben, so lange Sie es wünschen.«

Der Verurtheilte antwortete nicht, er hörte wahrscheinlich den ernstesten Gruß des Auditeurs nicht einmal, und sah es nicht, daß der Gefangenwärter Papier und Schreibzeug auf den Tisch legte. Erst als die Thür wieder zufiel, fuhr er aus seinem Sinnen empor. Draußen auf dem Gange hörte man den langsamen regelmäßig sich kreuzenden Schritt zweier Schildwachen – es war das einzige Geräusch, sonst Todtenstille umher.

Dann erhob eine milde und zitternde Stimme den 50. Psalm, jenes erhabene Sterbegebet, und klang wie ein Geisterhall durch das stille Gemach.

»*Miserere sui Deus: secundum magnam misericordiam tuam!*«

»Erschossen werden – es ist nicht möglich – ich protestire . . . «

Er sprang gegen die Thür.

»*Et secundum multitudinem miserationum tuarum: dele iniquitatem suam!*«

Der starke kräftige Mann, der mit seinem Wort und seinen Ideen die Throne der Fürsten und den Stuhl Petri zu erschüttern gewagt, der kühn und muthig im Kugelregen der Kroaten an der Sophienbrücke gekämpft – er taumelte wie ein Trunkener zurück und warf sich laut schluchzend, weinend wie ein Kind, auf das harte Feldbett.

Wir schreiben Thatsachen – keine Tendenz. Die Kraft des Mannes war gebrochen vor der furchtbaren Majestät dieses Todes. Der Geistliche war an sein Lager geeilt, er fühlte, daß seine Zeit gekommen und redete mit milden Worten Trost in die Seele des Unglücklichen. Es geht über unsre Aufgabe hinaus, jene Scene zu schildern – die erschütterte Seele wandte sich zu Gott, Robert Blum ist, nach den Mittheilungen seines Beichtvaters, als katholischer Christ und unter den religiösen Formen seiner Kirche gestorben.

Allmählich ermuthigte und tröstete ihn der Zuspruch des würdigen Mannes und er gewann seine Fassung wieder. Von diesem Augenblick an hat er sie nicht wieder verloren, obschon er bis zum letzten an der wirklichen Ausführung des Urtheils zweifelte.

Wer sieht in die Seele des Menschen, und weiß, was ihm Muth und Kraft giebt? – Es ist nur Einer, der es weiß!

Die politische Überzeugung, die ihn auf die Tribüne der Paulskirche, auf die Barrikaden der Kaiserstadt geführt, hielt er fest. Zu welchen Abirrungen sie ihn auch geführt, ihr innerster Kern war eine große Idee, der Gedanke des ewigen Kampfes, der die Völker durchzittert, und Jeder, der für eine Idee stirbt, ist ein Märtyrer!

Es gab einen Punkt im Herzen des Mannes, der von den Worten des Geistlichen berührt, wiederklang wie der Laut der Memnonssäule beim berührenden Sonnenstrahl – die Erinnerung an seine Kinder!

Der Priester fragte ihn, ob er wünsche, daß er ihn auf seinem schweren Gange begleite – Blum lehnte es ab. Die menschliche Eitelkeit ist so schwer abzulegen! – er fürchtete nach dem rationalistischen Bekenntniß seines Lebens das Bekenntniß seiner Umkehr.

Er begleitete den Geistlichen bis zur Thür und bat ihn, als Andenken seine Haarbürste anzunehmen, das Einzige, was er ihm anbieten könne. Dann schrieb er einige Briefe, an seine Frau, die oft im Leben ihm fern gestanden, aber ihm nahe trat in der letzten Stunde, und an den Abgeordneten Vogt in Frankfurt, dem er seine Familie empfahl. Die Briefe enthalten kein Wort der Klage über das Schicksal, das ihn ereilt. Der Ton der Briefe macht es unzweifelhaft, daß er in diesem Augenblick von der Gewißheit seines Todes durchdrungen und in ihn ergeben war.

Aber bald regte sich in dem lebensstrotzigen Herzen wieder die Hoffnung, der Glaube an die Unmöglichkeit der Vollstreckung, und es suchte seinen ängstlichen Schlag damit zu übertäuben.

Um halb sieben Uhr marschirte ein Militairdetaschement vor dem Gefängniß auf; der kommandirende Offizier mit dem Proföß übergab dem Gefängnißinspector die Ordre zur Auslieferung der beiden Verurtheilten.

Diese erfolgte mit den übrigen Förmlichkeiten.

Augenzeugen bekunden, daß Blum dabei sich muthig und aufrecht zeigte, er nahm von den letzten Genossen seiner Gefängnißzelle, die man wieder hereingebracht, einen fast heitern Abschied und stieg mit dem Offizier in den Fiaker. Zwei Unteroffiziere nahmen den Rücksitz ein – der Verurtheilte zeigte eine fieberische Gesprächigkeit und die Farbe seines Gesichts wechselte häufig. –

Die Fahrt der beiden Wagen, von Reitern umgeben und gefolgt, ging die Landstraße entlang durch das Stubenthor in die Stadt und nach dem Rothen Thurmthor.

Bei der strengen Controlle, die noch immer für die Ein- und Auspassirenden herrschte, waren an dem Morgen nur wenige Personen auf der Straße und der Brücke. Das Thor war geöffnet, ein Fiaker hatte es soeben passirt, um nach dem Bahnhof zu fahren. Ein Knabe saß darin, ein Mann in dem Mantel eines Bedienten neben ihm. Der Offizier der Wache hatte ihre Legitimation untersucht und sie richtig befunden.

Mitten auf der Brücke, da wo eine Bank unter dem Kreuz sich befand, saßen zwei Personen, ein Mann und ein Mädchen, Beide noch jung, aber die Spuren des Leidens und überstandener Noth auf den bleichen abgehärmten Gesichtern.

Das Mädchen trug die Tyroler Tracht und war in ein warmes Tuch gegen die November-Nebel gehüllt, der Mann war einer der wandernden slawonischen Kesselflicker, wie die Guba um feine Schultern und die Werkzeuge neben ihm auf der Bank bewiesen.

Als der junge Mann im Fiaker die Beiden auf der Brücke erblickte, ließ er halten und sprang aus dem Fiaker.

»Fahre weiter, Rudolph, und warte auf mich in der Praterstraße. Es ist besser.«

»Ich bitte, lassen Sie mich Sie begleiten – auch ich habe eine Pflicht zu erfüllen, und Ihre Legitimation schützt uns vor Unannehmlichkeiten.«

Der Diener im Mantel stieg gleichfalls aus dem Wagen, der Knabe half ihm. Es war, als ob Jener noch an schwerer Krankheit oder Verwundung leide, so langsam waren alle seine Bewegungen.

Der Fiakerkutscher sah das Paar kopfschüttelnd, an, er mochte wohl seine Gedanken haben; indeß nahm damals halb Wien, namentlich die untere Klasse, an dem Entkommen der politisch Gefährdeten regen Theil, und der Kutscher fuhr daher auf die Anweisung des jungen Menschen eilig die Brücke entlang, um sie am ›Lamm‹ zu erwarten.

Der Knabe und der anscheinende Bediente traten auf das Paar zu, der Slowak hatte sich erhoben.

Otto von Röbel – das war der junge Reisende – reichte ihm die Hand. »Haben Sie Dank, daß Sie noch hierher gekommen sind, um mir und meinem Freunde Adieu zu sagen, der Ihnen so viel verdankt. Sie vergeben mir, daß ich an jenem blutigen Abend Sie mit dem Geheimniß Ihrer Theilnahme an der Flucht des Ungars zwang, mir den Freund retten und an einen sichern Ort bringen zu helfen, bis der Sturm vorüber und er so weit hergestellt war, um mich begleiten zu können. Was hätte ich, fremd in dieser Stadt, anfangen sollen, wenn ich Sie nicht getroffen und Gott mir den Gedanken eingegeben hätte, Ihre Hilfe zu verlangen.«

»Ich that, was ich konnte – Sie haben mich ja nicht verrathen, als ich den Grafen befreite in der Nacht vorher. Ich wünschte nur, ich hätte Besseres thun können, als Ihnen bei einem Landsmann die elende Kammer verschaffen, in der Sie Ihren Freund verbergen und pflegen konnten, und die geringen Kenntnisse zu seiner Heilung verwenden, die ich mir in den zwek Semestern erworben.«

Der Berliner Student drückte ihm die Hand. »Sie haben brav und menschenfreundlich gehandelt,« sagte er bewegt, »und nächst Otto verdanke ich Ihnen meine Rettung. Aber ich hoffe, daß Sie nicht selbst noch Gefahr laufen, weil Sie noch immer diese Verkleidung tragen?«

»Sie irren sich – es ist die meines Standes!« Er wies mit einem seltsamen Blick nach dem Geräth auf der Bank. »Wenn Sie in Ihrem Vaterland vielleicht einmal einen armen Slowakenknaben seine Fallen und Hecheln ausrufen hören, dann denken Sie an mich und seien Sie freundlich gegen die Ärmsten!«

»Unmöglich – ein Mann von Ihrer Bildung – «

Der Fallenkrämer lächelte schmerzlich. »Ich bin Nichts als ein armer Slowak und wäre glücklich, wenn ich es stets geblieben wäre. Gott gebe, daß jene Arbeit meiner Hände mir das Wissen

sühnen hilft, das über mich gekommen. Leben Sie wohl, meine Herren, und Gott geleite Sie – denn wenn ich nicht irre, naht dort eine schwere Pflicht für mich.« Er drückte Beiden die Hand und wandte sich hastig zu dem Mädchen.

»Fassen Sie sich, Nand'l – ich fürchte, der Augenblick ist da – sie kommen!«

Das Mädchen, das vor dem Heiligenbild geknieet, erhob sich weinend.

»Heil'ge Mutter Gott's – mir is, als wollt mir's Herz aus dem Buserl hupfen!«

Er war neben sie getreten und redete ihr mit tröstenden Worten zu.

Aus dem Thor kam ein Cavallerie-Piket und trabte auf die Brücke zu, zwei Wagen folgten, Reiter an den Schlägen und hinterdrein, die gespannte Pistole auf den Schenkel gestützt. Gleich hinter ihnen schloß sich das Thor – auf dem Wall blitzten Bayonnette, drüben am Ufer der Leopoldstadt erschienen wie mit einem Zauberschlage Infanterie-Pikets an jeder Straßenecke und die Taborstraße entlang.

»Mein Gott, was hat das zu bedeuten?«

Die junge Tyrolerin war in die Knie gesunken und rang bitterlich weinend die Hände. »O Franz, Franz, Gott der Herr sei Dir gnädig!«

Der Berliner Student hatte den Arm seines jungen Freundes krampfhaft gepackt. »Höll' und Teufel – das ist Blum, Robert Blum! Was haben sie mit ihm vor?«

Der Wagen mit dem ersten Gefangenen war vorüber gerasselt. Mit Gewalt hielt der Knabe den Freund zurück, der sich der Escorte nachstürzen wollte. Die Audienz, der er am Abend vorher beigewohnt, fiel ihm jetzt ein – er erkannte in dem zweiten Wagen den alten Tyroler – er wußte jetzt, um was es sich handelte.

»Still, um Gotteswillen – errege keine Aufmerksamkeit. Kein Opfer kann sie retten – man führt sie zur Hinrichtung!«

Der zweite Wagen fuhr etwas langsamer auf der Brücke, es war, als wolle der Führer selbst den Unglücklichen ein letztes Lebewohl gönnen.

In dem Wagen saßen im Fonds die beiden Tyroler, der alte Mann mit dem wettergebräunten kummervollen Gesicht und dem weißen Bart und Haar – und der Verurtheilte, so weiß wie das Tuch, in dem er den kranken Armstummel trug, keinen Tropfen warmen rothen Blutes in dem hagn Gesicht, aber der Blick der Augen ruhig und demüthig ohne den wilden Strahl des Wahnsinns, der früher in ihnen gebrannt.

Ihm gegenüber saß der ehrwürdige Priester, während der Fahrt dem zum Tode gehenden Mann Gebete vorlesend, auf dem vierten Platz ein Offizier.

Das Mädchen hatte sich losgerissen von dem treuen Freund und Begleiter. Sie drängte sich zwischen den Pferden der Reiter durch, ehe es die überraschten verhindern konnten, und klammerte sich an dem Schlage fest.

»Franz! Franz! I will mit Dir hinwerden! – Barmherzigkeit! Barmherzigkeit – laßt den Franz nit sterben!«

Eine leichte Röthe flog über das Gesicht des Verurtheilten, er breitete den kranken und den gesunden Arm nach ihr aus. »O, Nand'l, verzeih mir, daß ich a schiecher Bursch war gegen Dich! O Gott, Nön'l, warum habt Ihr mir das g'litten!«

Der alte Mann beugte schmerzlich das Haupt. »Geh' fort, Nand'l – tröst' Di Gott! wenn Alles vorbei, komm' ich zum Schiff! – Ich hab's nit g'wußt, Franz, so wahr mir die Heil'gen gnädig sein mögen auch in meiner Sterbestund'!«

Man hatte auf den Wink des Offiziers das schreiende und weinende Mädchen von dem Wagen gerissen und aus den Reihen der Escorte gedrängt, der Slowak trug sie in seinen Armen zurück nach dem Sitz mit dem Muttergottesbild – im scharfen Trabe rasselte der Wagen seinem Vorgänger nach, aber noch weit drang hinter ihm her das Jammergeschrei des Mädchens.

Der Berliner Student hatte hastig dem Slavonier die Hand gedrückt. »Leben Sie wohl, dieser Boden brennt unter meinen Füßen! Ich gerettet und er verloren! Ein Schaffot für die Einigkeit

Deutschlands und sein bestes Blut für die deutsche Kaiserkrone – sie ist verwirkt für immer!« Er zog den Knaben mit sich fort, der, betäubt von den Eindrücken, ihm willig folgte.

Der schon entfernte Wagenzug bewegte sich rasch durch die Leopoldstadt der am Ende der Augartenstraße liegenden Cavallerie-Kaserne zu. Eine starke Abtheilung Cavallerie war hier aufgestellt und schwenkte hinter dem Zuge ein.

Ein hastiges, spöttisches Lächeln flog über das Gesicht Blum's, als er, sich aus dem Schlage beugend, diese Militair-Escorte sah.

»Geschieht dies Alles meinetwegen?«

Der Offizier der Wache nickte stumm.

»Der Herr Feldmarschall,« sagte der Verurtheilte mit demselben Ton, »hätte in der That diese Ausstattung der Comödie sparen können. Ich habe Paraden genug gesehen, als ich noch in Berlin lebte, und man wird mich dadurch nicht einschüchtern. Der Effect ist aus der Mode und höchstens noch in Romane passend. Man wird mir durch diese Militairmasse keine Furcht einjagen oder mir Zugeständnisse abnöthigen.«

Der Offizier sah ihn ernst und fest an.

»So zweifeln Sie noch immer an der Execution?«

»Die Posse ist für Knaben gut, nicht für Männer. Ich bin Mitglied des deutschen Parlaments und unverletzlich!«

»Herr Blum, nehmen Sie mein Ehrenwort als Offizier und Mann, daß die Execution vollstreckt wird und Sie in einer halben Stunde erschossen sind.«

Der Volksdeputirte sah ihn starr, zweifelnd an, eine krampfhaftige Bewegung zuckte über sein breites Gesicht.

»Wirklich?«

»Mein Ehrenwort darauf! Fügen Sie sich in das Unabänderliche und sterben Sie wie ein Mann!«

Der Verurtheilte hatte unwillkürlich die Hände fest in einander geschlossen, seine Stirn hatte sich gesenkt, er hielt mehrere Minuten lang, während die Fahrt rasch weiter ging, den Kopf gebeugt, so daß seine Begleiter den Ausdruck seiner Züge nicht erkennen konnten.

Was mag in der kräftigen Seele dieses Mannes in diesen Augenblicken vorgegangen sein, in denen das so voll pulsirende Leben noch ein Mal sich auflehnte gegen die kalte, furchtbare Gewißheit der Vernichtung! Möge Niemand ihn falsch beurtheilen wegen dieses langen und zaudernden Kampfes, es ist etwas Anderes, begeistert auf dem Schlachtfelde dem Tode entgegengehen, ihn entkräftet, von Schmerzen gepeinigt auf dem Krankenlager als Freund zu ersehen, oder ihn in der vollen Kraft des Lebens unvermeidlich herantreten und seine knöchernen Arme erheben zu sehen. Wenige mögen ihm dann als Mann stehen!

Als der Verurtheilte wieder den Kopf in die Höhe hob, war sein Gesicht sehr bleich, aber es lag Ruhe und Ergebung darauf.

Er reichte dem Offizier die Hand. »Ich danke Ihnen,« sagte er, »Sie haben mich mir selbst wieder gegeben.«

Von diesem Augenblick schwieg er bis zu den letzten Scenen des furchtbaren Drama's. Er ist als ein Mann gestorben!

Die Escorte und der Wagen war in den breiten Weg der Brigittenau eingefahren und rollte rasch auf eine öde Stelle des Angers zu.

Hier bog ein Theil der Reiter mit dem zweiten Wagen ab und wandte sich nach links.

Der Gefangene blickte fragend auf den Offizier.

»Es ist der Tyroler Feldwebel, dessen Urtheil gleichfalls diesen Morgen vollstreckt werden soll. Gott sei ihm gnädig!«

Auf der Mitte des ziemlich öden Angers zwischen niederm Gebüsch war der Platz zur Execution gewählt.

Eine Infanterie-Colonne bildete ein nach einer Seite offenes Viereck. Die vordere Front öffnete sich und ließ den Wagen einfahren, die Cavallerie schwenkte zur Seite ab und bildete eine zweite Mauer um den Platz.

Der Offizier stieg aus und lud den Gefangenen ein, ein Gleiches zu thun. Ohne Hilfe verließ dieser den Wagen.

Die Förmlichkeit der Übergabe an den Profos war kurz.

»Wer wird mich erschießen?« fragte der Verurtheilte.

Man antwortete, daß ein Commando der kroatischen Jäger dazu bestimmt sei.

Zwölf Mann mit einem Offizier standen, die Büchse im Arm, wenige Schritte von der Stelle, wo der Verurtheilte ausgestiegen war.

»Das ist mir lieb,« antwortete dieser, »die Jäger sollen gut schießen, hätte mich doch einer hier schon beinahe getroffen.«

Er zeigte auf das Loch in seinem Rock, den er kokettirend während der Zeit getragen, da eine Kugel bei der tapferen Vertheidigung der Sophienbrücke ihn zerrissen.

Vor der Front der Infanterie hielt, umgeben von mehreren Offizieren, der Oberst des Regiments. Er winkte dem Profos.

Dieser trat zu dem Gefangenen und legte die Hand auf seine Schulter. »Es ist Zeit, Herr!«

Blum wandte sich um. »Was habe ich zu thun?«

Der Profos wies nach einer Stelle an der offenen Seite des Quarré's. Keine der häufig so schaurigen Vorbereitungen war dort zu erblicken – die Stelle eben und öde; nur ein Militair-Chirurgus stand etwas abseits von ihr. Fünfzehn Schritt davon war das Commando der zwölf Jäger postirt, sechs davon die gespannte Büchse im Arm, standen vorn, die sechs anderen zwei Schritte zurück.

Hauptmann Janda begleitete den Unglücklichen bis zu der verhängnißvollen Stelle; er ging mit ruhigem, festen Schritt dahin und stellte sich mit dem Gesicht gegen die Jäger.

»Haben Sie noch irgend einen Wunsch, Herr Blum? Se. Durchlaucht hat mich beauftragt, Ihnen jeden Dienst zu leisten.«

Der Verurtheilte reichte ihm die Hand. »Haben Sie Dank, Herr! Die Briefe, die ich an die Meinen geschrieben, finden sich im Gefängniß. Ich sterbe für die Freiheit, die Sache des Vaterlandes ist es, für die Meinen zu sorgen.«

»So sei Gott Ihnen gnädig!«

»Er wird es!«

Der Offizier trat zurück.

Der Profos stand vor dem Verurtheilten, ein weißes, gefaltetes Tuch in der Hand.

»Was wollen Sie?«

»Ihnen die Augen verbinden, Herr!«

»Es ist unnöthig – da es denn einmal sein muß, will ich dem Tode frei in's Auge sehen!«

Der Profos wußte nicht, was er thun sollte und blickte fragend auf den Offizier der Erecutionsmannschaft. Dieser war näher getreten.

»Schießen Jäger meinigte besser,« sagte er in gebrochenem Deutsch, »wenn sie nicht sehen in Auge das menschliche so nahe!«

»Das ist etwas Andres, Herr! Bitte, geben Sie mir das Tuch.«

Er nahm es und band es sich selbst um die Augen.

»Steh ich so recht?«

»Ja. Wollen Sie noch ein Gebet verrichten?«

»Wie lange dauert es noch, bis – bis – «

»Vielleicht drei Minuten, Herr!«

»So leben Sie wohl!«

Eine kurze Pause – in der tiefen Stille hörte man ein leises Rasseln der Büchsen.

Dieser leise klirrende Ton des Eisens bebte durch die Nerven.

Dann verlas der Oberst mit rauher, ernster Stimme nochmals das Urtheil und die Unterzeichnung.

Der Profosz stand vor dem Pferd. »I bitt' um Gnad' für den armen Sünder!«

»Nein!«

»I bitt' um Gnad' für den armen Sünder!«

»Nein!«

Der Offizier der Jäger hob den Säbel – die sechs Jäger hoben die Büchsen und schlugen an.

»I bitt' um Gnad' für den armen Sünder!«

»Nein! Bei den Menschen ist keine Gnade mehr, bei Gott allein ist Gnade!« Zugleich ließ er das weiße Schnupftuch fallen, das er in der Hand trug.

»Feuer!«

Sechs Büchenschüsse krachten. Der Verurtheilte warf die Arme in die Luft und sprang wohl einen Fuß hoch in die Höhe, dann stürzte er vorn über auf das Gesicht und eine Blutlache färbte den Sand.

Der Chirurgus war sogleich bei ihm und wendete mit Hilfe eines Corporals den schlagenden, zuckenden Körper um. Dann winkte er mit der Hand abwehrend nach dem Commando – es war genug, man brauchte die zweite Abtheilung der furchtbaren Schützen nicht.

Drei Kugeln hatten getroffen – die eine hatte die Stirn dicht am Auge durchbohrt, die beiden anderen trafen die Brust.

Der blutige Körper erzitterte noch einige Male convulsivisch – dann blieb er ruhig.

Der Chirurgus salutirte mit der Hand an der Feldmütze vor dem Obersten. »Hab zu melden, daß der Delinquent todt ist!«

Der Oberst nickte. Dann gab er den Befehl zum Abmarsch.

Die Leiche, in einen alten Soldatenmantel gehüllt, wurde in denselben Wagen getragen, der den Lebenden hergeführt. Eine kleine Escorte begleitete sie, als sie in aller Stille nach der Todtenkammer eines Lazareths überführt wurde.

So starb **Robert Blum** – ein Rebell gegen die historischen Ordnungen der Kirche und des Staats – ein Kämpfer und Opfer jenes zügellosen Dranges zum Umsturz – **aber ein Mann mit einem deutschen Herzen und als ein Mann!**

Der Tag darauf, der 10. November, war sein Geburtstag.

Auch die Politik hat ihre Märtyrer. –

»Wien, den 9, November.

In nomine Domini et spiriti sancti. Ich habe zu melden, daß heute Morgen jenen teuflischen Verräther unsers heiligen Glaubens, **Robert Blum**, den Führer der Abtrünnigen in Sachsen, der mit den falschen Priestern **Ronge** und **Czerski** im Bunde stand, die wohlverdiente Strafe erreicht hat. Derselbe ist in der Brigittenau als Hochverräther erschossen worden. Es ist dem Priester, der mit der Vorbereitung seiner armen Seele zum Tode beauftragt war, zwar gelungen, seinen Unglauben zu beugen und ihn zum Empfang der heiligen Sacramente zu bewegen, doch hat er sich störrisch geweigert, seinen Irrglauben öffentlich zu sühnen. Die Strafe dafür wird ihn droben treffen.

Der Fürst hat die Empfehlung gerechtfertigt und jede Gnade von sich gewiesen. Er ist ein starker Mann, angesehen in der Armee und gefürchtet von unseren Feinden, ein eifriger Diener der Kirche und des Kaisers, wenn auch sein Eigensinn und seine starren Begriffe von Ehre und Recht zuweilen unbequem werden. Der Banus muß so lange als möglich ihm zur Seite gelassen bleiben.

Sagen Sie dem Cardinal, daß die Zeit zur Ausführung des großen Gedankens der allergnädigsten Frau gekommen ist – man darf nicht länger zögern, denn gerade in der Zeit, wo die Gemüther von Furcht und Hoffen so gewaltig aufgeregert sind, wird man weniger Widerstand finden. Der Schritt wird den Anschein eines Nachgebens und einer Versöhnung haben, während er uns die Macht sichert.

Mit dem Plan eines Vorschlages an Preußen, zur Theilung Deutschlands in der Demarcationslinie des Thüringerwaldes und Erzgebirges kann ich mich noch immer nicht einverstanden erklären. Preußen so mächtig zu sehen, ist gefährlich. Diese Hohenzollem sind ein gefährliches Geschlecht. Jetzt, nachdem Lichnowski so schändlich ermordet worden, ist die Sache noch bedenklicher. Wir hatten die Mittel in der Hand, ihn in jedem Augenblick unserm Willen dienstbar zu machen. Die Herzogin hat ihren Einfluß überschätzt – die Wahl Brandenburgs statt des schwäbischen Verwandten von unserm Glauben hat es bewiesen. Die Zeit ist noch nicht gekommen, in der ein Katholik an die Spitze dieses Landes gesetzt werden kann. Warten – warten – warten!

Sie werden sich überzeugen, daß wenn von einer politischen Umgestaltung Deutschlands die Rede sein soll, nur mein Vorschlag der Dreitheilung in Betracht kommen kann. Man darf das Haus Wittelsbach nicht übergehen, selbst wenn die erlauchte Frau zu diesem Opfer bereit wäre. – Trotz der schwierigen und wüsten Verhältnisse gewinnt unsre heilige Kirche täglich festern Fuß in Berlin. Boltmann wirkt thätig und geschickt, die Gemeinde zählt viele vornehme Mitglieder, ein Kloster und ein Krankenhaus sind zu Ehre unsers heiligen Glaubens im Entstehen, eine neue Kirche ist projectirt. Sie wissen, welche bedeutende Kraft wir in der preußischen Kammer haben, wenn sie auch jetzt scheinbar der Revolution dient. Ist die Zeit gekommen, so wird gerade sie unsre beste Säule sein. Jetzt schon einer der Unseren im preußischen Ministerium würde unsrer Sache tausend Feinde erwecken. Darum mußte man auch den Plan, den hohen Verwandten des Königshauses an Stelle dieses soldatischen Nebensproßlings an die Spitze der Regenerations-Regierung zu stellen, aufgeben. Nicht die Revolution, sondern gerade jenes spezifische Preußenthum, das aus dem Lande entsprossene und in den Kriegen gesäugte Junkerthum ist unser schlimmster Gegner. Eine Revolution bändigt man bald und macht sie sich dienstbar. Sie werden dies hier sehen und ein Concordat ist uns sicher; aber der engherzige norddeutsche Patriotismus hält zäh' an Liebe und Haß. Man wird die Massen durchwühlen und die Grundpfeiler stürzen müssen, ehe man an den hohen und herrlichen Bau denken kann, der uns doch so nothwendig ist.

Wir haben gestern Mittheilungen aus Rom empfangen. Vaures benachrichtigt uns, daß eine Catastrophe bevorsteht und ein offener Bruch mit der Revolution erfolgen muß. Antonelli muß fallen, oder Rossi und Frankreich aufgeben und sich uns anschließen, Mer., Sp. und unsere spanischen Freunde sind darüber einig. In Ancona stehen unsere Truppen bereit auf den ersten Wink, König Ferdinand in Neapel wird dieser lächerlichen Comödie bald müde sein, Schwarzenberg giebt uns die Versicherung, del Carretio ist der Mann, seine Niederlage zu rächen.

Unsere geistlichen Anstalten haben hier viel gelitten, aber es ist ihnen gelungen, ihre bestE Habe in Sicherheit zu bringen. Man wird die Stadt hoffentlich verpflichten, ihnen vollen Schadenersatz zu gewähren. Wir brauchen für die Kirche zu Maria-Siegen¹ Zwei noch jüngere Beichtväter und einen Prediger, der vermag, durch seine Begeisterung auf die Frauen zu wirken. Nach der Sündhaftigkeit und dem Leichtsinne der letzten Zeit muß eine große Reaction der glaubensbedürftigen Gemüther eintreten, die Erfahrung lehrt es. Man hat uns wie die Wölfe vertrieben, aber als Adler werden wir wiederkommen!

Nach Rom habe ich geschrieben wegen eines zuverlässigen Agenten für Galizien und Polen.

Legen Sie der erlauchten Dame meine Ehrfurcht und Ergebenheit zu Füßen. Ich warte – ich würde sagen mit Ungeduld, wenn unsere heiligen Regeln eine solche gestatteten – Ihre Nachrichten.

Die Briefe des Kammerdieners S. K. K. H. habe ich empfangen, sie enthalten vor der Hand nichts Wichtiges, aber sie müssen fortgesetzt werden.

Mögen alle Verräther und Feinde der heiligen Kirche so fallen wie dieser Robert Blum. † † †

P. S.

Der Fürst hat auf meinen Wink eine geeignete Person nach Berlin gesandt. Sie wissen, er schwärmt für den Plan der Theilung, aber er ist zu sehr Soldat, als daß sein Einfluß uns gefährlich werden könnte. Ich habe bei der Gelegenheit meine Augen auf einen Mann gerichtet, der, wenn er unseren Diensten gewonnen wird, durch seinen Geist und seine Thätigkeit uns von großem Nutzen sein könnte. Hierbei erfolgen einige Notizen über seine Herkunft, mögen Sie das Nähere ermitteln! † † †

Der Brief in feiner, gerundeter Chiffreschrift war auf der Adresse mit zwei Buchstaben bezeichnet: *F. G.*

¹Die Kirche der während der Revolution aus Wien vertriebenen Redemptoristen.

Das Siegel zeigte drei Thiergestalten: ein Lamm und einen Wolf, darüber emporstrebend einen Adler.

Dieser Brief war sorgfältig eingeschlossen in ein zweites grobes Couvert. Dieses Couvert trug die Aufschrift:

An Herrn **Franz Prossuber**

Bindermeister

in

Brünn in Mähren.

Mit dem Bahnzug am Abend ging der Brief an seine Adresse.

Ein alter Mann stieg aus der Fähre, die von der Brigittenau oberhalb der Augartenbrücke über den Donauarm führt.

Sein Haar schien weißer, die Furchen seines ehrlichen, kräftigen Gesichts schienen noch tiefer gegraben, das Auge blickte still und ernst vor sich hin – zuweilen strich die hagere Hand des Alten darüber, als wolle sie einen schlimmen Eindruck, ein trauriges Bild verwischen.

An der Fähre erwartete ihn ein Paar – das Nand'l, das Tyroler Mädchen, und der Slowak Matthias, ihr treuer Gefährte. Beide waren zur Wanderung gerüstet, das Mädchen trug ein leichtes Bündel, – ihr Begleiter mit der Guba seinen Hechelkram und außerdem Decke und Bündel für den alten Mann.

Es war Mittag; außer den Militairposten, die noch immer in den Vorstädten standen und hier das Ufer zur Spittelauer Linie und dem Glacis bewachten, als wäre man in Feindes Land, waren nur wenige Leute in der einsamen Gegend des Althaner Grundes.

Der junge Mann und das Mädchen waren dem alten Tyroler entgegen gegangen – schluchzend beugte sich das Mädchen über seine Hand und sank an ihm nieder. »O, Nön'l! Nö'n'l!«

Der alte Mann legte die Hand auf ihr Haupt – sein Auge schlug empor zu dem grauen Novemberhimmel, »'s ist g'schehn, Nand'l,« sagte er mit gebrochener Stimme, »der Franz hat sei Schuld gesühnt und läßt Di grüßen viel tausend Mal! Er is droben im Himmel und die Heil'gen werden bitten für ihn, wie der Herr Pfarrer g'sagt hat! Drei Seelenmessen wird er halten, und wollt' haben, daß i dableiben sollt' daderzu. Mich aber dauerts nit länger in Wien!«

»Und wo – wo liegt der Franz begraben? O, Nön'l, laß mich wenigstens beten an seinem Grab.«

Die Stirn des alten Mannes legte sich in noch tiefere Falten. »Er war halt a Verräther am Kaiser und Land, Nand'l,« murmelte er, »und sie haben ihn da eingescharrt, wo sie ihn derschossen haben. Aber er hat in seiner letzten Stund Alles bereut und is hingeworden wie a Christ, daß die Engel im Himmel ihre Freud' d'ran g'habt, so schön und demüthig hat der Bursch' geredt. Hier is a Andenken, das er Dir schickt, 's is noch von seiner Mutter selig und soll Dir besser Glück bringen als ihm.«

Er zog aus dem breiten Ledergurt ein altes Papier und wickelte es auf, in dem Papier lag sorgfältig zusammengefalten ein buntes, seidenes Tüchel, in dem Tüchel ein silbernes Gottesaug', wie's die Tyroler Landleute zu tragen pflegen.

Das Tüchel und das Gottesauge waren mit fast noch feuchtem Blut bedeckt – dem Herzblut Eines, der einst gut und schuldlos war.

Sie waren langsam am Ufer hingegangen, den Anlagen des Althan-Grundes zu, dort setzten sie sich auf eine Bank.

»I werd's in Ehren halten mei Leblang,« schluchzte die Tyrolerin, »der Franz wird bitten, daß auch mir mei Sünd' vergeben wird. An meinem Hals will ich's tragen, bis ich zur Grub geh'!«

Sie preßte das Andenken an ihre Brust, die Thränen strömten schwer aus dem dunkelen Auge.

»Und nun – bist Du fertig mit Wien, Dirnd'l?«

Das Mädchen athmete schwer. »I hab' g'beicht, Nön'l, wie Ös's befohlen habt und communicirt, daß i mit reiner Seele geh' von hier. Auch 's Grab hab' i b'sucht von der Dirn', die mir so Bö's's g'than und doch auch so Gut's, und hab' a Zweigel mitgenommen von dem Busch, der daneben steht, für mei Gebetbüchel. Jetzt, Nön'l, halt mich nix mehr und i hab' allein noch Dich auf der Welt!«

Der alte Mann hatte sich erhoben und zog das Mädchen zärtlich an seine Brust.

»So soll's sein, Nand'l, Gott der Herr ist gnädig, und hat mir Dich gelassen und uns a braven Freund gegeben in der Noth, und Beide sollt Ös meine Kinder sein. Kommt!«

Er wandte sich zum Gehen, aber der junge Mann legte die Hand auf seinen Arm und hielt ihn dadurch einen Augenblick zurück.

»So ist der Augenblick denn gekommen des Scheidens. Leben Sie wohl, Herr Haspinger – leben Sie wohl, Nanette! Gott im Himmel lasse Sie bald vergessen und lasse es Ihnen wohlgehen!«

Der alte Mann blieb betroffen stehen – das Mädchen schaute wie erschrocken auf, ihre Thränen verschwanden rasch.

Der ehemalige Student in seiner rauhen ärmlichen Kleidung stand vor ihnen, das Haupt gesenkt, bleich, einen tiefen Schmerz in seinen Zügen.

Ein Ausdruck von Mißtrauen dagegen malte sich auf den Mienen des Greises.

»Is auch in Deinen Augen selbst die Schand' zu groß g'worden, die auf den Haspinger und seiner Schwester Kind gekommen, daß Du verschmäht, Dei Fuß in sei Haus zu setzen und von seinem Brot zu essen? Was kann die arme Dirn' davor für die Schlechtigkeit, die gescheh'n!«

Der junge Mann streckte die Hand empor; sein Auge, in dem Feucht eines tiefen Seelenschmerzes schwimmend, begegnete fest dem finstern Blick des Greises.

»Bei Allem, was hoch und gut, Vater, verkennen Sie nicht meinen Entschluß. Sie ist rein wie eine Heilige in meinen Augen und eben allein, weil ich ihrer Nähe noch nicht würdig, deshalb verbanne ich mich selbst. Ja, Nand'l – in dieser Stunde sage ich's Ihnen, ich fürchte – ich liebe Sie und werde Sie nie vergessen, so lange ich lebe! Aber vom ersten Augenblick an, daß ich Ihre frische, unverdorbene Natur erkannt, ist das Gefühl meiner eigenen Unwürdigkeit und Schmach über mich gekommen und das treibt mich hinaus in die Welt und fort von Ihnen!«

Das Mädchen hatte seine beiden Hände gefaßt und lehnte weinend die Stirn an seine mit der rauhen Guba bedeckte Schulter.

»O, Herr Matthias, Ös wißt halt nit was g'scheh'n – sonst würdet Ös nit so sprechen! I bin keine ehrliche Dirn' mehr, seit der Schurk' mich berührt, der uns Allen solch Herzleid gethan!«

»Still!« befahl der Greis – »Gott der Herr im Himmel sieht, was den armen Leuten geschieht, aber der Tag seiner Rache wird folgen. Wenn auch das Unglück über uns gekommen, das Nand'l ist brav und wird a braves Herz bleiben ihr Leblang! Geh' mit Gott, mein Sohn, wenn Du glaubst, auf einem andern Weg Deinen Frieden suchen zu müssen – denn der Seele Frieden is das beste Gut. Ehrlich und brav, mit offenem Herzen, sind wir zwei Beid gekommen in diese große Stadt, und mit Schmerzen und Schmach, den Leib und die Seel' gebrochen, die Ehr' verloren und die Ruh', geh'n wir zum Thor' hinaus! Fluch über das Sodom voll Blut und Schand, wo eine Sünd' der andern die Hand giebt! Nur in den Bergen, in der frischen Gottes-Natur, wo die Brust weit wird bei seiner Herrlichkeit, da ist noch Treu und Redlichkeit, und dahin will der Haspinger sei Schand und Leid flüchten zwischen die Felsenhörner und Gletscher tief hinein, bis die Stund gekommen, daß wieder die Büchsen knallen im Land Tyrol für des Kaisers Recht, oder bis Gott ihn zu sich ruft in sein himmlisches Reich und deckt mit seiner kühlen Erd' alle irdische Schmach und alles irdische Leid!«

Und wie der Prophet die Stätte der Gräuel verfluchend, schüttelte der Greis die hagere Hand hinüber gegen die mächtige Stadt, nahm sein Bündel von der Bank und wandte sich der einsamen Straße zu, die hinüber zur Nußdorfer Linie führte und seinen heimischen Bergen zu.

Aus den Thränen hervor warf das Mädchen einen warmen, dankbaren Blick zu dem jungen Manne auf, stumm reichte sie ihm die Hand, die er nur leise berührte, dann folgte sie hastig dem Alten.

Der Slowak sah ihnen lange nach, bis ihre Gestalten zwischen den Häusern der Spittelauer Gasse verschwanden, dann hob er seinen Eisenkram über die Schulter, daß er rasselnd zusammenklang.

»Muth, Matthias, die Buße ist die Wäsche der Sünden!«

Er wandte sich zur Donau und begann kräftigen Schrittes seine Wanderung.

DEUTSCHE KAISERKRONE.

1. AM MAUSOLEUM.

Der Frühling hatte begonnen – die Felder kleideten sich in ihre grünen Decken, die Büsche in ihr Knospen- und Blättergewand, ein Jahr harter und blutiger Kämpfe lag hinter uns, aber der Friede war noch nicht wiedergekehrt, Jeder fühlte, daß erst der rechte Zusammenstoß folgen müsse und werde in dem entfesselten Streit der Meinungen. Mit Schwert, mit Feder und Wort zum entscheidenden Kampf gerüstet, standen die Parteien einander gegenüber – diesmal nicht Fürsten den Fürsten, Völker den Völkern – sondern das Volk dem Fürsten – der Bruder dem Bruder. Wie eine schwere, schwüle Wolke lastete es auf den Gemüthern, Alles in Unruhe, kein Verhältniß geordnet, Unsicherheit in allen Sphären des bürgerlichen Lebens, – Haß und Groll – zum Äußersten aufgeregte Gemüther und daneben das tiefe Bedürfniß nach geordneten Zuständen.

Es war in den ersten Tagen des April 1849 – Montag den 2ten.

Der König residirte in Charlottenburg – so war er in der Nähe von Berlin, ohne in der Stadt selbst zu verweilen, die ihm so viel Herzeleid gebracht. Am Tage vorher, dem Sonntag, dem ersten schönen im Frühjahr, war deshalb auch der Zug der Berliner zu den ziemlich langweiligen Vergnügungen Charlottenburgs stärker als gewöhnlich gewesen, und während die Frauen den Familienkaffee kochten, disputirte der Spießbürger zwischen dem Raisonement über die schlechte Weiße gegen den Belagerungszustand des Vater Wrangel, den er doch, wo er ihm begegnete – und der alte Herr ließ sich oft genug begegnen – mit großem Respekt und einem gewissen Wohlbehagen grüßte, oder phantasirte von der deutschen Kaiserkrone, die nicht etwa nach altem historischen Recht die sieben Kurfürsten des heiligen römischen Reichs dem Könige von Preußen aufgesetzt, sondern die das Frankfurter Parlament dem Hohenzollern auf wohlverklausulirte Bedingungen zu übertragen kam.

Zweihundertneunzig Stimmen hatten sich in der Sitzung der Paulskirche unter dem Vorsitz des Präsidenten **Simson** am 28. März für die Übertragung der vom Parlament neu geschaffenen Kaiserkrone an den Preußenkönig – zweihundertachtundvierzig durch ihr Enthalten der Stimmabgabe **dagegen** erklärt.

Der Telegraph hatte bereits am Sonntag die Ankunft der Deputation der dreiunddreißig Mitglieder für den nächsten Tag und die schmachvolle Verhöhnung gemeldet, die sie bei dem liberalen Pöbel von Cöln auf der Durchreise gefunden, wo der Kaiser Cigarro – wie ihn der boshafte Zuschauer der Kreuzzeitung nannte – der Tabakshändler und künftige Reichstagspräsident **Raveaux**, mehr galt als der König von Preußen, und wo man noch kurz vorher dem unglücklichen und doch so erhabenen Monarchen gewagt hatte, eine seidene Narrenkappe anzubieten, während wenigstens der Pöbel der Nachbarstadt Düsseldorf, unter der Agitation von Juden und entarteten Courtisanen, ihn mit Schmutz und Koth bewarf.

In den Gängen des schönen Parks war es noch ziemlich öde, spärlich erst trat das Grün aus seinen Knospen und belaubten sich die Büsche, aber das Wetter war mild und schön und über Allem – selbst den dunkelen majestätischen Gruppen der Trauertannen dort am Mausoleum des Königlichen Paares, lag der belebende Hauch des Frühlings.

Trotzdem belebten heut nur wenige Gruppen den Park – das erwartete Schauspiel des Einzugs der Kaiser-Deputation hielt ganz Berlin in den Mauern der Residenz.

Bei der bekannten Neugier der Berliner und der Vorliebe gerade der unteren Klassen für Straßenschauspiele mußte deshalb um so mehr ein Paar auffallen, dessen ganzer Typus den echten Berliner Handwerker oder Geschäftsmann der unteren Klassen verrieth. Der Mann trug einen offenbar vom Mühlendamm herrührenden, aber ziemlich anständigen, braunen Überrock, dunkle Tuchbeinkleider und Weste vom selben Stoff, und in dem baumwollenen Vorhemdchen mit den großen sorgfältig gesteiften Vatermördern voll Ostentation eine falsche Nadel, ebenso

über der Weste eine gleiche dicke Uhrkette, und an den Fingern mehrere auffallende Ringe. Der Hut war sauber gebürstet und mit einem gewissen Schwung über die niedrige Stirn gesetzt; das Gesicht, die Zeichen eines frühern wüsten Lebenswandels, namentlich noch um die Augen und in dem unreinen Teint tragend, war sorgfältig rasirt, von dem dichten und langen rothen Bart, der es früher umgeben, keine Spur mehr; denn der Mensch, den wir eben beschrieben, war kein anderer als unser alter Bekannter von den Berliner und Frankfurter Barrikaden, oder vielmehr hinter denselben her vom Leichenbett des preußischen Offiziers und dem Schmerzenslager des ermordeten Fürsten.

Aber nicht bloß im Äußern war eine vollständige Umwandlung mit dem würdigen Typus des Berliner Bummlerthums der untersten Sorte vorgegangen. Herr **Franz Günther**, wie er sich nennen zu lassen liebte, hatte das Demokratenthum ganz und gar an den Nagel gehangen und war seit dem Einzug des General Wrangel und dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel ein wüthender Reactionair oder, wie er sich ausdrückte, ein ›Gutgesinnter‹ geworden, der am Liebsten alles Kammerwesen nach Sibirien geschickt hätte, wenn er nur gewußt, wo dies läge, und der seinen Patriotismus damit bewies, daß er mit Hilfe seiner früheren Bekanntschaften die versteckt gehaltenen Waffen der seligen Bürgerwehr an das Militair denuncierte, eine mächtige schwarz-weiße Kokarde trug mit der Aussicht, in den Preußenverein aufgenommen zu werden, und auf die Demokratie schimpfte.

Im übrigen nannte er sich ›Commissionair‹, kaufte Pfandscheine und machte allerlei kleine Handelsgeschäfte, erlaubte und unerlaubte, und hatte seine Amante zur wirklichen Ehefrau erhoben und sie so dem Verkehr in den etwas zweideutigen Tanzvergnügungen der ›Kitzelpelle‹ und des ›zerbrochenen Topfes‹, ja selbst der höhern emancipirten Gesellschaft der Musenhalle entzogen.

Was diesen plötzlichen Umschwung seiner politischen Meinung hervorgebracht, ob der Eindruck des Erlebten in Frankfurt, ob der plötzliche Besitz des Geldes aus der Börse des Majors und des ermordeten Fürsten, läßt sich nicht sagen. Das Geld, das er seiner unglücklichen Schwester damals abgenöthigt, hatte er bald verjubelt, mit den 2- bis 300 Thalern, die er bei der oben erwähnten Gelegenheit und durch den Verkauf der Uhr sich gemacht, war er jedoch merkwürdig sparsam umgegangen und fühlte sich auf einmal einen gemachten Mann. Die Art und Weise, wie er jetzt des Abends am Biertisch politisirte und zuweilen einen geheimnißvollen Wink fallen ließ, daß er mehr wisse, als er sagen dürfe und verteufelt hohe Bekanntschaften habe, hatte ihm sogar bei seiner Gesellschaft von Dummköpfen, die er sich sorglich auszuwählen verstand, ein gewisses Ansehn gegeben.

Und warum sollte der Dieb und Bummler auch nicht plötzlich ein ›Reactionair‹ geworden sein, ein famoser Schwarzweißer!

Kam doch das jämmerliche Pack der Geheimen Rathe und hohen Beamten, die unter den Stürmen des Sommers von Achtundvierzig sich feig verkrochen oder den Mantel nach dem Winde gedreht und mit dem Märtyrerthum stets liberaler, von Oben herab unterdrückter Sympathieen geprahlt hatten, jetzt unterm Schutz der Wrangel'schen Bayonnette hervor, rühmte seine getreue Gesinnung und wollte unsägliche Opfer gebracht haben, für die es jetzt alle möglichen Samenkörner der Entschädigung aufflas! – Hofflieferanten, und Berlin wimmelt davon! die im März nichts Eiligeres zu thun gehabt, als alles Königliche und Prinzliche von ihren Firmen zu entfernen, krepirten fast vor lauter Patriotismus, und Hoteliers, die am Achtzehnten die Agenten der Revolution beherbergt und losgelassen, arrangirten patriotische Concerte, schworen auf Manteuffel und schielten nach einem Orden der Treue.

Gott und Himmel! wer jene Zeit in Berlin erlebt, weiß, welch' jämmerlich politisches Gesindel damals die Königsgetreuen spielte und mit der schwarzweißen Kokarde durch die Straßen lief, daß die Männer, die wirklich dem Sturme gestanden zu ihrem König, sich fast schämen

mußten, unter dem gleichen Zeichen mit den Schreibern verwechselt zu werden, und sich lieber zurückzogen!

Die schöne Amande, jetzt Madame Günther, die aus den Vorräthen eines Armkörbchens die moosbedeckten hundertjährigen Karpfen des Teiches mit Kuchen und Weißbrot fütterte, war etwas verblüht und hatte Anlage zur Corpulenz. Ihr tiefgerändertes Auge zeigte etwas Melancholisches, Schmachtdendes, denn sie war eine eifrige Kundin der Leihbibliothek und vor ihr Leben gern gefühlvoll. Man sagte ihr nach, daß sie sich einst um den ›Bureauchef‹ eines Advokaten ruinirt habe und noch immer den Kirchhof besuche, wo der Lump begraben war, der wegen eines kleinen Conflicts mit der Criminaljustiz vorgezogen hatte, sich aufzuhängen, statt länger mit Fränlein Amande Villa Colonna und die Waldemarstraße zu besuchen.

Trotz der Verirrungen ihrer Jugend und ihrer Gefühle, war die junge Ehefrau zierlich, fast geschmackvoll gekleidet – ein Talent der Berlinerinnen aller Stände. Darum zeigte sich auch ihr Gemahl bei jeder Gelegenheit stolz auf sie und besaß, obschon er sehr wohl die Fertigkeit ihrer Zunge kannte, einen großen Respekt vor ihrem gebildeten Zustand. Diesmal aber schien er doch den Haustyrannen gespielt zu haben, denn die blonde Amande schmolte und amüsirte sich mit den Karpfen auf eigene Hand, weil er ihr verweigert hatte, mit ihr die Frankfurter Kaiser-Deputirten zu empfangen.

Die schöne Amande schloß ihren Kober, ohne auf den sehnsüchtigen Blick ihres Ehemann zu achten, der von Zeit zu Zeit nach dem Fläschchen ächten Gilka mit feinem Pomeranzen schielte, das jener zur Ersparniß barg.

»Die Natur in ihr Erwachen is wirklich sehr schön,« sagte die junge Frau, »aber wenn die Orangerie vor's Schloß steht und der Duft durch die Lüfte jetragen wird, daß es riecht, wie in der Parfümeriehandlung an der Ecke, is es doch noch schöner und ich möchte mir hier leicht verkälten. Wollen wir jetzt zu Morelli jehn und Kaffee trinken? Die Jesellschaft ist dort immer am besten, wenn man auch allein ist, und die Tasse kostet nur zwei gute!«

»Geh meinewegen! Ick were hier bleiben, denn ick muß sehen, wat se hier dhun!«

»Na die Jesellschaft, die uns vorhin vorbeijegangen.«

»Wo Du Dich umdrehtest? Was ist mit ihr, kennst Du sie?«

»Ob ick ihr kenne – den alten Murrkopp und die Geheimderäthin, wenn sie auch noch so stolz dhut. Hast De den Alten gesehen mit 'n jrauen Schnurrbart und des eiserne Kreuz in's Knopploch, der aussieht, als wolle er alle Ogenblicke drinhauen?«

»Nun?«

»Et is de Male ihr Schwiegervater!«

»Unsinn!« sagte die Frau, »was faselst Du wieder! Es ist traurig genug, daß wir die Schande in der Familie haben, aber wenn jedes Mädcl, das auf der unrechten Seite in Wochen kommt, einen Schwiegervater haben sollte, müßten viel Schwiegerväter in Berlin rumlaufen!«

Die schöne Amande war, seit sie verheirathet, auffallend tugendhaft und splittrrichtend geworden.

Der würdige Commissionair antwortete nicht, sondern piff mit einem gewissen Ausdruck innerer Befriedigung vor sich hin.

Bei aller Unterordnung unter seine würdige Enehälfte hatte er doch von vorn herein die Gewohnheit angenommen, seine Geschäftsangelegenheiten und einige sonstige kleine Handlungen für sich zu behalten, und die schöne Amande beobachtete das Princip, sich nicht darum zu kümmern, wahrscheinlich in der löblichen Vorsicht, bei vorkommender Gelegenheit jede Kenntniß desto besser vor der Justiz in Abrede stellen zu können.

Dagegen hatte sie auf eigene Hand und auf alte Erfahrungen gestützt, einen Handel begonnen, auf den wir vielleicht später zu sprechen kommen.

Der Mann schnuppte seine Cigarre in's Wasser ab und wandte sich zu ihr.

»Hast Du de Male in letzter Zeit gesehen?«

»Die Prinzessin?« antwortete naserrümpfend seine Gattin. »Es ist zwar eine sehr melancholische Geschichte, jerade wie in einem Roman – aber Du wirst doch nicht im Ernst verlangen, daß ich mir wegwerfe und zu Deiner Schwester gehe. Als es ihr jut ging, hat sie mir immer so, wie soll ick sagen, so apprensiv behandelt! Nun hat sie ihr Malheur und dumm ist sie dazu gewesen, daß sie nicht einmal die drei Thaler monatlich genommen, die ihr der Justizrath angeboten, 's ist freilich nicht viel, aber wenn man handelt, kriegt man's bei den Haltefrauen für anderthalb und hat die anderen Profit!«

Anderthalb Thaler – für die Pflege und Wartung eines jungen, eben erst in die Welt getretenen und so vieler Sorge bedürftigen Geschöpfes! Barmherziger Gott – was muß das für eine Sorge sein, die von solcher Speculation geleistet wird!

Es flog ein leichter Schatten wie Reue und Gewissensbiß über das fahle Gesicht des Mannes, aber er unterdrückte sie rasch. Dagegen sagte er fest und bestimmt: »Wir müssen danach sehen, Amande, deß des arme Wurm nich verkommt, die Weiber sind niederträchtige Schlumpen, ick kenne det! Bei wem is de Male ihr Kind?«

»O, darum brauchst Du Dir keine Sorgen zu machen. Ihre Mutterjefühle sind merkwürdig schön, sie opfert sich für ihr Kind, weil es doch einmal von jutem Blute ist, und wird noch eine Prinzessin daraus machen. Sie ist erste Klasse, selber die Viereck jiebt nicht mehr dafür in Moabit – fünf Thaler!«

»Aber wo is det Kind?«

»Bei einer gnädigen Frau sogar, in der Jakobsstraße. Es ist eine sehr anständige Pensionage!«

»Der Name, wie heeßt se?«

»Frau von Berenburg! Eine Hauptmannswittwe außer Dienst. Sie hat schon viele Kinder gehabt, un die Mutter un die Tochter pflegen die armen Dinger auf's Beste! Die Damen drängen sich ordentlich danach.«

»Aber et ist noch keens lebendig wieder aus det Haus gekommen!« Wiederum war es bei dem Namen über das Gesicht des ehemaligen Spitzbuben geflogen, fast erschrocken. »Ick kenne die Frau per Renommée! Mir wär't lieber, die Male hätte den Balg zu ehrlichen Bürgersleuten gedhan oder uf't Land, denn det Kind is mehr werth, als De denkst, un die olle Berenburgen mit sammt ihre Tochter sollens faustdick hinter de Ohren haben.«

»Du brauchst Dir keine Sorge zu machen. Ich wiederhole Dir, Mamsell Amelie hat Mutterjefühle, jeden Augenblick, den sie loskommen kann, is sie bei der Berenburgen und belästigt sie, und Alles, was sie verdient, jiebt sie für das Kind hin. O, Franz,« die schöne Amande vergaß ihr Schmollen und näherte sich ihrem würdigen Gatten auf das Zärtlichste, »es muß so süß sind, einen so unschuldigen Engel auf dem Schooß zu wiegen und zu sagen, Du bist mein!«

»Na,« meinte der Commissionair ziemlich barsch, »ich denke, det Verjnügen hast De jenossen, als De kaum fünfzehn Jahre alt warst!«

»Grausamer – an was mahnst Du mich. Es hat meine ganze Carrière verdorben. Ich war ein unschuldiges Opfer der ersten Jugendliebe – «

»Et is jut – ick weeß die Jeschichte und et war det Beste, deß der Wurm in de ersten vier Wochen des Dodes jestorben is. Aber Du hast mir noch nich jesagt, wo die Male jetzt is und wat sie dreibt?«

»Ich stehe in keiner Verbindung mit sie!«

»Aber Du weeßt, wat passirt und hörst Allens!«

»Adelaide hat mir jesagt, daß sie jetzt Biermamsell in der Polkahalle in der Mohrenstraße geworden ist.«

»So so – nu, da kann sie 'n schön Geld verdienen, wenn sie 't zusammenhält. Aber jetzt, Amande, dhu' mir eine Liebe!«

»Das ist meine Pflicht als Jattin,« sagte die junge Frau sich zierend.

»Jeh alleine nach Morelli's und laß Dir Kaffee jeben. Ick habe hier wat jefunden, wat ick nachforschen muß, und Du genirst mir hier.«

»Warum hast Du mich da erst mitgenommen?« sagte schnippisch die junge Frau. »Ich hätte mich in Berlin weit besser amüsirt.«

»Du sollst et nachholen, Kind. Ick werde 'ne Droschke für uns ganz alleene nehmen und wir fahren von hier nach Moabit. Na, nu geh aber, Kind – Du störst mir!«

Die ehemalige Blumenmacherin zog ihren baumwollenen Longshawl kokett um die vollen Hüften. »Ich werde Dir nicht stören,« sagte sie, »aber ich gehe nur, wenn Du mir sagst, warum Du partoutement heute nicht in Berlin hast bleiben wollen.«

Der Mann sann einige Augenblicke nach, er schaute umher, ob sie auch nicht belauscht würden, dann näherte er sich ihr noch mehr. »Na, erfahren wirst Du't doch! Se machen heute 'nen großen Fang.«

»Wer?«

»Die da!« Er wies mit dem Daumen über die Achsel.

»Aber wer denn?«

»Nu – an'n Molkenmarkt! Hinckeldey!«

»Unsinn! was wird's sein – ein halb Dutzend Musketen von Eurer Bürgerwehr!«

Der Commissair schüttelte bedeutsam den Kopf. »Dies Mal isi't mehr! Du kennst den Hetzcl!«

»Deinen Saufbruder!«

»Sie haben ihm!«

»Was?«

»Er hat Jranaten gemacht, eine ganze Kiste voll! Pulververschörung – wat weest ick!«

Sie heftete scharf und fest das Auge auf ihn. »Franz, ich will nicht hoffen, Du hast die Hand im Spiel!«

»O, ängstige Dir nich, Amande,« sagte er halb verlegen, »Du weest, ick beschäftige mir nich mehr mit Politik, aber man hat seine Pflichten als juter Bürger für König un Vaterland. Du sollst morjen det Kleed haben, wat Dich am Schaufenster von Herzogen so sehr jut gefallen hat.«

»Und darum wolltest Du heute nich in Berlin bleiben? Du fürchtetest Holze, wenn es heraus käme? O, Franz, wenn es nur kein Unglück nich jiebt!«

»Nee, nee, ick were nich jenennt, aber der Demokratschen sind immer noch zu ville trotz Wrangeln un Hinckeldeyn – und außerdem ... «

»Was noch?«

»Du weest, det ick in Frankfurt war, un ick rühme mir leider, en öffentlicher Charakter gewesen zu sind. Et konnte Eener oder der Andre unter de Deputirten sein, mit den ick mir nich janz jut gestanden – aber nu jeh, Amande, des Kleed sollst De haben, da kommen zwee von de Familie, wenn ick mir nich sehr irre, und Du bist hier zu ville!«

Die frühere erste Schönheit der Kitzelpelle und ähnlicher luxuriösen Lokale warf einen Blick auf die aus dem Innern des Parks daher kommenden Spaziergänger, eine junge, elegant gekleidete blonde Dame mit feinem, etwas blassem Gesicht, die sich mit ihrem Begleiter unterhielt, einem jungen, schlank aufgeschossenen Menschen in jener Übergangsperiode vom Knaben zum Jüngling, die in unserer Zone langsamer Entwicklung länger dauert als im Süden und früher, zum großen Ärger der Betheiligten, mit dem höflichen Prädikat ›junger Herr‹ oder ›Musjeh‹ bezeichnet zu werden pflegte.

»Ich minge mir nicht in Deine Geschichten, Günther,« sagte die Frau, »aber wenn's was Romantisches ist, dann mußst Du's mir erzählen! Laß mir nicht zu lange warten, es ist so desawö, von den Herrens alleine immer anjesehn zu werden!«

Sie ging den Gang hinunter nach dem Schloß zu; Herr Günther lehnte weit hinaus über das Gitter und machte sich mit den Fischen und der Aussicht zu schaffen, ohne anscheinend den Promenirenden die geringste Beachtung zu schenken.

Diese näherten sich gleichfalls dem Platz und traten an das in den Teich vorspringende Gitter, aber an das andere Ende.

»Du kannst ihn zu Hause lesen und behalten, Rosamunde,« sagte der junge Mensch, »ich habe ihn Dir dazu mitgebracht. Er hat sich bei den Kieler Turnern einreihen lassen, und steht so wenigstens nicht seinem Könige und seinen Landsleuten gegenüber, sondern auf ihrer Seite. Es war das Beste, was er thun konnte.«

Sie hatte seine Hand gefaßt und drückte sie an ihre Brust, während sie ihm liebevoll in die Augen sah. »O, Bruder,« sagte sie, »wie soll ich Dir danken, Du bist so jung und hast so viel für uns gethan. Ohne Dich lebte Rudolph nicht mehr.«

»Still von dem Kapitel, Munde, es ist unrecht genug, daß er mit Dir davon gesprochen, aber unter uns Dreien muß es bleiben, denn wenn auch der Vater sagen würde, ich hätte meine Pflicht gethan, so erführe er doch auch, daß wir in Verbindung mit ihm wären, und Du weißt, wie streng er das verboten hat.«

Das Fräulein seufzte.

»Der Gottlieb hatte zwei Tage Urlaub genommen und war zu Fuß bis Brandenburg gelaufen, um mir den Brief zu bringen,« fuhr der Knabe fort. »Aber ich wagte ihn Dir nicht zu schicken und behielt ihn, bis ich selbst zu Euch herüber käme. Um so mehr freute mich's, als der Vater mir den Befehl schickte, zu kommen, um mit Euch dem Bruder Fritz Adieu zu sagen, der morgen ausrückt nach Schleswig-Holstein! Teufel, wie beneid' ich ihn. Ich wünschte, der Vater hätte mich nicht erst noch für zwei Jahre auf die Ritterakademie geschickt, ehe ich das Fähnrichexamen machen soll.«

»Wilder Junge – als ob das schreckliche Blutvergießen, dieses grausame Spiel mit dem Menschenleben, nicht zeitig genug käme. Der arme Ferdinand ist schon das Opfer geworden, Fritz geht morgen in den Krieg, und ich dünke, Dein toller Zug nach Wien hätte uns in Angst genug gesetzt!«

»Das verstehst Du nicht, Munde, Du weißt, daß der Vater selbst nichts weiter davon sagte, als ich mit ihm gesprochen.«

»Ich kenne den Grund nicht, warum er Dir nicht ernstere Vorwürfe gemacht, die Du wohl verdient. Aber was meinst Du, sollen wir Fritz davon sagen, wo Rudolph ist? Sie werden einander treffen!«

»Nein,« meinte der junge Mensch nach einigem Besinnen und nicht ohne eine kleine Eitelkeit, »Du weißt nicht, wie es in einem Feldlager hergeht, aber ich weiß es, und ich kann Dir sagen, es ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß sie nicht zusammenkommen. Überlassen wir's also auch dem Zufall, es kann ohnehin weder dem Einen noch dem Andern nützen.«

Das Mädchen zögerte. »Wirst Du ihm schreiben, Otto, und darf ich ... «

»Nein, Rosamunde! Wir haben ihn Alle lieb, aber dem Befehl des Vaters dürfen wir nicht weiter ungehorsam sein.« Er sah, wie sie langsam und ergeben den Kopf abwandte und eine Thräne über ihr blasses Gesicht rollte. »Sei nicht traurig, Schwester, ich weiß jetzt, daß Du ihn liebst, aber ich kenne auch Dein Herz und Deinen Sinn! Rosamunde von Röbel kann den Sohn des Pastors Meißner lieben, aber nicht einen Rebellen gegen seinen König!«

Ihre Thränen flossen leise, während sie ihm abgewandt die Hand drückte.

»Fritz muß bald kommen,« sagte er, um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu leiten. »Wenn wir hier auf ihn warten, wie der Vater befohlen, werden wir ihn gewiß treffen, denn man geht diesen Gang gewöhnlich zuerst. Aber sage mir, Schwester, wer ist das, der mit ihm kommen soll?«

»Ich weiß es selbst nicht genau, nur was ich zufällig vernommen. Vorgestern kam ein Brief der Tante Werben, ein expresser Bote brachte ihn. Der Vater schloß sich ein, ich sah zufällig, daß er in seinen alten Papieren suchte. Er war den ganzen Tag sehr nachdenkend. Am Abend sagte er der Mutter erst, daß Fritz morgen mit seinem Regiment marschiren werde und daß wir heute nach Charlottenburg fahren würden, wo wir von ihm Abschied nehmen sollten. Alles, was ich weiß, ist, daß zugleich eine Zusammenkunft mit dem Fremden stattfinden soll, die Tante Werben arrangirt hat.«

»Da bin ich so klug wie vorher!«

»Er soll weit her kommen, ich glaube, aus Südamerika, und es handelt sich um ein Vermächtniß, um vieles Geld.«

Der Commissionair hatte sich während des Gespräches der beiden Geschwister nach und nach genähert, so viel es ohne aufzufallen geschehen konnte, aber eine neugierige Bewegung, die ihm bei dem Worte Geld entschlüpfte, lenkte die Aufmerksamkeit des Knaben auf ihn, der ihn mit festem Blick betrachtete.

»Laß uns weiter gehen, Munde,« sagte der junge Akademiker, »das Gesicht des Menschen da gefällt mir nicht, ich muß es schon einmal gesehen haben, aber ich kann mich nicht gleich erinnern, wo? Jedenfalls braucht er nicht zu hören, was wir sprechen.« Er nahm den Arm seiner Schwester und führte sie den Gang entlang.

Herr Günther kratzte sich bedächtig die Stumpfnase.

»Richtig, det is der Bursche, den ick an Malens Diehre traf in jener Nacht. Er gehört zu de Familie, ick merk' et an det hochmütje Aussehn!«

»Wer ist die Dame, die mit Mama und Tante Werben promenirt?« fragte der junge Mann, »ich war nicht nahe genug, als man sie vorstellte.«

»Eine ungarische Gräfin, Törkyeny heißt sie, glaub' ich. Sie ist vor der Revolution geflüchtet und wohnt seit einigen Monaten in Berlin und Potsdam. Die Tante ist sehr vertraut mit ihr, aber ich weiß nicht, ihr Wesen und der Ausdruck ihres Auges gefällt mir nicht.«

Das unschuldige Mädchen bebte in unbewußter Ahnung vorr dieser Natur zurück.

Sie waren in die Nähe des Schlosses gekommen, als durch den Durchgang der Orangerie zwei Herren in den Park traten, ein junger Offizier von schlanker, feiner Gestalt, dessen Gesicht eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Knaben und der jungen Dame zeigte und ihn als den Erwarteten erkennen ließ.

An seiner Seite ging ein junger Mann von mittlerer Mannesgröße, aber bereits kräftig herausgebildeten Formen, die ihn neben der allgemeinen raschern Entwicklung seiner unverkennbar südlichen Abstammung und dem sichern, energischen, ja etwas wilden Charakter seines Wesens um mehrere Jahre älter erscheinen ließen, als er wirklich war; denn in der That zählte er kaum ein Jahr mehr als der junge Otto von Röbel, während Jeder ihn für drei- bis vierundzwanzig Jahre alt gehalten hätte.

Er war elegant gekleidet, aber er trug diese Kleider mit einer gewissen Legereté, die ihm trotz ihrer Modernität etwas Fremdes, Phantastisches gab. Rock und Paletot waren geöffnet, über dem Gilet hing tief herab eine schwere goldene Kette und an dem nachlässig nach Seemannsmanier einmal um den Hals geknoteten schwarzseidenen Tuch steckte eine Diamantnadel von bedeutendem Werth. Der Teint seines ovalen, kühn geformten Gesichts mit den dunkelblitzenden Augen zeigte, wie bereits erwähnt, die dunkle Farbe einer heißen Sonne und die frische und kräftige Gesundheit eines steten Aufenthalts in freier Luft und jeder Ungunst der Elemente. Ein feines, pechschwarzes Bärtchen zierte bereits seine Oberlippe.

»Ach, da sind Rosamunde und Bruder Otto,« sagte der Offizier, indem er den Arm seines Gefährten nahm. »Sie erwarten uns bereits, und die Eltern werden gewiß nicht weit sein!«

Die Geschwister waren ihm eilig entgegen gekommen und umarmten ihn herzlich. »Armer Fritz,« sagte das Mädchen, »so mußt Du morgen wirklich fort? O, es ist schrecklich, daran zu denken, welchen Gefahren Du entgegen gehst!«

»Das ist mein Stand, Schwesterchen, und ein tüchtiger Krieg bringt Avancement. Ich fürchte nur, er wird zu bald zu Ende gehen, wir werden mit den Rothröcken nicht viel Federlesen machen. Aber erlaube mir, Dir meinen Begleiter vorzustellen, Herrn **François Laforgne**, Lieutenant in der Armee der argentinischen Föderation. Monsieur – meine Schwester Rosamunde.«

Er sagte dies in französischer Sprache. Der junge Mann verbeugte sich, indem er, an andere Sitten gewöhnt, die Dame frei und dreist anschaute. »Ich weiß nicht, Monsieur de Reubel,« sagte er lächelnd, »warum Sie mich mit Gewalt zum Lieutenant in argentinischen Diensten machen wollen, während ich mit Commodore Garibaldi denselben längst verlassen habe und in seinem Dienst stehe!«

»Still, still, lieber Freund, man liebt hier grade nicht sehr die Freischaaren,« lachte der Offizier, »und Ihr verehrter Signor Garibaldi, der nach Allem, was Sie mir von ihm erzählt, ein wahrer Amadis de Gaule sein muß, steht hier etwas im Geruch eines Brigantenchefs. Aber das genirt Soldaten unter einander nicht und ich versichere Dir auf Ehre, Schwesterchen, was der Herr Lieutenant uns so zur *par occasion* von seinen Feldzügen in Südamerika mitzutheilen die Güte hatte, könnte einen Roman füllen. Und reiten solltest Du ihn sehen – reiten! Süperbel! er hatte gestern die Güte, meine ›Juno‹ zu reiten – Franconi selbst hätte sie nicht so prächtig zum Sprunge bringen können. Drei Mal hinter einander über die Barriere am Hippodrom – Graf Schulenburg verlor zehn Friedrichsd'or im Paré gegen mich, daß er's nicht ein Mal nachmachen könnte mit seiner Lalotte, und fiel sich beim Sturz die Achsel aus, daß er morgen zurückbleiben muß. – Ach so – *excusez!* – mein jüngster Bruder Otto – er hat alle Anlage, Ihnen nachzüzüfern, wenn wir hier Ihre Pampa's zur Hand hätten; denn er lief uns bereits einmal davon, um sich mit den Truppen Sr. Majestät des Kaisers von Österreich gegen die Wiener Rebellen zu schlagen, und hat sogar eine Medaille erhalten – auf Ehre – nur soll er sie erst tragen, wenn er aus der Schule ist!«

Das Gesicht des Knaben überzog sich mit dunkeltem Roth bei dieser unartigen Bemerkung, sie war vielleicht die Ursache, daß er sich nur kurz und kühl gegen den jungen Fremden verbeugte, dessen offenes und kühnes Wesen in Verbindung mit seinem abenteuerlichen Leben, wovon der Bruder eben Erwähnung gethan, ihn gewiß sonst befreundeter angezogen hätte.

Der junge Soldat der Revolution ließ seinen Blick ziemlich achtlos über den vorgestellten Knaben laufen, bis er dessen fester, fast feindseliger Erwiderung begegnete.

Zum ersten Male standen sich die Beiden gegenüber, die jugendlichen, frischen Kämpfer der beiden Ideen, deren Schlacht die Welt bewegt: der Revolution und des legitimen Königthums; der Eine hervorgegangen aus den Sand- und Wüstensteppen der Mark, ein empfängliches, ehrliches Herz in der Brust, noch voll Vertrauen und voll Sehnsucht, sich loszureißen von dem väterlichen Herd und der mütterlichen Sorge, um sich erst hinauszustürzen in das Getriebe der Welt, – der Andere geboren in der Gefahr, ein Knabe an Jahren und bereits zum Manne gesäugt durch Thaten und den Kampf mit Natur und Menschen.

Die Beiden blickten sich an – flüchtig – und doch scharf und fest, der Eine schlank und schmal aufgeschossen, eine nordische, unfertige Natur, die eben erst die Zukunft runden und gestalten sollte; der Andere fast einen halben Kopf kleiner und doch ein Mann gegen den Knaben, mit kühnem Selbstbewußtsein und herausforderndem, funkelndem Auge: die schlanke Gestalt des jungen Panthers mit Muskeln von Stahl, bereit auf jeden Gegner sich zu stürzen, das Leben leicht auf die Spitze eines Dolches oder den flüchtigen Genuß setzend, das Blut geglüht von der Sonne der Tropen, mit allem Leichtsinne und aller Gewandtheit der französischen Natur und auf die eigene Kraft vertrauend.

Wer möchte es wagen, an den geheimnißvollen Sympathien und Antipathien der Seele zu zweifeln – Empfindungen und Gedanken, die kommen wie der Blitz und eilen davon wie der Wind, flüchtige Wolken, die über den Spiegel der Seele ziehen und ihn trüben oder erhellen, die Wärme plötzlicher Zuneigung, das unwillkürliche Abstoßen des Hasses oder die Ahnung künftigen Kampfes und künftiger Gegnerschaft bringend.

Eine solche Ahnung mochte die beiden jungen Männer durchfliegen, als sie einander jetzt fest und scharf in's Auge sahen; dennoch war die Bewegung so kurz, daß sie jedem andern Auge und wohl selbst dem eigenen unbemerkt blieb. Eine kurze Verbeugung der Beiden endete die Vorstellung.

»In diesem Lande, Señorita, bewahrt man die Blüthen und Blumen meiner tropischen Heimath unter Glas und Dach,« sagte der Fremde galant, »und dennoch erzeugt, wie der Augenschein lehrt, Ihre kalte Heimath so zarte und schöne Blüthen, daß man alle Sorge diesen zuwenden sollte.«

Die galante Anspielung auf sie selbst zog eine flüchtige Röthe über das blasse Gesicht der jungen Dame. »Auch diese schöne Orangerie mit ihrem Duft und der Pracht ihres Grüns,«, sagte sie ablehnend und nach dem berühmten Gewächshaus deutend, »vermag uns wohl nur eine Ahnung jener herrlichen Natur zu geben, die Gott den Ländern bestimmt hat, in denen, wie mir mein Bruder sagt, Sie Ihre Jugend zugebracht haben. Ich gestehe, ich möchte wohl einen Blick in die Wunderwelt der Schöpfung werfen!«

»Und Sie würden sich vielleicht getäuscht fühlen Señorita,« sagte der junge Mann. »Neben dem üppigen Leben des Tropenwaldes mit seinen grünen Säulendomen, um die sich die Liane rankt, von tausend Blumen durchduftet, starrt die wüste Öde der Pampa's. Tage, ja Wochen lang wandert der Reisende über den von einer sengenden Sonne zerrissenen Boden, lechzend nach einer wohlthätigen Abwechslung für sein Auge, wie nach dem Wassertropfen für seine vertrocknete Zunge. Der azurne Spiegel des Meeres, gold- und purpurgesäumt von den Strahlen der Sonne, wird im nächsten Augenblick von der Wuth des Pamperos zu schwarzen Bergen und Tiefen gepeitscht, deren Nacht nur der strahlende Blitz erleuchtend durchzuckt, oder jene Erde mit ihrem paradiesischen Anblick spaltet sich plötzlich, von den unterirdischen Feuern zerrissen, und erzittert im gewaltigen Erdbeben. O, es ist schön und großartig, jenes Land unter glühender Sonne, Señorita, aber nur für Menschen, deren glühendes Blut mit seinen tausend Freuden und tausend Gefahren harmonirt, nicht für Gestalten und Herzen, so zart und sanft wie das Ihre, die an Frieden und den ruhigen Gang des Lebens gewöhnt sind.«

Das Mädchen schaute sinnend vor sich nieder, und über ihr zartes Gesicht, das sich bei der ausdrucksvollen, feurigen Beschreibung des Südländers belebt, flog ein Zug schmerzlichen Lächelns. »Wie haben Sie doch mächtig und gewaltig in wenigen Worten jene großartige Natur gezeichnet, mein Herr,« sagte sie mit Empfindung, »ergreifender, als man es in den schönsten Schilderungen lesen mag, denn immer fehlt doch dem todten Buchstaben das fortreißende Leben des Worts! Aber ich fürchte, wenn dies kältere und der glänzenden Herrlichkeiten Ihrer Heimath entbehrende Land auch nicht jene Freuden und Erregungen bieten kann, die eine heißere Sonne giebt, – die großen Schmerzen und Leiden sind überall dieselben auf der Welt!«

»Wahrhaftig, mein Schwesterchen wird gefühlvoll,« lachte der Lieutenant. »Die Sentimentalität ist eine der Schwächen unserer jungen Damen, müssen Sie wissen, Herr Kamerad. Ich glaube auf Ehre daß das von unseren Sandflächen und Kiefernwäldern oder von dem verdammt dünnen Thee kommt, den man in den Gesellschaften trinken muß. Aber da kommt Mama und Tante Werben mit der interessanten ungarischen Gräfin. Die Frau macht Furore in der Aristokratie, obschon sie in den Jahren unsers Corps de Ballet ist. Und hier vom Schloß kommt auch der Onkel Kammerherr!«

Die Gruppen näherten sich einander und trafen unterhalb der Terrasse zusammen.

Wir sind der Frau von Röbel schon früher begegnet, ohne ihr einige Worte widmen zu können. Es war eine sanfte, stille Dame, Blondine, mit jenem leichten Grau, das die blonden Haare fast unkenndbar in älteren Jahren annehmen, eine brave Hausfrau und eine vortreffliche Mutter ihrer Kinder, aber ohne eigenen Willen und selbstständigen Charakter, sich unbedingt ihrem Ehe-Herrn fügend, einst eines jener blonden Fräulein vom Lande, die wir noch heute mit allen trefflichen Eigenschaften für das künftige Hauswesen in vielen Familien finden, obschon französische Bonnen und Pensionate alles Mögliche thun, sie zu Zierpuppen zu machen.

Ein ganz anderer Typus, schon im Äußeren, war ihre Schwester, die Kammerherrin Freifrau von Werben. Groß, hager und etwas scharfkantig in ihren Formen, war sie ganz der Typus jenes Theils der Aristokratie, der es seit Jahrhunderten verstanden hat, sich dem Bürgerstande durch Hochmuth und Anmaßung zu entfremden, ja sich ihm verhaßt zu machen, und der der Meinung scheint, daß der liebe Herrgott – wenn er nicht die Canaille blos um seinetwillen erschaffen – doch in ihm nicht etwa jenen unläugbaren Adel des Blutes und des Körpers gewisser Geschlechter, sondern eine ganz besondere Menschenrace erschaffen habe.

Die Haltung der Dame – sie war die ältere der Schwestern – war steif und gemessen, aber nicht ohne Würde. Ihr graues Auge sprach das unbedingte Bewußtsein des Herrschens und Befehlens aus, und in der That beherrschte sie ihren häuslichen Kreis auch ziemlich unbeschränkt, so weit es eben nicht mit gewissen bureaukratischen Ansichten des Geheimen Raths von seiner Würde in Widerspruch trat.

Das Gesicht der Kammerherrin war aristokratisch edel geformt, die sorgfältigen Künste der Toilette beseitigten die Spuren der Jahre so viel als möglich, nur der harte, hochmüthige Zug um den Mund mit den schmalen Lippen von der leicht gebogenen Nase bis zum starken, willenskräftigen Kinn herab war eben durch die Jahre noch schroffer und unleidlicher geworden.

Es ist eine interessante, lange nicht genug gewürdigte Erscheinung, daß eine der besseren Schönheiten und körperlichen Vorzüge der Aristokratie in ihren älteren und alten Frauen liegt – Gestalten unter dem Reichthum der grauen Frisuren, wenn sie eben erst den Standpunkt des Gernjungseinwollens überwunden, so schön und würdig, daß man ihnen Ehrerbietung und Gehorsam nicht versagen kann.

Es ist nicht nöthig, daß, um die Wahrheit dieser Thatsache selbst zu empfinden, man zum Vergleich eine alte Frau aus der arbeitenden Klasse nimmt, die einst ein kräftig, üppig schönes Mädchen war, viel kräftiger und frischer wahrscheinlich, als das Fräulein von gleichem Alter aus der Aristokratie mit ihrer verzärtelten Gesundheit. Nein, nehmen wir aus den bürgerlichen Ständen, die nicht der schweren, den Körper ruinirenden Arbeit unterliegen oder erschlaffenden Nahrungssorgen, eine Frau und vergleichen wir sie mit der gleich alten Familienmutter aus den aristokratischen Kreisen!

Das ist einer jener eigenthümlichen Vorzüge, welche die *haute volée* der Börse trotz aller gesellschaftlichen Speculation und nobelsüchtigen Heirathen niemals erreichen wird!

Die Kammerherrin war offenbar noch auf dem Übergang zu jener Periode. Sie hatte sich noch nicht ganz von den verjüngenden Künsteleien los machen können und das Heftige, Gewaltthätige ihres Charakters kämpfte mit der ruhigen Würde der alten Dame.

Es ist unnöthig, ein Wort über die Begleiterin der beiden so verschiedenen Schwestern beizufügen, es genügt, wenn wir die Mittheilung des Fräuleins von Röbel wiederholen, daß wir der ungarischen Gräfin Törkyeny hier wieder begegnen, die mit der Freifrau eng liaisirt geworden, trotz des strengen moralischen Rufes, den diese sich bewahrt und des üblen Standes des ihren.

Der Lieutenant begrüßte seine Mutter und Tante und küßte ihnen die Hand, doch wäre in dem Gruß gegen Beide ein gewisser Unterschied einem scharfen Beobachter aufgefallen, und ein solcher war der garibaldische Offizier trotz seiner Jugend. Herr von Röbel schien für seine Tante weit mehr Respect und Vertrauen zu empfinden, als für seine Mutter.

Der Kammerherrin war der junge Fremde zur Genüge bekannt, sie eben hatte ihn mit dem Neffen hierher bestellt, es bedurfte also nur einer kurzen Vorstellung an die Gräfin, die ihn mit einem leichten Kennerblick und nicht ohne Wohlgefallen maß, aber dann zuvorkommend dem Geheimen Rath entgegen ging.

»Willkommen, Excellenz! ich habe so lange nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen, denn als ich gestern die Baronin besuchte, waren Sie nicht zugegen!«

Der Kammerherr küßte mit einer gewissen Würde ihre Hand. »Verzeihung, meine Gnädige,« sagte er, »aber Sie wissen, meine Stellung ladet so viele Geschäfte auf meine arme Person – *ma foi!* das Vertrauen der Höchsten Personen würde eine schwächere Natur erdrücken!«

Das würde nun allerdings bei dem Kammerherrn schwierig gewesen sein, denn seine Natur war ziemlich stark, das heißt sein Embonpoint nicht unbedeutend. Die kleine runde und dicke Figur mit dem gleich runden Gesicht wäre das recht behagliche Bild eines Feinschmeckers gewesen, wenn eben nicht auf diesem fetten Gesicht, von dem sorgfältig herüber gekämmten spärlichen Haar und der weißen Kravatte eingerahmt, der Ausdruck einer unendlich bürokratischen Wichtigkeit gelegen hätte, als ruhe das Wohl und Wehe des Staats allein auf seinen breiten Schultern.

»Wenn man einen Staat regieren hilft,« sagte lächelnd die Gräfin, »muß man sich schon einige Sorgen gefallen lassen. Ich freue mich nur, daß es Sie nicht mehr angegriffen hat, denn Sie müssen eine schwere Epoche voll aufopfernder Thätigkeit in dem vergangenen Jahre durchgemacht haben.«

Der Geheime Rath hustete leicht und nahm eine Prise aus seiner goldenen Dose. Er war einer der Ersten gewesen, die bei dem Sturm des März seinen Posten und den Monarchen in Stich gelassen hatten, und erst mit dem Belagerungszustand wieder von seinem Gut in Schlesien zurückgekehrt, wo er den Bauern und Tagelöhnern alle möglichen Konzessionen gemacht hatte.

»Sie haben Recht, meine Gnädige,« sagte er würdevoll, »diese Auflösung aller Subordinationsverhältnisse mußte für die Männer von bewährter Treue und nobler Gesinnung ein tiefer Schmerz sein. Wer hätte sich zur Stütze solcher liberalen Grundsätze hergeben mögen? Ich zog es natürlich vor, meine Dimission zu nehmen!«

»Wie jeder Mann von Ehre und Gesinnung hätte thun müssen, um dem Pöbel zu zeigen, was ihm gebührt,« meinte die Gräfin mit einem flüchtigen Zug des Hohnes um den Mund. »Aber euer Excellenz werden von Ihrem Herrn Schwager erwartet, sonst würde ich Sie gebeten haben, mich zu meinem Wagen zu führen.«

Der Kammerherr war viel zu galant und von dem Interesse seiner Unterhaltung überzeugt, als daß er nicht auf diese Erlaubniß hätte bestehen sollen. Er forderte die Gesellschaft auf, nur voraus zu gehen, und versprach sogleich nachzukommen, indem er der Gräfin seinen Arm bot.

»Ich bedauere Sie wirklich manchmal, Excellenz,« sagte die Schlaue auf dem Wege. »So eingreifend und betheilig an all' diesen politischen Wirren sein zu müssen, muß auf die Dauer auch den stärksten Geist ermüden. Der König ist heute abwesend?«

»Seine Majestät sind diesen Morgen nach Freienwalde gefahren. Sie haben allerdings Recht, meine Gnädigste ... «

»Und wann erwarten Sie ihn zurück?«

»Seine Majestät? Diesen Abend um 6 Uhr. Aber ich hatte mich kaum im Schloß blicken lassen, *vraiment* – so war ich von allen Seiten so in Anspruch genommen, daß ich mich hätte verdreifachen mögen. Ihre Majestät ... «

»Ihre Majestät,« fiel ihm die Gräfin in's Wort, »haben gewiß zu der heutigen Abwesenheit gerathen? – Ich höre, daß gestern Abend ein Ministerrath stattgefunden hat. Ich hoffe, man hat beschlossen, die Deputation nicht anzunehmen.«

»Se. Majestät werden die Gnade haben, sie morgen Vormittag 11 Uhr im Königlichen Schloß zu Berlin zu empfangen.«

Die Gräfin biß sich auf die Lippen. »Wirklich!« sagte sie. »Und welche Antwort wird man ihr ertheilen?«

»Staatsgeheimniß, meine Gnädigste! Staatsgeheimniß!«

»*Fi donc!* Doch nicht für mich, liebster Kammerherr! Ich bin kein Politiker, sondern nur eine neugierige Frau. Wir Ungarn würden eine Machtvergrößerung Preußens nicht ungern sehen. Alle Umstände erwogen, ist die Zeit für eine solche Vergrößerung besonders günstig. Österreich, nach zwei Seiten hin im Krieg, im Innern zerrüttet, vermag keinen Einspruch zu thun.«

»Seine Majestät,« erwiderte der Kammerherr, indem er die dünnen Augenbrauen mächtig in die Höhe zog, »werden sicher das Richtige wählen, Seine Majestät sind sehr penible in Allerhöchstihrem Gewissen und wünschen Niemand in seinen Rechten zu kränken.«

»Aber Staatsrücksichten und das Familieninteresse müssen mächtiger sein. Ich höre, daß der Magistrat und die Stadtverordneten von Berlin der Adresse des Abgeordnetenhauses beigetreten sind und die Wünsche der Bevölkerung auf Annahme der deutschen Kaiserkrone ausgesprochen haben?«

»Die Herren Stadtverordneten von Berlin,« sagte der Kammerherr spitzig, »thäten besser, sich um die Berliner Rinnsteine zu kümmern und die Politik den Personen zu überlassen die etwas davon verstehen!«

»Ganz meine Ansicht, Excellenz! Aber der Prinz von Preußen – wenn auch der König keinen Sohn hat, so liebt er doch sehr den jungen Thronfolger und Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin soll sich warm für die Annahme interessiren, trotz des Widerstandes der Herren von Rauch und Gerlach.«

Der Geheime Rath versuchte den direkten Angriff zu pariren. »Seine Königliche Hoheit der Prinz von Preußen theilen die erhabenen Gesinnungen ihres Bruders.« Er nickte gnädig dem Portier, der die Thür des Gartens öffnete, ohne den Zug von Ungeduld und Ärger zu bemerken, der über die Züge der Dame flog.

»Sie sind wirklich **Geheimer** Rath, Excellenz,« sagte sie dann lächelnd, »voller Geheimnisse selbst gegen eine Dame. Zur Strafe dürfen Sie mir nicht einmal die Hand küssen. Ist der Prinz lange nicht hier gewesen?«

Der Kammerherr spitzte den Mund und näherte ihn ihrem Ohr, indem er sich, der Gräfin in den Wagen helfend, auf die Fußspitzen erhob. »Im Vertrauen, wir erwarten Seine Königliche Hoheit noch heute Abend!«

Die Gräfin war die Liebenswürdigkeit selbst, als sie sich zum Abschied zu ihm neigte und die Hand reichte.

»Und die Prinzessin?«

»Ihre Königliche Hoheit befinden sich unpäßlich in Babelsberg.«

Ein tiefer, freier Athemzug hob die Brust der Dame. Sie warf dem Kammerherrn einen Kuß zu. »Ich hoffe, Sie morgen in der Stadt zu sehen. Adieu, meine charmante Excellenz.«

Der Wagen rollte den Kiesweg vom Schloß entlang und der Kammerherr kehrte zu dem Garten zurück, wo ihn sein jüngerer Neffe erwartete, um ihn zu der Familie zu führen.

Die Damen hatten den alten Major von seinem Lieblingsplatz, wenn er Charlottenburg besuchte, geholt, dem Mausoleum, in dem sein König und Kriegsherr den ewigen Schlaf nach den langen Mühen und Sorgen seines Lebens schläft, von dem Ort, zu dem seit Jahren das preußische Volk nicht bloß wegen jener erhabenen Gebilde der Kunst wallfahrtet, die den finstern Tod in lichtigem Marmor verklärt haben, sondern weil Liebe und Treue es zum Grabe eines unvergeßlichen Herrscherpaares führen!

Der Eigensinn des Majors, wie die Kammerherrin seinen fest ausgesprochenen Willen, die ungetreue Königsstadt nicht wieder zu betreten, nannte, in der sein Erstgeborener dem Verrath dieser Untreue gefallen war, hatte sie veranlaßt, die Familie zu dem Rendezvous in Charlottenburg einzuladen, um die Mittheilung einer wichtigen Erbschaftsnachricht zu empfangen, deren

Kenntniß ihr der Zufall oder vielmehr ihr Banquier zugeführt. Als der junge Fremde nämlich, der von Paris aus an den Banquier des Kammerherrn accreditirt war, bei diesem sorgfältige Nachfragen nach einem früheren Lieutenant von Röbel angestellt, hatte dieser ihn an den Geheimen Rath als einen nahen Verwandten Derer von Röbel gewiesen. Die Freifrau hatte sofort die Wichtigkeit der Sache für die Familieninteressen begriffen und sich ihrer bemächtigt, da sie aber den Charakter ihres Schwagers kannte, demselben nur oberflächliche Andeutungen gemacht. Der damit zusammen fallende neue Abmarsch der Truppen nach Holstein, wo General von Prittwitz das Kommando der Bundesarmee übernommen, gab ohnedies Gelegenheit, die ganze Familie bei der Zusammenkunft zu versammeln. Der zweite Sohn des Majors – nach dem unglücklichen Tode des ältesten der künftige Stammherr der Familie – war der Günstling der Kammerherrin, die ihn bei jeder Gelegenheit in Schutz nahm und unterstützte. –

Der Kanal, welcher sich von dem großen Schloßteich nach dem Spreearm zieht, sperrt den Theil des Parks ab, in welchem ein Pavillon liegt; man passirt dahin auf einer fliegenden Brücke, die sich von den Promenirenden selbst in Bewegung setzen läßt. Dorthin wandte die Gesellschaft ihren Weg; die Kammerherrin hatte dafür gesorgt, daß die der Anwesenheit der höchsten Herrschaften wegen einfach möblirte Rotunde geöffnet war.

Die Vorstellung des jungen Fremden an den alten Edelmann war flüchtig gewesen, der Empfang des Majors ziemlich kurz und barsch, er machte keinen Hehl daraus, daß er diese Helden einer neuen Zeit und neuer Grundsätze nicht liebte. Jetzt ging er voran mit seinem Sohn, dem Lieutenant, und gab ihm aus seiner Erfahrung Lehren und Rathschläge für den bevorstehenden Ausmarsch und Feldzug.

Nur der jüngere Röbel bemerkte es, daß auf dem Weg in der Nähe der Brücke der herum-schlendernde Mann ihnen wieder begegnete, den sie vorhin am Karpfenteich getroffen. Auch ein flüchtiger Blick der Freifrau fuhr über ihn hin, wandte sich aber sogleich, als er kriechend höflich den Hut zog, hochmüthig wieder von ihm.

Nach einigen Minuten war der Familienkreis in dem Pavillon versammelt. Die beiden älteren Damen, der Kammerherr und der Major hatten auf den Stühlen Platz genommen, der Offizier stand mit seiner Schwester an dem Fenster, Otto von Röbel lehnte an der geöffneten Thür, während ein höflicher Wink der Freifrau, dem Fremden seinen Platz in ihrer Nähe angewiesen hatte. »Sie werden erlauben, Herr Schwager,« sagte die Kammerherrin, »daß wir die Unterhaltung in französischer Sprache führen, obschon ich weiß, daß Sie deren Gebrauch nicht lieben. Aber Lieutenant Laforgne ist der unsern nicht mächtig und was er uns zu sagen hat, für die Familie von äußerster Wichtigkeit.«

Der Franzose verbeugte sich höflich, der Major nickte ernst, fast finster seine Zustimmung. Er liebte es nicht, daß die Frauen, am wenigsten seine Schwägerin, sich in seine Angelegenheiten mischten.

»*Monsieur le Major,*« sagte der junge Abenteurer verbindlich, »werden mir erlauben, einige Fragen an Sie zu richten, um mich von der Identität der Person zu überzeugen. Ich habe einen Auftrag an einen Herrn von Reubel, der im Jahre 1814 bei der preußischen Armee in Frankreich stand.«

»Das thaten damals drei aus der Familie Derer von Robel,« entgegnete der Major ernst, »vier lagen auf dem Weg dahin im ehrlichen Soldatengrab.«

Der junge Franzose hatte aus seinem Portefeuille ein Papier genommen von dem er seine Notizen entnahm. »Ich weiß, daß die Herren von Reubel zu den tapfersten Offizieren der preußische Armee gehörten. Der Herr, den ich meine, focht bei Bellealliance.«

»Mein Bruder und ich waren dabei – er fiel bei der Verfolgung.«

»Der Offizier, den ich aufzusuchen beauftragt bin, hieß *Frédéric de Reubel* und stand bei den *Curassiers de Brandebourg*.«

»Das bin ich selbst.«

Der junge Mann verbeugte sich. »Ich hoffte es, und es wird leicht zu beweisen sein, wenn die Formalität nöthig ist. Erinnern Sie sich, mein Herr, an ein Abenteuer, das Ihnen in jener Schlacht begegnete, und das sich in Paris fortsetzte?«

Der Major sah ihn aufmerksam an. »Daß ich nicht wüßte! Sie sind selbst Soldat, wenigstens Krieger, junger Herr, und wissen, daß im Feldleben die Begegnisse sehr wechselnd sind.«

»Es ist stets die Sache der Tapferkeit, hochherzige Handlungen rasch zu vergessen. Erinnern Sie sich wohl eines französischen Offiziers von den kaiserlichen Garde-Husaren, den Sie das Glück hatten, in jener Schlacht zum Gefangenen zu machen?«

Das Antlitz des alten Mannes röthete sich in stolzer Erinnerung. »Wetter Element,« sagte er, »so was vergißt man nicht, am wenigsten, wenn man an die Bekanntschaft solche Denkkzettel behält, wie ich noch am Schädel habe. Es war der Oberst des Regiments, zwar ein Franzose, aber ein verteuft braver Soldat! Was ist's mit ihm?«

»Erinnern Sie sich seines Namens?«

»Ich habe wenig wieder daran gedacht, aber wenn mir recht ist, hieß er Fanchon oder ähnlich!«

»Fourichon de Massaignac!«

»Richtig, so war's. Dieser ausländische Adel hat alles verteuft lange Namen und Titel.«

»Der Herr Marquis hat ein besseres Gedächtniß für seinen Überwinder und Wohlthäter bewahrt,« sagte der junge Abenteurer mit Gefühl. »Vielleicht erkennen Sie dieses Blatt.«

Er reichte dem Major ein vergilbtes Papier. Auf demselben standen die Worte: » *Frédéric de Röbel, Lieutenant au service de sa Majesté le roi de Prusse. Curassiers de Brandenbourg.* «

Eine helle Flamme freudiger Erregung flog über das ganze Gesicht des alten Soldaten. »Donnerwetter, das ist wirklich meine Handschrift. Ich erinnere mich, daß ich ein solches Blatt dem armen Kameraden gab, der in der Schlacht seinen Arm verlor! – Wie kommen Sie zu diesem Papier, junger Herr?

Es sollte mich freuen, zu hören, daß ein o braver Soldat, wie der Oberst war, noch lebt, und daß es ihm wohl geht!«

Der Franzose hatte sich erhoben und war auf den alten Edelmann zugetreten. »Wenn Beides der Fall,« sagte er warm, »so verdankt es der Marquis Ihrem Edelmuth allein, Herr. Nicht blos, daß Sie sich des verwundeten unterlegenen Feindes annahmen und für seine Aufnahme in's Lazareth sorgten, Sie waren es auch, dem er zum zweiten Male seine Rettung verdankte. Ohne Ihren Beistand in Paris hätte er das Schicksal Ney's und Labedoyère's getheilt.«

»Bah! ein Soldat hilft dem andern!«

»Aber nicht jeder edelmüthig dem bedrohten Feind mit schwerer eigener Gefahr!«

»Und der Oberst – er lebt also?«

»Ich habe ihn am La Plata selbst gesehen, er ist einer der reichsten und angesehensten Estancieros oder Landbesitzer Montevideo's und dieser Brief wird Ihnen beweisen, daß er seines Retters stets gedacht hat – er und die Seinen!«

»Das freut mich, das freut mich von Herzen!« Der alte Herr nahm vergnügt den Brief, den ihm der Franzose reichte, und öffnete ihn. Frau und Kinder waren ihm näher getreten, sie freuten sich an der Freude des Vaters, eine Stimmung, die in letzter Zeit so selten in der Familie gewesen war.

»Nehmen Sie meinen Dank, junger Herr,« sagte der Major, dem Franzosen die Hand reichend, nachdem er den Brief gelesen. »Sie müssen mich auf meinem Gut besuchen, es ist Unrecht, daß die Schwägerin Sie nicht gleich dahin gebracht. Haben wir auch keine Panther und Jaguars bei uns, oder wie die Bestien heißen, so finden Sie doch eine gute Hasen- und Hühnerjagd bei mir, so weit freilich Herr Bornemann und die Nationalversammlung uns unser Eigenthum noch gelassen haben. Sie sollen mir von dem Obersten und den Kriegen jenseits des Meeres erzählen; der Brief ist ohnehin nur kurz und verweist mich an den Überbringer!«

Ein flüchtiger Blick des Franzosen streifte das schöne, von der Erregung des Vaters mit bewegte Mädchens als er sich dankend verbeugte. »Es würde mir große Freude machen, Herr Major, ein wenig von meinem Weg abzuluven und Ihr ländliches Leben kennen zu lernen,« entschuldigte er, »aber Pflicht und Liebe rufen mich auf das Schleunigste zu meinem General und nur sein ausdrücklicher Befehl konnte mich zu der Reise zwingen.«

»Ihr General?«

»Commodore Garibaldi!«

»Garibaldi? wenn ich mich recht erinnere, ist das nicht einer jener Abenteurer, welche die Revolution in Italien angestiftet haben und für sie gegen die rechtmäßigen Fürsten in Waffen stehen?«

»Sie kennen meinen General nicht, Herr,« sagte der junge Franzose mit Begeisterung, »sonst würden Sie ihn keinen Abenteurer nennen. Er ist der Held der Freiheit und sein Arm ist es, der sein Vaterland früher oder später von dem Druck der Tyrannei befreien wird.«

Eine finstere Falte lagerte sich auf der Stirn des alten Offiziers; die Kammerherrin bemerkte es wohl und hätte gern dem jungen Mann einen Wink gegeben, aber seine Stellung machte es unmöglich, ohne die Aufmerksamkeit ihres Schwagers zu erregen. Der Geheime Rath spielte verlegen mit seiner goldenen Dose zwischen den fetten Fingern.

»Sie müssen mich entschuldigen, Herr,« sagte der alte Edelmann. »Ich und die Meinigen haben noch etwas verrottete Ansichten. Wir lieben eine Freiheit nicht, die sich auf Raub und Meuchelmord gründet und bei uns führt man mit Soldaten den Krieg, nicht mit Räuberbanden.«

Der junge Franzose zuckte empor und eine dunkle Röthe fuhr über sein Gesicht, eine bittere Erwiderung auf seine Lippen. Aber er unterdrückte sie, als sein Auge zufällig das junge, blasse Mädchen streifte, das ihm gegenüber hinter dem Stuhle des Vaters stand und die Hände wie bittend faltete.

»Die Sitten und Ansichten der Völker sind verschieden, mein Herr,« sagte er möglichst ruhig. »Es kann eine Zeit kommen, wo die freiwilligen Kämpfer für die Könige mit demselben Namen der Briganti belegt werden, den sie jetzt den Männern geben, die für die bürgerliche und geistige Befreiung ihres Vaterlandes kämpfen und sterben. Ich befinde mich hier und habe Ihnen jenen Brief übergeben im Auftrag des **Generals** Garibaldi!« Er betonte scharf das Wort.

»Ich kenne Herrn Garibaldi nicht und wüßte Nichts, das ein preußischer Edelmann mit ihm zu schaffen hätte.«

»Der Oberst von Massaignac,« fuhr der junge Mann fort, »bei dem General Garibaldi auf der Reise nach Montevideo sich aufhielt, hat ihm für einen Dienst, den er uns leistete, das Wort abgenommen, selbst oder durch einen vertrauten Mann die Person oder deren Erben aufzusuchen, deren Name auf diesem Papier steht. Sie erkennen an, mein Herr, daß Sie dieselbe Person sind.«

»Ich denke, die Sache ist abgemacht! Es freut mich, daß der Oberst meiner freundlich gedenkt, und damit mögen die alten Erinnerungen ruhen.«

»Nicht so ganz! ich habe ein Vermächtnis zu überbringen!«

»Des Obersten? Sie sagten so eben, daß er lebt. Die kleine Summe, die ich ihm damals zur Flucht nach England gab, war eine Lumperei, ich erinnere mich ihrer nicht mehr!«

»*Par Dios!* sie hat Zinsen getragen. In diesem Portefeuille befindet sich die Summe von hunderttausend Pistolen oder zwei Millionen Francs in guten Wechseln des Hauses Laffitte auf die ersten Banquiers von Berlin. Ich bin beauftragt, sie in die Hände Ihrer Familie niederzulegen.«

Ein fast einem Schreck ähnliches Erstaunen malte sich auf den Gesichtern der Anwesenden. Der Fremde hatte selbst der Kammerherrin bei der Verhandlung mit ihr nicht den Betrag genannt, sondern nur von einer bedeutenden Summe gesprochen.

»*Mon Dieu,*« stöhnte der Kammerherr, »das wären fünfmalhunderttausend Thaler! *horrible!*«

Der alte Offizier hatte am ersten seine Überraschung überwunden; seine Miene war ernst und fest, doch nicht unfreundlich, als er zu dem merkwürdigen Sendboten trat.

»Mein Herr,« sagte er mit fester Stimme, »ich hoffe, Sie werden sich jedenfalls so lange in Berlin aufhalten, daß ich Ihnen einige Zeilen an den Obersten von Massaignac, meinen alten und braven Gegner, zusenden kann, um ihm für seine Erinnerung zu danken. Was das Geld anbelangt, von dem Sie sprachen, so hat nur Se. Majestät der König von Preußen das Recht, einem preußischen Edelmann ein Geschenk zu machen, ohne ihn zu beleidigen.«

Auch die Kammerherrin hatte sich erhoben. »Sie müssen die Sache anders verstehen, Herr Schwager,« sagte sie hastig, beide Hände auf seinen Arm legend, »es ist hier keine Rede von einem Geschenk, sondern von einem Legat, einer Erbschaft!«

»Ich begreife das nicht!«

»Erlauben Sie also, mein Herr, daß ich meinen Auftrag vollständig erfülle. Dies ist ein von dem Secretair des Senats zu Montevideo und dem britischen Geschäftsträger vidimirter Auszug aus einem bei dem höchsten Gerichtshof der argentinischen Republik deponirten und von dem Notar Don Felicio Alveira da Mochilla in aller gesetzlichen Form ausgefertigten Testament.«

»Zum Henker, was gehen mich Ihre Mocarilla's und wie all' der Kram heißt nebst allen Testamenten von ganz Südamerika an!«

»Es ist das Testament des Señor Don Gusman Peralva dos Pocinho Nunoz.«

Der arme Major war ganz niedergeschmettert von der Fluth dieser Namen, die der Franzose mit einer gewissen Schadenfreude von seinem Blatt ablas, und rieb sich die Stirn.

»Des Schwiegervaters des Marquis von Massaignac,« fuhr jener fort. »Das Testament ist vom 24. März 1818 datirt und lautet wie folgt:

»Ferner habe ich mit Gott und den Heiligen und in Zeugenschaft der oben erwähnten edelen und hochachtbaren Herren an dem Hochzeitstage meiner einzigen Tochter und zu deren Ehren Folgendes bestimmt: Da nach der Mittheilung des hochedlen Señor Don Fourichon de Massaignae dieser mein Schwiegersohn am 18. Juli des Jahres 1814 in der großen und berühmten Schlacht von Bellealliance durch einen feindlichen Offizier vom Tode gerettet worden ist, und besagter Offizier auch ferner meinem Schwiegersohn aus großer Lebensgefahr geholfen hat, ohne daß dieser später im Stande gewesen ist, ihm seinen Dank zu beweisen, so übernehme ich diese Schuld. Besagter Offizier ist, nach der Angabe meines Herrn Schwiegersohnes, ein Herr von Stande in dem Königreich Preußen, mit Namen Federigo da Röbel (*Frédéric de Reubel*), Offizier in dem Kürassier-Regiment Brandenburg, und stand im Begriff, sich, wie mein Schwiegersohn, zu verheirathen, mit einer geliebten Braut, deren Namen er meinem Schwiegersohn anvertraut hat und welcher Señora Juliana da Wedell ist. Da nach menschlichem Ermessen diese Heirath bereits glücklich vollzogen worden, so vermache ich dem erstgeborenen Sohne besagter Señora Juliana da Wedell und des Señors Don Federigo da Röbel, oder dieses Sohnes leiblicher Nachkommenschaft, den Ertrag meiner neuen, vor drei Monaten auf der neuen Station des Püstos angelegten Cavallada. Ich bestimme hiermit, daß, dreißig Jahre vom heutigen Tage ab diese Cavallada für Rechnung des neuen Eigenthümers, besagten erstgeborenen Sohnes des Señor da Röbel und der Señora da Wedell verwaltet und der Ertrag bei der englischen Bank in Montevideo angelegt werden soll. Nach Verfluß dieser Zeit hat mein Schwiegersohn oder sein Leibeserbe durch einen sichern Mann besagten Sohn des Señor da Röbel im Königreich Preußen in Europa, zu ermitteln und ihm den Ertrag der Cavallada einzuhändigen, worauf die Station wieder in den Betrieb meiner eigenen Familie übergeht. Die einzige Bedingung, die ich stelle, ist, daß der Empfänger dieser Erbschaft nicht gegen die Nation meines Schwiegersohnes als Soldat fechten soll.«

»Die Unterschrift des Señor Gusman Peralva ist in Mr. Fyrm legalisirt, hier ist die Berechnung der Verwaltung der Cavallada und hier, *Monsieur le Major*, lege ich die Wechsel nieder über den Betrag und gratulire meinem jungen Freund hier zu der Erbschaft.«

Die Verlesung des Aktenstückes, das in portugiesischer und französischer Sprache abgefaßt war, konnte offenbar eines tiefen Eindrucks auf die Hörer nicht verfehlen und ein langes Schweigen folgte derselben.

Die Kammerherrin war, die Erste, die es brach. Ihre Augen blitzten triumphirend und ihr ganzes Gesicht strahlte Vergnügen, als sie ihrem Liebling, dem Lieutenant, zunickte. Sie hatte, wie schon erwähnt, die Höhe der Summe nicht gekannt und von dem jungen Franzosen die Umstände nur andeutungsweise erfahren, was aber mehr als genügt hatte, um sie zu veranlassen, die Sache in ihre Hand zu nehmen.

»Das ist ein unerwartetes Glück, meine Lieben,« sagte sie bestimmt, »und wird der Familie zu neuem Glanze helfen. Sie kann die im vorigen Kriege verlorenen Güter wieder kaufen und es soll meine Sorge sein, daß Fritz eine glänzende Parthie macht! *Ma foi!* nun, da er ein estimables Vermögen besitzt, kann es ihm bei seiner Figur nicht daran fehlen.«

Der Kammerherr nickte vergnügt und nahm eine Prise. »*Vraiment*, Schwager, meine Gemahlin versteht das. Ich bin überzeugt, daß es den Allerhöchsten Herrschaften Vergnügen machen wird, von dem Glück zu hören, das die Familie von Röbel, eine der ältesten unsers Adels, gehabt hat.«

Der Major hatte stumm da gegessen und, das Kinn auf den Knopf seines Stockes gestützt, zugehört. Sein Gesicht blieb streng, fast finster und zeigte keine Spur von überraschung oder Freude bei der unerwarteten Nachricht. Auch jetzt noch streckte er nur schweigend die Hand aus nach dem Dokument, das ihm der junge Franzose überreichte, und las es dann still und prüfend durch.

»Es kann kein Zweifel darüber sein,« sagte die Kammerherrin leise zu ihrer Schwester, »daß die Erbschaft angenommen werden muß. Es ist Deine Sache, als Mutter und Frau aufzutreten, wenn Dein Mann etwa einfältig genug sein sollte, einen Scrupel zu erheben.«

»Aber Ida . . . «

»Still! Die Erbschaft ist offenbar der Familie Röbel bestimmt und es ist ein Glücksfall vom Himmel, denn Du weißt, daß euer Gut schwer genug mit Hypotheken belastet ist. Fritz wird eine glänzende Carrière machen, und der Ruf des Vermögens auch Rosamunde eine noble Parthie sichern. Nimm Dich das einzige Mal zusammen und zeige, daß Du auch eine Stimme hast. Es ist das erste Mal, daß ich mich mit Deiner Heirath auszusöhnen vermag!«

»Auf Ehre! wie will ich Prillwitz ärgern,« sagte sich den Schnurrbart streichend, der Offizier. »Noch ehe wir ausmarschiren, kaufe ich die beiden Fliegenschimmel bei Bamberger für die lumpigen 400 Friedrichsd'or. Es soll famos werden, Mama! Wenn Sie nach Berlin kommen, sollen Sie das fashionableste Absteigequartier in der Stadt finden.«

Eine Hand legte sich fest auf seine Schulter. »Du vergißt Eines, Lieutenant von Röbel!«

Es war der alte Major. »Wie meinen Sie das, cher papa? Sie werden doch meine Passion für schöne Pferde gelten lassen?«

»Zunächst,« sagte der alte Edelmann, »bin ich nicht Dein *cher papa*, sondern Dein Vater. Ich spreche französisch, wenn ich es muß, wie mit diesem Herrn da, im übrigen ein ehrliches Deutsch, und ich wünsche, daß Du das auch thust. Aber ich wiederhole Dir, Du hast einen Umstand bei dieser merkwürdigen Erbschaft vergessen!«

»Welchen, Vater?«

»Daß Der, welcher die Erbschaft empfängt, niemals gegen die französische Nation dienen darf.«

Eine helle Röthe der Beschämung überflog das Gesicht des jungen Offiziers, aber die Tante Kammerherrin kam ihm rasch zu Hilfe.

»Mein Gott, das ist doch kein Hinderniß. Fritz braucht nicht einmal seinen Abschied zu nehmen. Für was hätten wir denn unsere Connexionen, wenn man selbst im Fall eines Krieges mit Frankreich diese Clausel nicht leicht umgehen könnte.«

»Ein Röbel, Madame,« sagte der alte Major streng, »umgeht nie seine Pflicht, sondern geht dahin, wohin ihn diese Pflicht ruft. Was denkst Du über die Bedingung, Otto?«

»Der Franzose mag sein Geld behalten, Vater! ich meine, ein preußischer Edelmann darf sich seine Ehre nicht abkaufen lassen, und Fritz denkt nicht daran, sich unter eine solche Schmach zu fügen.«

Die Baronin murmelte Etwas von einfältigem Jungen, aber die Schwester sah mit Stolz auf den jüngern Bruder und der Vater nickte ihm freundlich zu.

»Du hast Recht, Otto, ich fürchte das auch von keinem meiner Söhne,« sagte er entschieden. »Aber die Wahl ist uns ohnehin erspart.« Er wandte sich zu dem Franzosen. »Mein Herr, nehmen Sie den Dank unsrer Familie für Ihre Bemühungen, aber die Hauptsache, der Erbe fehlt.«

»Wie, *Monsieur le Major?* ich habe zwar gehört, daß Ihr ältester Herr Sohn unvermählt gefallen ist, aber Sie haben noch zwei Söhne, und das Anrecht geht natürlich auf den ältesten über.«

»Das ist so klar wie die Sonne,« sagte heftig die Baronin.

»Sie irren. In diesem Dokument ist einzig und allein von einem ältesten Sohne aus meiner Ehe mit meiner Gattin Julie von Wedell – Gott habe sie selig! – die Rede. Ferdinand war unser einziges Kind. Das, mein Herr,« er nahm die Hand seiner Frau und blickte sie herzlich und freundlich an, »ist mein gutes, braves Weib, aber es ist meine zweite Gattin, und diese hier sind ihre Kinder.«

Es folgte eine kurze Pause, welche dann die scharfe Stimme der Kammerherrin unterbrach. »Das geht zu weit, Herr Schwager, das wäre reine Pedanterie und Wortklauberei. Das Gesetz macht den Vater oder die Geschwister zu den natürlichen Erben, wenn Sie denn einmal die Anrechte unsers Fritz als Ihres jetzigen ältesten Sohnes nicht gelten lassen wollten. Ich protestire im Namen meiner unglücklichen Schwester, im Namen unsrer Familie gegen eine Zurückweisung.«

»Madame, ob meine Frau unglücklich ist, wird sie selbst entscheiden. Über das, was ich für Recht halte, steht nur mir das Urtheil zu.«

»Aber, *mon Dieu*, bedenke doch das Familienvermögen, lieber Major,« sagte der Kammerherr.

»Der König soll die Sache wissen,« unterbrach ihn hitzig die Baronin. »Er wird nicht dulden, daß ein solches Vermögen durch bloßen Eigensinn einer Familie von altem Adel verloren geht. Die Kinder meiner Schwester sollen nicht muthwillig darum gebracht werden.«

In dem grauen Auge des alten Edelmannes blitzte es zornig auf. »Seiner Majestät dem König gehört mein Blut, aber nicht meine Ehre und mein Gewissen. Wenn Sie sich aber auf unsern Allergnädigsten König und Herrn berufen wollen, Madame, so, dacht' ich, haben Sie ein sehr übles Vorbild für Ihre Sache gewählt. Seine Majestät der König Friedrich Wilhelm IV. **werden Sich nie an einem zweifelhaften und ohne gnügende Berechtigung gebotenen Gute bereichern!** Das walte Gott!«

»Man wird ihn und Sie zwingen, wenn Sie Ihr Bestes verkennen!« rief außer sich die Baronin. »Man soll weder Prinzen noch andere Erben um ihr Recht bestehlen, einer fixen Idee wegen, und wenn meine Schwester furchtsam und thöricht genug ist, einzustimmen, so werde ich den Kindern Mutter sein!«

Der alte Edelmann wandte sich ruhig und ernst zu dem Kammerherrn. »Ich dächte, Schwager Werben,« sagte er fest, »es ist Zeit, daß Du einschreitest und Madame entfernst. Wo Männer über ernste Pflichten zu entscheiden haben, dürfen sich die Frauen nicht einmischen.«

Der Kammerherr mochte wohl trotz seines gewohnten Nachgebens fühlen, daß er die Scene nicht fort dauern lassen dürfe, wenn er nicht eine gar zu sonderbare Rolle dabei spielen sollte. Obschon er vollkommen unter der Herrschaft seiner ehrgeizigen Frau stand, gab es doch neben seiner strengen Ehrenhaftigkeit bei vielen Schwächen auch im häuslichen Leben gewisse Punkte, in denen er nie nachgab und trotz seiner Behaglichkeit den Mann zeigte. Dazu gehörte die penible Scheu vor allem öffentlichen Affront und vor bloßstellenden Scenen vor Fremden.

Er schlug mit einem scharfen Klappen die goldene Dose zu und faßte seine Frau am Arm. »*Ma chère*,« sagte er, »das ist eine Angelegenheit *en famille*, und wenn Sie nicht die *égards* haben, sich zu moderiren, so werde ich gezwungen sein, um Ihren Arm zu bitten, um uns zu entfernen. Die Noblesse in Geldaffairen ist ein großer Vorzug der Aristokratie und die *décision* darüber muß jedem noblen Charakter überlassen bleiben.«

Die Dame biß sich auf die Lippen und kehrte ihm den Rücken, aber sie fühlte die Unschicklichkeit, in Gegenwart des Boten den offenen Kampf fortzuführen, und wandte sich mit einigen gemurmelten Worten gegen das Fenster, durch das sie in den Park schaute, während ihr Ohr doch aufmerksam auf der Lauer blieb auf Alles, was gesprochen wurde.

Der junge Franzose hatte von dem letzten, deutsch gepflogenen Gespräch allerdings Nichts verstanden, aber durch die früheren Reden und seine scharfe Beobachtungsgabe doch ziemlich richtig den Inhalt begriffen und wandte sich jetzt zu dem Major.

»Ich sollte meinen, mein Herr,« sagte er höflich, »daß die Absicht des Testators nur die gewesen sein kann, Ihnen in Ihrem Sohne seinen Dank zu beweisen, und da zwei Söhne vorhanden sind, gehört das Vermögen dem einen.«

»Ich ehre meinen ältesten Sohn in seinem Grabe, Herr,« erwiederte der Offizier, »durch die Überzeugung, daß er unter jener Bedingung die Erbschaft zurückgewiesen haben würde. Aller Streit ist aber müßig. Das Testament bestimmt ausdrücklich den ältesten Sohn aus meiner ersten Ehe zum Erben, und dieser ist todt.«

»Den ältesten Sohn oder seine Nachkommen. Ich glaube, im Sinne meiner Auftraggeber zu handeln, wenn ich die Bestimmung so ansehe, daß, wenn keine direkte Nachkommenschaft Ihres Herrn Sohnes vorhanden, die nächsten Verwandten in deren Rechte treten.«

Der Major antwortete nicht, er blickte wie mit sich selbst uneins zu Boden.

»Aber Ferdinand hat ein Kind hinterlassen, wenn das arme Wesen auch nicht . . . «

Ein finsterner Blick ihres Gatten traf die stille, milde Frau. Zugleich unterbrach sie hastig die scharfe Stimme der Kammerherrin.

»Unsinn, Marie, wie kann von dem Bastard der gemeinen Dirne die Rede sein?«

»*Monsieur le Major*, darf ich Sie um Auskunft bitten?«

Der alte Edelmann winkte seinem jüngsten Sohn, der noch immer an der Thür stand. »Nimm Rosamunde mit Dir und promenirt draußen, bis ich Euch rufe! – Was wünschen Sie noch, mein Herr, nach meiner bestimmten Erklärung?« fragte er den Fremden.

»Sie wollen mir verzeihen, wenn ich vielleicht in eine Familienangelegenheit mich unberufen eindränge,« sagte dieser, »aber Ihre Frau Gemahlin erwähnte eines Kindes.«

»*Mon Dieu*, begreifen Sie nicht, mein Herr,« fiel die Baronin ein, »es ist von einem Kind die Rede, dessen lüderliche Mutter damit eine Speculation auf eine vornehme Familie machen wollte. Selbst im Fall, daß *mon neveu* die kleine Schwachheit begangen – was hat solch' ein Geschöpf für Ansprüche?«

»Das Wort des Testamentes lautet: Nachkommenschaft,« sagte mit einer Verbeugung der Franzose. »Es ist meine Pflicht, Sie zu fragen, *Monsieur le Major*, ob Ihr Herr Sohn dies Kind anerkannt hat, und ob es berechtigt ist, seinen Namen zu führen?«

»Nein, Herr! Er würde es nicht gewagt haben, einen solchen Flecken auf den Namen seiner Familie zu werfen.«

»Das genügt! – Erlauben Sie mir dann noch, um Ihre bestimmte Erklärung zu bitten, ob Sie als rechtmäßiger Erbe Ihres Sohnes diese Dokumente und Summen in Empfang nehmen wollen?«

Die Augen aller Anwesenden wandten sich unwillkürlich auf den Major, selbst seine Gattin, so sehr gewohnt, sich in allen Dingen seinem Willen zu fügen, athmete schwer; der Kammerherr griff zu seinem gewöhnlichen Hilfsmittel in schwierigen Situationen und seine Gattin bewegte sich ungeduldig hin und her.

Der Major ließ seinen festen, prüfenden Blick auf seinem zweiten Sohne haften, dessen Gesicht die fieberhafte Erregung seines Innern nicht verbergen konnte.

»Wenn es bewiesen worden wäre,« sagte er und seine Stimme verkündete den unwiderrufflichen Entschluß, »daß jenes Kind – ich weiß nicht, ob es noch existirt – das Kind meines Sohnes gewesen wäre, so möchte es vielleicht ein Anrecht auf diese Erbschaft haben, obschon die preussischen Gesetze die uneheliche Descendenz von dem Erbe des Vaters ausschließen. Es ist jedoch nicht die geringste Anerkennung von der Hand meines Sohnes vorhanden, die Dirne hat frech gelogen. Bei dem bestimmten Wortlaut des Testamentes, mein Herr, hat meine gegenwärtige Familie nur Eins zu thun: – auf die Erbschaft zu verzichten! Ein Röbel« – er legte die Hand auf die Schulter seines Sohnes – »soll nie seine Hand mit einem ungerechten oder zweifelhaften Besitz beflecken.«

Die Kammerherrin ließ einen Ruf des tiefsten Ärgers sich entschlüpfen und zuckte verächtlich die Schultern; der junge Offizier erleichte leicht bei der Entscheidung des Vaters.

»Dann, *Monsieur le Major*,« sagte höflich der Franzose, glaube ich am Besten meiner Instruction nachzukommen, wenn ich, wie sie mir für den Fall des Nichtauffindens des rechtmäßigen Erben vorschreibt, diese Summen in der Königlichen Bank deponire. Der Wille des Obersten Massaignac bestimmte, daß sie zehn Jahre für die Erben bewahrt und unter der Zeit alle nöthigen Nachforschungen angestellt werden sollten zur Ermittlung des Erben. General Garibaldi mag von dem Erfolg meiner Sendung dem Obersten Mittheilung machen und dieser weiter disponiren.«

Der Major neigte den Kopf. »Das ist Ihre Sache, Herr Franzose,« sagte er, »ich habe nur über die Ehre des Namens Röbel bei dieser seltsamen Affaire zu wachen. Wenn ich jedoch auch ein solches Geschenk zurückweisen mußte, so ist um Nichts meine Achtung und Dankbarkeit für das Gedächtniß des Herrn Obersten von Massaignac dadurch vermindert. Ich wiederhole deshalb meine Bitte an Sie, ein Zeichen der Erinnerung meinerseits in einer Antwort auf sein Schreiben mit sich nehmen zu wollen.«

Der junge Abenteurer verbeugte sich. »Mein Geschäft in Berlin ist beendet und ich werde es morgen Abend verlassen. *Madame la Baronesse*, die sich mir so freundlich gezeigt, werden Ihre Güte hoffentlich so weit ausdehnen, mich bei der Pflicht der Deponirung dieser Summen zu unterstützen.«

»Mit Vergnügen, mein Herr, der Einfluß des Barons wenigstens soll zu Ihrer Disposition stehen, wenn man auch von andrer Seite Ihre Aufopferung mit thörichtem Undank belohnt.«

Der Major zuckte die Achseln, er hatte keine Lust, sich mit der Dame in ein weiteres Wortgefecht einzulassen, aber er warf ihr einen mißtrauischen Blick zu; denn das vor Ärger früher gelbblasse Gesicht der Dame zeigte plötzlich eine besondere Erregung und den Ausdruck eines versteckten Triumphes.

»So leben Sie wohl, mein Herr,« sagte der Major bieder, »und nehmen auch Sie meinen Dank für die Mühe, die Ihnen dieser seltsame Auftrag verursacht. Blieben Sie länger in unserm Lande, so würde ich meine Einladung wiederholen. So kann ich Ihnen nur den Wunsch mit auf den Weg geben, daß ein junger Mann von Ihren Gaben seine Kraft einer bessern Sache weihen möge, als dem Phantom einer Freiheit, die Nichts ist, als die Empörung gegen die Ordnungen Gottes.«

Er verbeugte sich ernst und führte seine Frau aus dem Pavillon.

Die Kammerherrin hielt mit einem Wink ihren Neffen zurück und führte ihn an's Fenster.

»Siehst Du den Mann dort, der in dem Gange jenseits des Kanals umherstreicht?«

»Ja, *chère tante!*«

»Du mußt mit ihm zu sprechen suchen und ihn diesen Abend um 8 Uhr zu mir bringen. Versprich ihm Geld – ich muß mit ihm reden, auf jeden Fall!«

»Aber Tante . . . «

»Still! es ist für Dein eigenes Glück. Die Erbschaft ist Dir noch nicht verloren, trotz der Thorheit Deines Vaters; ich werde Dich schützen!«

Sie nahm mit dem gewinnendsten Lächeln den Arm des jungen Franzosen, um den Vorangegangenen zu folgen. Der Kammerherr und sein Neffe schlossen sich an.

Es war zwei Stunden später und es begann bereits zu dunkeln, als eine der Glastüren des mittlern Pavillons nach der Terrasse hin von einem in Schwarz gekleideten Kammerdiener geöffnet wurde und einige Herren und Damen in's Freie traten.

Der erste von ihnen war ein Herr von starker Gestalt, ohne gerade corpulent zu sein. Diese kräftige Figur ließ seinen Wuchs kleiner erscheinen, als es wirklich der Fall, denn er war hoch über mittlere Mannesgröße. Der Herr mochte 53 bis 54 Jahre zählen und sein starkes, rundes Antlitz zeigte Kraft und Gesundheit. Etwas sehr Mildes, Freundliches lag auf den geistreichen Zügen mit der hohen, scharf nach hinten fallenden Stirn und in den freundlichen Augen, deren Zwinkern eine große Kurzsichtigkeit zeigte und den häufigen Gebrauch eines Augenglases nöthig machte. Der Herr trug eine einfache Interims-Uniform, in der Hand einen Stock, und sprach mit großer Lebhaftigkeit zu seinem Begleiter, einem alten, etwas gebückten Herrn in dem Kammerherrn-Frack, dessen weißer Kopf halb in den Schultern versunken war.

Hinter ihnen kam eine Dame von einigen vierzig Jahren, eine hohe, feine Gestalt, in Schwarz gekleidet, mit ernsten, feinen, etwas leidenden Zügen. Eine leichte Schwäche des Fußes markirte sich kaum merklich in ihrem Gang, während dessen sie sich auf den Arm eines der beiden jungen Mädchen stützte, die sie begleiteten und von denen die eine etwa achtzehn Jahre zählen mochte, die andere aber noch ein Kind von sieben war. Das Auge der Dame wendete sich häufig mit dem Ausdruck der Besorgniß und Liebe auf den vor ihr gehenden Herrn, während sie selbst mit einem großen, starken Mann in Generals-Uniform von kräftigen Gesichtszügen und etwas rauhem, determinirtem Wesen sprach. Ein anderer Herr in gleicher Uniform, aber von kleinerer Gestalt, ziemlichem Embonpoint und breitem, offenem Gesicht mit einem hochgewachsenen Mann in blauem Frack und rothem Kragen folgte, mit zwei Damen sich unterhaltend.

Als die Dame in Schwarz durch die Glasthür schritt, deren Flügel der Kammerdiener ehrerbietig geöffnet hielt, blieb sie einen Augenblick stehen.

»Haben Sie für diesen Abend auch Alles bereit, lieber Tiedtke?« fragte sie leise. »Sie können nicht verlangen, daß ich noch einmal anderthalb Stunden auf dem Klavier klimpere und Lieder singe, wie ich's seit der glücklichen Tage in Charlottenhof nicht wieder gethan, bloß damit die vergessenen Pantoffeln von Berlin geholt werden können, ohne daß Er's merkt!«

Der große hagere Mann legte die Hand auf's Herz. »Ihro Majestät sind die Gnade selbst, daß Allerhöchstdieselben mit solchem Opfer einem alten Diener den verdienten Verweis erspart haben. Es ist Alles an Ort und Stelle.«

Der vorangehende Herr wandte sich um. »So komm doch, Elise, der Abend ist süperb!«

Die hohe Frau erwiderte einige Worte, indem sie auf die Terrasse folgte, wo die beiden Schildwachen trotz des Winkens wie Statuen präsentirten; der Herr setzte das Gespräch mit seinem Begleiter fort.

»Die Küchenquelle in Freienwalde,« fuhr der greise Mann in der Kammerherrn-Uniform in einem gewissen gelehrten, halb geschwätzigem Redefluß fort, »hat nach den neueren Untersuchungen Rose's nur einen Gehalt von 7 Grad R. und da, wie Euer Majestät wissen werden, nur wenige Quellen unter 6 Grad haben, und der Eisengehalt nur $3\frac{1}{2}$ Prozent beträgt bei sehr geringer Kohlensäure, so kann die Wirkung immer nur schwach sein.«

»Und doch ist mein liebes Freienwalde ein ganz süperber Aufenthalt, eine Perle in der Mark. Giebt nicht Bischof die geringste Temperatur der Mineralquellen auf $2\frac{1}{2}$ Grad C. an?«

»Er beobachtete diesen niedern Stand an vier Quellen der Gaudecke des obern Grindelwald-Gletschers. Die Temperatur steigert sich bis zu 127 Grad, die der Geiser auf Island zeigt. Die vulkanische Einwirkung ist bei fast allen heißen Quellen über 60 Grad nachweisbar. Die beiden einzigen Ausnahmen bilden die Quellen von Chaudes Aigues in Frankreich mit 87 und die von Las Trincheras in Venezüla von 90 Grad.«

»Sie vergessen eine dritte und zwar in Europa, lieber Freund.«

Der Gelehrte sah mit der anmaßenden Miene der Wissenschaft empor. »Daß ich nicht wüßte, Euer Majestät . . . ich habe im ersten Theil des Kosmos . . . «

»Die Petersquelle am Kaukasus hat ebenfalls 90 Grad, ohne daß sich jene Verbindung erweisen läßt. Aber wissen Sie, lieber Humboldt, ich gehe mit einem Plane um, der Ihnen Freude machen wird.«

»Euer Majestät pflegen uns so oft zu überraschen!« Der corrigirte Gelehrte war ganz wieder der geschmeidige Hofmann.

»Ich wünsche schon lange ein Consulat in Smyrna zu gründen. Schneider las mir neulich aus den *Researches in asia minor* von Hamilton über seine Untersuchungen des Bin-Tepé vor und ich erinnere mich aus Chandler's Tour, daß nur wenige Zweifel über den Hügel des Alyattes sind. Von Smyrna, das für unsern Handel immer wichtiger wird, müßte sich leicht eine umfassende Nachgrabung veranstalten lassen.«

Der Gelehrte saß auf seinem Steckenpferd. »Strabo bezeichnet das Werk als das namenswertheste außer den Werken der Ägypter und Babylonier. Der Umfang dieses Riesenbaues der Kauflente, Handwerker und lydischen Buhldirnen betrug zu seiner Zeit sechs Stadien und zwei Plethra, die Breite hat fünfzehn Plethra.«

»Entschuldigen Sie, lieber Humboldt,« sagte der Herr mit leichter Ironie, »Herodot giebt die Breite nur auf dreizehn Plethra's an. Der Kapadocier hat bloß von dem Karier abgeschrieben und da er über 400 Jahre später lebte, kann der Tumulus unter der Zeit schwerlich um so viel gewachsen sein. Ich habe mit Prokesch über die Sache gesprochen, der gleichfalls der Meinung ist, daß die Nachgrabungen von der Seite nach Süden erfolgen müssen, um zu den Todtenkammern zu gelangen. Ich werde Olfers sagen, die Sache im Auge zu behalten, wenn die Gründung des Consulats erfolgt. – *A propos*, Sie haben Nachricht von Bonpland erhalten, lieber Humboldt, wie Sie vorhin sagten. Wie geht es ihm – wo befindet er sich? Lassen Sie sehen – er muß jetzt 76 Jahre alt sein, denn wenn ich nicht irre, ist er am 22. August 1773 in Rochelle geboren und nur vier Jahre jünger als Sie.«

»Euer Majestät vortreffliches Gedächtniß trägt nie,« sagte der berühmte Gelehrte, ziemlich verstimmt über die doppelte Niederlage.

»O, ich erinnere mich seines Briefes an Sie vor acht Jahren und daß ich Sie damals bat, ihn wegen der Quellen des Salädo zu befragen. Er schrieb Ihnen, daß seine Herbarien und Manuscripte für Sie geordnet wären.«

»Der Arme hat einen großen Theil seiner Mühen verloren. Seine Hacienda, die Mission von San Dolores, ist von den Föderalisten-Banden Rosa's angezündet worden und er hat nur mit Mühe das Leben retten können.«

»Und wo ist er jetzt?«

»Wie er mich wissen läßt, beabsichtigt er sich in der Nähe von Alegrete auf brasilianischem Gebiet niederzulassen.«

»Schreiben Sie an Theremin nach Janeiro, er soll ihm zweitausend Thaler zur Disposition stellen und sie auf meine Schatulle ziehen. War der Brief lange unterwegs?«

»Es ist eine mündliche Nachricht, die ich erhalten.«

»Eine mündliche Nachricht? Ein Reisender von Ruf? – Hinckeldey hat wirklich nur für Demokraten Sinn, aber nicht für die Männer der Wissenschaft. Es ist ärgerlich, daß ich nicht einmal erfahre, wer angekommen ist.«

»Herr von Hinckeldey,« sagte der berühmte Gelehrte, »ist dies Mal unschuldig. Die Person, die mir die Botschaft brachte, ist ein junger Mann, der, fast ein Knabe noch, dem Gefecht beiwohnte und die Mission Bonplands vertheidigen half.«

»Das müssen Sie Rauch erzählen,« sagte der Herr mit einem leichten Wink nach dem General, der die hohe Dame begleitete, »er hört für sein Leben gern Kriegsgeschichten. Wer ist der Mann, warum haben Sie mir ihn nicht vorgestellt?«

»Es ist ein junger Franzose, Sire, ein Abenteurer, ein Gefährte des berühmten Garibaldi, der eigentlich den Gruß Bonplands mir gesandt hat.«

»Garibaldi?« Der Herr drohte lächelnd mit dem Finger. »Nehmen Sie sich in Acht, liebster Humboldt, daß Hinckeldey Sie nicht ausweist, wenn er von Ihren revolutionairen Bekanntschaften hört! Ihr Ruf ist in der Hinsicht ohnehin nicht der beste. Was sagen Sie dazu, liebster Gerlach?«

Der kleinere der beiden Generale sprang eiligst herbei. »Was befehlen Euer Majestät?«

»Es ist von Humboldt die Rede, daß er es mit der Demokratie und der Freigeisterei hält!«

»Euer Majestät halten zu Gnaden, Seine Excellenz haben zwar zuweilen sehr freie Ansichten, aber ich zweifle keinen Augenblick an seinem Royalismus. Das Einzige, was ich bedauern könnte, ist, Seine Excellenz so selten mit uns in einer Kirche zu erblicken.«

»Der Herr General wollen mir die Bemerkung erlauben,« sagte der Gelehrte pikirt, »daß ich nicht mehr Carrière machen will. Nicht diejenigen, welche alle Tage in die Kirche laufen, sind gerade die Aufrichtigsten. Es giebt auch Scheinheilige.«

Der General, obschon seine religiöse Gesinnung über alle Verdächtigung erhaben war, biß sich doch auf die Lippen bei dieser Sottise auf seine Richtung. Aber der zweite General übernahm die Antwort, ehe er selbst sich gefaßt. »Nicht bei den Soldaten, nicht bei den Soldaten, Excellenz,« sagte er barsch, »die meinen's ehrlich mit dem lieben Gott, so gut wie mit dem König, das hat schon der alte Dessauer bewiesen. Zu viel davon mag ich gerade auch nicht, aber der Teufel soll mich holen, wenn mich ein Kapitel aus der Bibel nicht immer noch klüger gemacht hat, als der ganze griechische oder amerikanische Plunder, mit dem Sie uns die Ohren vollstopfen, Excellenz.«

Die Excellenz zuckte leicht die Achseln, aber sie schwieg, denn sie kannte aus Erfahrung die ungenirte Derbheit des alten Soldaten und vermied sorgfältig, mit ihm anzubinden. Auch beendete der hohe Herr sofort den Wortwechsel. »Sie müssen es Rauch nicht übel nehmen, Humboldt,« sagte er lächelnd, »er ist wie sein Name, rauhes Eisen, aber treu wie sein Stahl. Das wissen wir Alle! – Aber was bringt Solms? Was giebt es, Keller?«

Der Hofmarschall, der hohe stattliche Mann, der sich mit den beiden Hofdamen unterhalten und dann mit dem in der Thür des Saales erschienenen dienstthüden Adjutanten gesprochen, nahte sich, ein Couvert in der Hand.

»Ein Fremder, Euer Majestät, hat sich im Vorzimmer gemeldet und bittet dringend um Audienz. Es ist ein alter Herr, aber er wollte seinen Namen nicht sagen und hat gebeten, Euer Majestät diesen Brief zu übergeben.«

Die hohe Dame in Schwarz trat ängstlich näher. »Ich bitte Dich, Fritz, sei vorsichtig. Laß keinen Unbekannten zu Dir!«

Der Herr war unter den Schein der nächsten Laterne getreten, die an der Rampe der Terrasse brannte. »Unbesorgt, liebe Freundin!« Er öffnete das Couvert, in dem bloß eine Karte lag. Diese hielt er dicht an die Augen und las den darauf befindlichen Namen. »Ei, sehen Sie, meine Herren, das ist ein so alter Freund, wie nur irgend einer von Ihnen. Ich will ihn sprechen, lieber Graf, führen Sie den Herrn in den Garten, dort links in die Allee. Ich werde gleich bei Ihnen sein.«

Die hohe Dame trat nochmals zu ihm. »Du bist so unvorsichtig, diese späten Spaziergänge im Garten und so allein ängstigen uns Alle.«

»Ah bah, ich bitte Dich, Elise! Du siehst überall Gefahren, die nicht existiren. Aber ich werde bald wieder bei Dir sein, denn ich erwarte Wilhelm. Sobald mein Bruder kommt, benachrichtigen Sie mich, lieber Keller, oder bitten Sie ihn, zu mir zu kommen. Was willst Du, Kleine?«

Die Frage galt dem jungen Mädchen, das mit einem Knix vor ihm stand und nach seiner Hand faßte, sie zu küssen.

»Gute Nacht sagen, *cher oncle!* die Schuckmann will mich durchaus nicht mehr spazieren gehen lassen, sie sagt, es sei Zeit für kleine Mädchen, zu Bett zu gehen. Ich bin aber kein kleines Mädchen und Charlotte bleibt doch auch!«

»Ei, was bist Du denn, Närrchen?«

»Eine Prinzessin, Onkel!«

Der hohe Herr lachte. »Ja, Kind, die Prinzessinnen, die müssen am allerersten gehorchen! Frage nur Deine Tante da! – Adieu, Wildfang, und vergiß das Gebet nicht, ehe Du einschläfst.« Er küßte die Kleine auf die Stirn. Dann reichte er der hohen Dame die Hand: »Daß Du sie mir ja nicht verziehst! Sie weiß nur zu gut, daß sie Dein Liebling ist! Gott hat uns in den Kindern einen reichen Ersatz gegeben!«

Ein langer, zärtlicher Händedruck sprach mehr, als die Worte gekonnt hätten, bei allem Schatz von Liebe den geheimen Schmerz aus, daß von Allen ihnen allein der höchste Segen fehlte. Dann wandte er sich zu dem General-Adjutanten.

»Hat Hinckeldey Ihnen Bericht gesandt? Wie ist der Empfang der Herren aus Frankfurt gewesen?«

»Hier ist der Bericht. Die Deputation ist mit Extrazug bald nach 5 Uhr in Berlin eingetroffen. Der Stadtrath Duncker und ein Stadtverordneter waren den Herren bis Magdeburg entgegen gefahren. Die Locomotive war bekränzt, auf dem Schornstein eine Krone mit der Tricolore angebracht.«

»Auf Dampf gebaut!«

»Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten,« berichtete der General weiter, »mit den Herren Naunyn und Seidel an der Spitze, in ihren Amtsketten, erwarteten die 32 Herren auf dem Bahnhof. Auch Deputationen der Ersten und Zweiten Kammer und viele Mitglieder derselben waren zugegen.«

»Namen, Namen! die bekanntesten!«

»Die Herren von Wittgenstein, von Brünneck, Baumstark, von Vernuth, Graf Dyhrn, Striethorst, Löwen, Willisen, von Vincke. Aus dem zweiten Hause die Herren von auerswald, Wenzel, der Freigemeindler Rupp, Camphausen, Cruse und Andere.«

»Und wie sind sie aufgenommen worden?«

»Bürgermeister Naunyn hielt auf dem Bahnhof eine Anrede, auch die beiden Präsidenten, Simson dankte. Man fuhr je zu vier in den harrenden Wagen durch das Potsdamer Thor nach den Hotels unter den Linden. Das Publikum war natürlich in Masse versammelt, aber das Hurrah ziemlich mäßig. Es scheint, daß die Demokratie ihre Contreordres gegeben hat.«

Der General schwieg. Der hohe Herr hatte den Bericht nur durch jene einzelnen Worte unterbrochen, ohne weiteres Zeichen seiner Meinung angehört. Dann nickte er dem General zu und drehte sich um. »Bleiben Sie hier, meine Herren, ich wünsche allein zu sein!«

Eine bestimmte Bewegung der Hand fesselte Jeden an seinen Platz; der Herr schritt die Stufen der Terrasse hinab und ging mit raschen Schritten links nach der Allee, die zu den Boskets in der Nähe des Mausoleums führt.

Schon nach den ersten hundert Schritten wies ihm ein Räuspern die Stelle, wo der Adjutant mit dem Fremden ihn erwartete. –

Der Verfasser – trotz seines fremden Autornamens ein deutscher Schriftsteller – er widmet die nachfolgende Scene als Leichenstein zwei großen Todten, zwei wahrhaft deutschen Herzen, die beide jetzt die Erde deckt, die biedersten und deutschesten, die in den Stürmen der schweren Zeit geschlagen.

Leser, gehe nicht flüchtig an der Scene vorüber und überschlage nicht die Seiten, weil sie Dir nicht die Nervenspannung der Gefahr, den Sinnenkitzel üppiger Stunden malen, sondern den einfach ernsten Tausch der Gedanken über die heiligsten und wichtigsten Interessen des Vaterlandes.

Leser, nicht der Romanschriftsteller spricht zu Dir, es sind die Worte der Todten, ihre eigenen Worte. Was thut es, ob sie gesprochen oder geschrieben wurden, sie werden leben, so lange ein bürgerlich Herz mit königlichem Stolz auf den preußischen Thron schaut, so lange ein Fürst mit bürgerlicher Rechtschaffenheit auf dem Throne Preußens sitzt. Den Einen deckt der Rasen unter den rauschenden Pappeln am Rheinstrom, den Andern der metallene Sargdeckel unter den Fliesen seiner Friedenskirche, aber ihre Worte leben in den Geschlechtern. Die einen singt die Revolution, die anderen feiert die Treue! und doch waren Beide ehrenfeste, deutsche Männerherzen – ein Ziel, Leser! ein Schlag! – Höre und lerne!

Die Nacht war nicht so dunkel, daß man in den noch dünnen Schatten des Parks bei dem milden Schein des Mondes nicht hätte leicht die Gestalten zu erkennen vermocht.

Neben dem Adjutanten stand ein großer alter Mann, einfach in einen schlichten dunklen Oberrock geknüpft, unter der preußischen Soldatenmütze die langen weißen Locken eines hohen Greisenalters hervorquellend, dennoch eine rüstige, eisenfeste Gestalt, das ehrliche Gesicht voll tiefer Furchen, aber der blaue, redliche Blick jugendlich frisch.

Der Herr trat rasch auf den Fremden zu, der ehrerbietig die Mütze von dem weißen Haupte nahm. »Gehen Sie, Graf Solms,« sagte er hastig, »ich brauche Sie hier nicht!« Dann wandte er sich zu dem Greis und reichte ihm herzlich die Hand. »Willkommen, mein lieber, werther Freund, in Ihrem 80. Jahre aus weiland des römischen Reiches Wahlstadt Frankfurt, und zuvörderst Dank aus Fülle des Herzens, daß ein so rechter und echter deutscher Mann sogleich zu mir gekommen ist!«

Der Greis beugte sich über die Hand des hohen Herrn. »Gott segne Euer Majestät. Zu Gott und dem Könige darf man frei sprechen, bitten und beten. – So trete ich hier vor meinen König aus treuestem Herzen betend, hoffend, bittend und aufweisend, was dieses alte Herz weisen zu müssen glaubt!«

Der hohe Herr drückte ihm warm die Hand. »Ich weiß, warum Sie kommen, und danke Ihnen dafür. Mit einem Mann, der der Geschichte seines Vaterlandes Ehre macht und gelernt hat, was ein deutscher Fürst ist, kann ich von Herz zu Herz, von Kopf zu Kopf reden. Um des Gewissens willen aber sage ich Ihnen, daß auch Sie, wie ich selbst, meinen und wissen, daß man zu Gott allein **beten**, den König aber nur bitten darf. Kommen Sie, wo wir ungestört sind.«

Er führte ihn links bis an den Eingang jener erhabenen schönen Allee, die zum Mausoleum führt. »Jetzt, Lieber, reden Sie!«

Der Greis that einen frischen, freudigen Athemzug aus seiner noch immer kräftigen Brust. Dann sprach er:

»Wir stehen in Europa und vorzüglich in Deutschland, unserm Vaterlande, auf einem scharfen, schneidenden Punkte des Augenblicks, vielleicht fast auf dem Punkte des schneidenden

Schwertes. – Es steht in demselben Augenblicke die große Frage um Einheit und Stärke drinnen und um die Kraft nach außen. – Gefahr ist eben an allen Enden, die größte Gefahr gewiß in der in der Ansicht, man könnte die Gefahr durch Zögern ablenken, durch langsame Zettelung und Zuckelung die wilden Kräfte der Zeit ermatten. – O nein, nein! Man muß hell drein schauen, und vor Allem muß Preußen, dessen sieglockende Krone die Gefahr so oft gewesen ist, seinen Adler frischesten Muthes stiegen lassen und den Kronenraub greifen und halten lassen. – Ja, erhabenster Herr, die Zeit drängt, die Gefahr drängt – und beide, und die Wünsche, Gebete und Hoffnungen der Besten drängen auf den leuchtenden Glanzpunkt des Vaterlandes, auf Preußen und seinen Herrscher ein, und werden noch mehr drängen.«

Der hohe Herr wiegte sinnend das Haupt, wie sie so dahin schritten, der Fürst und der Bürger – das Wohl des gewaltigen Reiches berathend.

»Das rauscht, wie das Ostmeer an den Kreidefelsen Ihrer schönen Heimath, meiner Rugianen-Insel, die mein Ahnherr dem Lande gewonnen, zu dem sie Gott gesellt. Sprechen Sie weiter, mein Freund!«

»Ew. Majestät haben sich aus der Fülle der Macht und aus der Überzeugung einer unvermeidlichen Nothwendigkeit, für einen ehrlichen, starken, deutschen Bundesstaat, statt des unehrlichen und schwächlichen frühern Staatenbundes, erklärt, Sie haben gelobt, alle Ihre Macht und alle Stärke Ihres Volkes der Stärke und Macht Deutschlands hinzugeben. – Deutschland hat diesem Worte geglaubt. – Sie werden es nimmer brechen. Dieses Königliche Wort, die starke Bindung dieses Bundes, welche Preußen und Deutschland in Eins verwandelt, ist die einzige Möglichkeit, die Ehren und Herrlichkeiten des Vaterlandes und das Dasein der deutschen Könige, Fürsten und Beiständen für die Zukunft zu retten. Die Festhaltung dieses großen Wortes, die wirkliche Gründung und Bildung des Bundesstaates, die Erkühnung und Unternehmung jeglicher Gefahr für denselben, wird vor allen Anderen dem Könige von Preußen, dem Herrlichsten und Gewaltigsten im Vaterlande, zugemuthet, und Alle, die von Gott nicht mit Blindheit geschlagen sind, können in dem Könige von Preußen nur den Halter und Retter Deutschlands und seinen künftigen Herrn sehen.«

»Halten Sie ein, Bester, das Erste mag wahr sein, zu dem Zweiten fehlt mir das Recht, und es ist ein gefährlicher Wunsch!«

»Ja, erhabenster König und Herr, groß ist die Gefahr des Augenblicks, aber herrlich ist auch der Preis, der dem Muthe winkt. – Dir bleibt keine Mitte mehr, wage, voll und ganz deutsch zu sein; wage, Retter und Halter des deutschen Vaterlandes zu werden; wage, alle seine Gefahren zu theilen, zu nehmen und zu übernehmen; wage, ganz mit dem Vaterlande zu stehen, und Du wirst stehen und bestehen. Mit diesem Muth, mit seinem Muth, wodurch Dein Vater weiland aus schwersten Nöthen und Gefahren errettet und zu Glanz und Ruhm wieder aufgerichtet ist, segne Dich Gott! In diesem Königlichen Muthe halte fest an Deinem Königlichen Wort und kühnen Entschlüssen! Jedes Weichen wäre Verderben. Muth und Hochherzigkeit und die stolze, jeder Gefahr die leuchtende Stirn bietende Majestät wird Deine eigenen Getreuen ermuthigen und stärken bis in den Tod, und Dir die Herzen der Völker Deutschlands gewinnen! – In der Größe des Entschlusses, in dem Glanze des Hohen wird der kleinliche Jammer untergehen, und selbst der radikale und socialistische Jammer und Unsinn wird sich in dem Edlen und Hohen vernichtet fühlen.«

Sie standen vor dem Mausoleum – der hohe Herr lehnte sich an die Barriere, die sie von dem einfachen Blumenplatz trennte. Das milde Licht des Mondes lag zwischen den dunklen Wipfeln der mächtigen Trauertannen wie Geisterschein auf den rothgrauen, ernsten Massen des Grabesbaues.

»Da drinnen,« sagte langsam der hohe Herr, »schläft Einer den Schlaf des Gerechten, den gewiß wir Beide nicht stören wollen. Sie, sein Kämpfer in einem heiligen Kampf, bitten seinen Sohn, er solle eine ihm **gebotene Krone** annehmen. Hier verlangt es jedes Alter, das mehr

denn 14 Jahre zählt, zu fragen, zu prüfen, zu wägen: erstens wer bietet, zweitens was wird geboten. – Die große Versammlung, die sich deutsche Reichs- oder Nationalversammlung nennt, von der ein erfreulich großer Theil zu den besten Männern des großen Vaterlandes gehört, hat weder eine Krone zu geben noch zu bieten. Sie hat eine Verfassung zu entwerfen und sich demnächst mit allen von ganz Europa anerkannten regierenden Herren und Städten Deutschlands zu vertragen. Wo ist der Auftrag, der diese Männer berechtigt, über die rechtmäßigen Obrigkeiten, denen sie geschworen, einen König oder Kaiser zu setzen? Wo ist der Rath der Könige und Fürsten Deutschlands, der nach 1000jährigem Herkommen dem heiligen Reich seinen König kürt und die Wahl dem Volke zur Bestätigung überläßt? Ihre Versammlung hat sich der Bildung dieses Rathes, der Darstellung der deutschen Obrigkeiten im neuen Centrum der Nation stets widersetzt. Das ist ein ungeheurer Fehler; man darf es eine Sünde nennen! – Glauben Sie, daß Herz und Bein durchschütternde Scenen, Worte, Beschlüsse des Parlaments das Unmögliche möglich machen können? Doch gesetzt, mein theurer Mann, die Sünde wäre nicht begangen oder sie würde noch gut gemacht, und der echt und recht vereinte Rath der Fürsten und des Volks kürte in der alten Wahlstadt und böte mir die alte, wahre, rechtmäßige, 1000jährige Krone deutscher Nation – nun, verweigern und nehmen, hier zu handeln, wäre heut thunlich – aber **antworten** würde ich, wie ein Mann antworten muß, wenn ihm die höchste Ehre dieser Welt geboten wird.«

»O, nehmen Sie sie an – sagen Sie Ja!«

»Prüfen Sie selbst, Freund. Sie wissen, daß Österreich niemals einwilligen wird, selbst wenn es die anderen deutschen Fürsten thäten!«

»O, dieses Österreich – o, diese deutschen Fürsten. Es ist wahr, wie eben der Tag steht, kommt Österreich, welches Deutschlands Ehre und Macht drei Jahrhunderte verzettelt und verschleppt hat, mit seinen alten Listen heran und will es wieder in's Schlepptau nehmen. Es schleicht und windet sich unter uns, und auch in dieser Reichsversammlung wie eine Blindschleiche, und sammelt eine Menge kleiner Schlangen um sich, ja selbst – zum Zeichen, was es will, nämlich schwächen und verwirren – alles radikale und socialistische und kommunistische Ungeziefer, die nur eine schwache und elende Regierung, ein wacklichtes Direktorium Vieler u. s. w. wollen, bei dessen Entstehung und Leitung die rothe Republik endlich eine Unvermeidlichkeit sein würde.

O, die armen deutschen Könige und Fürsten, die sich von seinen Künsten und Zuflüsterungen erschrecken und bethören lassen, wissen nicht, was sie thun! Wenn sie nicht Starkes machen helfen, wenn sie nicht einen starken Kaiser neben und über sich machen, so wird der rothe Abgrund sie unvermeidlich verschlingen.«

»Das wahre Gott! – Sehen Sie dorthin, wo Er schläft, den wir Beide hochgehalten im Leben wie im Tode, und denken Sie an die herrlichen Worte, die er hinterlassen hat in seinem Brief »An meinen lieben Sohn Fritz!« So lange das heilige Bündniß besteht, das er gegründet auf dem blutgetränkten Gefilde von Leipzig, so lange kann die Revolution wohl ihre Wogen an unsere Thore wälzen, aber sie werden brechen an diesem mächtigen Bollwerk. Nur wenn die dreigeschlossenen Hände aus einander gehen – dann wehe uns Allen; dann wird eine schwere Nacht kommen und ein Kampf der Wiedergeburt wird nöthig sein, gegen den die Blutströme von der Katzbach bis Bellealliance ein Spiel waren. Und ich – sein Sohn – ich sollte der Erste sein, der diesen heiligen Bund, der diese Mauer der Königsthronen brechen möchte?«

Der Greis schüttelte sein Haupt. »Es war meiner Jugend Traum, für den ich kämpfte und litt, und so viele gute Männer mit mir. Es war der Triumph Meines Alters, und viele gute Männer aus allen deutschen Enden bringen Ihnen ihr Herzblut zu dem großen Werk: ein einzig Deutschland unter Preußens Majestät! – Glaubst Du wirklich, mein König und Herr, daß dieses herrliche Band, daß diese durch Dich selbst entfesselte, strebende Reihe der Geister sich zur Ruhe geben wird, ehe der erhabene Traum der Besten erfüllt ist: **ein einzig deutsches Vaterland?**«

»Und glauben Sie, daß ich diesen erhabenen Traum nicht auch geträumt? Aber Gott allein, nicht die Menschen können ihn zur Wahrheit machen. Was wird mir von dieser Deputation geboten? Ist diese Geburt des gräßlich kreißenden 1848er Jahres eine Krone? Das Ding, von dem wir reden, trägt nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, drückt nicht den Stempel ›von Gottes Gnaden‹ auf's Haupt; ist keine Krone. Es ist das eiserne Halsband einer Knechtschaft, durch welches der Sohn von mehr als vierundzwanzig Regenten, Kurfürsten und Königen, das Haupt von sechszehn Millionen, der Herr des treuesten und tapfersten Heeres der Welt, der Revolution zum Leibeigenen gemacht würde. Und das sei ferne! Der Preis des ›Kleinods‹ müßte obenein das Brechen meines dem Landtage am 26. Februar gegebenen Wortes sein, »die Verständigung mit der deutschen Nationalversammlung über die zukünftige Verfassung des großen Vaterlandes **im Verein mit allen deutschen Fürsten zu versuchen.**« Ich aber breche weder dieses, noch irgend ein andres gegebenes Wort. Es will mich fast bedünken, mein theurer Freund, als walte in Ihnen ein Irrthum, den Sie freilich mit vielen anderen Menschen theilen: »als sähen Sie die zu bekämpfende Revolution nur in der sogenannten rothen Demokratie und den Communisten« – der Irrthum wäre schlimm. Jene Menschen der Hölle und des Todes können ja nur allein auf dem lebendigen Boden der Revolution wirken. Die Revolution ist das Aufheben der göttlichen Ordnung, das Verachten, das Beseitigen der rechten Ordnung, sie lebt und athmet ihren Todeshauch, so lange unten oben und oben unten ist.«

»So ist alle Hoffnung verloren, so ist ein unbedingtes Nein Deine Antwort?«

Der Herr hob die Hand gegen den Nachthimmel, er streckte sie gegen das heilige Grab seiner Eltern. »Im Namen meines barmherzigen Gottes, bei dem Andenken der Theuren, deren irdisch Theil dort ruht, und bei denen einst das Herz des Sohnes frei und ohne Vorwurf räuberischer Gelüste ruhen soll, wenn es ausgeschlagen von guten und schlimmen Tagen. So lange im Centrum zu Frankfurt die deutschen Obrigkeiten keine Stätte haben, nicht obenan im Rathe sitzen, welcher der Zukunft Deutschlands eine Zukunft zu geben berufen ist, so lange steht dieses Centrum **unter** dem Spiegel des Revolutionsstromes und treibt mit ihm, so lange hat es Nichts zu bieten, was reine Hände berühren **dürfen**. Als deutscher Mann und Fürst, dessen ›Ja‹ ein Ja vollkräftig, dessen ›Nein‹ ein Nein bedächtig, gehe ich in Nichts ein, was mein herrlich Vaterland verkleinert und dasselbe dem gerechten Spotte seiner Nachbarn, dem Gerichte der Weltgeschichte Preis giebt, nehme ich Nichts an, was meinen angeborenen Pflichten nicht ebenbürtig ist oder ihnen hindernd entgegentritt. *Dixi et salvavi animam meam.*«

»Und er wird rein eingehen zu Deinen Vätern!« Der Mann des Volkes beugte sich über seine Königliche Hand und zwei schwere, warme Tropfen fielen darauf nieder. »Du hast mich besiegt, mein König und Herr, so laß mich denn Dir Lebewohl sagen; ich, ein Greis, mit dem Fuß im Grabe, habe Dir Nichts hinzuzufügen, als: Gott segne Dich! auch wenn meine müden Augen Dich und die Herrlichkeit unsers Vaterlandes nicht mehr schauen werden!«

»Gott allein kennt die Zukunft. Wer weiß, welche Prüfung er mir in seiner Weisheit noch vorbehalten; aber ich hoffe auf die Kraft von oben, selbst mit der Märtyrerkrone vor meinem Heiland und vor der Geschichte der Menschen nicht unwürdig zu bestehen. – Ihnen, dem Dichter des begeisternden Liedes, das vor dem März-Kaiser so wenig erklingen durfte, als die Marseillaise vor dem Juli-Könige, Ihnen, Theuerster, biete ich die Hand aus Herzensgrund. – Und jetzt leben Sie wohl, denn dort höre ich die rufende Stimme meines Bruders, der auch ein Recht hat, mich hier zu finden. – Sie werden Solms an der Stelle treffen, wo er uns verlassen. Gott erhalte Männer des freien Muthes, wie Sie, noch lange dem deutschen und dem preußischen Vaterlande! Gehen Sie mit Gott, **Ernst Moritz Arndt!**«

Der Greis neigte sich, dann ging er hinweg, sein Gang war schwankend, gebrochen, wie er in dem Dunkel der Tannen verschwand. In gewaltigen, kräftigen Naturen prägen die Erschütterungen der Seele wie Erdbeben auch gewaltige Spuren dem Äußern auf. –

»Bruder Fritz!«

»Bruder Wilhelm!«

In den Mantel gehüllt, kam ein hoher, stattlicher Mann rasch durch die dunklen Gänge daher; ein durch das Laub zitternder Mondstrahl glänzte auf dem Beschlag des Helms, den er trug.

»Sei gegrüßt, Bruder Wilhelm!« Ihre Hände lagen fest und innig in einander. »Was wir zu reden haben, reden wir am Treuesten am Grabe des Vaters. Du bist doch allein?«

»Ich bin's!« –

Eine Stunde wohl gingen die Brüder auf und nieder durch die majestätisch dunkle Allee, jenen Weg feierlicher Trauer, und jedes Mal, wenn sie zu der Ruhestätte jenes in Liebe und Treue erhabenen Todten kamen, lagen ihre Blicke sinnend darauf und sie reichten sich stumm die Hände. –

Durch die Stille der Nacht hörte man das rasche Rollen eines Wagens. Als sie wieder umgekehrt waren Hand in Hand in innigem, traulichem Gespräch, klang am Ende der Allee ein Schritt, klirrte ein Säbel.

»Wer ist da?«

»Euer Majestät halten zu Gnaden ... «

»Ah, Sie sind es, Solms! Warum stören Sie uns? Was wollen Sie?«

»Ihro Königliche Hoheit die Frau Prinzessin sind so eben eingetroffen und erwarten Eure Majestät.«

Ein feines Lächeln schattirte das Antlitz des hohen Herrn, als er sich gegen den Bruder wandte.

Dieser zuckte die Achseln.

»*Allons Mon ami!* – Niemand kann seinem Schicksal entgehen und eine Mutter hat stets das Recht, die Zukunft ihres Sohnes zu vertheidigen. Wir sind einig?«

»Wir sind es!« Ihre Männerhände schlossen sich fest in einander.

»Dann mit Gott und nach dem Wahlspruch unseres Hauses! – Gehen Sie voran, Solms, wir folgen sogleich!«

Der Abend war in die Nacht übergegangen – elf Uhr längst vorüber, als eine Männergestalt rüstig und unermüdet noch immer durch die Gänge des Parkes schritt. Der Herr war allein, in einfacher Uniformmütze und Paletot, einen Stock in der Hand. Zuweilen, wenn er an einen Punkt kam, von dem aus man das Schloß sehen konnte, wandte er den Blick freundlich dahin. Nur in dem Parterre des Flügels rechts waren noch zwei oder drei Fenster erleuchtet.

Dann ging er rasch weiter; sein gleichmäßiger, fester Schritt bewies, daß er ein vortrefflicher und sehr geübter Fußgänger war.

Aber er blieb nicht bloß in den großen, breiten Gängen des Parks, sondern wandte sich häufig nach den entferntesten, dunkelsten Wegen und ging in ihnen auf und ab.

Plötzlich blieb er stehen und lauschte nach der Seite hin, wo der Zaun des Parks diesen von der Feldmark des Spandauer Berges scheidet. Das scharfe, militairisch geübte Ohr des einsamen Spaziergängers hatte einen Klang vernommen, wie das Klirren eines Gewehrs.

Persönlicher Muth ist dem Heldenstamme des Mannes, dessen einsame Wanderung diese Blätter erzählen, angeboren. Der Herr ging rasch auf die Stelle zu; der Mond war längst untergegangen, nur Sternenlicht funkelnd am Himmel.

Niemand war zu sehen, aber jenes scharfe Ohr hörte ein Rascheln der Zweige, ein schweres, unterdrücktes Athmen.

Der Spaziergänger trat ohne sich zu bedenken näher. »Wer ist hier? – Antwort! – Was will man von mir?«

Keine Antwort; aber er sah einen dunkeln Schatten zu seinen Füßen sich bewegen, und hörte das stöhnende, ängstliche Athmen. – Der hohe Herr beugte sich nieder und griff zu; er fühlte

einen Mann und zog ihn beim Kragen hervor in den lichterem Gang. »Mensch, wer bist Du – was thust Du hier?«

Die Gestalt richtete sich empor, fast einen Kopf größer, als der nächtliche Spaziergänger, sie schien neuen Muth zu bekommen, im Sternenlicht matt durch die Bäume hereinfallend blitzte ein Helmbeschlag, ein Gewehrlauf.

»Wer dao?«

»Zum Henker – was ist das – ein Soldat hier auf Posten? Was thust Du hier, Bursche?«

»Hä sieht et jao!«

»Was soll ich sehen? Antwort – wie kommst Du hierher, statt auf der Wache zu sein?«

»Ick stoh Posten!«

»Posten? Aber hier sind keine im Park, die einzigen stehen am Eingang und auf der Terrasse.«

Der Soldat grinste. »Ja wull! nicht tweehundert Tratt hiervan steht de Laakemanns Giät und da göntert an'n Tick de Schläsinger.«

»Wie – eine förmliche Postenkette, ohne daß ich davon weiß?«

»Parolbefehl. – Et dörff sick kien Mensch seh'n looten, dat He et nich märken sull.«

Der hohe Herr schüttelte unwillig den Kopf. »Thorheit, ich will dergleichen Belästigungen nicht haben. Geh' auf der Stelle zu den anderen Posten und nimm sie mit Dir nach der Wache. Ich brauche hier keine Schildwachen und will keine haben.«

Der Westphale stand straff, ohne sich von der Stelle zu rühren. »Het geht nich, Herr!«

»Warum nicht?«

»Ich dörff et nich dohn, de Unteroffizier söll't mi nett anstriken.«

»Aber kennst Du mich nicht?«

»Jesses wul, Heer! wu soll eck ju nich kennen?! He is de Künning.«

»Dann wirst Du ohne Sorge thun, was ich Dir befehle. Mach', daß Du fortkommst, und nimm Deine Kameraden mit Dir!«

Der Soldat kratzte sich mit der Rechten hinter dem Ohr und sann nach. »Et geht doch nich,« sagte er endlich mit der Bestimmtheit des gefaßten Entschlusses. »Wenn't de Heer Künning auk will, de Olle lätt's et nich to, und ick könn in Düwel's Garkäöke kommen, wenn he mi attrappeert, dat ick nich up'n Posten bün bi Nachttiedt.«

»Welcher Alte – von wem sprichst Du?«

»He weet et ja wull, von'n Ollen mit 'n Schümmel!«

»Wrangel?«

»Jä wull, so hett he, mer een Dunnerwetter is he!«

»Aber wenn ich Dir's befehle?«

Der Soldat schüttelte den Kopf. »He kennt det nich, Heer Künning. De Olle hat sinen eegenen Kopp vor sick alleen, un is schlimmer als He!«

Den hohen Herrn fing jetzt die Scene an zu belustigen und der erst empfundene Ärger über die wider seinen Willen angeordnete Bewachung schwand. »Wie heißt Du, mein Sohn, und woher bist Du?«

»Meyer Jöllenbeck heet ick un ut't Ravensbergsche bin ick.«

»Das ist ein guter Stamm und ein treues Volk. Ihr haltet fest an Euren Sitten wie an Euren Höfen. Der Jöllenbeck liegt im Teutoburger Wald? Sitzt Deine Familie schon lange auf dem Hof?«

Das Kapitel schien dem biedern Bauernstolz des Mannes zu behagen. »Ick weet et nich, aber Grootvader hat et mi seggt, dat der Künning Wittekind up den Jöllenhof schlafen hätt!«

»Wo bleibt da das Recht der Hohenzollern auf die Mark! Und ein solches Recht, eine solche mehr als tausendjährige Geschichte will man diesem biedern und braven Stamm nehmen, bloß damit die jüdische Güterschlächtere ihren Vorthail ziehen kann!« Er hatte das für sich hingesagt. »Wie viel Morgen hat Deiner Eltern Hof?«

»Achthundertfünfzig!«

»Und was geben sie Dir Zuschuß hierher nach Berlin?«

Der Soldat sah ihn groß an. »Wo meent he det, Herr Künning?«

»Nun, wie viel Dir Dein Vater Geld schickt, da doch Dein Sold schwerlich ausreicht für Deine Vergnügungen in Berlin?«

»Dao kennt he de Möder schlecht! Vier Dhaler häv se mi mitgäven un Kristkindken schick se mi Woast un Schinken. T' Geld mut alle up'n Hof blieven, dat de Kinder utbetaald käänt werden, wenn de Jüngste den Hof kriegt!«

»Und machst Du keine Schulden?«

»Schulden? A Jesses, Heer Künning. Wu kann He so wat denken, dat ick mi met de verdammten stinkrigen Juden inlaoten sall?!«

Der hohe Herr wandte sich schmerzlich und doch wohlthünd berührt zur Seite. »*Magnifique!* – ich wollte zum Himmel, daß mein junger Adel – mein andrer Adel! – auch so dächte! – Welche Kraft wäre das im Land! – Doch nun geh, mein Sohn, es ist keine Gefahr hier und ich werde morgen früh den General und Deinen Offizier wissen lassen, daß ich selbst die Posten aufgehoben habe!«

In diesem Augenblick hörte man das entfernte leichte Wiehern eines Pferdes von der Feldseite her.

»He kann't em nu söllvens sagen, daoh is he! – He denkt, he is so klook, aber de Westphälinger krigg he ampatt nich!«

»Wie, der General? – wie sollte der hierher kommen, der ist in Berlin.«

»Wu he hier küm, det weet ick nich – he is dao, as de Düvel, alle Nacht!«

»Wie, der General kommt alle Nächte hierher?«

»Manchmaol ook twee Maol. De sackerments Demokraten laotet em keene Ruh! Aber de Düvel sall se halen, wann wi es an dat Rackertüg kaomm'n.«

»Schweig! – kein Wort, daß Du mich gesehen oder mit mir gesprochen; ich verbiet' es Dir! – Jetzt geh' auf Deinen Posten und thu' wie gewöhnlich!«

Der Soldat trat zurück. Als er sich wieder umsah, war der hohe Herr verschwunden.

Er war eine Zeit lang still, dann hörte man einen leisen, vorsichtigen Schritt durch die Büsche; – der Nahende schien die Stellen, wo die Posten ausgestellt waren, sehr genau zu kennen, denn er ging gerade auf den Ort zu, wo die Schildwach' stand.

»Wer da?« klang es leise.

»Still – die Runde!« Der Nahende trat zu dem Posten – er trug eine einfache blaue Feldmütze und einen blauen Kürassierrock ohne Mantel, den Säbel unterm Arm.

»Guten Abend, mein Sohn! Alles jut jegangen? Du hast doch nich geschlafen?«

»Nee – jao nich!«

»Der Deivel sollt' Dich auch 's Licht halten. Ein ordentlicher Soldat muß die Augen immer offen haben, auch wenn er schläft. Ist er vorbeigekommen?«

»Jao! drei Maol.«

»Das stimmt mit den Anderen. Er hat mich doch Keinen von Euch Donnerwettern jesehn?«

Der ehrliche Westphale murmelte etwas, das wie eine Verneinung klang.

»Das will ich mich auch ausjebeten haben! Ich laß Euch krumm schließen, wenn Ihr Sackermenter Euch nich jut versteckt und nich die Augen aufhaltet! Davor habt Ihr den ganzen andern Tag frei, so jut ist mich's in meinem janzen Leben nich geworden. Wo kam Er her das letzte Mal?«

»Von drüven!«

»So – na es is jut und nu Adje, und denk' an Deine Pflicht, wie ein braver Soldat.« – Er verließ den Mann, den es im Innern kitzelte, dem ›Ollen‹ einen Streich gespielt zu haben und der eifrig lanschte, was weiter geschehen würde.

Der Offizier, welcher so eben die Posten revidirt, horchte einen Augenblick den Gang entlang, dann trat er aus dem Schutz der Bäume und Büsche und ging rasch über die freiere Fläche, um nach einem andern Theile des Parks zu gelangen.

Wäre es heller gewesen, so, hätte man an dem viel durchfurchten, von Strapazen und freier Luft gleichsam gestählten Gesicht sehen können, daß der Offizier ein alter Mann war, während die grade, ungebeugte Haltung, der leichte, elastische Schritt sonst das Gegentheil glauben ließen.

Der alte Krieger trug sorgfältig den Säbel unterm Arm, um sein Klappern oder Klirren zu verhindern. Er war aber noch keine fünfzig Schritte weit gegangen, als sich plötzlich eine Gestalt von einer Bank unter dem Schatten einiger Bäume verborgen erhob, wie aus der Erde gewachsen, und eine wohlbekannte Stimme sagte: »Wer geht da? – Wer sind Sie? – Halt!« Das Halt galt der raschen Bewegung des Betroffenen, der wahrlich im ganzen Leben nicht vor einer plötzlich demaskirten Batterie so rasch Kehrt gemacht hatte, als jetzt vor dem einsamen Mann, und mit eiligen Schritten das Buschwerk zu erreichen suchte. Dabei hörte man ihn eine Verwünschung zwischen den Zähnen murmeln, wie: »Daß mir der Teufel ihm auch gerade in den Weg führen muß!«

Aber die Rechnung der Flucht war ohne den Verfolger gemacht. Mit dem Ruf: »Halt! halt! ich will wissen, wer da geht! – Stehen Sie! ich befehle es!« eilte der frühere Spaziergänger ihm nach, und er war wahrlich kein zu verachtender Verfolger auf einer Jagd zu Fuß. Zu einer solchen wurde aber alsbald die Scene; denn der alte Offizier merkte kaum, daß Jener ihm auf den Fersen war, als er vollständig Fersengeld gab, wie ein gehetzter Eber quer durch die Büsche brach und davon lief, als ob es hinter ihm brenne.

Wie sehr er sich aber auch anstrenge, der Herr, den er so sehr vermeiden wollte, war immer dicht hinter ihm her, schnitt ihm, besser mit den Gängen des Parks bekannt, zuweilen den Weg ab und trieb ihn nach der Umzäunung des Gartens hin. Dazu schien es ihm, als ob es manchmal wie ein Lachen hinter ihm drein klang zwischen dem wiederholten Zuruf, nun endlich stehen zu bleiben.

Das Alles aber ließ er unbeachtet und schätzte sich glücklich, als er den Zaun vor sich sah. Hastig, wie ein beim Apfelmausen ertappter Schulbube, lief der alte Offizier an diesem entlang, die Stelle zu suchen, wo jenseits sein Pferd angebunden stand, und die er sich ganz besonders ausgewählt und eingerichtet hatte, um dort bei seinen nächtlichen Ronden die Schildwachen zu überraschen. Aber die gymnastische Produktion wurde ihm erschwert; denn plötzlich von der Seite hervorbrechend, stand der Verfolger, dem er in der letzten Minute glücklich entwischt zu sein glaubte, bei ihm und hielt ihn fest.

»Werden Sie mir nun endlich Rede stehen und mir sagen, wer sich nächtlich hier in meinem Park herumtreibt?«

Ein schärferer Beobachter als der von dem Wettlauf keuchende Ertappte hätte leicht in dem Ton der Frage die Lust an dem Scherz erkannt, aber der alte General war über seine Attrapirung zu sehr zerknirscht, als daß er daran hätte denken sollen.

»Aha,« fuhr der Herr fort, »ein Offizier! Wahrscheinlich eine Liebesaffaire, ein Rendezvous mit einer Hofdame oder gar einem Kammermädchen! Pfui, Herr! Aber ich will doch sehen, wer hier in meinem Revier jagt! Hierher an's Licht, junger Herr!«

»Majestät,« stöhnte der alte Offizier kläglich.

»Was den Teufel, die Stimme muß ich kennen. Die klingt ja gerade wie die von . . . «

»Wrangeln, Majestät!« jammerte der General. »Ich kann mich nu nich mehr helfen, un die englische Seele, die Majestät ooch nicht, der ich's doch versprochen habe!«

»Was zum Henker, Wrangel, sind Sie's wirklich? Was thun Sie denn in aller Welt hier, Sie werden doch nicht den Hofdamen der Königin nachschleichen? Sie gelten zwar immer noch als ein galanter Damenritter und am Eide, der Geschmack der Frauenzimmer ist unberechenbar.«

Der alte General, der allerdings noch vor sein Leben gern ein junges hübsches Gesicht sah und bei jeder Gelegenheit sich als ein überaus galanter Herr gegen das schöne Geschlecht zeigte, wußte nicht gleich, ob er sich geschmeichelt fühlen, oder sich ärgern sollte. Endlich sagte er: »Gnade, Majestät, üben Sie Nachsicht mit mich, denn ich weiß, was es heißt, wenn Sie sich man über Einen lustig machen. Ich will lieber Alles beichten!«

Der hohe Herr lachte jetzt herzlich heraus, was er so lange mit Mühe unterdrückt hatte. »Nun, so beichten Sie! aber zuvor kommen Sie hier vom Zaun weg und lassen Sie uns eine geeignetere Stelle aufsuchen. Es scheint mir denn doch nicht recht passend, daß der Ober-Commandeur meiner Marken, vielleicht« – er nickte ihm freundlich zu – »auch ein künftiger preußischer General-Feldmarschall, wie ein Dieb oder Verliebter in die Häuser der Leute über die Zäune klettert!«

»O, Majestät!« die Augen des alten Herren blitzten vor Vergnügen, ein Ausdruck, der seit dem Tode seines einzigen Sohnes vor etwa zwei Monaten es nicht mehr erhellt hatte. – »Aber – ich habe mein Pferd da draußen!«

»So lassen Sie es von einem der Burschen holen, die Sie da rings im Gebüsch wie Spitzbubenfänger umher gestellt haben. Sie wissen doch, Wrangel, ich liebe die geheime Polizei nicht.«

Der alte General, so auf allen seinen Heimlichkeiten ertappt, schlich wie ein beschämter Schüler hinter dem hohen Herrn drein. Im Vorübergehen gab er einer der Schildwachen den Befehl, das Pferd zu holen und auf die Chaussee vor die Einfahrt des Schlosses zu führen.«

Erst als der hohe Herr auf dem freien Platz vor der Terrasse angekommen, blieb er stehen und wandte sich zu seinem Gefährten.

»Warum thun Sie das, lieber Wrangel? Warum gönnen Sie mir mein unschuldiges Vergnügen nicht?« sagte er mild.

»Beste Majestät, nicht böse, aber es geht wahr und wahrhaftig nicht!« bat der treue General. »Gerad' um Euer Majestät in Ihren gewohnten Spaziergängen nicht zu stören, haben wir's so eingerichtet, die englische Majestät, die Königin und ich. Bedenken Sie doch, wie viel Lumpengesindel es jetzt giebt, und wenn Ihnen was passirte! Ich hängte mir auf, denn eine Kugel wär' viel zu jut vor mir!«

»Niemand soll von Friedrich Wilhelm IV. sagen, daß er Meuchelmörder in seinem eigenen Lande gefürchtet habe. Ich will solche Maßregeln der Angst und Besorgniß nicht, die aussehen, wie ein schlimmes Gewissen. Offen und ruhig kann ich Jedem aus meinem Volke entgegentreten; denn sein Wohl ist mein einziger Gedanke. Keine nächtliche Wachen mehr, Wrangel, außer den gewöhnlichen Posten, keine solche Excursionen mehr, hören Sie! Sie brauchen den Schlaf mehr als ich.«

Der alte Offizier verbeugte sich. »Duer Majestät Wille ist Befehl,« sagte er ernst. »Aber Euer Majestät ganze Macht reicht nicht hin, einem alten Diener und einer liebenden und besorgten Frau eine Stunde Schlaf's zu geben, wenn jede Minute Angst und Sorge um das Theuerste sie drückt.«

Der hohe Herr blieb einige Augenblicke stumm vor ihm stehen. Dann reichte er ihm die Hand. »Und Sie könnten wirklich nicht schlafen vor Unruhe um mich, wenn ich Ihnen Ihre Wachen nicht lasse?«

»Der Deufel soll mir holen, wenn ich's thäte!«

»Und die Königin auch nicht?«

»Noch weniger als ich – aber die englische Frau läßt Sie's man nur nicht merken!«

»Dann will ich Ihnen etwas sagen! Ich erlaube Ihnen Ihre Wachen bis eilf Uhr!«

»Und nach eilf Uhr?«

»Werde ich nicht mehr spazieren gehen – mein Wort darauf. Es ist besser, ich beschränke mich, als daß die armen Burschen die ganze Nacht da Posten stehen und Sie deswegen auf Ihrem Schimmel nach Charlottenburg traben müssen.«

Der alte General küßte die Hand, die er noch immer in der seinen hielt. »Tausend Dank, herzige Majestät! – Aber der Schimmel war's wahrhaftig nicht, den kennen die Sackermenter viel zu gut, und er ist nachgerade alt und will auch seine Ruhe haben. Es ist der Fuchs, Majestät, aber er taugt nicht die Hälfte, was mein Alter getaugt hat. Drei Minuten länger nach Charlottenburg braucht das Beest!«

Der hohe Herr lächelte. –

Am andern Morgen brachte ein Königlicher Stallmeister einen prächtigen Schimmel, eines der besten Pferde aus den Königlichen Marställen auf das Berliner Schloß, wo der alte Wrangel sein Hauptquartier aufgeschlagen und die Berliner altbegründeten Zeitungen zu dem berühmten Dejeuner eingeladen hatte.

Zu dem Schimmel gehörte ein Königlich Handbillet. Das Billet war an den Commandeur der Marken gerichtet. Sein Inhalt lautete:

»Meine Armee kennt den General Wrangel nur auf seinem Schimmel. Er möge dem alten das Gnadenbrot geben und den beifolgenden reiten – aber nicht bei Nacht nach Charlottenburg.«

Der General Wrangel hat den neuen Schimmel gar viele Jahre geritten.

Der alte General ist von Stein und Stahl.

Der General hat den Schimmel überdauert – der General hat den König überlebt.

Möge es Preußen nie an solchem Geschlecht der **Eisernen** fehlen!

2. BOURGEOISIE – ARISTOKRATIE – PROLETARIAT!

Der Kammerherr hatte sich's bequem gemacht, wie er es nannte: das heißt, er befand sich in seinem Kabinet, dem einzigen Ort, wo er sich im Hause erlauben durfte zu rauchen, eine Liebhaberei aus seiner Beamten-Carrière, als er noch junger Referendarius und angehender Regierungsrath gewesen war. – Aber er gönnte sich nie mehr als eine einzige Pfeife, oder höchstens eine Cigarre des Abends, und war sorgfältig bemüht, den Rauch nicht seine Kleider afficiren zu lassen – er wäre unglücklich gewesen, wenn auch nur die letzte Hofdame mit 600 Thalern Toilettengehalt die Nase gerümpft hätte über die entfernte Idee, daß der Typus aller Decenz sich einer solchen Unschicklichkeit hingeben könne.

Der Kammerherr saß außerdem in seinem Negligé wie auf dem *Qui vive* in dem bequemen Fauteuil. Er hatte einzig den blauen Frack mit rothem Kragen gegen einen Schlafrock von chinesischem Seidenstoff vertauscht – sonst war er in voller Toilette und brauchte blos in seinen Rock zu schlüpfen, um nach Parfümierung mit einigen Odeurs sogleich nach Hofe zu fahren.

Die weiße fleischige Hand mit dem prächtigen Brillantring hob das Krystallglas mit der dunklen Gluth des Lafitte gegen die Lampe und der Kammerherr liebäugelte wie ein junger Bursche mit seiner Schönen mit dem flüssigen Rubin, denn er kokettirte gern mit seiner angeblichen gastronomischen Kennerschaft, und ertheilte dem Oberküchenmeister und dem Kellermeister Rathschläge.

»Das Weinchen ist magnifique, Freundchen, ich muß es gestehen,« sagte er, mit den Lippen schlürfend, »viel Eleganz und Milde, ein prächtiges Bouquet und sanft auf der Zunge. Von welchem Jahrgang sagten Sie doch, Commissionsrathchen?«

»Zweiundzwanziger, Excellenz!«

»Richtig – ich schmeckte es gleich! – ich werde ihn Maillard empfehlen. Er soll ihn bei der nächsten Familientafel aufsetzen.«

»O, es ist genug davon vorhanden, Excellenz, Sie können ihn dreist bei der ersten Galatafel geben lassen – die Herren Kaiserdeputirten von Frankfurt trinken auch gern ein gutes Glas Bordeaux statt der sauren Rheinweine zu zwölf Kreuzern das Seidel.«

Die Excellenz setzte schnell das Glas nieder. »Keine Politik, wenn ich bitten darf, lieber Commissionsrath. Man weiß noch keineswegs, ob Se. Majestät die Gnade haben werden, die Herren zur Tafel zu befehlen.«

Sein *Vis-à-vis* lächelte. Der Commissionsrath war ein kurzer, starker Mann von etwas plumper Gestalt und rundem, fettglänzendem Gesicht mit kurzgeschnittenen, röthlichen Haaren. Wir wissen aus einer frühern Beschreibung, daß der gänzliche Mangel an Augenbrauen und Wimpern dem sonst nichtssagenden Gesicht ein unangenehmes Aussehn gab und daß das mattblaue Auge zuweilen einen stechenden Kreuzblick warf.

Der Commissionsrath **Boltmann**, – denn es war in der That der Agent, welcher in der Nacht vor dem Hamburger Brande mit dem Jesuiten-Missionar unterhandelt hatte, – trug einen feinen schwarzen Frack und überaus saubere Wäsche. Die Finger der rechten Hand waren mit Ringen bedeckt und im Knopfloch des Fracks zeigten sich die Ordensbänder zweier kleinen deutschen Staaten. Der Commissionsrath Boltmann war ein Factotum der vornehmen und reichen Welt Berlins in der kurzen Zeit geworden. Er schien selbst sehr wohlhabend und machte an der Börse manche sehr gute Geschäfte, die Anfangs immer von den Börsenmatadoren für faul, mindestens für sehr zweifelhaft gehalten wurden, sich aber dann durch eine unerwartete politische oder merkantile Nachricht als sehr erfolgreich bewiesen hatten. Da er außerdem auf merkwürdige Weise bald mit allen Familiengeschichten der Stadt bekannt war und vortreffliche Weine und alle Delikatessen aus den Seestädten mit der größten Gefälligkeit und wo keine andere Quelle sie erlangen konnte, besorgte, ja, wie man wissen wollte, im Stillen und mit der größten Decenz vornehmen Namen oder einflußreichen Beamten in augenblicklichen Verlegenheit auch mit bedeutenden Vorschüssen half – so war er in den verschiedensten Kreisen gern gesehen und bald eine Art Nothwendigkeit.

Der Commissionsrath wußte sehr wohl, daß der Kammerherr sich auf keinem Felde lieber erging, als auf dem der Hof- und Stadtneuigkeiten, aber er kannte seinen Mann und war überzeugt, daß dieser ihm von selbst kommen werde.

»Die Manzanares, die Sie mir von Cuba kommen ließen,« fuhr der Kammerherr fort, seine Cigarre niederlegend, »ist ausgezeichnet, aber ich darf es nicht wagen, mehr als eine Halbe Abends zu rauchen, der Parfüm ist zu stark. *A propos* – was spricht man in der Stadt über diese Herren aus Frankfurt?«

Der Agent antwortete mit einer andern Frage. »Excellenz waren nicht in Berlin?«

»Nein – ich war in Charlottenburg, zuerst im Dienst und dann einer gefährdeten bedeutenden Erbschaft wegen, über die ich später Ihren Rath hören möchte. Auch muß ich Ihnen sagen, daß ich es nicht für schicklich hielt, wenn Personen in meiner Stellung anwesend geblieben wären, während Se. Majestät der König es vorzogen, nicht in der Nähe von Berlin zu sein.«

Ein leichter spöttischer Blick flog über das breite Gesicht des Agenten – er war auf dem Punkt, wo er den Kammerherrn hinführen wollte.

»Da haben Seine Königliche Hoheit der Prinz von Preußen also den König verfehlt und sind vergeblich von Potsdam herüber gekommen, ohne ihren erlauchten Bruder gesprochen zu haben?«

»O – im Gegentheil! – aber liebster Commissionsrath, woher wissen Sie denn, daß Seine Königliche Hoheit in Charlottenburg waren?«

»Ich hatte am Abend ein Geschäft dort und bin zufällig dem Wagen auf der Chaussee begegnet. Ich bin überzeugt, Excellenz, daß die Meinung Sr. Königlichen Hoheit ganz mit dem Beschluß Sr. Majestät übereinstimmt!«

»O – wie sollte das nicht! – Aber wissen Sie, Commissionsrath, die Damen bei Hofe waren ganz enchantirt von jenen Rosenblätter-Confitüren, die Sie mir von der Insel Chios besorgten.«

»Ich habe drei Okka verschrieben und werde Ihnen etwas noch Vorzüglicheres liefern.«

»Sie machen mich neugierig!«

»Verzuckerten Orangenduft!«

»Das muß süperb sein! Diese Orientalen verstehen allein, was ein Dessert ist! Warum leistet man dergleichen nicht auch bei uns?«

»Es fehlen unseren Consiseurs zwei Dinge dazu!«

»Und die wären?«

»Der orientalische Himmel und das Geheimniß.«

»Ah – es ist ein Geheimniß dabei!«

»Bei der Gelegenheit fällt mir ein, daß Ew. Excellenz neulich von einem Geheimniß andrer Art sprachen, das Sie interessirte!«

»Was meinen Sie?«

»Excellenz erinnern sich, daß General von Prittwitz am Morgen des 19. März sich sehr wunderte, als er so plötzlich – nachdem die Rebellion bereits auf allen Punkten durch die brave Armee besiegt war – den Befehl erhielt, die Truppen aus der Stadt zu ziehen.«

»Bei Gott – er hat es derb genug ausgesprochen!«

»Wir sprachen vor acht Tagen von diesem Umstand, der bisher noch immer nicht aufgeklärt ist, und Sie selbst wünschten zu wissen . . . «

»Es ist wahr – ich hatte damals gerade nicht Dienst im Schloß.«

»Ich bin überzeugt, daß Excellenz sicher davon abgerathen hätten. In einem solchen Augenblicke, wo man kommt, die Unterwerfung anzuzeigen und um Gnade zu bitten . . . «

Der Kammexherr vermied es so viel als möglich sorgfältig, auf die unglücklichen Märztage zu sprechen zu kommen, da die Erinnerungen daran für ihn eben nicht sehr ehrenvoll waren, aber seine fatale Neugier, Alles zu wissen, überwog auch hier.

»Gewiß, gewiß,« sagte er. »Man hat mir davon gesagt – aber es kompromittirt gewisse Personen – und ich habe einige Umstände vergessen. Es wird mich interessiren, zu hören, wie die Sache von unten her aufgefaßt worden.«

»Se. Majestät der König« – erzählte der Jesuit – »wie ich höre, werden Allerhöchstdieselben morgen Mittag der Deputation aus Frankfurt eine Audienz ertheilen?«

»Im Schloß – ja wohl! Es findet zuvor noch ein Minister-Conseil statt. Aber wir sprachen von dem merkwürdigen Rückzug der Truppen!«

»Ich habe meine Notizen von einem Augen- und Ohrenzeugen. Se. Majestät der König mußten in dem Barrikadenkampfe Sieger geblieben, das konnte nicht zweifelhaft sein, die ganze Stadt wußte es. Man war in der höchsten Angst vor der Fortsetzung des Kampfes, die Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordneten und viele angesehene Bürger hatten sich, da sie nicht zu den Rathhäusern gelangen konnten, in einem Betsaal in der Neuen Friedrichsstraße versammelt. Von hier aus – besonders war der Maschinenbuanstalts-Besitzer Borsig dabei thätig – ließ man Plakate über Plakate beruhigenden Inhalts in der Reichardt'schen Druckerei drucken und verbreitete sie. Die Verwirrung und Angst unter den würdigen Vätern der Stadt war grenzenlos – man fürchtete den gerechten Zorn und die Erbitterung des Königs über diese Treulosigkeit seiner Hauptstadt und hundert Gerüchte, daß bereits Befehl zum Bombardement der Stadt, zur Verhaftung der Behörden, zur Füsillade von Hunderten gegeben worden, jagten sich, Jeder sah sich mindestens schon auf dem Wege nach Spandau, da man wußte, daß General Prittwitz einen Transport Gefangener hatte dahin bringen lassen!«

»Ganz in der Ordnung! Ganz in der Ordnung!« sagte der Geheimrath, sich die Hände reibend. »Ich muß gestehen, lieber Rath, diese Darstellung ist mir neu. Ich habe bisher stets geglaubt, daß diese unvernünftige Verblendung der Berliner bis zum letzten Augenblick gedauert und jene Erlasse Seiner Majestät abgetrotzt habe.«

Ein spöttisches Lächeln flog über das Gesicht des Erzählers. »Ich versichere Ew. Excellenz, hätte man im Schloß die geringste Kenntniß davon gehabt, wie die Sachen in Wirklichkeit standen, es hätte anders kommen müssen. Der souveraine Pöbel des Sommers von Achtundvierzig

verdankte wahrhaftig nicht dem Sieg der Barrikadenhelden seine Macht! – Gegen Morgen war man – ich wiederhole, daß ich eine Thatsache erzähle, obgleich man natürlich jetzt Nichts davon wissen will – in der erwähnten Bürger- und Stadtverordneten-Versammlung so weit gekommen, daß man beschloß, einen großen Zug zum Schloß zu unternehmen, um den schwer gekränkten Monarchen flehentlich um Verzeihung und Gnade zu bitten.«

»Unmöglich!«

»Es ist, wie ich Ihnen sage! Des Morgens machte sich der Zug auf den Weg – Jeder voll Angst, vor den erzürnten Monarchen zu treten. Unterwegs schlossen sich Viele an – wer wählte und sichtete in diesen Stunden der Aufregung? Kennen Ew. Excellenz den Thierarzt Urban?«

»Ich habe den Namen nennen hören! – Ein Erzdemokrat, wenn ich mich recht erinnere!«

»Ein Phantast – aber es steckt mehr hinter seinen Narrheiten. Auch er begegnete dem Zuge und drängte sich in die Deputation. Der kleine Zufall hat vielleicht die Geschicke Preußens gelenkt.«

»Ich bin begierig – Sie erzählen, als wären Sie Augenzeuge gewesen, Commissionsrath!«

Der Agent schüttelte mit einer wegwerfenden Miene den Kopf. »Ich liebe Volksscenen nur noch in der Oper, Excellenz – ich hätte in einer solchen beinahe einmal mein Leben eingebüßt. – Der Zug gelangte in's Schloß, das von den Truppen besetzt war, wo aber die größte Verwirrung herrschte. Die Ankunft dieses Zuges steigerte die Verwirrung noch mehr – man meldete dem Könige, daß die Bürgerschaft von Berlin in corpore heranziehe – was Wunder, daß wir – daß die Deputation sofort zugelassen wurde. Sie hatte anfänglich aus zwölf Personen bestehen sollen, aber es drängten sich ihrer vielleicht vierzig, fünfzig in die Königlichen Gemacher – jeder suchte Hilfe, suchte Schutz, Verzeihung an der Stelle, die bis dahin in Preußen alle Macht, alle Gnade, das Schicksal des Staates bildete!«

»Was Sie mir da erzählen,« sagte der Geheimrath, »klingt recht schön, aber wie soll man an diese gute Gesinnung der Bürgerschaft glauben, während man weiß, daß zahlreiche Mitglieder derselben, die ganze Schützengilde, auf den Barrikaden gegen die Soldaten des Königs focht.«

Der Commissionsrath lachte hell auf. »Verzeihen Sie, Excellenz, aber wie kann ein Mann wie Sie an solche Mährchen glauben? Das gehört zu den sieben Kahnladungen Soldatenleichen, der Armirung des Zellengefängnisses und der Taubenpost vom Schloß. Es hat kein einziges Mitglied der Berliner Schützengilde einen Schuß gethan!«

»Aber ich sah die Vignette selbst auf ihren Diplomen – sie rühmen sich der abscheulichen That!«

»Kennen Excellenz den Berliner Philister hinter dem Seidel, dem Glase Weißbier oder unterm Schutz der Civis-Inserate der Vossischen noch so wenig? – Ich kann Ihnen die Sache mit wenigen Worten aufklären.«

»Ich wäre neugierig – Se. Majestät würden sich vielleicht entschließen, der Schützengilde von Berlin wieder Ihre Gnade und Allerhöchstihren Besuch zuzuwenden.«

»Die Herren Schützen bewahren größtentheils ihre theuren Büchsen und ihre Uniformstücke in dem Schützenhause. Als der Spektakel losging und Alles von Brand und Plünderung schrie, eilten Viele nach dem Schützenhause, das in einem Stadttheile liegt, der gerade keine große Sicherheit bietet, um ihr Eigenthum fortzubringen. Deshalb sah man mehrere Schützen später mit Büchsen und Uniformstücken auf jenen Straßen. Der Pöbel auf den Barrikaden schrie Hurrah und zog hinter ihnen her, hat einigen auch Uniform und Büchse zum Besten des Vaterlandes confiscirt, – doch ich versichere Sie, selbst die ärgsten Schreier verehrlicher Gilde waren froh, nach Hause zu kommen.«

»Aber wir schweifen von unserm Stoss ab, liebster Commissionsrath.«

»Es war in den Zimmern nach der Spreeseite und der Kurfürstenbrücke, wo die Deputation empfangen wurde. Alle Thüren offen – Schrecken, Verwirrung, Rathlosigkeit auf vielen Gesichtern, aber auch in den Mienen der alten Soldaten Triumph, Zorn, Erbitterung. In dem

Vorzimmer vor dem Gemach, in dem sich der König mit der Königin und der Großherzogin von Mecklenburg befand, kam der Deputation ein Herr entgegen. Er trug einen alten abgeschabten Paletot und eine noch schäbigere Mütze, was offenbar auf Verkleidung deutete.«

»Vielleicht ein Proletarier, der sich eingedrängt!«

Der Agent zuckte die Schultern.

»Die große schwächliche Gestalt gehörte der höchsten Aristokratie an, Excellenz. Die Deputation bat, vor Se. Majestät gelassen lassen zu werden. Der große hagere Herr aber eilte auf den Vordersten zu und faßte ihn mit beiden Händen am Arm. »Ich beschwöre Sie, meine Herren – **nur keine Republik!**«»

»Wie!«

»**Nur keine Republik!**« wiederholte der Agent, »ich kann Ihnen die Ohrenzeugen der Worte nennen. In diesem Augenblick trat Se. Majestät der König ein. Die ersten Worte – «

»Nun?«

»Die Bürgerschaft kam, um sich Sr. Majestät zu Füßen zu werfen – um Gnade für sich und die Stadt zu bitten – denken Sie ihr Erstaunen, als – noch ehe Jemand das Wort nehmen konnte – der König auf sie zukam mit den Worten: »Ich werde Alles bewilligen, meine Herren, es soll anders werden, ich gebe Ihnen mein Wort darauf! Sagen Sie, was man verlangt, was man fordert, nur unterstützen Sie mich, die Stadt zu beruhigen!«

Der Geheimrath biß sich auf die Lippen – ein Gefühl der Scham hinderte ihn, etwas Andres auf die mit sarkastischem Ton vorgetragene Erzählung zu erwidern, als: »Se. Majestät der König haben persönlichen Muth!«

»Das weiß man – es ist ein Erbtheil der Hohenzollern, aber es ist bei aller Ehrfurcht vor Sr. Majestät unläugbar, daß er von den Ereignissen jenes Tages völlig decontenancirt worden ist und ohne klaren, ruhigen Entschluß handelte. Dafür hätten die Minister da sein müssen! Nun denken Sie selbst, Excellenz, die Vertreter der Bürgerschaft, aus den verschiedensten politischen Elementen zusammengesetzt, kommen, die Revolution für besiegt zu erklären, sie kommen in eigener Furcht vor den schrecklichen Folgen, Gnade und Vergebung zu erbitten – und das erste Wort, was sie empfängt, ist nicht das der beleidigten Majestät – nein, es ist eine Concession, sagen wir's gerade heraus, eine Unterwerfung unter den Willen der auf der Lauer liegenden Demokratie!«

»Sie urtheilen bitter! Aber was geschah?«

»Die meisten Mitglieder der Deputation waren verstummt und verwirrt. Eines aber – dreister oder klüger als die übrigen – rief sofort mit Emphase: »Es giebt nur ein Mittel, Majestät, was hier helfen kann!«

»Das ist?« fragte der König.

»Die Truppen müssen sofort aus der Stadt zurückgezogen werden.«

»Wissen Sie, wer diese Forderung that?«

»Warum nicht? – Es war der Kaufmann **Neumann**, ein Bruder des Sanitätsrathes.«

»Und der König?«

»Se. Majestät der König blieb einige Augenblicke unschlüssig stehen, dann winkte er den Herrn in dem schäbigen Paletot zu sich, der vorhin »nur keine Republik!« gebeten hatte, und sprach mit ihm leise.«

»Aber Sie haben diesen noch nicht genannt. Wer in aller Welt konnte zu dem Rückzug rathen?«

»Später. Ich habe Ihnen schon gesagt, Alles war im Schloß in Verwirrung und von dem wahren Zustand nicht im Entferntesten unterrichtet. Die Polizei hatte sich entweder verkrochen oder unterhandelte bekanntlich auf den Barrikaden. Machten doch die Barrikadenhelden Herrn von Minutoli offene Ovationen. Es ist nicht schwer, nach wohlüberlegtem Entschluß wie ein Mann

zu handeln, aber es ist schwer, ein solcher zu sein in der Überraschung, wenn alles Gewohnte um uns her in Trümmer bricht. *Si fractus terrarum illabatur orbis – impavidum ferient me ruinae!*«

»Sieh, sieh, Commissionsrath, ich hätte den Horaz kaum hinter Ihnen gesucht.«

»Ew. Excellenz werden das beste Beispiel für das, was ich gesagt habe, in einem Vergleich der damaligen und der morgenden Beschlüsse finden.«

»Wie meinen Sie das?«

»Damals war man überrascht und die Folge davon war, daß Herr Stieber die deutsche Trikolore vom Siegmund'schen Hoflieferanten-Wappen einem König von Preußen in die Hand geben durfte zu jenem Umzug durch die Stadt – und heute kommt die Frankfurter Deputation, dieselbe Trikolore König Friedrich Wilhelm IV. anzubieten mit einem Kaiserthum von St. Pauls Gnaden!«

»Sie haben Recht, Herr Boltmann,« sagte der Kammerherr aufgeregt, ohne die schlaue Wendung des Agenten zu bemerken, »aber dies Mal hat man sich mit der Antwort wohl vorgesehen, Se. Majestät denken zu klar und gerecht, um durch ein solches Kuckuksei sich berücken zu lassen, und Graf Brandenburg und Herr von Manteuffel sind Männer, die der Revolution die Spitze bieten.«

»Aber man sagt, daß die Frau Prinzessin von Preußen, Namens des Thronfolgers, die Annahme verlangt! Die beiden Kammern haben sich, wie ich höre, durch Adressen für die Acceptirung der Kaiserwürde ausgesprochen, von allen Seiten drängt man dazu, und man will in der That behaupten, die Antwort werde sich unter gewissen Modifikationen für die Annahme aussprechen!«

»Da Sie einmal von der Anwesenheit Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen in Charlottenburg wissen, so kann ich Ihnen nur – versteht sich im tiefsten Vertrauen – mittheilen, daß Höchstderselbe ganz mit Sr. Majestät und dem Ministerrath harmoniren. Die Antwort ist bereits abgefaßt.«

»Also sicher eine andere als Graf **Arnim** am 19. März jener Bürgerdeputation gab. – Darf man den Inhalt wissen?«

»Also der Graf selbst war's – ich dachte mir's fast trotz seines Desaveu; Sie mögen mir das noch näher erzählen.«

»Excellenz wollten von der Antwort an die Frankfurter sprechen.«

»Ja so – es ist eigentlich kein Staatsgeheimniß mehr, da es morgen Mittag Jedermann bekannt sein wird, und da Sie sich dafür interessiren, kann ich es Ihnen wohl schon jetzt sagen.«

»Gewiß, Excellenz, Sie wissen, ich bin die Verschwiegenheit selbst, und glaube mich stets Ihres Vertrauens würdig gemacht zu haben.«

Der Kammerherr nahm sein Notizbuch vom Tisch und schlug die zuletzt beschriebene Seite auf. »Se. Majestät werden erklären, Allerhöchstdieselben seien bereit, die Ihnen angetragene Oberhauptwürde anzunehmen, aber »Ich würde das Vertrauen nicht rechtfertigen, dem Sinn des deutschen Volkes nicht entsprechen, Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte Ich mit Verletzung heiliger Rechte und Meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherungen, ohne das freie Einverständniß der gekrönten Häupter, der Fürsten und der freien Städte Deutschlands, eine Entschließung fassen, welche für sie und die von ihnen regierten deutschen Stämme die entscheidendsten Folgen haben muß. An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten,« so lauten die Worte, »wird es daher jetzt sein, in gemeinsamer Berathung zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen wie dem Ganzen frommt, ob die Mir zugeordneten Rechte mich in den Stand setzen würden, mit starker Hand, wie ein solcher Beruf es von Mir fordert, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen.««

Der Commissionsrath konnte einen Blitz der Freude nicht unterdrücken, der über sein Gesicht flog. »Aber das heißt offenbar, diese in Frankfurt gebraute Verfassung verwerfen – die Kaiserwürde ablehnen. Denn es liegt auf der Hand, daß Österreich nie freiwillig sein Einverständniß erklären wird!«

Der Geheimrath nickte. Bei allen seinen Schwächen hatte er ein preußisches, ein deutsches Herz. »Das weiß der König, aber Se. Majestät denken zu hochherzig, um die jetzige Gefahr ihres hohen Allirten zu einer eigenen Machtvergrößerung zu benutzen, Se. Majestät selbst haben das Bündniß mit Rußland zur Unterdrückung der ungarischen Revolution angerathen, während Preußen im Westen die Revolution bekämpfen und die Ordnung herstellen wird.«

Der Agent warf einen ernsten Blick auf den Kammerherrn. »Das ist in der That sehr hochherzig und edelmüthig von Sr. Majestät. Aber wird Österreich auch diese Schuld der Dankbarkeit erkennen und abtragen?«

»Die heilige Alliance sichert die Freundschaft und die gegenseitige Unterstützung der drei Mächte,« sagte der Geheimrath mit frommem Vertrauen; »wer sollte sie brechen?«

Wiederum flog ein leiser Blitz des Hohns über die Miene des Andern. »Die Revolution und der Napoleonismus sind gefährliche Feinde,« sagte er leicht hin. »Ich danke Ew. Excellenz für die interessante Mittheilung und fahre in meiner eigenen fort.«

»Ja – wegen des Abzuges der Truppen – ich bitte Sie!« Der Kammerherr hatte keine Ahnung davon, wie die gewandte Hand des Agenten während der Zeit, vom Tisch gedeckt, in stenographischen Zeichen die Worte seiner Mittheilung auf die Blätter einer Miniaturschreibtafel warf.

»Die Unterredung mit dem Herrn Grafen von Arnim,« erzählte der Commissionsrath weiter, »war nur kurz. Derselbe rieth offenbar dem Königlichen Herrn, dies Verlangen zu erfüllen. Endlich wandte sich der König wieder zu der Deputation: »So sei es denn! Aber bürgen Sie mir dann für die Beruhigung der Stadt?«

»Wir bürgen dafür,« antwortete der Vorige, während alle Anderen bestürzt schwiegen. Graf Arnim hatte sich einen Augenblick entfernt, er brachte jetzt den niedergeschriebenen Befehl und reichte dem König die Feder zur Unterzeichnung. Dem Königlichen Herrn standen die Thränen in den Augen.

»Meine wackeren Soldaten! – aber es muß sein!« Mit einem raschen Zug warf er die bekannte Unterschrift unter das verhängnißvolle Papier. In diesem Augenblick hörte man vom Platz herauf den Trommelwirbel eines marschirenden Bataillons. Der König – «

»Nun?«

»Der König hielt die offene Ordre unschlüssig zwischen den Fingern, der Gedanke, preußischen Soldaten den Rückzug vor Rebellen zu befehlen, die souveraine Krone dem Schmutz der Empörung hinzuwerfen, mochte ihm das Herz zusammenschnüren. Man sah seinen innern Kampf – und kein **Mann** an seiner Seite, **keiner** jener Rathgeber in den Tagen der Machtfülle, die diesen Sturm herbeigeführt, oder ihn wenigstens in bornirter Blindheit kommen ließen, Keiner, der dem gebeugten, herzzerrissenen Monarchen zurief: »Seien Sie ein König, Sire! In Grund und Boden mit der ungetreuen Stadt, wenn sie nicht um Gnade fleht. Sie sind der Sieger, Sire – aber wären Sie's auch nicht – lieber gestorben auf der Schwelle Ihres Königlichen Hauses, als diesen Rebellen nachgegeben!«

Der Kammerherr fuhr sich mit dem Taschentuch über das roth gewordene Gesicht. »Ich hätte kaum geglaubt, lieber Freund,« sagte er verwirrt, »daß Sie ein so enragirter Patriot wären. Sie müssen zum rothen Adlerorden vierter Klasse vorgeschlagen werden!«

Der Commissionsrath lächelte verächtlich. »In diesem Augenblick des Zögerns,« sprach er weiter, »sprang der Thierarzt Urban vor, der, wie ich vorhin bemerkte, sich in die Deputation eingedrängt, und mit echt demokratischer Unverschämtheit nahm er dem König das Papier aus der Hand und eilte damit fort, ohne daß Jemand den Muth oder die Treue hatte, ihn zu hindern,

obschon ich weiß, daß in den Vorzimmern und auf den Treppen Offiziere genug waren, die ihn mit dem Opfer des eigenen Lebens niedergestoßen haben würden, wenn sie geahnt hätten, was er trug.«

»Und Se. Majestät?«

»Der König winkte schweigend der Deputation, kehrte sich um und verließ das Zimmer. Der Minister wollte zu ihm reden oder ihn begleiten, aber er machte eine abwehrende ungeduldige Bewegung mit der Hand. Die Thränen flossen ihm in dicken Tropfen über die Wangen.«

Beide Männer, der Erzähler und sein Hörer, verharrten einige Augenblicke in tiefem Schweigen, dann stand der Agent auf. »Es ist spät, Excellenz,« sagte er, »und ich darf Sie nicht länger belästigen. Vielleicht finde ich Gelegenheit, Ihnen später einmal eine ähnliche interessante Geschichte, eine Scene nach jenem unseligen Umritt zu erzählen, wie der König selbst in diesem Augenblick seines geflüchteten Bruders gedachte und ihn gegen die Anschuldigungen wahnwitziger Gehässigkeit so hochherzig vertheidigte, daß der Prinz der undankbarste Mensch wäre, wenn er je dieser Liebe vergessen und das Andenken seines Bruders schmähen lassen konnte! – Der Stadtverordnete Gleich, ein Demokrat vom reinsten Tabakswasser, war so gerührt davon, daß er eine Theaterohnmacht producirt und die Königin ihm mit ihrem Flacon zu Hilfe kommen mußte. Das Schönste bei der Sache war, daß, als einer der Theilnehmer, der Buchdrucker Reichardt, die Worte des Königs über den Prinzen von Preußen in der Vossischen Zeitung veröffentlichen wollte, Herr Rellstab, Stieber und Compagnie, die damalige Redaction, die Aufnahme verweigerten!«

»Bitte, erzählen Sie näher, Commissionsrath.«

»Ein andermal, Excellenz, ich bin zufällig im Besitz eines Plakates, das von der Sache handelt, aber wenig bekannt geworden ist. Den Bordeaux werde ich besorgen und auch die Confitüren. A propos – Sie sprachen von einer bedeutenden Erbschaft, die leider drohe, verloren zu gehen? In heutiger Zeit darf man die Wichtigkeit des Geldes, selbst wenn man aristokratische Namen trägt, nicht gering anschlagen.«

»Und besonders, wenn sich's um eine Million handelt,« sagte lachend der Kammerherr. Den da« – er wies auf die Thür, durch welche sein Neffe eben eintrat – »geht's freilich am meisten an. Der Starrsinn seines Vaters weigert sich, das Legat für ihn anzunehmen, weil die Testamentsklausel nicht genau auf ihn paßt!«

»Ich bitte Sie um Himmelswillen, lieber Onkel,« meinte der Offizier, »fangen Sie nicht auch von der verwünschten Geschichte an; die Tante, von der ich komme, hat kein andres Wort mehr, und der Kopf summt mir schon davon, während ich ihn doch nöthig habe, um Nichts für den Abmarsch zu vergessen. Ich komme, um Ihnen Adieu zu sagen, denn der Extratrain geht morgen um acht Uhr.«

»Wie, Du willst den Abend nicht bei uns zubringen?«

»Ich habe Lieutenant François versprochen, ihm noch einige der Annehmlichkeiten Berlins zu zeigen. Man muß die Residenz genießen, so lange man sie noch hat,« fuhr ziemlich leichtfertig der Offizier fort. »Wer weiß, ob nicht eine dänische Kugel statt des Patents als Premierlieutenant der Montevideer Erbschaft noch die meine hinzufügt, die freilich ziemlich mager ausfallen würde, denn Papa ist verdammt zähe und hat keine Ahnung von den Dingen, die heut zu Tage ein junger Cavalier braucht!«

Der Onkel Kammerherr blieb jedoch sehr unempfindlich gegen diesen Angriff auf seine Börse, da er sehr wohl die Schwäche seiner Frau für den jungen, mit seinen reicheren Kameraden gern leichtfertig rivalisirenden Offizier kannte, und begnügte sich, trocken zu sagen: »Wenn Dein Vater klügerm Rath nachgiebt, wirst Du Mittel genug haben. Einstweilen thut es Euch jungen Leuten und besonders Dir ganz gut, wenn Ihr etwas knapp gehalten werdet. Es sind Sr. Majestät Dinge zu Ohren gekommen, die großes Mißfallen erregt haben. Ihr scheint zu denken, daß die Familiengüter bloß da sind, um hier in Berlin von Euch ruinirt zu werden. – In Deiner

Angelegenheit werde ich mit diesem Herrn hier sprechen, er verdient jedes Vertrauen und wird uns vielleicht einen guten Rath geben. Sei versichert, daß wir die Sache nicht aus den Augen verlieren werden.«

Der Lieutenant kniff ungesehen von dem Onkel das linke Auge bedeutsam nach dem Agenten hin, ein Zeichen, daß er mit diesem besser bekannt war, als es der Onkel ahnte, und deutete mit dem Blick nach der Thür. Der Commissionsrath machte eine zustimmende Bewegung.

»Die Tante hat Geschäfte, Onkel, und wünscht nicht gestört zu werden, läßt sie Ihnen sagen. Und nun, da Ihr Kammerherrnschlüssel doch nicht den Berg Sesam zu öffnen vermag, leben Sie wohl. Wenn's nach mir geht, hoffe ich Sie mindestens als Oberstlieutenant wieder zu sehen!«

Der Geheimrath versäumte nicht, ihm nebst seinen Wünschen noch einige gute Lehren auf den Weg zu geben, die der junge Herr ziemlich ungeduldig anhörte und endlich mit der Erklärung unterbrach, daß er unmöglich länger bleiben könne. Gleich nach ihm empfahl sich auch der Commissionsrath und fand den Offizier unfern der Thür seiner warten. Dieser nahm sogleich seinen Arm und führte ihn die Straße hinab.

»Der Teufel hole diese Filzigkeit bei so brillanten Aussichten,« sagte der Offizier. »Sie müssen mir helfen, Commissionsrath, ich wäre zu Ihnen gekommen, wenn ich Sie nicht bei dem Onkel zufällig getroffen. Dieser verdammte Schuft, der Jude Meyer, der Leuteschinder, will mich nicht fortlassen, wenn ich ihm nicht zwei Wechsel bezahle, die er von mir in Händen hat, und ich glaube, der Kerl ist unverschämt genug, morgen auf den Bahnhof zu kommen und mich vor dem ganzen Bataillon zu blamiren. Eine lumpige Schuld von 500 Thalern, die ich für einen Kameraden gut gesagt!«

»Seien Sie aufrichtig, Herr von Röbel, was haben Sie und Ihr Freund davon bekommen?«

»O, Sie kennen diese Blutsauger nicht – es übersteigt alle Begriffe. Denken Sie, hundert Thaler baar, zweitausend Cigarren, die ich meinem Burschen verboten habe, selbst im Pferdestall zu rauchen, damit meine Juno nicht den Husten davon bekommt, und eine Naturmerkwürdigkeit, die uns für hundert Thaler angerechnet worden ist!«

»Und die wäre?«

»Ein ausgestopfter Affe mit zwei Schwänzen! Ich habe noch nicht einmal untersucht, ob der zweite angenäht oder wirkliche Mißgeburt ist, aber auf Ehrenwort – der Bursche hat bereits die Runde beim ganzen Regiment gemacht und kommt immer wieder zu seinem ursprünglichen Herrn zurück!«

Der Commissionsrath lachte. »Dann wundert es mich allerdings nicht, daß Herr Meyer ein Haus nach dem andern kauft. Aber warum bezahlt Ihr guter Freund nicht selbst den Wechsel?«

»O, Selbitz erklärt auf Ehre, es sei ihm nicht möglich. Der Alte hat zwar anständig herausgerückt für die Feldequipirung besser als der meine, aber Selbitz hat eine amour, er muß Agnes mindestens 300 Thaler zurücklassen. Diese kleine Ratten vom Ballet sind ganz teuflermäßig auf das Geld und wissen einen Fünfundzwanzigthalersschein von einem Viergroschenstück zu unterscheiden, wie ich meine Juno von einem Droschkengaul. Auf Ehre, ich sitze in der Klemme und Sie müssen helfen, Sie haben ja von dem Onkel gehört, welche glänzenden Aussichten ich habe.«

»Ihr Herr Onkel deutete nur darauf hin, noch weiß ich nichts Näheres.«

Der Offizier erzählte ihm kurz die merkwürdige Botschaft und die Weigerung des Vaters, die der Agent aufmerksam anhörte und durch einige Kreuzfragen geschickt zu einer intimeren Mittheilung der Familienverhältnisse ausbeutete, als Jener wohl anfänglich beabsichtigt. »Sie sehen also, liebster Commissionsrath,« schloß der junge Mann, »daß ich in Kurzem in einer Lage sein muß, wo ich nicht nöthig habe, mich wegen solcher Lumpereien, wie die 500 Thaler, zu bemühen. Aber vorläufig bin ich wirklich in Verlegenheit um dieselben, und Sie müssen schon dies Mal noch aushelfen.«

»Wir wollen sehen, was sich machen läßt,« sagte der Commissionsrath schmunzelnd. »Begleiten Sie mich nach Hause, denn man trägt doch die 500 Thaler heut zu Tage nicht in der Börse. Der Herr Onkel Excellenz hat aber so Unrecht nicht, wenn er meint, bei der Jugend wäre wenig Tugend. Die angenehmen Abende bei der Justizräthin sind etwas kostspieliger Natur!«

»Teufel!« – Der junge Offizier blieb betroffen unter einer Laterne stehen. »Wie kommen Sie darauf – was wissen Sie davon?«

Der Commissionsrath rieb sich mit faunischem Lächeln die Hände. »Warum sollte ich nicht? Der alte Boltmann weiß mehr von Euch jungem Volk, als Ihr denkt, aber er ist kein Spielverderber und macht selbst noch gern einmal einen Witz mit. Haben Sie schon die lebenden Bilder in der Bernburgerstraße gesehen?«

»Nein! Was ist damit?«

»Nun wohl, dann sollen Sie einmal schauen, wie auch unsre junge und alte Bourgeoisie in der Emancipation glücklich vorgeschritten ist. Sie irren sich, wenn Sie meinen, die bürgerliche Canaille habe keinen Geschmack für die pikanten Reize des höhern Ballets. Wissen Sie, Freundchen, wir sollten einen kleinen Handel machen!«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie sind ein junger Sünder und ich bin ein alter. Ich hätte schon lange gern einmal einem der hübschen Matratzenbälle beigewohnt. Ich nehme Sie mit zu der Wohlbrück und zeige Ihnen etwas Interessantes und Sie nehmen mich nachher zur Frau von Wengern mit.«

»Das ist unmöglich!«

»Warum!«

»Wenn Sie denn einmal mit der Sache bekannt sind, werden Sie wissen, daß nur Cavaliere dort verkehren.«

»Ei zum Henker, Itzig Jonas hat noch kein Mensch für einen Cavalier gehalten und man braucht ihn dort alle Augenblicke. Übrigens ist es nicht das erste Mal, daß Fremde eingeführt werden.«

»Ja, aber der Einführende muß mit seinem Ehrenwort für die Person bürgen!«

»Sie erhalten die 500 Thaler und geben mich für einen Vetter vom Lande aus. Ich verspreche Ihnen dafür, die halbe Maske keinen Augenblick abzunehmen.«

Der leichtfertige junge Mann schwankte noch immer, aber das Drängen des Commissionsrathes, und die Erinnerung, daß ähnliche Einführungen in die lockere Gesellschaft gerade nichts Seltenes wären, bewog ihn endlich, seine Zustimmung zu geben. »Auf Ehre,« sagte er lachend, »ich hätte Sie nicht für einen solchen alten Fuchs gehalten! Aber ich sehe, man kann sich irren! Wenn das der Onkel Kammerherr wüßte, daß Sie solche Gesellschaften besuchen!«

»Ah, bah, sind Sie so sicher, daß der Onkel Kammerherr nicht selbst hingeht? ich könnte Ihnen Mysterien der guten Städte Berlin und Potsdam erzählen, die noch ganz anders lauten. Doch da sind wir – bitte, treten Sie näher!«

Sie standen vor einem Hause der Friedrichsstraße, in dem der Commissionsrath im Parterre wohnte. Auf das Schellen des Hausherrn öffnete ein langer hagerer Diener das Entree. Der Agent bat seinen Begleiter, einzutreten, und gab dem Diener flüsternd eine Anweisung.

Das Zimmer war üppig und luxuriös möblirt, wie das eines Lebemannes vom feinsten Ton. Nur ein großer, mit kaufmännischen Papieren, Courszetteln und Avisen beladener Schreibtisch sprach für die merkantile Beschäftigung des Agenten.

»Da stehen prächtige Mille-Flores,« sagte der Commissionsrath, »bitte, bedienen Sie sich, indeß ich den Wechsel ausfertige. Also fünfhundert?«

»Sagen Sie sechs – wenn's Ihnen nichts verschlägt!«

Herr Boltmann setzte sich an sein Bureau, während der Offizier eine Cigarre anrauchte.

»Sie wohnen verteufelt fashionable hier! – Wenn ich nicht irre, wohnt ja auch die Gräfin Törkyeny in Ihrem Hause?«

»Sie hat den ersten Stock! – Aber ich bedauere, daß das Haus Ihnen eine traurige Erinnerung erregen wird!«

»Wie so?«

»Wenn ich nicht irre, war es hier in der Nähe, wo Ihr Herr Bruder an jenem unglücklichen 18. März erschossen wurde.«

»Es ist wahr!« Ein finsterner Schatten flog über das Gesicht des jungen Mannes. »Aber das ist das Loos des Soldaten. Es kann mich morgen oder übermorgen eben so gut treffen. Das Leben ist auf Ehre zu schauderhaft elend und langweilig, als daß man sich viel darum grämen sollte!«

Der Agent zuckte unmerklich die Achseln. »Ich dünkte, wenn man eine Million vor sich hat, besäße es doch einige Reize. Es scheint nach dem, was Sie mir erzählt haben, daß wirklich ein Kind Ihres Herrn Bruders existirt!«

»Bah – ein uneheliches! Vielleicht läuft ein Dutzend herum. Wahrscheinlich aber hat mein Bruder den geringsten Antheil, denn ich hörte einmal, daß das Frauenzimmer auf die Alimente verzichtet hat. *Ma chère tante* mag mehr davon wissen, wahrscheinlich bezieht sich auf die unangenehme Affaire auch der komische Besuch, den ich diesen Abend zu ihr führen mußte!«

Der Agent, ohne aufzublicken, schrieb weiter. »Ich denke, wir schreiben Acht – es ist ein und dasselbe und Sie werden Geld in Hamburg brauchen, wohin ich Ihnen einige Empfehlungsbriefe mitgeben will. Warum nennen Sie den Besuch komisch?«

»Denken Sie sich einen Kerl, dem man das Schusterpech und Gilka trotz der drei Zoll hohen Vaternörder auf fünfzig Schritte weit ansieht. Eine wahre Galgenphystognomie – ein Löwe aus der Reezengasse, ein *Tête-à-Tête* mit meiner aristokratischen Tante. Haben Sie achthundert geschrieben?«

»Noch nicht!«

»So seien Sie ein guter Kerl und machen Sie das Tausend voll. Die Anekdoten, die Sie bei der Wengern hören sollen, sind allein die zweihundert Schweden werth. Sie zahlen mir baar Neunhundert und behalten den Rest für die Courtage.«

»Sie wissen, ich bin kein Wucherer, junger Herr,« sagte der Agent streng. »Wenn ich Ihnen Geld leihe, so geschieht es aus persönlicher Gefälligkeit und ich nehme nicht mehr als die gesetzlichen sechs Prozent. Aber, wie kamen Sie zu dem Mann?«

»Er trieb sich im Park von Charlottenburg umher, als die kleine Familien-Conferenz stattfand. Meine Tante zeigte mir ihn und befahl mir, ihn diesen Abend um 9 Uhr zu ihr zu führen. Ich glaube, er ist ein Verwandter jenes Mädchens und hat ihren Presser gemacht.«

»Wissen Sie, wie er heißt?«

Der Offizier lachte hell auf. »Glauben Sie wohl, daß der Kerl mir eine Art Visitenkarte gegeben hat und die Frechheit hatte, sich als Commissionär für kleine Darlehen, Pferdehandel und Mädchen anzubieten? Da ist der Wisch! ich hab' ihn der Merkwürdigkeit halber eingesteckt.«

Er kramte einige Papiere aus der Tasche und warf einen Zettel auf den Tisch, auf dem mit großen Krähenfüßen geschrieben stand:

Franz Günther,
Komisionär vor Alles.

Nagelgasse Nr. 14.

»Und hier ist der Wechsel, acceptiren Sie. Ich habe ihn auf sechs Monate gestellt, damit er Sie nicht genirt!«

»Sie sind ein Prachtexemplar! – auf Ehre, Commissionsrätthchen – ich dachte schon, Sie würden gar nicht mit dem Schreiben fertig werden!«

Der Agent warf ihm einen raschen Blick zu, aber er sah, daß der junge Mann die Worte ohne alle Bedeutung gesagt und keine Ahnung davon hatte, daß er die Zeit des Gespräches

dazu benutzt, um über dem Wechsel einige andere Notizen niederzuschreiben. Dann nahm er im Vorübergehn die eigenthümliche Geschäftskarte wie zufällig vom Tisch und ging in das anstoßende Schlafzimmer, aus dem er mit einer Rolle und mehreren Scheinen wiederkam.

»Hier sind hundert Louisd'ors und sechszehn Fünfundzwanzigthalerscheine. Nach Abzug der sechs Prozent bekommen Sie noch drei Thaler zehn Silbergroschen.«

»Für Ihren Bedienten,« sagte der Offizier hochmüthig. »Ich werde Ihnen den Dienst nicht vergessen, und wenn ich meine Million habe, sollen Sie mein Leibagent werden, auf Ehre! – Aber wie steht's nun mit dem Dessert, das Sie uns zum Besten geben wollten; denn Sie haben doch nichts dawider, daß ich Lieutenant François mitnehme, ich habe versprochen, ihn aus der Oper abzuholen und ich muß mich auch noch in Civil umkleiden.«

Der Commissionsrath sah nach der Uhr. »Es ist jetzt halb Zehn – fünf Minuten vor zehn Uhr erwarte ich Sie mit dem Herrn am Potsdamer Thor. Versäumen Sie es nicht, denn die Wohlbrück hat mich wissen lassen, daß es heute etwas ganz Frisches, Exquisites geben wird, und der Vorhang geht Punkt zehn Uhr in die Höhe. Die Sache ist bis eilf Uhr vollendet, wenigstens was das Vorspiel betrifft, und wir finden dann noch Droschken genug, um zur Justizräthin zu fahren.«

»Also Sie bestehen noch immer darauf?«

»Gewiß! ich hoffe, einen ganz pikanten Abend mit Ihnen zu verleben!«

»Nun, wenn's nicht anders sein kann – Sie haben mein Wort! Also vor zehn Uhr am Potsdamer Thor.«

»Ich werde Sie erwarten!« Er geleitete seinen Besuch bis zur Thür des Entrees – dann kehrte er rasch zurück.

»Endlich!«

Das breite, nichtssagende, behäbige Gesicht war wie mit einem Zauberschlage verändert, auf der kahlen Stirn lag tiefer, denkender Ernst, das fahle Auge blitzte triumphirend, feste, entschlossene That lag um den gekniffenen Mund.

Im nächsten Augenblick saß er am Schreibtisch und hatte ein geheimes Fach geöffnet, aus dem er mehrere Papiere nahm, während die Linke zugleich ungeduldig schellte.

Der lange Bediente trat ein.

»Ist der Ziska bereit?«

»Fix und fertig.«

»Bitte die Frau Gräfin, sich zu mir zu bemühen – ich hätte die größte Eile.«

»Ihro Erlaucht sind ausgegangen, schon vor einer Stunde. Im Mantel und Männerkleidern!«

»Die Leichtsinnige! – Laß den Böhmen eintreten!«

Der Diener entfernte sich, während der Agent das Blatt, das er vorhin neben dem Wechsel geschrieben und jetzt noch mit einigen Schlußworten versehen hatte, mit mehreren anderen Papieren in ein starkes, englisches Leinen-Couvert packte und versiegelte. Dann schrieb er die Adresse und machte in ähnlicher Weise ein zweites kleineres Packet, zu dem er die Papiere aus einem andern doppelt verschlossenen Fach nahm.

Lautlos auf dem dicken Teppich, der den Fußboden deckte, war unterdeß eine kräftige, gedrungene Gestalt in einfacher Jagdjoppe, den grünen Filzhut in der Hand, eingetreten. Die kräftige, kulpige Nase, die niedere Stirn und der buschige Bart kennzeichneten den Czechen.

»Bist Du fertig, Ziska?«

»Wie immer, Herr!«

»Ich weiß, Du kennst Müdigkeit nicht. Du mußt nach Olmütz – die Bahn geht in einer halben Stunde!«

»*Dobre!* Die Droschke hält vor der Thür.«

»Dies Packet an Se. Durchlaucht den Fürsten Windischgrätz. Er muß in diesem Augenblick wegen des Tractats mit Sardinien mit Baron von Welden schon in Olmütz eingetroffen sein.

Wäre dies nicht der Fall, so bringst Du die Depesche dem Fürsten Schwarzenberg – bei Tag oder Nacht, ohne die geringste Zögerung!«

»Es wird geschehen!«

»Hier ist noch eine Privatbestellung. Du wirst sie auf der Durchreise in Prerau dem Bahnhofs-Inspektor selbst einhändigen, ehe Du nach Olmütz weiter fährst.«

Der Diener nickte.

»Hab' Acht auf sie – sie ist mir von Wichtigkeit. Du wirst Antwort empfangen und sie mir überbringen. Die Gräfin darf von diesem Brief nichts wissen.«

»Ich verstehe. Aber die Frau Gräfin hat mir nicht gesagt, daß ich reisen soll!«

»Ich werde es rechtfertigen, daß ich Dich verschickt, bevor sie zurückgekehrt ist. Hier ist Geld« – er gab ihm eine Thalerrolle – »und hier die Karte, auf welche die Beamten in Ostrau Dir keine Schwierigkeiten machen werden. Und nun Adieu – Deine Zeit ist gemessen! Zurückkehren magst Du meinetwegen über Prag, wenn's keine Eile hat.«

Der böhmische Jäger der Gräfin verbeugte sich, an den strikten Gehorsam gewöhnt. Zwei Minuten darauf hörte man unten eine Droschke davon rasseln.

Der Agent rieb sich die Hände. »Vierundzwanzig Stunden Vorsprung,« sagte er vergnügt, »Herr von Prokesch kann seine Depeschen erst morgen Abend abschicken, wenn alle Welt es weiß.

Wenn die Nachricht geschickt an der Wiener Börse benutzt wird, muß sie der Congregation mindestens hunderttausend Gulden einbringen. Und nun wollen wir sehen, was die Wohlbrück Neues für uns hat, ihr Brief macht mich ordentlich neugierig. Ich muß dafür sorgen, daß sich dieser unsinnige Bursche nicht zu zeitig ruinirt! Der Nachricht mit der Million muß näher nachgeforscht werden – der Bestellung des Vagabonden zu der Geheimrätthin, die alle Annäherung an die Populace wie die Pest scheut, liegt ein Geheimniß zu Grunde; vielleicht läßt sich ein Vortheil daraus ziehen. Die Einführung bei der Orgie dieser Narren wird mich schweres Geld kosten, aber ich denke, was ich hören und sehen werde, ist mir das Zehnfache werth, und giebt mir Viele in die Hände!«

Der lange Diener half ihm auf seinen Ruf den Paletot anziehen, dann befahl er, nicht auf ihn zu warten, steckte den Hausschlüssel und eine wohlgefüllte Briefftasche zu sich und verließ die Wohnung.

Wir kehren auf einige Augenblicke in das Boudoir der Geheimrätthin von Werben zurück, zur Zeit, als der junge Offizier im Zimmer seines Onkels erschien.

Die Dame saß auf dem Sopha von grünem Seidenmoirée hinter einem Tisch, auf dem die Argantlampe ihren vollen Schein auf ihr stolzes, strenges Gesicht warf. Die hohe Figur saß so kerzengerade, die grauen stechenden Augen lagen so fest auf dem Mann, der an der andern Seite des Tisches stand, während ihre Hand leicht mit dem Riechfläschen spielte, das sie von Zeit zu Zeit zum Gesicht erhob, daß jener trotz seiner bewährten Frechheit das Auge im Zimmer umherschweifen ließ, ohne dem Blick der Freifrau zu begegnen, und den Hut von einer Hand in die andre schob.

»Sie heißen Günther, wenn ich nicht irre?«

»Franz Günther – Sie haben't getroffen. Der Bruder von de Male – Sie wissen schon!«

»Ich weiß – ich weiß! – Sie sind . . . ?«

»Commissionair vor Allens. Ick danke Ihnen, et jeht mir so ziemlich!«

»Dem schien nicht immer so, ich erinnere mich noch sehr gut, als Sie hier bei mir eindrangten und im Namen Ihrer lüderlichen Schwester Geld von mir verlangten!«

Herr Franz Günther wurde wieder einigermaßen verlegen. »Ja, sehen Sie, Madamken, das war damals zur Zeit der Freiheit und Jleichheit. Heute bin ick vor Mandeibeln!«

»O,« sagte die Dame kalt, »ich weiß in jedem Fall mit Unverschämten fertig zu werden. Ich ließ Sie einfach entfernen!«

»Rausschmeißen,« verbesserte der würdige Bürger. »Ick kann Ihnen sagen, det et mir schwer jekränkt hat.«

Die Geheimrätthin schien wenig auf das verletzte Ehrgefühl des Herrn Günther zu geben. »Setzen Sie sich,« sagte sie.

Er sah sich unbehaglich nach den Sesseln und Schaukelstühlen im Gemach um. »O, ick bitte recht sehr, ick kann ooch stehen!«

»Setzen Sie sich,« wiederholte sie ungeduldig. »Ich habe mit Ihnen zu sprechen. Dort steht ein Stuhl.« Ihr Finger wies ihm denselben. Er zog ihn behutsam herbei und setzte sich noch behutsamer auf die äußerste Kante, den Hut zwischen den Knien.

»Vorerst,« sagte die Edeldame, »schulde ich Ihnen diese zwei Friedrichsd'or, die ich Ihnen damals gegeben haben würde, wenn Ihr unverschämtes Betragen mich nicht genöthigt hätte, Sie entfernen zu lassen. Ich hoffe, Sie wissen jetzt mehr, was Personen von Stande gegenüber sich paßt!«

»Ick bitte! et is nich mehr von ehemals! Also det Jeld is des meinigte?«

»Ja!« Sie schob ihm die beiden Goldstücke über den Tisch hin, er prüfte aufmerksam Rand und Gepräge, ob sie auch nicht zu leicht wären, und steckte sie ein. Es war, als verlöre sich mit dem Empfang des Geldes seine Befangenheit; er fühlte, daß es nicht umsonst gegeben ward, daß man ihn brauche, und mit diesem Gefühl kehrte auch sein Mißtrauen und seine gemeine Schlaueit zurück.

»Was wünschen die gnädige Frau?«

»Zuerst – hält sich Ihre Schwester, mit der mein verstorbener Neffe sich vergessen hat, noch in Berlin auf?«

»Ja woll – wo sollte die Male denn sind? Sie is Biermamsell geworden, aber hat eenen kleenen Tück uf mir!«

»Warum?«

»Je nun – des kommt so manchmal!«

»Aber das Kind Ihrer Schwester – lebt es noch?«

»Un wie! – wie 'ne Jräfín! Die Male läßt et eene jute Erziehung jeben, weil et doch von vornehmer Herkunft is.«

Die Stirn der Geheimrätthin zog finstere Falten. »Machen Sie sich keine Illusionen! Wo ist das Kind?«

»Sie hat's in Pension gedahn – bei 'ne jnädige Frau in de Jakobsstraße, un zahlt fünf Dahler davor.«

»Wie heißt die Frau!«

»Berenburgen – sie is von Adel un hat en Jewerbe als verschämte Arme!«

»Ich kenne den Namen – eine sehr achtungswerthe Person – aber ich wußte nicht, daß die unglückliche Dame sich mit der Aufziehung von Haltekindern beschäftigen muß.« Der Gedanke, daß das Kind sich gerade in diesen Händen befand, schien der Geheimrätthin sehr unangenehm.

»Hören Sie,« sagte sie entschlossen, »das Kind geht unsre Familie zwar nicht das Geringste an, denn ich glaube gar nicht, daß es von meinem Neffen ist, und Ihre Schwester hat es nicht einmal gewagt, die Alimente zu beanspruchen; aber aus Christenpflicht möchte ich etwas für das Kind – es ist ja wohl ein Mädchen? – thun.«

»Fernandine heeßt se – un en Mächen is et!« bestätigte der Commissionair mit einem falschen Blick.

»Ich werde für das Kind bezahlen, bis es in Dienst gehen kann, oder sonst sich in passender Weise sein Brot erwerben mag, aber ich habe eine Bedingung dabei.«

Der würdige Onkel des kleinen Wesens, über dessen Wohl und Wehe hier so verhandelt wurde, schaute die Dame an.

»Ich wünsche,« sagte diese, »daß das Kind von hier fortgebracht wird und überhaupt nicht wieder zum Vorschein kommt.«

»Nu – man kann det Kleene doch nich verseeften, wie 'ne junge Katze!«

»Unsinn, Mann, wer redet von einem Verbrechen oder überhaupt von einer Ungesetzlichkeit. Das Ganze ist auch nicht meine Sache. Ich wünsche nur, daß das Kind von seiner Mutter gänzlich getrennt wird, von der es später schwerlich etwas Gutes lernen würde, und daß man es außerhalb Berlin erzieht. Die Mutter mag es meinetwegen für todt halten – das würde natürlich das Beste sein. Ich bin bereit, wenn meine Absicht erfüllt wird, für die ersten Kosten der Unterbringung hundert Thaler und dann für den Unterhalt monatlich zehn Thaler, also hundertundzwanzig Thaler jährlich zu bezahlen.«

»Die Male is verdeibelt eigensinnig,« sagte der Mann, »sie is wie vernarrt uf den Wurm! – Aber warum sagen Sie mir det Allens, Madamken, un nich de Male selber?«

»Sie sind der natürliche Vormund Ihrer Schwester und also auch ihres Kindes. Sie scheinen mir jetzt verständig genug, um einzusehen, daß das Kind nicht die geringsten Ansprüche an die Familie meines Schwagers hat. Was ich thun will, geschieht allein aus Mitleid mit dem Kinde. An Ihnen ist es nun, zu thun, was Sie für das Beste halten. Nur bemerke ich, daß ich mit der Person, Ihrer Schwester, Nichts zu thun haben mag.«

Der Commissionär warf wie vorhin einen Schielblick auf sie. »Et is recht schön, wat Sie da duhn woll'n, jnädiges Madamken, aber zehn Dhaler sind eijentlich doch zu wenig vor Ihr eigen Fleesch un Blut.«

»Unverschämter – was habe ich mit dem Bastard zu thun?«

»Nu, Sie woll nich, aber den Herrn Leitnant seine Tochter bleibt et doch immer un ick kann't besser beweisen als de Male selber.«

Die Geheimrätthin wechselte die Farbe, aber sie hatte Geistesgegenwart genug, keine Verlegenheit blicken zu lassen und ihr Gesicht so zu wenden, daß es der Mensch nicht beobachten konnte.

»Und wenn es wäre – Sie müssen wissen, daß uneheliche Kinder keinerlei Anspruch an ihre Väter haben, als die Alimente.«

»Ja,« sagte der Blatternarbige bedächtig, »aber wenn der Vater die Mutter hat heirathen wollen und ausdrücklich das Kind anerkannt hat?«

Es war ein Glück, daß das Antlitz der Geheimrätthin jetzt im Schatten war, denn es zuckte drohend für den dreisten Redner über dasselbe.

»Unsinn – wie können Sie sich erdreisten, so etwas zu sagen!«

»Hab't Schwarz uf Weiß! – hier, da in de Brieftasche steckt't!« Er hatte ein altes schmutziges Lederportefeuille hervorgezogen, das mit Papieren vollgepropft war. »Et jehert eijentlich de Male,« fuhr er fort, »un ick weefß nich recht, warum ick't ihr man fortjenommen habe. Aber da ickt nu mal habe, will ick't ooch behalten – et müßte denn sind,« fuhr er listig blinzeln fort, »det ick't jut bezahlt kriegte!«

»Bah! – Sparen Sie sich die Drohung, es existirt kein solches Schriftstück!«

Er kramte in seinen Papieren, sonst hätte er den funkelnden Blick gesehen, mit dem die Edelfrau ihn beobachtete. Es gehörte all' die große Herrschaft über sich selbst dazu, die sie besaß, um ihre Unruhe bei der gänzlich unerwarteten Behauptung des Mannes zu unterdrücken.

Endlich hatte er gefunden, was er suchte. Er schlug es auseinander und hielt es vorsichtig gegen das Licht. »Hier steht't jeschrieben: er wollte de Male heirathen un det Kind is det seine. Warum hat't der Herr Leitnant nich eh'r jesagt, et wäre villeicht janz anders jekommen, un er hätte nich d'ran glooben missen, wenn ick't jewußt hätte!«

»Geben Sie her!«

Der neugebackene Commissionair zauderte, auf dem halb verdutzten, halb trotzigem Gesicht stand die offenbare Besorgniß, das werthvolle Papier in die Hände der Dame zu geben.

»Narr – was fürchten Sie? Geben Sie her!«

Der Ton der Stimme war so gebieterisch, die Miene, mit der sie den Befehl aussprach, so kalt und aristokratisch, daß er nicht zu widersprechen wagte. Zögernd reichte er das Papier über den Tisch und saß dann unruhig rückend auf seinem Stuhl, keinen Moment das Papier aus den Augen lassend, während doch seine Hand mit dem seidenen Schnupftuch, das er sicher in einer Hehlerspelunke gekauft, dicke Schweißtropfen von der Stirn trocknete.

Die Geheimrätthin las langsam das Papier durch – um so langsamer, weil sie Zeit brauchte, einen Entschluß zu fassen; denn es war in der That ein vollständiges Eheversprechen des erschossenen Lieutenants von Röbel und die Anerkenntniß der Vaterschaft des Kindes, die diesem den Namen und jedes Recht der ehelichen Geburt sicherte.

Die Dame brauchte alle Seelenstärke, um diesen unerwarteten Schlag zu überwinden oder wenigstens vor den lauernden Blicken ihres Gesellschafters nicht merken zu lassen. Sie fühlte, daß dies Papier nicht in den Händen des nichtswürdigen Menschen bleiben dürfte, ohne daß alle ihre Pläne gekreuzt und verloren wären. Einen Augenblick dachte sie daran, es zu vernichten oder mit Gewalt zu behalten, im nächsten aber bedachte sie, daß ein solcher Coup eine Scene hervorrufen müßte, daß der desperate Mensch sich nicht scheuen würde, Gewalt gegen Gewalt zu setzen, und daß jedenfalls ein Scandal die Folge sein würde, der ihren Namen befleckte und den sie schon um der Scheu ihres Gemahls willen vor all' Dergleichen vermeiden müßte.

Endlich war ihr Entschluß gefaßt. Sie faltete ruhig das Papier wieder zusammen und gab es dem Exrevolutionair zurück.

»Nun?«

Ihre Gleichgültigkeit frappirte ihn. »Na,« meinte er kleinlaut, »ick dächte, fünfhundert Dahler wäre et immer werth, und wenn Euer Gnaden die Panschion vor des Kind verdoppeln möchten, ließe sich des Ding schon machen.«

»Sie schmeicheln sich mit sehr thörichten Hoffnungen,« sagte die Dame kalt. »Vorerst ist mit Nichts bewiesen, daß die Schrift wirklich von meinem verstorbenen Neffen herrührt; aber wenn es auch wäre, Sie haben vergessen, daß das Gesetz noch nicht aufgehoben ist, welches Mißehen zwischen Adligen und Personen niederen Standes verbietet. Was hat ein solches Versprechen von einem Todten für Werth?«

»Ick meente nur wegen des Kindes – et kann doch den Namen führen un is doch der Erbe.«

»Uneheliche Kinder erben nach den Gesetzen nur von der Mutter, nicht vom Vater. Das Erbtheil meines Neffen Ferdinand von seiner Mutter ist überhaupt nicht bedeutend und er hat viel davon verbraucht. Daß sein Bastard von seinem Vater Nichts zu erwarten hat, können Sie denken. Doch, lassen Sie Ihre Schwester immerhin einen Prozeß deshalb anfangen, sie wird ja sehen, wie weit sie damit kommt. Hier, nehmen Sie das alberne Papier zurück, das nichts ist als ein Beweis von der Unverständigkeit meines Neffen.«

Sie warf die Schrift gleichgiltig nach ihm hinüber, obschon ihre Finger im Geheimen zuckten; aber das strenge aristokratische Gesicht war wo möglich noch stolzer, hochmüthiger.

Der Getäuschte nahm es ziemlich herabgestimmt auf. »Na – Dreihundert konnten Se doch davor geben?«

»Prozessiren Sie!«

Er kratzte sich auf dem Kopf. »Den Deibel ooch – ick were mir doch nich mit meine jetzige Partei verfeinden! De Male is so eigensinnig, wie en Droschkengaul, sie wird et in'n Leben nich duhn, sie is zu hochmithig dazu. – Na, um Zweehundert soll'n Se den Bettel dazu haben, 't is doch der Familie wejen.«

»Nicht einen Thaler mehr, als ich gesagt habe. Ich mag das Papier gar nicht, da man uns mit demselben hat drohen wollen, und ich bedauere schon, daß ich mich aus Mitleid für das

Kind und seine ehrliche Zukunft zu dem Anerbieten seiner anonymen Erziehung habe hinreißen lassen.«

Der würdige Commissionair glaubte in Gefahr zu sein, auch dies lucrative Geschäft sich aus den Fingern gehen zu sehen, und bog geschwind ein. »Det is abjemacht, ick were den Wurm von de Berenburgen wejschaffen, ick bin der Onkel, un keen Mensch soll 'ne Ahnung davon haben, wohin ick ihn in de Erziehung jebe. Meine Frau is vor die Kinder un wird davor nachsehen, wie 'ne leibliche Mutter. Die Berenburgen mag sehen, wie sie sich rauswickelt mit de Male, die ihr die Oogen auskratzt, wenn sie nich en juten Schwindel macht. Aber Jeld wird et freilich kosten – ville Jeld!«

Die Geheimrätthin erhob sich und ging an ihr Bureau. Mit zwanzig Fünffhalerscheinen kehrte sie zurück.

Aber sie hatte sich doch in ihrer Berechnung getäuscht – das Papier, das eine Million wog, lag nicht mehr auf dem Tisch, er legte es eben wieder in seine schmutzige Briefftasche.

Dennoch behielt sie ihre volle Herrschaft. »Hier sind die hundert Thaler für die ersten Auslagen; es ist nicht meine Sache, wie Sie als Onkel das Kind in Ihren Schutz bringen, versteht sich auf rechtmäßige Weise, denn ich will mit Ungesetzlichkeiten bei meiner guten Absicht Nichts zu thun haben. Ich bedinge mir aus, daß das Kind gut gehalten wird. Sie scheinen mir ein rechtlicher Mann und können am Ersten jeden Quartals herkommen, um das Erziehungsgeld zu holen, oder mir Ihre Adresse hier lassen. Natürlich muß ich Ihnen bemerken, daß, wenn unsre Familie auf Grund jenes Papiers weiter belästigt wird, jede Unterstützung sofort aufhört.«

Die grauen Augen der Baronin beobachteten ihn, wie er mit habsüchtiger Befriedigung die Scheine Stück vor Stück nachzählte und dann zu sich steckte. Mit höflichem Grinsen legte er ein zweites Exemplar seiner oben beschriebenen Geschäftskarte auf den Tisch. »Quittung wird woll nich nöthig sind?«

Die Geheimrätthin machte ein stolzes Zeichen der Verneinung. »Ich denke, unser Geschäft ist beendet. Guten Abend!«

Sie schellte.

Der Kerl versuchte einige Kratzfüße und empfahl sich zu allen sonstigen Geschäften und Besorgungen, aber die Baronin unterbrach ihn kalt und sagte zu dem eintretenden Bedienten: »Geleiten Sie diesen Herrn hinaus und kommen Sie dann zurück.«

Herr Günther verstand den Wink und nahm seinen demüthigen Abzug mit ganz anderen Gedanken und Absichten, als er wahrscheinlich bei seinem Eintritt gehegt hatte.

Die Dame blieb in derselben Stellung an dem Tische stehen, auf den sie ihre geballte Linke stützte. Die Portièrè hatte sich kaum über dem Proletarier geschlossen, als sich ihr bis dahin kaltes und festes Gesicht veränderte und ein Blitz des Unwillens aus ihren Augen schoß. »Also doch! – Aber ich will verhindern, daß er aus dem Grabe heraus noch seine Familie entehrt und beraubt! – Dieser Mensch darf unmöglich im Besitz des Papiers bleiben, ein Zufall könnte es gefährlich machen.« Sie dachte einige Augenblicke nach. »Auf diesem Gesicht steht der Stempel der Habsucht und Gemeinheit, es sollte mich wundern, wenn er nichts auf dem Kerbholz hätte. Jedenfalls muß er unschädlich gemacht werden – das Kind mag bleiben, wo es ist!«

Der Diener trat ein.

»Holen Sie eine Droschke von der nächsten Ecke und wenn der Baron nach mir fragt, sagen Sie ihm, daß ich noch einen Ausgang zu machen hatte.«

In wenigen Augenblicken hatte sie Mantel und Hut genommen und war die Treppe hinabgestiegen. Die Droschke hielt bereits vor der Thür. Die Baronin wies den Diener zurück, der ihr helfen wollte. »Nach dem Polizei-Präsidium,« sagte sie halblaut zu dem Kutscher.

Das ist bekanntlich das einzige Wort, was die Berliner Fiakrepferde zu Rennern macht!

Man konnte gerade nicht sagen, daß mit der Freiheit in Berlin die Sittlichkeit gewachsen sei. Wenn in Wien die Barrikaden und die Klubversammlungen zum Bordell geworden, so hatte in der nordischen Hauptstadt die Zügellosigkeit Wege geöffnet, die fast schlimmer noch waren, als der offene Gassenscandal. Eine tiefe Demoralisation wucherte durch alle Stände, die Freiheit der Geister war zur Freiheit des Lasters geworden; die Aufhebung der politischen Bevormundung hatte auch die Schranken der Zucht aufgehoben; die Deputirten der neuen zweiten Kammer verstanden vortrefflich, sich des Abends von den Lasten der Politik zu erholen; das Kneipenleben war in vollster Blüthe trotz des Belagerungszustandes, das Institut der Biermamsells eine Schule der Prostitution, die Delikatessenkeller waren für die Reichen, die Polkakneipen für die weniger bemittelten Stände erfunden und mehrten sich wie die Pilze. Dazu kam vor Allem ein französischer Drang nach Raffinement, das selbst dem deutschen Laster fremd gewesen, und demoralisirte alle Stände. Freiheit und Immoralität waren siamesische Zwillinge und der Arzt noch nicht gefunden, der die Mißgeburt mit scharfem Messer zu trennen verstand! –

Es war einige Minuten noch vor zehn Uhr, als der Commissionsrath mit den beiden jungen in Civil gekleideten Offizieren ein Eckhaus in der Bernburger Straße betrat und die in bezeichnendem Halbdunkel erleuchtete Treppe zum ersten Stockwerk hinaufstieg. Es schien hier große Versammlung zu sein, denn mehrere Herren in Überröcken und Mänteln, den Hut tief in die Augen gedrückt oder Kragen und Shawl hinaufgezogen, gingen vor ihnen oder kamen hinterdrein.

Alle traten in ein Entree und durch dieses in ein großes, von einer einzigen Wandlampe so gut wie gar nicht beleuchtetes Gemach, wo an der Thür eine elegant aber auffallend und schauspielermäßig geputzte Dame jedem Eintretenden eine rothe oder blaue Karte abnahm.

»Ah, das ist schön, daß Sie kommen, liebster Rath,« sagte die Frau, »ich glaubte schon, Sie wären verhindert, und das wäre in der That schade gewesen. Diese Herren – ?«

»Es sind Freunde von mir – ich büрге für sie!«

»O gut, man muß sich nur jetzt so in Acht nehmen, die Polizei wird wieder unverschämt und bekümmert sich um Dinge, die sie nichts angehen. Sie hätten etwas Exquisites verloren. Ich weiß nicht einmal, ob ich's uns werde erhalten können, es hat viel Mühe gekostet, die Kleine dazu zu bringen!«

»Wer ist sie denn?«

»Eine kleine Französin – oder Schweizer Bonne – ich glaube aus Neuschatel. Das arme Ding war ohne Condition und fast am Verhungern, während sie doch einen Körper hat wie ein Engel.«

»Wird man sie in den großen Stücken sehen?«

»Nein, wir müssen langsam anfangen, sonst wird sie kopfscheu. Das letzte Bild der ersten Abtheilung: ›Esmeralda mit der Ziege‹, und dann noch eine kleine Rolle in den ›Badenden Mädchen‹. Hier haben Sie das Programm!«

»Bon! – Aber eine Bemerkung! – Ihre Gesellschaft wird immer gemischter, liebste Doctorin; nehmen Sie sich in Acht, es könnte doch einmal schlimme Folgen haben.«

»O, es sind lauter anständige Herren! Man will leben und die Sympathie für die göttliche Kunst ist jetzt unter allen Ständen verbreitet!«

Der Agent lachte auf diese mit halb frecher, halb begeisterter Miene gesprochenen Tiraden und folgte den bereits eingetretenen Freunden.

Die Gesellschaft war schon ziemlich zahlreich und stand in Gruppen an den Wänden ungenirt und laut plaudernd, oder hatte auf den Stuhlreihen Platz genommen, welche zwei Drittheile des Zimmers füllten. Ein an die Seite gestelltes Klavier und eine kleine Rampe mit innerer Lampenbeleuchtung trennte die vordere Stuhlreihe von einem großen Vorhang, der den Hintergrund des Salons oder wenigstens eine große Bogenthür schloß, die ihn mit dem anstoßenden Gemach verband.

Wie der Agent sehr richtig mit seinem scharfen Blick bemerkt, war die Gesellschaft ziemlich gemischt. »Dennoch,« erwiderte er auf eine entsprechende Bemerkung des Offiziers, »würden Sie bei einer bessern Beleuchtung vielleicht Manchen erkennen, dem Sie an ganz anderen Orten begegnet sind. Betrachten Sie den Herrn dort am Sopha; wenn er sein breites Bullenbeißergesicht nicht so sorgfältig bis fast an die buschigen Augenbrauen verhüllte, würden Sie selbst wissen, daß es ein Geheimrath ist, der hohen Personen sehr nahe steht, aber einen merkwürdigen Geschmack an Backfischen hat. Von den beiden würdigen Mitgliedern des Abgeordnetenhauses dort, das bereits nach Leichen riecht, soll der eine seine Kammerbillets an die Straßenhändler verkaufen und bezahlt damit wahrscheinlich sein Entree bei Madame Wohlbrück. Dem dicken gemüthlichen Advokaten neben ihm kratzte seine hagere Frau die Augen aus, wenn sie eine Ahnung davon hätte, daß er hier den lebenden Bildern huldigt, statt Opposition gegen das Ministerium zu machen. Die Gruppe dort gehört wahrscheinlich zur Kategorie der Sonntagsreiter und Ladenschwungs, die ihren Principalen das Geld aus der Kasse stehlen. – Ich möchte darauf wetten, daß die Herren dort aus der Officin einer nahen frommen Zeitung sind, sie erhalten als Nachbarn vielleicht die Billets mit fünfzig Prozent Rabatt. Da ist einer der Verfasser der ›Berühmten Häuser Berlins‹, er wird hier einen Beitrag finden, und ich müßte mich sehr irren, wenn das nicht Fräulein Ottilie aus dem demokratischen Frauenklub ist die sich in Männerkleidern das Vergnügen machen wird, die Nuditäten ihres eigenen Geschlechts zu bewundern.«

Er unterbrach sich plötzlich. »Warum hören Sie auf mit der pikanten Schilderung,« fragte lachend der Offizier, »haben Sie ein Gespenst gesehen?«

Der Agent warf einen scharfen Blick auf eine fast unkenntliche Gestalt in der dunkelsten Ecke, sah aber gleich nach einer andern Richtung.

»Nein, aber etwas ziemlich Ähnliches! Ich soupirte allerdings einmal mit einem unsrer vor-märzlichen Minister in lustiger Damengesellschaft, die bis auf die Chaussée nicht mehr bekleidet war, als Eva im Paradiese zur Herbstzeit, aber ich glaubte nicht, daß auch die exquisit frommen Theile derselben Provinz ein Contingent zu unseren Kunststudien liefern würden. – Da drüben ist reines Vollblut der Bourgeoisie, ich müßte mich sehr täuschen, oder mein weißköpfiger Uhrmacher ist auch dabei und mein *ci-devant* Compagniechef der seligen Bürgerwehr, die nach den neuesten Berechnungen dem Staat doch bloß für achtundzwanzigtausend Thaler Waffen gestohlen hat!«

»Ich will mich in Ihren Lavater'schen Studien versuchen, Commissionsrath,« lachte der junge Edelmann, »ich wette, die beiden Herren dort in der ersten Stuhldreihe sind Banquiers und gehören zum Stamme Aron.«

»Mindestens der Eine von ihnen, der Andere ist schon in der zweiten Generation getauft. Sie sind Feinschmecker und bilden mit dem Destillateur und unserm conditorlichen Kunstmäcen aus der Leipziger Straße eine Coterie, die selbst noch jungen, Herren von der Aristokratie das Feinste wegschnappt, trotz der Perücken von Henry, die sie tragen. Sie glauben nicht, junger Herr, was unsere Rentiers und Hausbesitzer über Fünfzig für Kunstfreunde sind! Sie haben die nächsten Plätze in der Oper und hier, und Petitpierre kann keine Gläser schaffen, die scharf genug sind für sie. Ich wette, daß heute noch die kleinen Kabinete am Gensd'armenmarkt interessante Scenen sehen werden!«

»Sieh da, Commissionsrathchen,« sagte ein noch junger Mann, dessen Stirn aber bereits hoch hinauf von Haaren entblößt war und dessen Gesicht die schlaffen Züge eines wüsten, zwischen Spiel, Trunk und Weibern verbrachten Lebens trug, »Sie gehören also auch zu den Frommen?«

»Es ist das erste Mal, daß ich mich zu diesem Gange eitler Weltlust habe verführen lassen,« meinte nasehend der Agent. »Ich hoffe, daß man hier Nichts zeigen wird, was gegen Religion und Moral ist und worüber ein solider Staatsbürger zu erröthen nöthig hätte!«

Der junge Herr mit seinen beiden Begleitern lachten. Diese waren ein gewandt und gefällig aussehender, in einen weißen Sürtout gekleideter blonder Mann und ein langer dürrer Mensch

mit finniger Habichtsnase und stechendem Blick. Sie wechselten noch einige Worte mit dem Rath, und als sie sich weiter schoben, fragte dieser den Offizier: »Kennen Sie die Beiden?«

»Ich habe nicht das Vergnügen!«

»Dann freuen Sie sich und hüten Sie sich für die Folge davor. Der Eine ist ein verkommener Baron, der Andere ein ehemaliger Tänzer, zwei der berühmtesten Spieler in Berlin, und die Beute, die sie in ihren Klauen haben, entschlüpft ihnen selten, bevor sie vollständig ruiniert ist. Der Bursche, den Sie bei ihnen sahen, ist vor zwei Jahren zu einer Erbschaft von zwanzigtausend Thalern gekommen und ich wette, daß er kaum noch dreitausend davon übrig hat. Wenn auch diese fort, wird er Schulden und Wechsel machen und das Ende ist Amerika oder das Zuchthaus, ich habe mehrere solche Fälle erlebt.«

»Eins sollten Sie sehen, lieber Rath! Hoffentlich verschaffe ich Ihnen heute noch den Anblick!«

»Das ist?«

»Unsern amerikanischen Freund hier spielen sehen. Es ist ihm gleichgiltig, ob er gewinnt oder verliert.«

Lieutenant François zuckte spöttisch die Achseln. »*Mon Dieu*, wie kann man über Gold sich echauffiren. Was nützt mir sein Besitz oder sein Verlust. Es giebt nur **ein** aufregendes Spiel für den Mann!«

»Was meinen Sie?«

»Das Spiel, wo das Leben der Einsatz ist, der Kampf, die Gefahr, wo Muth und Kraft das Glück an unsere Fersen binden, wo von dem festen Auge, der sichern Hand und dem flüchtigen Huf des treuen Rosses das Leben abhängt!«

»Puh, ich danke! Wir lieben hier ein ruhigeres Vergnügen, obwohl freilich manchmal ein Leben auch in diesem Spiele verloren geht!«

Obschon der größte Theil des früheren Gespräches zwischen den Beiden französisch geführt worden, hatte der junge Freischaaren-Offizier doch wenig darauf geachtet. Jetzt setzte er die Unterhaltung fort. »Welches Schauspiel werden wir hier eigentlich zu sehen bekommen?«

»Die Schönheit, Herr Lieutenant, die Schönheit in ihrer höchsten göttlichen Form, ohne die Entweihung der Ansichten des Zuchtpolizeigerichts über Verletzung der öffentlichen Schamhaftigkeit und so weiter. Antike Statuen ohne Trikots, Rubens'sches Fleisch von der Leinwand herabgestiegen in all' seiner plastischen Natürlichkeit, Tizian's Wonnegestalten im Modell, die Raphaelschen Grazien so natürlich in der Kehrseite, daß der dicke Banquier dort noch morgen an der Börse in der Erinnerung des köstlichen Anblicks die österreichischen Metalliques um zwei Prozent höher verkaufen könnte, als sie der Courszettel notirt, oder Herr X. da aus der Kammer-Opposition sich plötzlich bekehren und für die Moralität der Prügelstrafe votiren würde, wenigstens für's weibliche Geschlecht und in der Hoffnung, bei dem projektirten Gutskauf auch die Gerichtsbarkeit zu erhalten.«

»Ich verstehe Sie nicht ganz,« sagte der junge Mann zurückhaltend, »meine Erziehung ist zu einfach und rau, ich bin ein Kind wilder Scenen und wilder Länder, wo die Leidenschaften feurig durch die Adern rollen und das Menschenleben leicht in der Hand des Feindes wiegt wie in der eigenen Schätzung. Doch wenn die Sitten dort auch rau und blutig sind – man liebt und bewundert die Schönheit, aber man entweiht sie nicht! Wenn das die Vortheile Ihrer vielgepriesenen europäischen Kultur sind, dann bedauere ich das Meer und die Pampas verlassen zu haben!«

Der Commissionsrath warf einen erstaunten Blick auf seinen andern Begleiter. »Mit diesen Ansichten werden Sie wenig Ehre bei der Justizräthin einlegen. Sie waren in London und Paris, Herr?«

»Nur kurze Zeit, mein väterlicher Freund und Beschützer, der General, liebt nicht, daß man sich entnervendem Müßiggang hingiebt!«

»Nun, wenn Sie mir es nicht übel nehmen, ein längerer Aufenthalt in Europa und namentlich in Paris wird Ihre Erziehung und Ihre Ansichten vervollkommen. Was wir hier sehen, ist nichts als Klassik, wir beschäftigen uns einzig und allein mit der Kunst in reellen Formen. Unserm Volke fehlen die römischen und hellenischen Ideale und der poetische Himmel darüber. Es macht seine Kunststudien auf andre Weise.«

Dem Fremden schien der Sarkasmus des üppigen Lebemannes wenig zu gefallen und er brach das Gespräch ab. Zugleich gab der Ton einer Klingel das Zeichen zum Beginn der Vorstellung, die matte Beleuchtung des Zuschauerraumes wurde nach gedämpfter, ein bleicher, hagerer Mensch mit langen schwarzen Haaren hatte sich an das Klavier gesetzt und ließ seine Finger über die Tasten gleiten, zuerst eine fade, damals beliebte Polka, die das versammelte junge und alte Publikum mit Summen und Klopfen und Lachen begleitete:

»Komme doch, komme doch Preuß'sche Garde,
Komme doch, komme doch nach Berlin«,

und die man den Willkomm der Garden nannte. Dann ging die Musik in ein rauschendes Furioso über und fiel plötzlich in die sanfte, sehnsüchtige Melodie des Rosenliedes aus der Martha. Es klingelte hinter der Gardine – ein allgemeines Pscht! – und der Vorhang flog auseinander.

So empörend frivol und auf die Sinnenlust speculirend die gezeigten Bilder dieses die freie Moral charakterisirenden Instituts auch sich darstellten, so ließ sich doch nicht läugnen, daß sie mit künstlerischer Meisterschaft arrangirt und von wohlberechneter Wirkung waren. Die Wahl der Farben der freilich etwas spärlich verwendeten Stoffe, des Hintergrundes und die Vertheilung von Schatten und Licht zeigten die Künstlerhand, die sich zu einem so entwürdigenden Zweck hergegeben; denn das Ganze, ursprünglich wohl auf wahrhaft künstlerische Darstellungen in Farben berechnet, auf jenen künstlerischen Kultus des Fleisches, den zwölf Jahre vorher das junge Deutschland von Berlin und Leipzig aus versucht, war in dem unwiderstehlichen Strom der Straßenfreiheit zur Obscönität herabgesunken.

Der Commentar des Publikums verwischte denn auch sofort jeden bessern Eindruck und charakterisirte Darstellung und Versammlung.

Das erste Bild war eine Copie der berühmten Tizianischen Venus, eine stehende Darstellung, die sich die Schauspielerin selbst nicht nehmen ließ und mit welcher die Bilderreihe jedes Mal eröffnet wurde.

Der Leser kennt dieses Bild in seiner seltsamen Composition mit Amor und Sänger – in seinen üppig runden Contouren, wozu die Formen der Schauspielerin ausgezeichnet paßten, – den linken Arm auf die schwellenden, mit dem reichen Faltenwurf des Vorhangs dahinter den Fleischton hebenden Kissen gestützt, die Rechte über dem leichten Schamtuch auf das vorgeneigte Bein gelegt in all' jenem Sinnenzauber üppiger Ruhe.

»Ausgezeichnet!«

»Faul – Alles schon dagewesen, sagt Akiba!«

»Das rechte Bein ein Bischen höher, Venus Wohlbrücken!«

Ein schallendes Gelächter folgte dem Gehorsam.

»Still gelegen!«

»Wie oft sollen wir die medicinische Venus denn noch sehen? Rrrr! ein ander Bild!«

»Stadtgerichtsaktuar! – Gehört die Venus da noch unter's Pupillen-Kollegium?«

»Robert, wo bleibst Du? Venus wird ungeduldig!«

Die Meerschaumgeborne schien aber in der That eine himmlische Geduld zu besitzen, oder an dergleichen kritische Beurtheilungen sehr gewöhnt zu sein, denn die Worte gingen an ihr spurlos vorüber, als plötzlich ein kleines Intermezzo selbst die olympische Fassung unterbrach.

Es war auf das Strengste verboten, Hunde in die hochachtbare Gesellschaft mitzubringen, um zu keiner Störung Veranlassung zu geben, und Madame Wohlbrück, die ihr Publikum kannte,

controllirte äußerst streng an der Kasse. Dennoch war es irgend einem Taugenichts gelungen, ein kleines Wachtelhündchen, wahrscheinlich im Paletot verborgen, mit einzuschmuggeln, und als er nun die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Bild gefesselt sah, nahm er das Thier am Fell und schleuderte es mit dem Ruf: ›Faß Amor!‹ über die Rampe weg auf die Bühne.

Die Wirkung war elektrisch. Während die Hälfte des Publikums vor Lachen bersten wollte, die Anderen – namentlich die alten Gourmands der Kunst – schimpften und schmälten, und ›Amor‹ klaffend auf der Bühne umhersprang und gegen Frau Venus anbellte, schnellte diese halb wüthend, halb erschrocken in die Höhe, ballte mit dem Ruf: »Dumme Jungen-Streiche!« die Faust gegen das Publikum und flüchtete hinter die Coulissen.

» *Venus posteriora!* «

»Da bleiben – Zulage haben!«

Der schlechte Witz vermehrte wo möglich noch das schallende Gelächter; zum Glück fuhr – freilich einige Sekunden zu spät – jetzt der Vorhang zusammen und alle Augen forschten nach dem unglücklichen Missethäter, den sofort einige dienstfreundliche Finger bezeichneten.

»Der da ist's!«

»Hinaus mit dem Störenfried!«

»Ich dachte mir's fast, wie ich das Hündchen erblickte,« sagte noch immer lachend der Commissionsrath zu seinen Begleitern, »der Streich kommt von den Spielern dort. Die neue Liebhaberei zur Kunst entzieht ihnen Kunden. Der Bursche, der den Hund geworfen, ist einer der berühmtesten Schlepper. Aber die Scene war kostbar.«

»Ich gäbe sie nicht um zehn Louisd'ors.«

Selbst der junge Abenteurer lachte; die Scene hörte auf, verletzend zu sein, sobald sie komisch wurde.

»Warten wir das Ende ab,« meinte der Rath, »ich müßte meine Berliner nicht kennen, wenn der Spaßvogel zum Dank für den guten Witz nicht noch an die Luft gesetzt werden sollte.«

In der That erschien jetzt auch der würdige Gemahl der speculativen Künstlerin, der sich gewöhnlich sehr *retiré* zu halten und nicht zu zeigen pflegte, vor der Bühne und erklärte, daß die ›Damen‹ sich weigerten, die Vorstellung fortzusetzen, wenn der Herr, welcher sich solchen beleidigenden Unfugs schuldig gemacht, nicht sofort aus der geehrten Gesellschaft entfernt würde. Das wandte alsbald das Blatt – wo könnte in Berlin auch ein Vergnügen existiren, ohne eine gemüthliche kleine Exmission!

Sofort ertönte denn auch von mehreren Seiten der klassische Ruf: »Rausschmeißen!« woran sich namentlich die in ihrem Vergnügen bedrohten älteren Herren beteiligten, und selbst die mit Humor versuchte Entschuldigung des Missethäters, daß das Bild nicht vollständig gewesen sei und er nur Amor zu Venus geschickt habe, konnte ihn vor dem rächenden Schicksal nicht retten.

Der Mann, ein hagerer, in der letzten Hälfte der Zwanziger stehender Mensch mit sehr verlebtem Gesicht, in einen gelben Sackpaletot gekleidet, nahm die Execution übrigens mit großem Stoicismus auf und schien an dergleichen gewöhnt zu sein. Nur als der bei solchen Gelegenheiten jovialer Weise nie ausbleibende Ruf: »Haut ihn!« sich in das Drängeln mischte, beschleunigte er seinen Rückzug und erreichte glücklich die Thür, die von Innen abgeschlossen war.

Wer scharf beobachtet hätte, würde bemerkt haben, daß, ehe der Mensch ganz verschwand, er sich umwandte und mit den beiden unthätig bei dem kleinen Intermezzo gebliebenen Spielern ein bedeutsames Nicken tauschte.

Selbst dem sonst so sichern Blick des Agenten war das kleine Telegraphenspiel entgangen und er nahm ohne Besorgniß mit den Anderen wieder Platz.

Es dauerte eine Weile, bevor die lockere Gesellschaft wieder zur Ruhe kam, dann aber begann sogleich der Ruf: »Anfangen! Ein ander Bild!«

Als endlich der Vorhang aufging, entschädigte das Tableau vollkommen auch den liberalsten Geschmack. Es war die Gruppe der drei Grazien des Raphael mit den Äpfeln. Die drei Gestalten in dem naivsten Costüm der Ältermutter der Menschheit wurden von drei jungen, ziemlich hübschen Mädchen dargestellt, die jedoch jene höchste Zierde des Weibes, die Scham, gänzlich verloren zu haben schienen, denn nicht einmal das Erröthen der bewußten Schande vermehrte die Schminke der Wangen, während die Scheibe, auf welcher die Gruppe gestellt war, von unsichtbarer Kraft getrieben, sich langsam umdrehte, um ja recht jede Nuance des Bildes den lüsternen Augen und Operngläsern der Zuschauer Preis zu geben.

Wir ersparen uns die Bemerkungen, welche die Schaustellung begleiteten und die in einem allgemeinen Applaus endeten, welcher das verkörperte Bild der deutschen Trikolore *da capo* verlangte.

Die Harmonie zwischen Publikum und Direktion war wieder vollkommen hergestellt und die Blicke, welche von den lebendigen Grazien mit den alten Roué's der vorderen Stuhlreihen gewechselt wurden, verkündeten ein Einverständniß, das nicht ohne Nachspiel bleiben würde.

»Was sagen Sie zu unseren Grazien der Bernburger Straße?« fragte lachend der Commissionsrath. »Das Museum würde ganz andern Zulauf haben, wenn man solche Bilder ausstellte. Die Kleine mit dem blonden Haar und dem vollen Wuchs ist noch nicht siebzehn – die einzige Tochter eines ehrbaren Schustermeisters, die den Eltern davon gegangen, aus Liebe zur Kunst.«

»Das Mädchen ist wirklich hübsch, aber ich ziehe die Schwarze vor. Der Blick, den sie vorhin da nach der Ecke schleuderte, war reiner Vesuv.«

»Ich sehe, Sie haben Geschmack. Im vorigen Jahre war das Mädchen die Braut eines etwas simpel erzogenen jungen Menschen, der eher einen Kirchendiebstahl begangen, als einen Versuch auf die Tugend seiner Angebeteten gewagt hätte. Die sehr wohlhabenden Eltern des Burschen hatten in die Heirath nur aus Liebe zu dem einzigen Sohn gewilligt, da das Mädchen, die Tochter einer Wittve von guter Familie, mittellos war, obschon sie immer eine elegante Toilette machte. Aber die Gefühle eines Bräutigams halten nicht immer mit dem dreimaligen Aufgebot Schritt. Der liebesehnsüchtige Bräutigam wandte sich an Mama Röhl in der Artilleriestraße und verlangte etwas Exquisites. Man bestellte ihn mit allem Geheimniß zu einem Abend und als er da erschien und nach Abnahme des Versprechens größter Verschwiegenheit in das halbdunkle Boudoir zu der seiner harrenden privatisirenden Schönen geführt wurde, wen meinen Sie wohl, daß er im Negligée antraf?«

»Nun?«

»Niemand anders, als seine vielgeliebte Braut, die auf solche Manier sich ihr Taschengeld verdiente.«

»Die Scene muß nicht schlecht gewesen sein,« lachte der Offizier, »der Anblick wird ihn von seiner Liebe kurirt haben!«

Der Agent nickte etwas ernst. »Die Kur war so vollständig, daß man zwei Tage später seine Leiche am Unterbaum aus der Spree zog. Die Eltern hatten den einzigen Sohn verloren und starben bald darauf, und Fräulein Henriette macht seitdem noch elegantere Toilette als früher.«

Der junge Franzose hatte ernst, fast finster dem obscönen Schauspiel zugesehen. In der von der Moral der großen Städte noch unverdorbenen frischen Natur zeigte sich der Widerwille gegen dies Raffinement.

»Jetzt passen Sie auf, jetzt kommt das Beste, die kleine Französin. Ich bin wirklich neugierig auf sie und welche Rolle die Doctorin ihr zugetheilt hat!«

Der Vorhang rauschte auf – ein allgemeines Ah! folgte dem Anblick – dann wurde es still in dem Salon und die gewöhnlichen lockeren und frivolen Bemerkungen schwiegen für einige Minuten.

Es war das Seltsame, Eigenthümliche des Anblicks, das die Gemeinheit in die Schranken des Schweigens wies und den natürlichen Tribut für das Schöne forderte.

Das Bild, das sich in einem künstlerisch arrangirten und dem Effekt überaus günstigen Halbdunkel zeigte, war das bekannte Tableau von Delavigne: ›Esmeralda mit der Ziege.«

In der dunklen Umgebung der ärmlichen Hütte saß die junge Tänzerin, jenes zierliche poetische Bild hingebender Liebe des Dichters – die französische Mignon – das die brutale Materie entweiht und vernichtet, auf dem von dem Teppich bedeckten Steinlager, an dessen Fuß das Tambourin und die kleinen goldgestickten Schuhe lehnten. Das entblößte Bein, bis zum Knie sichtbar aus dem leichten Faltenwurf des gleichsam von dem Zauber unbewußter Unschuld gewebten linnenen Röckchens, stützte sich auf den Boden, während das linke Knie untergeschlagen verrätherisch aus der leichten Hülle hervorlauschte und der ruhenden Ziege ihren Halt gab, die, von dem linken Arm der Tänzerin umschlungen, ihren Kopf an einen Busen drückte, so jungfräulich und weiß, daß er zum ersten Male jener bergenden Hülle sich entledigt zu haben schien, welche die wilden und tapferen Völker des Elbrus um die Büsten ihrer Töchter in der Kindheit legen, und die bei Todesstrafe nur der Dolch des Gatten in der Brautnacht, oder – die Scheere des Käufers im Harem lösen darf.

Es war eine zierliche, duftige Gestalt, die Darstellerin der poetischen Zigeunerin; die Lockenmasse des schönen schwarzen Haares, das um das liebliche, zu der Ziege kosend niedergebeugte Gesicht herab auf die nackten Schultern floß, vergrößerte die Ähnlichkeit mit der Schöpfung des Malers. Es lag, trotz der indecenten Stellung, ein unläugbarer Zauber von jugendlicher Züchtigkeit und Unschuld auf dieser Gestalt, und diese reine weiße Stirn schien nicht allein von der vorgeschriebenen Situation niedergebeugt, sondern mehr noch von der Scham, in dieser Weise den Blicken Fremder Preis gegeben zu sein, und eine dunkle Gluth darüber färbte ihre Wangen.

Das große Opernglas des dicken Banquiers neben ihnen schien sehr scharf zu sein. »Teufelsmäßig niedlich,« murmelte er halblaut, »aber ich glaube gar, die Närrin weint! Wahrhaftig, sie zittert wie der präsentirte Wechsel in der Hand eines Schuldners, der nicht bezahlen kann!«

Zwei große Tropfen waren – unsichtbar für die Augen der Menge, aber gesehen von dem Engel, der über den Kindern und den Unglücklichen wacht! – aus den langen dunklen Wimpern des Mädchens gerollt und heiß auf das Ziegenbild in ihrem Arm niedgerollt. Dann – fast unbewußt und ihre Aufgabe vergessend – richteten sich diese dunklen Augen nach oben, das Gesicht hob sich empor, und ein anklagender, thränenschwerer Blick heftete sich an die Decke des Zimmers.

Die unwillkürliche Bewegung schien auch den moralischen Bann der Gesellschaft zu lösen. Ein »Sehr gut!« – »Bravo!« – »Jung und hübsch!« wurde laut und wandte das Auge des jungen Mädchens mit dem Ausdruck wirren Schreckens auf den Zuschauerraum, aber die kluge Direktion ließ in demselben Moment den Vorhang zusammen rauschen und entzog damit der Versammlung den Gegenstand der lasciven Bewunderung.

Der erste Theil der ›Kunstaussstellung‹ war zu Ende und die Gesellschaft bildete sich sofort in Gruppen und begann die frühere Unterhaltung, deren Gegenstand meist die bis in's Widrige gehende Zergliederung und Kritik der dargestellten Bilder war.

»Die Kleine ist allerdings hübsch, aber sie scheint noch gar zu blöde!« sagte der Agent. »Doch das ist ein Fehler, den man ihr hier schon abgewöhnen wird, die Doctorin ist Mutter dafür. Aber zu arrangiren versteht sie's vortrefflich, das Bild sah wirklich wie ein schönes Gemälde aus. Und wie hat Ihnen Ihre kleine Landsmännin gefallen?«

»Meine Landsmännin?«

»Nun ja – wenigstens eine halbe – die neue Esmeralda ist aus der französischen Schweiz, wie ich höre, eines jener armen Mädchen, die zu Hunderten – außer den Uhren scheint die abgefallene preußische Enclave sich wirklich durch Mädchenfabriken auszuzeichnen – alljährlich nach Rußland, Polen, Schweden, Deutschland und den Donauländern hinausgeschickt werden, um unsere ungezogenen Rangen Französisch zu lehren und sich, halb Magd, halb Gesellschafterin, mit einem warmen Herzen und allen Ansprüchen auf Freundlichkeit das harte Brot unter Fremden zu verdienen. Jeder Verführung preisgegeben, von Weibern, die aus ihrer Aufnahme

ein Geschäft machen, bis zum letzten Groschen ausgebeutet und oft wie eine Waare verkauft – junge, blühende Geschöpfe am Hungertuch, ohne in der fremden Sprache oft nur betteln zu können – was bleibt ihnen übrig, als sich dem ersten besten Liebhaber in die Arme zu werfen!«

»Sie malen ein Nachtbild,« sagte der Franzose gedankenvoll.

»Wie es deren unzählige giebt! Lernen Sie erst die Civilisation kennen, dann werden Sie einsehen, daß die Freiheit, mit der Ihr Heiliger die alte Welt beglücken will, eine verlorene Mühe ist, so lange die Völker ganz andere Sklavenketten tragen, als die ihrer Fürsten.«

In der Gruppe hinter ihnen, zu der die beiden Abgeordneten gehörten, unterhielt man sich eifrig.

»Der Kerl ist ein Spion, ich habe es immer gesagt und ihm nie getraut. Er hat die Versammlung selbst der Polizei verrathen.«

»Unsinn! ich war Zeuge, wie Ewest die Hähne der Gasröhren zuzudrehen versuchte, und ein Constabler ihn daran verhinderte. Während Gubitz verhaftet wurde, ließ er Waldeck, Jung und mich durch die Küche entwischen. Krackrügge und einige Andere protestirten vergeblich. Das Ministerium muß interpellirt werden, weil man gewagt hat, freie Bürger und Abgeordnete des Volkes auf die Polizei zu schleppen!«

»Ich meine,« sagte ein Mann von etwas geistlichem Ansehn mit dünnem Haar um das runde, frische Gesicht, das den Genußmenschen bekundete, »Sie werden wohlthun, dies Mal selbst von der Geschichte so wenig als möglich zu sprechen. Der Charakter der Versammlung läßt sich nicht läugnen, und ihr Zweck, eine Demonstration der Bürger während der Anwesenheit der Deputirten hervorzurufen, ist einmal mißlungen. Man kann mit diesen Spießbürgern Nichts anfangen, und ich glaube schwerlich, daß die Soldaten unter Wrangel sich so ruhig anpissen lassen, wie sie am 18. März vor dem Schloß thaten, ehe die beiden Schüsse in die Luft gingen. Ich freue mich übrigens, daß ich nicht zugegen war!«

»Nein, Sie amüsirten sich besser bei Fräulein Ottilie oder bei der Aston. Auch der Graf fehlte aus gleicher Ursach'!«

Der Ton des Vorwurfs war scharf und bitter, aber der Andre achtete nicht darauf. »Ich habe gehört, daß der Zuträger dieser verdammten Kreuzzeitung in der Versammlung entdeckt worden ist! Warum haben Sie der Canaille nicht einen Denkkettel gegeben, daß er genug daran hatte?«

Der große Dicke lachte. »Es war eine schöne Verwechselung. Wissen Sie, wer in der Verwirrung und im Halbdunkel des Hinterzimmers dafür gehalten wurde und die Kniffe und Schläge bekam?«

»Nun?«

»Der unglückliche Pape war's. Ich rettete ihn selbst aus den Händen der Wahlmänner. Wir hatten dies Mal für andere Dinge zu sorgen! Aber wissen möchte ich wohl, wer der Verräther ist. Heute Abend bringt das Schandblatt mit Hohn bereits die Nachricht, daß Julius von Brüssel gekommen und verkleidet der Versammlung beiwohnte.«

»Ich traue Keinem mehr, seit herausgekommen, daß der Redacteur der demokratischen Correspondenz selber die Klubberichte an den Zuschauer verkauft hat.«

»Er darf sich in den Versammlungen nicht mehr blicken lassen. Hat es sich bestätigt, daß Feenburg von Magdeburg entkommen ist?«

»Noch nicht.«

»Und Techow?«

»Er hat die Erlaubniß erhalten, in Begleitung eines Unteroffiziers beliebig auszugehen.« Der Deputirte sah sich vorsichtig um, dann flüsterte er seinen Freunden einige Worte zu.

Hinter dem Vorhang hatte man wiederholt ziemlich laut und heftig reden, hören – die eifernde Stimme der Schauspielerin war nicht zu verkennen, dazwischen klang es den Nächststehenden, und dazu gehörte der Commissionsrath mit den beiden Offizieren, wie leichtes Schluchzen. Dann ein zwei Mal wiederholtes Klatschen.

»Die Doctorin wird doch die Kleine nicht mißhandeln! – Nichts da, Freundchen, Wir dürfen hier kein Aufsehn machen. Ich werde mich nachher erkundigen.«

Die Warnung galt dem jungen Franzosen, der Miene gemacht, das Podium zu überschreiten. Der Ruf der Ungeduldigen: »Anfangen!« – »Wohlbrück heraus!« – »Wo bleiben die badenden Jungfern?« brach jedoch wie ein Sturm los und übertäubte die einzelnen Gespräche. Zugleich ertönte die Klingel und Jeder suchte seinen Platz.

Das geschriebene und in einigen Exemplaren unter den Zuschauern verbreitete Programm besagte ein ganz neues Bild: »Badende Mädchen im Walde«, und der langhaarige Klavierspieler *à la* Liszt wirbelte auf den Tasten die Ouvertüre des Zampa dazu.

Wieder flog der Vorhang auseinander, wieder das allgemeine Ah der Bewunderung. Zwei Mädchen – blond und braun – eine von ihnen die kleine üppige Blondine von vorhin – badeten in einem stein- und blumentumkränzten Bach, bis über die Knie in der klaren Fluth vergraben, die theils aus gemalter Leinwand, theils aus geschickt angebrachten Spiegeln bestand, deren Reflex der Lüsterheit der Zuschauer Nichts von der rückwärts ihnen zugekehrten Gestalt der Einen entzog. Eine Dritte – es war die kleine Französin – stand, die Kleider bewachend, am Ufer, den linken Arm um einen überhängenden Zweig der mächtigen Eiche geschlungen, mit der andern Hand das Unterröckchen züchtig erhebend, um den Fuß in die helle klare Fluth zu tauchen.

Das Bild wäre vollendet schön, wäre reizend gewesen, wenn es eben nicht an diesem Ort, vor diesen Augen gestellt gewesen wäre.

Der Bann, den die erste Erscheinung der jungen Fremden auf die Gesellschaft geübt, war längst verfliegen, die Lust am Scandal wieder in voller Blüthe.

»Rock in die Höh'! – Höher! – In's Wasser!« klang der freche Ruf.

Man sah das Mädchen erbeben – eine purpurne Gluth färbte das zarte Gesicht – dann wurde es todtbleich. »Kleider fort! Baden! Baden!«

Ein unverschämter jüdischer Lümmel drängte sich durch die Reihen bis an das Podium. »In's Wasser, Kleine! Soll ich machen die Kammerfrau?«

»Sie versteht nicht deutsch! *A bas le jupon!*«

Die Linke des jungen Mädchens sank von dem Zweig nieder – die Hände schlugen krampfhaft zusammen vor das Gesicht – die zarte Gestalt brach in die Knie. – »*Mon Dieu! ma mère! ma mère!*«

Die Mutter lag längst im kalten Grab dort in dem Schatten der Berge von Le Suchier, aber eine kräftige Hand antwortete dem Ruf der Verzweiflung einer armen gebrochenen Seele.

Ein Faustschlag des jungen Condottieri stürzte den Judenbengel mitten hinein in die Lampen, daß er ein Zetergeschrei erhob.

Halb bekleidet – im Costüm einer Bachantin des nachfolgenden Bildes – sprang die Madame, die Mutter dieser Vorstellungen, auf die Bühne und gegen das arme Wesen hin, mit Faustschlägen sie bedrohend. »Canaille! Bettlerin! Hinaus mit dem Balg, wenn er nicht folgen will!«

Aber zwischen ihr und dem Mädchen stand der Rächer und Schützer und ein Stoß warf die Furie zurück.

»*Prenez garde! n'osez pas, de toucher cette dame!*«

Die Verwirrung war unbeschreiblich, denn in dem Augenblick donnerten Faustschläge an die verschlossene Thür. »Öffnen Sie – im Namen des Gesetzes!«

»Donnerwetter – die Polizei!«

Dies Wort – so wenig sich sonst in dieser Zeit die Berliner daraus zu machen pflegten – schlug wie ein Blitzstrahl in die Versammlung. Die Schauspielerin rang die Hände, ihr würdiger Gatte, der Doctor, versuchte die Lampen auszulöschen.

»Fort – rette sich Jeder wie er kann!«

Die nackten Dirnen sprangen aus der Wasserdecoration und flüchteten zwischen den Männern hindurch nach ihren Kleidern, Alles drängte in dem Dunkel – denn eine einzige Lampe brannte noch an der Wand – durch einander dem hintern, den Hausfreunden und Stammgästen wohlbekannten Ausgang zu und riß die Thür auf. Die blaue Uniform der Constabler, die Hüte mit der Nummer starrten ihnen entgegen.

»Niemand passirt! Sie sind alle gearretirt!«

Zugleich donnerten scharfe Schläge gegen den vordern Eingang. »Aufgemacht, oder ich lasse die Thür einschlagen!«

Der Spieler stand hinter ihr und zog den Riegel fort. »Es wäre doch vergeblich!« sagte er entschuldigend zu den Nächststehenden.

Durch die geöffnete Thür, die vergeblich mehrere Männer zuzuhalten versuchten, drängte sich ein kleiner Mann ohne Hut mit braunrothem Gesicht, einen doppelt genommenen Riemen in der Hand. »Wo is die Canaille? – ick wer' ihr det Bilderstehen ausdreiben – ihr un de olle Vettel, die sich Doktern schimpfen läßt!« Hinter dem Mann drangen mehrere Polizeibeamte ein, ein breitschulteriger Revier-Commissar an ihrer Spitze.

»Niemand rühre sich von der Stelle, bis er sich legitimirt hat. Wer nicht gehorcht, wird arretirt! Zünden Sie die Lichter an und bewachen Sie die Thür.«

»Der Balkon! Der Balkon!«

Einige Mitglieder der Gesellschaft, mit der Lokalität vertraut, hatten den Vorhang herabgerissen, welcher die Thür zu dem Balkon bedeckte, der um beide Seiten des Hauses läuft, und diese geöffnet. Das dichte Gedränge verhinderte die Polizei vorzudringen. Aber eine andere Kraft durchbrach die Flüchtenden. Der junge Franzose hatte versucht, das noch immer knieende, zusammengesunkene, verzweifelnde Mädchen aufzurichten, ohne sich um seine Begleiter und die Scene umher zu kümmern. »*Courage, Mademoiselle!*«

»*Grand Dieu! Je suis perdu – la honte! Oh que je sois mort!*«

Er hob sie empor! »*Suivez moi – je vous défendrai!*« Aber sie hatte nicht die Kraft – willenlos, halb ohnmächtig hing sie in seinem Arm.

Mit der ihm zur zweiten Natur gewordenen raschen Entschlossenheit warf er den Blick umher – hinter der Felsencoulisse lag ein großes altes Shawltuch am Boden, im Nu hatte er es über die halb entblöste Geswlt geworfen und hob sie wie ein Kind in seinen Armen empor.

Die Lippen zusammengepreßt, das Auge funkelnd, sprang er vorwärts. Der dicke Banquier, den er zwischen die Stühle schleuderte, stöhnte Zeter, der alte Tänzer fluchte über seine Hühneraugen, die sein Fußtritt getroffen, aber schon war er an der Thür des Balkons, noch ehe die Polizei diesen versperren konnte.

»Donnerwetter,« sagte der Lieutenant, »das ist eine verfluchte Geschichte. Ein tausend Glück, daß man nicht in Uniform ist. Aber ich hoffe, man wird doch keine Unannehmlichkeiten haben.«

Der Commissionsrath schien von dem Ruf: »Die Polizei!« weniger tangirt, als die meisten Anderen, und sich um seine und seiner Begleiter Person wenig zu kümmern. Seine Blicke suchten in dem Dunkel und Gedräng den Herrn im Mantel, der von der Fensternische aus seinem Kunstgenuß gefröhnt, und der sich jetzt ängstlich hin und her bewegte und gern möglichst unbemerkt gemacht hätte. Der Agent faßte den Offizier am Arm. »Kommen Sie – schweigen Sie still, ich bürge für Alles. Wenn Groß wüßte, in welche Brennesseln er hier greift, er hätte, den Henker eher gethan, als dem alten Narren von Schuster seine liederliche Tochter mit Polizei herauszuholen, nachdem er so lange ein Auge zugeedrückt!«

»Aber Lieutenant François?«

»Kümmern Sie sich um ihn nicht, dergleichen Abenteurer finden sich überall durch. Sehen Sie nicht den Donquixotestreich, den er beginnt?« Er hatte sich bis dicht an den Herrn im Mantel gedrängt. »Verzeihung, Excellenz, daß ich es wage,« flüsterte er, »aber die Lage zwingt mich zur Indiscretion. Ich bitte, folgen Sie mir, wenn Sie unerkant zu bleiben wünschen.«

Der Herr im Mantel nickte. Den Kragen noch höher geschlagen, drängte er hinter dem Agenten her, der so beweglich und gewandt, als hätte er keine Sechsfünfundzwanzig und kein Embonpoint, durch die Zankenden und Zagenden schlüpfte, ohne auf den Vater Schuster zu achten, der die ungerathene Tochter in Eva's Costüm an den Haaren hinter der Gardine hervorschleifte. So kamen sie in's Nebengemach und zu der zweiten Ausgangsthür, die nach der Küche und der Hofterrasse führte.

Wir haben bereits bemerkt, daß diese durch zwei Schutzleute versperrt war, die Niemand passiren ließen. »Zurück!«

«Einen Augenblick, Herr Wachtmeister!« sagte der Agent, indem, er ihm eine Karte hinhielt, »bitte, lesen Sie die Unterschrift. Es war eine jener einfachen Karten, die Nichts enthielten als die Worte:

»Vorzeiger ist legitimirt und passirt allein und mit Begleitung.

Hinckeldey.«

aber der Name hatte bereits damals eine solche dictatorische Gewalt erlangt, daß es eben nur dessen Anblicks bedürfte, um jedes andere Gesetz zu beugen.

Der Wachtmeister wich zur Seite und gab mit einer Verbeugung die Karte zurück.

»Entschuldigen Sie!«

Der Agent verließ eilig die Küche und nahm mit seinen beiden Begleitern den Weg durch den Corridor und über die Hintertreppe. Im Hausflur und vor der Thür begannen sich bereits Menschen zu versammeln; verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft war es durch die Lokalkenntniß noch zeitig genug gelungen, zu entkommen, andere hatten geradezu den Sprung von dem niedern Balkon gewagt. Unter dem sich versammelnden Publikum, in dessen Mitte das scharfe Auge des Agenten den gelben Paletot des hinausgeworfenen Schleppers bemerkte, schienen der Glaube verbreitet, daß es sich um die Aufhebung einer demokratischen Versammlung handele, und bei der damals herrschenden Stimmung nahm man bereits laut Partei gegen die Polizei.

»Sie haben Kanonen aufgefunden! – Man hat Springkugeln im Hause fabrizirt und zehn Fässer Pulver entdeckt!«

»Lassen Se sich nicht weiß machen, Männeken,« sagte ein kupfernasiger Gemüsebutiker, »et is der demokrat'sche Frauensklubb – die da is de Präsidenten, ick weef't sicher, meine Olle schimpft alle Dage uf sie, weil sie't bei de Abjeordneten durchsetzen woll'n, det nich mehr jetraut wird un jeder Mann zwei Frauens nehmen derf oder ooch jar keene, von wegen, weil't in Berlin sehr ville Frauensleute jibt!«

»Richtig! so is et! – Haben Se jeseh'n, wie er runterjesprungen is?«

»Wer?« fragte eifrig der neu Hinzugekommene. »Der Klub?«

»Nee – det wäre zu ville! Aber die Eene is mit ihm runterjesprungen – er war jewiß en Seildänzer un hätte mir beinah über'n Haufen gerennt, als er davon lief. Wenn de Kostabulöre ihn hätten fassen woll'n, er hätte eh'r dreie dodt gemacht, sonne Oogen machte er. Na – er is jlicklich fort un die Andern ooch, die Kurahsche jehabt haben!«

Die Bemerkung galt dem jungen Franzosen. Als er, energisch Alles vor sich niederwerfend, mit seiner Last auf den Balkon gelangt war, befanden sich bereits einige Personen dort, um zu versuchen, von hier aus sich vor dem jedenfalls unangenehmen Rencontre mit der Polizei zu salviren, aber Keiner hatte zur Zeit noch den Muth oder das Geschick gehabt, den Sprung zu wagen. Dem jungen Offizier kam die Erfahrung und Gewandtheit seines Schiffslebens zu Gute. Einen Augenblick nur maß er die Höhe und die Gelegenheit und dann, ohne zu zögern, drängte er sich auf dem Balkon bis zum Ende desselben in der Seitenstraße und schwang sich, das ohnmächtige Mädchen fest an sich drückend, über das Geländer. Mit der rechten Hand dasselbe erfassend, ließ er sich gewandt an den Stäben niedergleiten, bis er frei in der Luft über dem

Trottoir hing, und bei der niedern Lage des ersten Stockwerks und des Balkons höchstens noch drei Ellen entfernt war; dann, die Hand öffnend, fiel er auf die Fußspitzen nieder, nur sorgfältig bemüht, das junge Mädchen vor jeder Verletzung zu schützen, und rasch sich emporraffend, eilte er mit ihr, ohne auf die herbeikommenden Neugierigen zu achten, davon. Sein Beispiel hatte gewirkt, und Mehrere versuchten den bei einiger Geistesgegenwart ungefährlichen Sprung, oder kamen mit Hilfe des sich versammelnden Publikums, das stets bereit ist, der Polizei ihre Opfer zu entziehen, eben so leicht und glücklich davon, wie der Commissionsrath mit seinen beiden Begleitern.

Dieser hatte sich, sobald er das Haus und die Menschenversammlung hinter sich gelassen, nach dem Askanischen Platz zu gewandt und ging mit dem Offizier, diesem irgend eine Geschichte aufbindend über die Ursache ihres glücklichen Entkommens, bis zur Ausmündung der Straße, ohne sich anscheinend weiter um seinen zweiten Protege zu kümmern. Hier aber blieb er stehen und deutete mit einer stummen Verbeugung an, daß alle Gefahr von Unannehmlichkeiten vorüber sei und sie sich trennen könnten.

Der Herr im Mantel ging noch einige Schritte voran, dann wandte er sich und winkte dem Agenten.

»Bitte, Herr.«

»Entschuldigen Sie mich einen Augenblick,« bat dieser den Offizier. »Wenn ich nicht irre, hält dort vor dem Bahnhof noch eine Droschke. Nehmen Sie dieselbe in Beschlag, ich bin gleich wieder bei Ihnen.« Dann folgte er eilig dem Winke des Herrn. »Haben euer Excellenz noch Etwas zu befehlen?« fragte er leise.

»Nein, ich wollte Ihnen nur danken. Sie haben mich also erkannt?«

»Der unangenehme Einbruch der Polizei gebot mir indiskret zu sein!«

»Es hat zuweilen sein Gutes, doch in den seltensten Fällen. Sie verstehen mich! Ich überzeuge mich gern selbst von den Verhältnissen in Berlin, auf diese Weise allein kann man ändern und bessern. Es ist allerdings die höchste Zeit, daß Herr von Hinckeldey der öffentlichen Sittlichkeit seine Aufmerksamkeit zuwendet! – Wer ist der Herr in Ihrer Begleitung?«

»Lieutenant von Röbel – ein Neffe des Geheimraths Baron von Werben!«

»Hat er mich erkannt? Oder haben Sie mit ihm von mir gesprochen?«

»Excellenz! Herr von Röbel hat keine Ahnung davon. Überdies marschirt er morgen Vormittag mit den Truppen nach Schleswig.«

»Es ist gut. Ich danke Ihnen nochmals, liebster Rath. Besuchen Sie mich recht bald – und – a propos! Sind Sie nicht an der Bewerbung wegen der neuen Lieferung betheilig?«

»Ich habe allerdings mich gemeldet, weil ich in Hamburg bedeutende Geschäftsverbindungen habe.«

»Wissen Sie – sprechen Sie mit Löwenstein – es ist ihm halb und halb zugesagt – aber es läßt sich hoffentlich ein Arrangement treffen. Sie können auf meinen ganzen Einfluß rechnen.«

Er reichte ihm herablassend die Hand, die der Agent sehr respektvoll berührte.

Der Herr im Mantel wandte sich nach der Hirschelstraße – der Agent schaute ihm spöttisch nach. »Alter Sünder,« sagte er lachend, »wer die Geschichte mit der hübschen Bäckerfrau und Deiner Flucht durch's Fenster nicht wüßte! Aber die Begegnung ist unbezahlbar und Herr Löwenstein wird sich dies Mal schon bequemen müssen, den Profit zu theilen, und wenn er's nicht will, werd' ich ihm eine Geschichte erzählen, nicht »wie man Präsident wird!« sondern, wie man hübsche Haushälterinnen im Schlafrock empfangen muß!«

Er ging nach dem Thor, wo der Offizier bereits mit der Droschke auf ihn wartete.

Als Lieutenant François mit seiner Last glücklich die Straße erreicht, war er, ohne sich um das sich versammelnde Publikum zu kümmern, weiter geeilt und der funkelnde entschlossene Blick hatte die Ersten, die sich ihm neugierig nahten, zurückgescheucht.

Es war natürlich, daß er seinen Weg nicht nach dem Innern der Stadt, sondern dahin nahm, wo das Ende der Straße ihm eine Aussicht in's Freie bot.

So gering auch die Last des jungen Mädchens sein mochte, so war sie doch natürlich zu schwer, um lange auch von solchen Stahlmuskeln, wie die des jungen Abenteurers, getragen zu werden, und indem er sie nach und nach aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachen und an seinem Herzen vor Frost und Angst erbeben fühlte, ging er langsam vorwärts und suchte eine Stelle, wo er sie niederlassen könnte, ohne ihre unbedeckten Füße den Boden berühren zu lassen.

Wer sich des Zustandes jener Stadtgegend zur Zeit unsrer Darstellung noch erinnert, wird wissen, daß sie nur noch wenige oder gar keine Häuserbauten nach dem Kanal hinaus zeigte, der ebenfalls mit dem Hafenbassin erst im Bau begriffen war. Der Platz war wenig geebnet, mit Materialien bedeckt, am Tage von Arbeitern, spielenden Kindern und Wäscherinnen benutzt, des Nachts von liederlichem und gefährlichem Gesindel, das die nahe Feldmark hierher sandte.

Allein in einer ihm gänzlich fremden Gegend der fremden Stadt, nur weniger Worte der deutschen Sprache erst mächtig, ein nur mit Hemd und Röckchen bekleidetes, vor Kälte und Angst zitterndes Mädchen in seinem Arm, wuchs die Verlegenheit, die ihm aus seiner rasch entschlossenen guten That hervorging, mit jedem Augenblick.

Endlich erreichte er einen Haufen von Bauholz und Mauersteinen, der wenigstens geeignet war, seine Last aufzunehmen. Er ließ sie einen Augenblick nieder, warf seinen Paletot ab und bereitete ihr mit diesem einen Sitz, auf den er sie dann brachte, sie sorgfältig in das große Shawltuch einhüllend.

Das junge Mädchen ließ Alles still mit sich geschehen, ihr Kopf mit dem langen schwarzen Haar und den geschlossenen Augen ruhte rückwärts an dem harten Lager eines Balkens, der Mondschein zeigte das todtenbleiche Gesicht.

Der Offizier wußte nicht, ob, er sie in diesem Zustand verlassen sollte, um womöglich Hilfe in der Nachbarschaft zu suchen, oder ob er bei ihr bleiben müsse, bis ihr volles Bewußtsein zurückgekehrt sei und sie ihm dann selbst angeben könne, was geschehen solle.

Plötzlich zuckte sie empor – ihre Hände preßten gefaltet die Brust – ihre Augen rollten wild umher in der unbekanntenen Umgebung.

»*Mon Dieu! mon Dieu!* – wo bin ich?«

»Beruhigen Sie sich, Mademoiselle,« sagte ehrerbietig der junge Franzose, »Sie sind sicher vor allen Unannehmlichkeiten, Sie befinden sich im Schutz eines Landsmannes, der aufrichtig wünscht, Ihnen zu dienen, wie Sie bestimmen werden.«

Sie sah ihn mit unsicherm Blick an, dann glitt er nieder auf ihre eigene in das Tuch gehüllte Gestalt, das sich bei ihren Bewegungen geöffnet hatte. Die kalte Nachtluft schauerte über ihre Glieder und die ganze schreckliche Wirklichkeit stand mit einem Schlage vor ihr.

»*Ma mère! ma mère! je sui perdu – laissez moi mourir!*«

Sie sprang empor, sie wollte nach dem schmutzigen Spiegel des Bassins eilen, den das Mondlicht ihr zeigte, aber er hielt sie mit Gewalt zurück und drückte sie nieder auf den Sitz, indem er auf's Neue ihre zitternden Glieder mit ehrerbietiger Züchtigkeit in das schützende Tuch hüllte.

»Hören Sie mich an, Mademoiselle,« sagte er milde, aber fest, »ich werde nie zugeben, daß Sie einen solchen Entschluß der Verzweiflung ausführen, so lange ich es hindern kann. Wenn Sie auch nicht ganz meine Landsmännin sind, so giebt Ihnen das Band gemeinsamer Sprache doch vollen Anspruch auf meinen Schutz. Ich bin ein Fremder in dieser Stadt, wie Sie es sind, und meine Pflichten rufen mich schon in den nächsten Tagen von hier. Durch einen Zufall habe ich gehört, daß Sie nur durch Noth in diese traurige Lage gekommen sind, und daß es das erste Mal war, daß Sie sich in dieser nichtswürdigen Gesellschaft befanden.«

Ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen. »Barmherziger Gott, ich hätte lieber sterben sollen! Aber der Hunger thut so weh, sie mißhandelten mich so viel ... «

»Der Hunger?« Seine Hand ballte sich, sein Auge flammte.

»O, Monsieur, verachten Sie mich nicht zu sehr. Ich hatte seit gestern Nichts genossen, man wollte mir nicht eher zu essen geben, als bis ich eingewilligt, und drohte mir, mich aus dem Hause zu werfen. Aber ich war so erschreckt von den vielen Augen, die sich auf mich richteten, als ich die Esmeralda darstellte – man hatte mir nicht gesagt, daß das Bild« – eine dunkle Gluth der Scham überzog bei diesen Worten ihr Gesicht – »so abscheulich sein würde, ich weigerte mich, weiter zu helfen – da schlug man mich.«

»Die Canaillen!«

Sie hatte das Auge zagend zu ihm aufgeschlagen und schien allmählich Muth und Vertrauen zu gewinnen. Es lag so viel edle Energie in seiner Entrüstung, so viel Achtung für das Unglück in seinem ganzen Benehmen.

»Mein Gott! – mein Gott! was werden Sie von mir denken! – O, glauben Sie nicht, daß ich schlecht bin!« sagte sie demüthig und zitternd.

»Beruhigen Sie sich, Mademoiselle, ich weiß, daß nur Noth und Zwang nichtswürdiger Menschen Sie in diese falsche Lage gebracht haben. Aber wie kamen Sie in das Haus dieser Frau?«

»Ich hatte seit sechs Monaten meine Stelle verloren, die Familie, in der ich Bonne war, änderte ihre Verhältnisse. So kam ich hierher und gab mich einstweilen in Pension bei einer Frau, die, wie man mir sagte, Bonnen und Gouvernanten Stellen verschafft. Aber die Zeit ist so schlimm, es wollte sich kein Platz für mich finden, und ich verzehrte das wenige Geld, was ich gespart, denn ich hatte von meinem Honorar meine arme Mutter zu unterstützen gehabt. Zuletzt mußte ich Alles verkaufen, um nur meine Wirthin zu befriedigen, und als ich Nichts mehr hatte, als den Anzug, den ich trug, und dies kleine Medaillon mit den Haaren meines verstorbenen Vaters, und die Schuld, die bereits aufgelaufen, nicht befriedigen konnte, da ... «

»Nun?«

»Da wies sie mir die Thür und zwang mich, zu jener Frau zu gehen, die sie kannte, und die mir angeboten, mich zu engagiren aber ich schwöre Ihnen, ich wußte nicht, zu welchem Zweck! Ich mußte bleiben, ich hatte Niemand auf Gottes Welt, an den ich mich um Hilfe und Schutz wenden konnte!«

Er verlängerte – trotz der drängenden Situation – absichtlich dies Gespräch, um ihr dadurch Ruhe und Fassung wiederzugeben.

»Darf ich fragen, wo Sie her sind, Mademoiselle?«

»Aus Serrières bei Neuschatel!«

»Und Ihr Name?«

»Elise!«

»Aber der andere? Ich frage in aufrichtiger Theilnahme.«

Sie sah zu ihm empor – bittend – schmerzlich. »O, verlangen Sie es nicht! es ist der Name meiner Mutter, und ich habe ihn entehrt!«

Dieser Zug einer wahren und innigen Scham rührte ihn auf's Tiefste; er fühlte, daß die Aufwallung edlen Gefühls, die ihn zu der raschen, von Anderen vielleicht für unbesonnen gehaltenen Handlung getrieben hatte, gerechtfertigt war.

»Ich ehre Ihre Zurückhaltung und rechne darauf, später Ihr volles Vertrauen zu verdienen. Vor Allem gilt es jetzt, Kleider und ein Unterkommen für diese Nacht für Sie zu besorgen. Können Sie mir in dieser Beziehung einen Rath geben?«

Sie weinte nur.

»Ich würde Sie nach meinem Hotel bringen, aber ich besorge, Sie einer Indiscretion auszusetzen in diesem Zustande. Ich bin selbst noch jung und unerfahren und mit den Sitten dieses Landes unbekannt, aber ich fürchte, die Polizei hat alle jene Mädchen in dem Hause verhaftet,

und das war es eben, was ich bei Ihnen verhindern wollte. Wenn Sie so das Thor passiren, könnte man leicht Verdacht schöpfen!«

»Es ist unmöglich – ich schämte mich zu Tode!«

»Es ist ein Unglück, daß ich die deutsche Sprache nicht verstehe. Sie auch nicht?«

»Sehr wenig!«

»Dennoch muß schleunig Etwas geschehen, Sie erkälten sich hier. Wollen Sie es wagen, einige Augenblicke allein zu bleiben?«

Sie sah ihn schüchtern und ängstlich an, dann sagte sie vertrauensvoll: »Ich will es. Sie werden ein armes, freundloses Wesen in ihrer letzten Hoffnung nicht täuschen!«

»Gewiß nicht, aber Sie versprechen mir auch, sich nicht von der Stelle zu rühren und die thörichtesten Gedanken aufzugeben, die Sie vorhin hegten.«

Ihre Hand stahl sich leise aus der Umhüllung des Tuches und bot sich ihm dar. »Ich verspreche es Ihnen.«

Er berührte ehrerbietig diese Hand, die sich sogleich schüchtern wieder zurückzog. »Ich danke Ihnen, in zehn Minuten werde ich wieder bei Ihnen sein!«

»Still – gehen Sie noch nicht – dort kommen Menschen, man sucht uns vielleicht! O Gott, stehe mir bei.«

Der Franzose stellte sich vor sie hin, um sie zu verbergen oder vor jeder Unannehmlichkeit zu schützen, denn in der That kamen drei Männer von dem Kanal her auf sie zu.

Das zuweilen von Wolken verdeckte Licht des Mondes ließ deutlich ihre Gestalten erkennen. Zwei von ihnen schienen Schiffsleute zu sein von den Spreekähnen, die im Kanal lägen, der Dritte trug einen langen Oberrock, den Kragen in die Höhe geschlagen und den runden Hut tief in die Stirn gedrückt. Er hatte eine Figur von mittlerer Größe, so weit unter der Verhüllung zu beurtheilen war, hager aber muskulös. In kurzer Entfernung von dem Paar, das durch eine Wand von hier aufgestapelten Ziegelsteinen vor ihren Augen verborgen war, blieben die Männer stehen und setzten ihr Gespräch halblaut fort.

Aber selbst wenn der junge Abenteurer unter seine in dem wilden Leben des Westens gewonnenen Sprachkenntnisse auch das Deutsche gezählt hätte, würde er wenig davon verstanden haben; denn die Reden waren mit so vielen seltsamen Ausdrücken vermischt, daß auch ein geborener Berliner ihren Sinn nicht begriffen hätte.

»Die Soore¹ muß gebracht werden noch heute Abend fort von hier,« sagte Der im Rock mit einem scharfen Anflug von jüdischem Dialekt, »der Geneiwte wird machen großen Spektakel und die Greifferei² fängt an zu werden gefährlich.«

»Der Pallopeten³ thut uns Nichts, er liegt längst im Senftling.⁴«

»Das ist egal, wir haben zu thun mit der Greifferei. Die Kabohre⁵ muß geführt werden zum langen Thomas, dort baldowert⁶ es Niemand und ich werde schicken den Keim⁷ morgen früh. Heute und morgen müßt Ihr Euch halten ruhig, am Mittwoch Abend komme ich zu Euch nach dem Stralauer Thor!«

»Na,« sagte der eine Kerl unwirsch, »wir sollen immer arbeiten und unser Helling⁸ ist nicht der Rede werth. Es ist heute Montag und in der Schmorpfanne ist Tanz, die Dirnen sind Alle dort und es wird lustig hergehen.«

¹Soore: Das gestohlene Gut. – Die Ausdrücke gehören sämmtlich dem Rothwälsch der Berliner Diebe an.

²Die Kriminalpolizei.

³Der Polizeicommissar.

⁴Bett.

⁵Das verwahrte Gut.

⁶Ausspioniren.

⁷Jüdischer Hehler.

⁸Der Antheil der Kabbern, der Gehilfen bei einem Diebstahl.

»Sie haben einen Streich vor, wie ich höre,« sagte der Andre.

»Ich habe Nichts dawider, wenn Ihr später hingehet, aber erst muß die Sore in Sicherheit. Also Mittwoch Abend seid mit dem Kahn an der Waschbank.«

»Und morgen schickt Ihr den Keim?«

Der Mann im Rock legte die Hand rasch auf seinen Arm. »Schmuse betuke¹, ich hörte einen Husten, es sind Lampen² in der Nähe!«

Er griff nach der Brusttasche unter dem Rock und trat um die Ecke der Ziegelwand, sein scharfer Blick fiel sogleich aus das Paar. »Sollt Ihr verschwarzen, warum horcht Ihr da?«

Seine beiden Gefährten waren sofort herbeigekommen und alle Drei machten Miene, sich auf die Fremden zu werfen, aber die entschlossene Haltung des jungen Mannes und das verdächtige Blinken eines Terzerollaufs in seiner Hand hielt sie zurück.

»*Prenez garde, mes amis,*« sagte der junge Offizier, »*n'approchez pas un pas!*«

»O,« sagte der im Überrock, »es ist ein Franzose. Kommt das französische Gesindel auch noch hierher, um uns zu brennen?³ *Qui êtes vous Monsieur?*«

»*Vous parlez français?*« sagte der Offizier erfreut, indem er die Waffe senkte.

»*Un peu, Monsieur; je l'ai appris dans ce temps, que j'étais dans la société du Directeur Carré; mais qui êtes vous et comme venez vous ici?*«

»Das kann Ihnen gleichgiltig sein,« sagte der junge Mann mit bestimmtem Ton. »Aber ich rechne es für einen glücklichen Zufall, Jemanden getroffen zu haben, der Französisch versteht. Wollen Sie Geld verdienen, mein Freund?«

»Warum nicht, dazu ist man bereit stets!«

»Ich bin in einer fatalen Lage. Hier ist eine Dame, der man die Kleider gestohlen hat; könnte ich durch Ihre Vermittelung schnell Schuhe und Strümpfe, einen Rock und Hut und Mantel haben, wenn es auch geringe Kleider sind, nur reinlich und warm; ich bezahle, was Sie verlangen.«

Der Unbekannte warf einen scharfen Blick auf das zitternde, in ihr Tuch geduckte Mädchen; die Sache kam ihm merkwürdig genug vor, aber er sah doch so viel, daß er hier mit Personen zu thun habe, bei denen zu verdienen war, nicht, die ihn in seinen eigenen Geschäften beschränkten, und der Gedanke an den Vortheil überwog alle anderen Bedenken.

»Ich hoffe zu erfüllen Ihren Wunsch. Monsieur, wenn Sie zahlen wollen gut.« Dann wechselte er die Sprache und redete den älteren seiner beiden Gefährten in dem früheren Gaunerdialekt an. »Komm hierher, Mann. Hat Deine Keibe⁴ Malmische⁵ für den Sonntag, Schuhe, einen Oberhänger und Obermann?⁶«

»Natürlich hat die Olle ihre Kluff.⁷ Sie hält darauf und sieht verteufelt sauber aus, wenn sie in die Kirche geht. Warum fragt Ihr?«

»Weil ich sie kangen⁸ will. Du sollst haben zwanzig Räder⁹ für den ganzen Bettel, aber ich muß ihn haben zur Stelle!«

»Zwanzig Thaler – die Olle wird nicht wollen, sie hält darauf.«

¹Schweigt still!

²Störende Personen.

³Antheil fordern.

⁴Frau.

⁵Kleidung.

⁶Mantel und Hut.

⁷Kleidung.

⁸Kaufen.

⁹Thaler.

»Sei kein Gamel,¹ Schiffer-Schulze. Du sollst haben fünfundzwanzig, und ich müßt mich nicht verstehn darauf, wenn Du nicht kannst wieder kriegen morgen den ganzen Bettel. Nimm die Mesumme und hol' die Kluft.«

»Na – meinetwegen – aber ich muß ihr die Mepaie² zeigen, sonst giebt sie's nicht.«

»Haben Sie Geld bei sich, Monsieur?« fragte der Leiter der Versammlung. »Die Frau des Mannes ist auf dem Schiff dort im Kanal und kann geben ihre Feiertagskleider, aber er will haben zehn Louisd'ors.«

»Hier sind zwölf. Aber lassen Sie die Kleider sofort bringen.«

Die Augen der Drei funkelten, als sie den jungen Mann eine schwer mit Gold gefüllte Börse öffnen und eine Anzahl Louisd'ors herausnehmen sahen, die er dem Mann im Rock in die Hand gab. Ihre Blicke kreuzten sich fragend, ob man nicht über den Fremden herfallen und ihn der Börse berauben solle, aber der klügere Anführer schüttelte unmerklich das Haupt.

Mit großer Überwindung zählte er von dem empfangenen Gelde unter allerlei Ausflüchten, wofür der Rest der Summe bestimmt sei, fünf Louisd'ors in die Hand des Schiffers und trieb diesen mit sammt seinem Sohn fort, die Kleider zu holen. Darauf blieb er allein mit dem Franzosen.

»Wenn ich kann thun dem Herrn einen weitem Dienst,« meinte er kriechend, »bin ich bereit mit Leib und Leben. Ich hab' schon gedient den Herren Cavalieren sehr viel.«

»In der That,« sagte der junge Mann, »ich befinde mich in Verlegenheit. Diese Dame, meine Landsmännin, steht unter meinem Schutz, ich habe sie von einem Ort flüchten müssen, wo ihr Gefahr drohte, und weiß nicht recht wohin mit ihr für diese Nacht, da ich sie unmöglich nach meinem Hotel führen kann.«

»O, wenn's ist Nichts weiter als das,« erbot sich der Jude, »ich will dem gnädigen Herrn schaffen eine extrafeine Gelegenheit vor das Vergnügen von die Nacht, wo Sie Beide sollen sein ganz ungestört und so bequem bleiben, wie in's beste Hotel.«

»Schuft, was denken Sie? Kein Wort mehr in diesem Tone, oder ich schlage Ihnen den Schädel ein,« zürnte der junge Mann, beschämt, daß die Unglückliche den Vorschlag mit angehört. »Ich werde morgen für diese Dame sorgen, und bin nur augenblicklich in Verlegenheit, wie ich ihr für diese Nacht ein sicheres Unterkommen verschaffen soll, wo sie unbelästigt vor Nachfragen ist. Ich verlasse Berlin in einigen Tagen und werde, sie mit mir nehmen, bis dahin aber muß sie verborgen bleiben.«

Der Gauner – denn daß er zu dieser würdigen Zunft gehörte, hatte das Gespräch und die Spitzbubensprache von vorhin zur Genüge dargethan – sann einige Augenblicke nach. »Wenn sich das Fräulein nicht fürchtet vor einem harten Lager, wüßte ich wohl ein Unterkommen, wo sie ist so sicher wie in Abraham's Schooß.«

»Helfen Sie mir dazu und seien Sie meiner Dankbarkeit gewiß.«

»Ich will sehen, was sich läßt machen! Da kommt der Mann mit den Kleidern zurück.«

In der That kam der alte Stromschiffer mit seinem Sohn vom Kanal her, Beide ein Packet tragend, das der Alte vor das Mädchen hinwarf.

»Da, – da ist's, 's hat Mühe genug gemacht, bis wir die Olle dazu gebracht. Hätten die Füchse³ nicht so blank ausgesehen, der Teufel soll mich holen, wenn sie die Fetzen herausgegeben hätte!«

»Lassen Sie uns ein wenig bei Seite treten,« sagte der Franzose, »bis die Dame sich angekleidet hat. – Es ist Alles, Mademoiselle, was ich Ihnen in diesem Augenblick bieten kann, aber die Noth zwingt uns, davon Gebrauch zu machen. Morgen sollen Sie passendere Sachen haben.«

¹Esel.

²Geld.

³Goldstücke.

Sie sah ihn schüchtern, dankbar an. »O, es ist Alles gut genug für mich und ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll. Ich will sogleich fertig sein.«

Sie waren hinter den Steinhaufen gegangen, der ihnen das junge Mädchen verbarg. »Haben Sie eine Auskunft gefunden?« fragte der Franzose.

»Warten Sie einen Augenblick.« Darauf wandte der Jude sich an den Schiffer. »Der Kober¹ will haben für seine Kalle² eine kesse Penne,³ wo er sie kann verstecken. Ich weiß nicht, was ist geschehen, aber es ist nicht koscher⁴ mit ihnen und der Kerl hat Kies,⁵ es ist zu machen ein Rebbes.⁶ Ihr werdet sie nehmen in euern Kahn und sie bringen mit der Sore zum langen Thomas. Er soll ihr geben ein Lager zum Joschen⁷ für die Leile,⁸ bis ich komme morgen früh.«

»Aber Ihr wißt, Schwarzer Schmul,« wandte der Schiffer ein, »daß der fremde Matrose noch immer in der Kajüte krank liegt.«

»Die rothe Pest über sein Mitleid – was braucht er den Hanne⁹ aufzunehmen, warum giebt er ihn nicht in's Spital? – Aber er wird finden einen Platz, wo die Kalle ist sicher, bis ich komme. Wir können vielleicht verdienen viel Mesumme¹⁰ von dem Kober. Schicke den Goldfuchs und laß machen bereit den Kahn, und hinein bringe die Kabohre. Es ist nicht nöthig, daß Deine Keibe weiß, was es ist mit der Dirn'.«

Der Sohn des Schiffers, wegen seiner rothen Haare unter seinen Genossen der Goldfuchs genannt, entfernte sich auf die Weisung seines Vaters nach dem Kahn hin und der Schwarze Schmul, wie ihn der Schiffer geheißt, wandte sich wieder zu dem Franzosen.

»Der Mann hier ist ein ehrlicher Mann,« sagte er, »aber sein Weib ist eine böse Sieben und würde nicht dulden, daß er ein Mädchen brächt' in's Schiff auch nur eine Nacht. Er will führen die Dame in seinem Kahn sicher zu einem Freund, wo sie kann bleiben die Nacht und so viele Tage als sie will, ohne daß Jemand sie sucht. Es ist ein sehr anständiger Mann, der Freund, und wird's thun um einen kleinen Erwerb, die junge Frau wird sein so sicher wie in des Königs Schloß, ich bürg' mit meinem Leben dafür.«

Obschon dem jungen Mann die drei Männer gerade nicht sonderlich Vertrauen einflößten, wußte er doch in seiner Verlegenheit und in der späten Stunde nicht, was anders anfangen, und mußte noch sehr froh sein, daß ihm der Zufall diese Hilfe gesandt. Er glaubte, wenn er den Eigennutz der Männer rege mache, ihres Beistandes und ihrer Sorge für die ihnen Anvertraute sicher zu sein.

Als er nun nach der Anfrage, ob sie fertig sei, hinter den Steinhaufen trat, um seine Schutzbefohlene von dem Beschlossenen zu unterrichten, mußte er unwillkürlich lächeln über die Gestalt, die ihm entgegen kam. Der Schiffer-Schulze hatte sich natürlich gehütet, die besten Kleider seines Weibes zu bringen, wie er versprochen hatte, und der Anzug beschränkte sich auf einen groben Friesrock, eine Jacke, die natürlich viel zu weit und groß für den zarten Körperbau des jungen Mädchens war, und ein Paar wollene Strümpfe nebst unförmlichen Schuhen. Aber die Verlassene hatte mit dem Geschick und Takt der Frauen daraus gemacht, was möglich war, und wenn sie in dieser Garderobe auch ziemlich unförmlich erschien, daß es das Lächeln des jungen Mannes erregen mußte, so war die Kleidung doch wenigstens warm und gewährte ihr

¹Liebhaber.

²Geliebte.

³Sichern Aufenthalt.

⁴Rein.

⁵Geld.

⁶Vortheil.

⁷Schlafen.

⁸Die Nacht.

⁹Tölpel.

¹⁰Geld.

mit Hilfe des Tuches, das sie um den Kopf geschlungen, vollen Schutz gegen die Witterung und die Blicke Fremder.

»Sie lachen über mich, mein Schutzengel und Retter,« sagte sie freundlich demüthig, »aber ich bin so glücklich, diese Kleider durch Ihre Güte zu haben, daß ich es Ihnen nicht ausdrücken kann und nur noch die Sorge, Ihnen so viele Mühe zu machen, meinen Dank überwiegt. Was haben Sie über mich Arme beschlossen, denn – ich gestehe es offen, – Sie sind meine einzige Hoffnung.«

Er sagte es ihr und wie die Männer, die sie zufällig gefunden, sie in ein Asyl führen wollten, bis er morgen am Tage andere Anstalten habe treffen können.

Das junge Mädchen richtete ängstlich die Blicke aus die beiden Fremden, die mit einander flüsternd zurück standen, aber sie wagte nicht zu widersprechen und sagte nur: »Ich bin bereit. Ich weiß, Sie werden Alles am Besten mit mir machen.«

Er reichte ihr den Arm und geleitete sie hinter den beiden Männern drein, die nach dem Ufer des Kanals gingen. Ein Spreekahn, der Baumaterialien hierher gebracht, lag einige Schritte vom Ufer; ein Licht schimmerte aus der Kajüte, aber die Verbindungsbretter, die während des Tages vom Bord zürn Ufer führten, waren eingezogen. Der Schiffer führte seine Bigleiter jedoch nicht zu dem Kahn, sondern weiter hin zu einer Landungstreppe, an der bereits der Goldfuchs mit einem kleinen Nachen hielt. Ein mit einer alten Decke verhüllter Packen lag im Hintertheil des Nachens, der unmöglich mehr als drei Personen fassen konnte.

»Hier, Monsieur,« sagt der Jude, »lassen Sie einsteigen die Dame, damit sie kommt unter Dach und Fach, denn das Wetter wird' sich ändern sehr bald.«

»Ich werde sie natürlich bis zu dem Ort, wohin man sie bringt, begleiten.« Sie hielt seine Hand fest und ihr leiser Druck sagte ihm, wie sehr sie dies wünschte und seine Sorge fühlte.

»Unmöglich, Monsieur, die beiden Leute sind nothwendig und es findet kaum noch die Dame Platz darin. »Sie sind ehrliche Leute und werden sie sicher geleiten an Ort und Stelle, wo Sie sie können treffen morgen früh.«

»Aber wie soll ich sie wiederfinden, wenn ich nicht weiß, wo sie ist?«

»Sie können nicht verrathen ihr vertrautes Logement und Sie würden auch nicht finden können den Platz, ohne zu werden geführt. Wollen Sie mir geben Ihre Adresse oder bestimmen die Zeit und den Ort, so werd' ich sein pünktlich zur Stelle, um Sie zu führen zur Madame und Alles zu besorgen, was Sie werden befehlen.«

Der junge Mann sann einige Augenblicke nach, aber er wußte in der That keinen andern Ausweg. »Ich logire im Hotel St. Petersbourg,« sagte er endlich entschlossen, »fragen Sie morgen früh 8 Uhr nach Lieutenant François Laforgne, Sie sollen gut belohnt werden für Ihre Mühe. – Wir müssen uns leider hier trennen,« fuhr er zu dem ängstlich dem Gespräch horchenden Mädchen fort, »aber fürchten Sie Nichts, Mademoiselle, es ist nur für diese Nacht, daß ich Ihren Schutz Anderen überlassen muß. Morgen früh um 9 Uhr bin ich bei Ihnen. Sie laufen nicht die geringste Gefahr, diese Männer sind Schiffer von jenem Fahrzeug und ich werde ihre Aufmerksamkeit für Sie zu fesseln wissen.«

Er nahm aus seiner Börse zwei Louisd'ors und gab sie den beiden auf den Stufen der Treppe stehenden Schiffern. »Sagen Sie den Leuten,« befahl er dem Juden, »daß sie morgen eben so viel erhalten sollen, wenn sie für Mademoiselle gut gesorgt haben. Und hier, liebe Landsmännin, nehmen Sie selbst diese Börse an sich, denn Sie dürfen in keinerlei Verlegenheit sich befinden und es wird gut sein, wenn die Leute wissen, daß Sie Geld haben, um Alles zu bezahlen.«

»O, mein Herr!«

Sie sträubte sich gegen die Annahme, aber er drang sie ihr auf. Hätte er den Blick gesehen, den Vater und Sohn bei dem Anblick der wohlgefüllten Börse wechselten, er wäre vorsichtiger gewesen.

Der Jude, in seinen Rockkragen gemummt, stand am Ufer. Er beobachtete die Scene und zuckte spöttisch die Achseln, als er das unvorsichtige Benehmen des jungen Franzosen und den gewechselten Wink der beiden Schiffer sah. »Der Mensch ist blind,« murmelte er, »er ist selber Schuld daran und verdirbt mir's Geschäft. Ich will wenigstens davon haben meinen Helling.«

»Schwerenoth – wird's bald?« sagte rauh der alte Schiffer. »Sollen wir hier eine Stunde lang stehen, bis die Leileschmiere oder der Pallopeten kommt? Macht ein Ende, schwarzer Schmul!«

Der Jude wandte sich zu dem Offizier. »Es ist die höchste Zeit, Monsieur, wenn Sie nicht erregen wollen Aufmerksamkeit! – ich werde Sie zurückführen bis zum Thor.«

»So leben Sie wohl, Mademoiselle – bis morgen!«

»Leben Sie wohl! – meinen ewigen, ewigen Dank!«

Dunkele Wolken, vom Wind gejagt, eilten am Mond verhüllend vorüber – die Scheiben der Laterne, die in der Nähe der Treppe am Ufer stand, klirrten und zitterten im sich verstärkenden Lufthauch, der über das Wasser strich, und ihr flackernder Strahl fiel auf den jungen Mann und das Mädchen.

Aus dem das liebliche blasse Gesicht verhüllenden Tuch heraus, das seine Angst und seine Scham verdeckte, lag das Auge des jungen, so früh den Gefahren und dem Verderben überlieferten Wesens auf dem kräftig kühnen, Leben und Sicherheit strotzenden Gesicht des jungen Mannes – eines Abenteurers wie sie, hinausgestoßen in die Welt, um in eigener Kraft mit dem Leben zu ringen – als wolle ihr scheidender Blick dieses Gesicht und diese Gestalt sich einprägen fest und unvergänglich für immer, für das Diesseits – und für das Jenseits!

»Leben Sie wohl!«

Er fühlte, wie ihre Hand bebte, als er ihr in den Nachen half, aber er begnügte sich, um sie nicht muthlos zu machen, diese Hand ehrerbietig zu küssen und die Zagende auf das schmale Brett niederzulassen, dann trat er zurück.

»Auf morgen!«

»Ab!«

Der Goldfuchs stieß den Nachen mit der Stange vom Ufer, der Schiffer-Schulze legte die Ruder ein.

»Gute Nacht, Schiffer-Schulze, und nimm Dich in Acht!«

»Das ist unsre Sache – kümmert Euch nicht darum!«

Der Nachen verschwand im Dunkel.

»Auf morgen!«

Thörichter Mensch! – Weißt Du denn, wann Dein morgen ist? –

Bis zum Brandenburger Thor begleitete der Jude den fremden Offizier, dort schied er von ihm mit dem wiederholten Versprechen, am andern Morgen Punkt 8 Uhr bei ihm zu sein. –

Der Wind hatte sich rasch erhoben – auf die Fläche des stillen Kanals ohne Einfluß – nur droben am Nachthimmel peitschten die Wolken und verhüllten fort und fort den Mond.

Über den dunkeln Spiegel des Kanals zwischen den öden hohen Ufern glitt ein Kahn stromaufwärts, der kaum merklichen Bewegung des Wassers entgegen.

In der Mitte des Kahnes saß eine kleine verhüllte Gestalt, ein Weib – vor ihr der Schiffer, welcher die Ruder führte, hinter ihr aufrecht stehend der Bursche mit der Stange – sie tauschten über dem niedergebeugten Kopf des Weibes Zeichen und leise Worte.

Einsamer als jetzt war die Gegend – eine leere Chaussee in einiger Entfernung an der einen, öde Gärten an der andern Seite des Wassers.

Über der großen mächtigen Stadt lag die rothe Gasatmosphäre der Nacht – gespenstig in das Dunkel hinans, im Rücken der Schiffenden, glühten gleich sprühenden Vulkanen die Coaks-Öfen des Anhalter Bahnhofs, rings umher mit dem dicken vom Winde getriebenen Dampf die Luft verpestend.

»Wenn Ihr's thun wollt, ist's Zeit, Vater, es muß geschehen sein, ehe wir an's Thor kommen.«

Der Mann mit der Stange sagte es.

»Fang' Du an!«

»Nein – Ihr!«

»Ich fürcht' mich – 's ist zwar nur ein Weib – aber wenn's heraus käm – er hat Teufelslichter im Kopf.«

»s sind ja Fremde – sie verstehn kein Deutsch nicht. Eh' er morgen kommt, sind wir längst fort, der Wind ist gut. Ich brauche Kies – die Ulanenguste spricht alle Mal von einer neuen Kluft un der blasse Ede ist teufelsmäßig hinter ihr her. Ich muß ihr's geben.«

»Vielleicht geht's wenn wir's ihr ganneven.«

»Nein – sie würde assern. So oder so!«

«Dann thu's selber!«

»Wenn Ihr's nicht anders wollt'«

Wie von einer innern Ahnung getrieben, wandte sich die Frau im Kahn um. Der Bursche in ihrem Rücken hatte sein baumwollenes Sacktuch zusammengeballt, mit diesem führte er einen Schlag gegen ihre Schläfe, daß die Frau mit einem leisen Schmerzeusschrei, noch mehr erstickt durch das schwere Tuch, umsank, über den Rand des Kahns, mit dem Kopf in das kalte Wasser.

»Witsche Hanne!«¹

Der alte Schiffer stemmte das Ruder – aber vergeblich – die Last des Burschen, der sich auf das Weib geworfen, ihr Schreien zu verhindern und des Zwecks der nichtswürdigen That sich zu bemächtigen, war zu groß.

Der Kahn schlug um.

Dann –

Wir haben schon mehrfach von dem Hause in der Jakobsstraße und von einer Hauptmannswittwe, Frau **von Berenburg**, gesprochen.

Frau von Berenburg mit ihrer Tochter gehörte zu den ›verschämten Armen‹.

Man beschuldige uns nicht, daß wir in dem Nachfolgenden übertreiben. Der Romanschriftsteller hat nur von seinen Rechten Gebrauch gemacht: – wer Berlin kennt, der wird wissen, aus eigener Beobachtung oder aus der nie schlummernden Scandalchronik, wie Vieles wahr! – was Alles geschehen ist und geschehen konnte – natürlich zu jener Zeit!

Wir kennen fast keine Stadt, wo so viel Wohlthätigkeitssinn neben so kalter Gleichgiltigkeit herrscht, wo eine solche Menge von menschenfreundlichen Vereinen und Anstalten theils durch den christlichen Sinn der Fürsten, theils durch die Humanität der Privaten existiren. Es ist nicht die Aufgabe eines Romans, näher auf diese Verhältnisse einzugehen, aber wir mußten sie constatiren, gegenüber den Zügen von Elend und Nichtswürdigkeit, die wir schildern.

Eines der umfassendsten Felder dieser Wohlthätigkeit ist die Sorge für die sogenannten ›Verschämten Armen‹. Es giebt tausende von Personen in Berlin, die allein von dieser Firma leben; Familien, die bessere Tage gesehen, die vielleicht einen glänzenden Namen tragen und durch Unglück oder eigene Schuld herabgekommen, nicht arbeiten können oder in falschem Stolz einer Arbeit sich schämen; – Personen, die sich redlich durchbringen möchten, aber von hundert schmerzlichen Rücksichten oder Leiden in einem öffentlichen Erwerb beschränkt werden und das öffentliche Almosen verschmähen müssen; – und solche, die aus Namen und Armuth eine Speculation machen, um mit Täuschungen aller Art die Wohlthätigkeit auszubeuten.

Es bestehen in Berlin mehrere Gesellschaften, besonders zur Unterstützung verschämter Armen, die mit einer nicht genug zu ehrenden, segensreichen Thätigkeit unendlich viel Gutes wirken.

¹Dummer Tölpel.

Daneben werden von Privatpersonen, namentlich von Damen, oft aus den höchsten Ständen, Personen und ganze Familien auf das Reichlichste unterstützt. Der Wohlthaten, im Verborgenen geübt, sind wahrlich so viele, als derer, die mit Thalern und Groschen in den Vereinslisten und der Vossischen Zeitung constatirt werden!

Man sage uns nicht, daß wir diesen edlen und hochherzigen Geist der Wohlthätigkeit beschränken wollen, wenn wir aussprechen, daß er gerade in Berlin oft auf das Abscheulichste gemißbraucht wird!

Es leben in der Hauptstadt zahlreiche Personen, die aus Bettelbriefen ein förmliches Geschäft machen! Keine fremde Fürstlichkeit läßt sich im Bereich der Residenz blicken, und Hunderte, ja tausende solcher Briefe hängen sich an ihre Fersen!

Wir kennen einen Beamten, der über die Ankunft aller Gutsbesitzer und wohlhabenden Personen der conservativen Partei förmlich Liste führt und jede mit seiner ›darbenden Familie‹ anpumpt!

Gastirende Künstler werden um bescheidene Darlehne und Unterstützungen bis zu 500 Thalern ersucht!

Die verschämte und unverschämte Armuth supplicirt in den Gasthöfen und mit der Stadtpost, mit Besuchen und *par postillon d'amour*. Die Ausbeutung der Armuth ist eine Industrie geworden; die Wahrheit frißt ihre Thränen und die Frechheit säuft Champagner! –

Es ist eine ziemlich ärmliche Stube in dem ersten Stock eines desolaten Hintergebäudes, in die wir den Leser führen.

Dies Hintergebäude gehörte zu dem mehrerwähnten Hause der Jakobsstraße, das gleichfalls nur aus Paterre und einem Stockwerk bestand.

Das Haus wurde im Ganzen nur von vier Familien bewohnt – wenn wir den Eigenthümer, einen alten Juden ohne Frau und Kinder, der auf Pfänder lieh und Trödelgeschäfte machte, auch als Familie rechnen. Er hatte das Parterre inne mit einer Nichte, die ihm die Wirthschaft führte, und anscheinend eine ziemlich ausgebreitete Handelsbekanntschaft, denn es verkehrten viele Personen aus verschiedenen Ständen bei ihm während des Tages und des Abends. In seiner Abwesenheit, die ziemlich häufig war, fertigte seine angebliche Nichte, ein pffiffiges, listiges Ding von kaum 15 Jahren, die Besuche ab.

Der Pfandleiher – er trieb das Geschäft freilich nur privatim und ohne Concession – war ein gebücktes, zusammengekrümmtes Männchen mit spärlichem, rothem Haar und kriechend jüdischem Wesen. Bei der Polizei stand Herr **Samül Jonas** in gutem Ansehn; denn er bezahlte pünktlich seine Abgaben, schickte der Frau Commissairin – beileibe nicht dem Revier-Commissair – jedes Neujahr, seitdem er das Haus bewohnte, zwei Flaschen Danziger Goldwasser und hatte bereits mehrere unglückliche Diebe angezeigt, die thörichter Weise bei ihm gestohlenes Gut hatten versetzen oder verkaufen wollen. Auch beschäftigte er sich nur mit ›reinlichen‹ Käufen und sein Trödlerbuch war stets in bester Ordnung. Selbst das scharfe Auge Duncker's hatte Nichts an ihm auszusetzen gefunden.

Endlich – und das war vielleicht die Hauptsache – schien er eines gewissen geheimen Schutzes aus vornehmen Kreisen zu genießen.

Thatsache war, daß seine beiden Mietherinnen – den versoffenen Schuster mit seinem Weibe im Parterre des Hintergebäudes erwähnen wir später – vornehme Verbindungen hatten.

Die gesellschaftliche Stellung dieser beiden Mietherinnen war freilich sehr verschieden und gab zu mancherlei Reden in der Nachbarschaft Veranlassung.

Im Vorderhause wohnte eine verwitwete Justizräthin von Wengern, eine reiche Dame von mittleren Jahren, wie es hieß, denn fast Niemand bekam sie zu sehen. Sie hielt keinen großen Hausstand, sondern nur eine ältere Köchin; andere Hausgeschäfte und Gänge besorgte Sarah, die Nichte des Trödlers, oder die Schusterfrau. Dazu lebte die Wittwe ziemlich zurückgezogen und ging nie aus, schien aber keineswegs geizig; denn die Nachbarn wußten, daß sie an Küche

und Keller sich Nichts abgehen ließ; und daß es bei ihr gut genug herging, das bewiesen die Braten und Leckereien, welche die Aufwärterin für sie einkaufte, oder die von Burschen und Kellnern, doch immer nur des Abends, gebracht wurden. Einmal in der Woche empfing sie auch größere Gesellschaft; denn an einem bestimmten Abend von 8 oder 9 Uhr ab, kamen Herren und Damen zu Fuß oder in Droschken, die sie jedoch immer in einiger Entfernung halten ließen, und schlüpfen, tief in die Mäntel gehüllt, in den dunklen Hausflur. Und ob auch schon die Fenster durch Jalousieen und Rouleaux hermetisch verschlossen waren, konnte das doch nicht verhindern, daß die munteren Tanzmelodien eines Klaviers von dem Amusement der Gesellschaft Kunde gaben.

Diese Gesellschaften hatten schon vor dem März 1848 bestanden – waren während des Sommers und Herbstes ausgefallen und hatten erst seit Kurzem wieder begonnen.

Man sieht, die Wittve gehörte in der That zur Aristokratie und hatte, wie diese, sich während der Pöbelherrschaft zurück gezogen.

Hin und wieder kam auch während des Tages Besuch – ohne es auffällig zu machen, – Herren und Damen, diese jedoch immer tief verschleiert. Niemand aber wurde eingelassen, den auf sein Schellen die alte Dame oder die Aufwärterin nicht durch das Guckloch wohl controlirt. Bettler und andere unnütze Persönlichkeiten gelangten nicht, über den ersten Treppenabsatz, dafür sorgten der Jude und seine Nichte. Auch wußte man, daß hier Nichts gegeben wurde für die Armen.

Wann die Gesellschaft endete, danach frug man nicht. Einzelne gingen zeitig, Andere spät – die Bewohner jener Gegend haben überhaupt meist mit ihren eigenen Angelegenheiten zu thun, der Nachtwächter wußte Nichts oder sprach nicht davon und Samül Jonas hätte Jeden schlimm angelassen, der sich nach Dingen erkundigte, die nicht seine Sache waren. –

Die zweite Haushaltung war ganz anderer Art – still und christlich, denn Mutter und Tochter gingen regelmäßig alle Sonntage zwei Mal mit großen Gesangbüchern zur Kirche; das eine Mal in die Kirche der Parochie, das andere Mal nach der Dreifaltigkeits-Kirche, ungerechnet den Besuch der Missionsstunden und der Abendsegen.

Die Hauptmännin von Berenburg sah gar nicht aus wie eine nothleidende Arme, die Dürftigkeit und das Mitleid schienen ihr im Gegentheil recht gut zu bekommen. Sie war groß und starkknochig, eine Frau an die Fünzig und hätte wohl arbeiten können; aber das vertrug sich unmöglich mit der Ehre ihres Standes und dem Andenken ihres Mannes.

Die hohe, feste Gestalt hatte in der That etwas Aristokratisches, und hätte in der geraden, steifen Haltung auch etwas Soldatisches gehabt, wenn die demüthige Senkung des Kopfes nicht gewesen wäre, die von dem Gefühl ihres Unglücks und christlicher Ergebung sprach.

Daß sie so wohl und kräftig aussah, war eine unverdiente Gabe des Himmels, aber doch, wie sie stets hinzufügte, nur äußerlicher Schein; denn Niemand kannte ihre Nerven-Leiden, den traurigen Blutandrang zum Kopf, der sie oft zwang, ganze Vormittage im Bett zuzubringen. Die würdevollen, resignirten Manieren, die sie besaß, verschafften ihr überall Wohlwollen und jene freundliche Achtung, die leider der Arme so selten findet. Hatte sie doch der Sorgen so viele; außer der um ihre kärgliche Existenz noch die um die Gesundheit und Zukunft ihres einzigen Kindes, des einzigen geliebten Pfandes eines unvergeßlichen Gatten – den sie, beiläufig gesagt, in den Trunk und das Spiel hinein geärgert hatte, bis er zu einer schlimmen Handlung griff, kassirt wurde und sich eine Kugel vor den Kopf schoß. Aber das Unglück, das liederliche Männer über die Familien bringen, ist natürlich nie durch die Frauen von Erziehung verschuldet – sie sind stets die bedauerten Opfer.

Die arme Agnes mußte in der That eine sehr zarte Gesundheit haben. Denn wenn ihre Gestalt auch ziemlich voll und rund war, der Teint blieb so blaß und leidend und die dunkelen Schatten unter den Augen bewiesen, daß sie mit der unermüdlichen Arbeit ihrer Nadel bis tief in die Nacht hinein ihre Lebenskraft untergrabe.

Aber sie wollte es nun einmal nicht anders, wie Frau von Berenburg klagte, sie hatte den Stolz ihres Vaters und wollte wenigstens zeigen, daß sie so viel als möglich aus eigenen Kräften dazu beitragen wollte, sich zu ernähren.

Die Stickereien des Fräulein Agnes waren auch wirklich allerliebste und zeigten von der Geschicklichkeit ihrer Hand. Die vornehmen Damen kauften sie zu sehr guten Preisen und sandten sie als eigene Arbeiten an die Ausstellungen und Verloosungen zu wohlthätigen und patriotischen Zwecken.

Die arme Agnes! Eine passende Parthie zu machen, war keine Aussicht. Wer von der stolzen, reichen Aristokratie würde ein blutarmes Fräulein heirathen wollen – und eine Parthie unter ihrem Stande konnte sie doch unmöglich eingehen. Vielleicht hätte sie's gern gethan – aber es fand sich eben keine!

Und Agnes hatte doch ein so reiches Herz an Liebe! Bloss um ihrer Neigung zu den unschuldigen Geschöpfen, den Kindern willen, und damit sie mit dem fortwährenden Sitzen sich nicht ganz verderbe – sie hatte noch kurz vorher eine schwere Krankheit überwunden, die sogar einen Aufenthalt auf dem Lande nöthig gemacht – hatte die gnädige Frau es über sich gewonnen, Ziehkinder aufzunehmen.

Dieser Liebe zu der Jugend mochte es auch zuzuschreiben sein, daß die sechsundzwanzigjährige Agnes vielen Umgang mit Damen hatte, die weit jünger waren als sie. Obschon sie ihrer Arbeiten wegen nur selten die Familien besuchte, deren Wohlwollen und Unterstützung ihre Mutter den Unterhalt verdankte, wurde sie doch nicht selten von jungen Damen aus den höheren Ständen besucht.

Mutter und Tochter bewohnten zwei Zimmer in dem baufälligen Hintergebäude des mehrerwähnten Hauses. Das Parterre desselben nahm das Magazin des Trödlers und die ärmliche Wohnung eines Schuhflickers ein, dem der Schnaps lieber war als die Arbeit. Im übrigen aber hielt ihn seine Frau in Ordnung, und wenn er des Abends spät und betrunken nach Hause kam, kroch er still in sein ärmliches Lager, solchen Respekt hatte er vor seiner Frau.

Diese bildete die Bedienung der Hauptmannswittwe mit ihrer Tochter für die groben häuslichen Arbeiten, denen sich die verschämten Armen nicht unterziehen konnten und nach dem Willen ihrer Freunde nicht unterziehen durften.

Es war eine mittelgroße, grobknochige Frau von finstern, strengem Ansehn, mürrisch und wenig redsam. Sie that schweigend und ohne Widerspruch ihre Arbeit; – mit der alten Haushälterin im Vorderhause, für das sie gleichfalls die groben Arbeiten verrichtete, oder der jungen schlauen Jüdin, wechselte sie nur die nothwendigsten Worte. Sie war überaus fleißig und unterhielt mit ihrer Arbeit allein die armselige Wirthschaft, denn ihr Liederjahn von Mann, den sie erst in späteren Jahren geheirathet – sie mochte fünf- bis sechsunddreißig Jahre zählen – verdiente herzlich wenig, obschon er die Worte und, wie es hieß, selbst die Hand seiner Frau fürchtete, wie ein fauler Schulknabe seinen Präceptor.

Es war, als läge ein Verbrechen oder eine gewaltige Erinnerung auf der Seele dieser finstern, armen, arbeitenden Frau.

Oder glaubt man vielleicht, daß die Armen, Ungebildeten – die menschlichen Lastthiere des Lebens – nicht auch ihre tiefen Gedanken und ihre peinigenden Seelenschmerzen haben? –

Die Stube der Hauptmannswittwe mit ihrer Tochter sah ziemlich ärmlich aus, während einzelne Gegenstände recht ostensible an ehemaligen Wohlstand und angesehene Familienverbindungen erinnerten. Dazu gehörte vor Allem ein Portrait des seligen Hauptmanns in breitem Goldrahmen an der weißgetünchten Wand, mit Degen und Schärpe darunter befestigt. Auch ein Paar andere alte Familienbilder waren da und zeigten in gepuderter Frisur die Großmutter und den Großvater der Frau von Berenburg, von denen der Letztere Mitglied des Kammergerichts noch unter Friedrich dem Großen gewesen sein sollte. Einige verblichene Stickereien, ein altmodischer Komodensecretaire mit eingelegetem Porzellan und einige Nippsachen deuteten

ferner auf die Vergangenheit. Auf der Komode unter dem Bilde stand ein geschmackvoll von Ebenholz gearbeitetes Kruzifix mit der Gestalt des Erlösers aus Elfenbein, das Geschenk einer der vornehmen Wohlthäterinnen. Dahinter lagen eine recht abgegriffene Bibel, der letzte Jahresbericht der Gesellschaft zur Versorgung verschämter Armen mit Brennholz und die neuesten Nummern des Missionsblattes.

Um den großen runden Tisch in der Mitte, auf dem eine der gewöhnlichen Stobwasser'schen Messinglampen brannte, saßen drei Personen, die Hauptmannswittwe, ihre Tochter und ein großer Mann mit einem Bullenbeißergesicht, in einen warmen Paletot behaglich eingeknüpft, einen schönen Stock mit einem Elfenbeinknopf zwischen den Beinen, an dem er zuweilen mit den dicken wulstigen Lippen sog. Er wußte aber, wahrscheinlich aus Gewohnheit, den Stock immer so zu drehen, daß das Schnitzwerk des Kopfes nach Innen blieb. Wäre der Strahl der Lampe voll darauf gefallen, so hätte man wahrscheinlich bemerkt, daß das Elfenbein eine aus dem Bade steigende Venus darstellte, ein chicanöses Geschenk der Freunde des würdigen Mitgliedes der Armen-Commission aus der dienstägigen Whistparthie.

Besagtes Mitglied der Armen-Commission ein reicher Buchdruckereibesitzer mit überaus brüskten Manieren, saß in dem alten ledernen Lehnstuhl der gnädigen Frau, während diese auf einem Rohrstuhl ihm gegenüber in steifer, würdevoller Haltung Platz genommen, nur den Kopf wie gewöhnlich demüthig und ergeben gesenkt. In der Hand hielt sie einen wollenen Strickstrumpf. Die graue Farbe der Wolle hätte auch schärfere Augen als die des würdigen Armen-Commissairs nicht erkennen lassen, wie oft der unglückliche Strumpf schon hatte erhalten müssen, ohne weiter zu kommen, als die wenigen Maschen, die bei solchen Gelegenheiten ihm zugefügt wurden.

»Sie haben Recht, Frau Hauptmännin, daß Sie so fleißig sind,« sagte der Armen-Commissair, »es giebt noch viele Leute, die es schlechter haben als Sie. Ein Jeder muß ihnen von seinem Überfluß abgeben!«

»Überfluß – großer Gott!« sagte die Wittwe, die grauen Augen zum Himmel aufschlagend. »Wie gern wollten wir geben, wenn wir nur eben etwas zu geben hätten. Diese geringe Arbeit ist Alles, was ich bei meiner Kränklichkeit zu leisten vermag, sie ist für den Frauenverein zur Erziehung verwahrloster Kinder in Syrien bestimmt!«

»Hm,« meinte der Armen-Commissair, »die Damen könnten es hier näher haben. Ich wollte ihnen eine Anzahl Rangen nachweisen, daß sie genug daran haben sollten.«

»Es ist ein so schönes, christliches Werk,« sagte erhaben die Wittwe. »Aber freilich, die heutige Welt will von Mitleid und Nächstenliebe Nichts wissen, nur der Egoismus regiert noch.«

Herr **Stillberg**, der Armen-Commissair, ließ einen bedeutsamen Blick über die Gestalt der Wittwe gleiten. »Ich sollte doch meinen, Frau Hauptmännin, daß Sie sich nicht über das Mitleid zu beklagen hätten.«

Fräulein Agnes, die mit einer groben Stickerei beschäftigt, zwischen Beiden saß, stieß ihre Mutter unter dem Tisch mit dem Fuß an. Der Stoß bedeutete natürlich: ich hoffe, Du wirst es ihm geben.

Frau von Berenburg richtete sich kerzengerade auf ihrem Stuhle empor; die aristokratische Gestalt überragte fast die des Mannes.

»Es ist sehr traurig und sehr schmerzlich für Personen von Zartgefühl und Familie,« sagte sie vornehm, »sich jede geringe Wohlthat vorwerfen zu hören, die man unglücklichen Frauen, wie wir sind, reicht. Mein Großvater hat gewiß nie geglaubt, daß ein Staat, zu deren Ersten er gehörte, die traurige Lage seiner Enkelin mißbrauchen würde.«

»Ich wollte Sie nicht beleidigen,« murmelte Herr Stillberg, »aber es ist doch Thatsache, daß Sie von der Armen-Commission eine Erhöhung des monatlichen Unterstützungsgeldes verlangen, und das ist es eben, weshalb ... «

»Glauben Sie denn, mein Herr,« fuhr die Wittve mit gekränkter Würde fort, »jene Bettler und Almosenempfänger, denen Ihre Stadt jährlich Hunderttausende opfert . . . «

»Zweimalhundertfünfundsechzig Tausend Thaler,« schaltete seufzend das Mitglied der Armenverwaltung ein.

»Ja – Hunderttausende opfert, sie wären nicht besser daran, als zwei arme Frauen unsres Standes? Können wir an den Thüren betteln gehen – können wir unsere Bedürfnisse befriedigen, wie sie es thun, oder sollen wir vielleicht Aufwärterdienste verrichten? Soll dies unglückliche Kind – das einen durch Jahrhunderte unbefleckten Namen trägt, statt daß sie jetzt wenigstens in der Verborgenheit in unerhörtem Fleiß ihre Gesundheit opfert, um nur nicht in Lumpen einhergehen zu müssen – sich etwa als Magd bei einer Schneidersfrau oder einer Schreiberfamilie verdingen?«

Der Armen-Commissair warf einen Blick auf das unglückliche Kind und wagte zu bemerken, daß es für das Fräulein ja wohl eine geeignetere Stellung geben würde, als in Dienst zu gehen. Viele sehr anständige und wohlhabende Bürgerfamilien ließen ihre Töchter als Verkäuferinnen in Magazinen, als Lehrerinnen und Gouvernanten eintreten oder ein kleines Geschäft etabliren.

Die Wittve führte ihr Taschentuch an die Augen. »So will man mich denn auch des letzten Trostes, den ich habe, berauben, mein Herr! Mein einziges Kind soll seine leidende Mutter verlassen! Wer soll mich pflegen und mit seiner Liebe die schmerzlichen Krankheiten mir tragen helfen, die meinen gebeugten Körper zerstören! Denn, mein Herr – lassen Sie sich nicht von dieser Außenseite täuschen – ich kann Sie versichern, mein Nervensystem ist total zerstört und meine Leiden sind unbeschreiblich.«

Fräulein Agnes war aufgestanden und kam, ihre Mutter zärtlich zu umarmen. Wir haben bereits erwähnt, daß das Fräulein ziemlich üppig gewachsen war, was selbst der weite Hausrock nicht verbarg. Aber der würdige Armen-Commissair, der unter anderen Umständen ein sehr empfängliches Auge für weibliche Formen hatte, durfte diesmal nur für seine Aufgabe Sinn haben, und diese war unter den Verhältnissen ziemlich unangenehmer Natur.

»Ich werde Sie nie verlassen, Mama! lieber die größte Noth mit Ihnen tragen, als meine unglückliche Mutter in den Händen herzloser, fremder Menschen wissen!«

»Aber so hören Sie mich doch erst an,« sagte ärgerlich der Commissair. »Ihre Verhältnisse sind allerdings in der Sitzung der Armen-Commission zur Sprache gekommen. Es ist ein Platz leer in der Amalien-Stiftung und ich soll Ihnen den Antrag wiederholen . . . «

»Wie – Sie wollen mich in ein Armen-Hospital bringen? Und mein unglückliches Kind . . . «

»Ich habe bereits gesagt, daß das Fräulein gewiß leicht ein passendes Unterkommen finden wird. Sie haben, wie wir wissen, Verbindung und Protection in vornehmen Kreisen, die Armen-Commission muß auf Ersparungen denken bei günstiger Gelegenheit, und zehn Thaler war bereits der höchste Satz, den sie geben konnte.«

Die unglückliche Mutter hielt ihr bedrohtes Kind im Arm, wie eine vertheidigende Löwin.

»Was haben wir denn gethan, daß man uns so zu behandeln wagt – was hat man uns denn gegeben? – Kann man noch beschränkter und einsamer wohnen als wir thun? Wie leben wir? Glauben Sie denn, daß man von den zehn Thalern der Armen-Direction etwas Andres genießen kann als Brot und Wasser? Und das Alles bei meiner Krankheit und meinen Nerven! Wenn dieses arme Kind nicht Tag und Nacht arbeitete, müßte ich oft selbst einer Suppe entbehren! Können wir einfacher uns kleiden? Zehn Thaler – und dafür macht man so viel Aufhebens! Nicht einmal Holz giebt man uns für eine warme Stube, oder glaubt diese Gesellschaft für verschämte Arme etwa, bei ihrer neuntel Klafter könne man mehr als einen Kaffee kochen?«

»Man will Ihre Tochter am Fastnachtsball bei Kroll gesehen haben in einer sehr eleganten Garderobe,« erklärte der in die Enge getriebene Abgesandte.

Aber er hatte in ein Wespennest gestochen. Ob der Aufschrei des Fräulein Agnes mehr von Entrüstung oder von dem derben Zwicken veranlaßt wurde, das ihr die Mama heimlich zu

Theil werden ließ, konnte er freilich nicht unterscheiden. Aber die gekränkte Moralität war so niederschmetternd, daß er sich trotz seiner kräftigen Gestalt hätte in ein Mausloch verknechen mögen. »Agnes bei Kroll! Auf einem Ball! Gerechter Gott – die Arme, die jene ganze Nacht für mich Thee und warme Umschläge bereitete, weil ich mein trauriges Rückenleiden hatte! Also auch die Verleumdung ruft man zu Hilfe gegen zwei arme schutzlose Frauen, blos um uns die geringe Unterstützung noch zu entziehen, die man uns giebt! Großer Gott, das ist mehr als ich ertragen kann! Meine Nerven, meine Nerven!«

Die Wittve sank in ihren Stuhl zurück und bekam Zuckungen – der arme Armenpfleger wußte kaum, wo er bleiben sollte.

»Aber so beruhigen Sie sich doch, Frau Hauptmännin,« bat er, »es wäre ja kein Verbrechen, wenn man jung ist, macht man auch einmal einen dummen Streich. Es ist nur wegen der verschämten Armuth und der neuen Forderung! – Die Armen-Commission hat in letzter Zeit so viele unangenehme Erfahrungen gemacht. Die Geschichte mit den Mamsell Walter ist sogar in die Zeitungen gekommen! ... «

»O – «

»Das Stiftsfräulein von Blumenberg hatte zwei Unterröcke gestickt, um sie auf den Weihnachtsbazar für die Verschämten zu geben und von dem Ertrage den verwais'ten Mamsellen Walter, die seit drei Jahren von der Unterstützung des Vereins lebten, warme Kleider extra zum Christfest bescheert. Als sie am zweiten Feiertag Nachmittag durch den Thiergarten promenirt, da sieht sie zwei Damen in eleganter Wintertoilette vor sich hergehen, und beim Aufheben der Kleider, daß sie ihre theuren im Bazar verkauften Unterröcke tragen. Sie freut sich, daß die mühsame Arbeit in so gute Hände gekommen ist, da – denken Sie sich, den Schreck und den Ärger, beste Frau Hauptmännin – da drehen sich die Frauenzimmer zufällig nach einem vorübergehenden Windbeutel um, und wen – wen glauben Sie wohl, daß sie erkennt?«

»O! meine Nerven ... «

»Die leibhaftigen Mamsells Walter selbst, dieselben, denen sie den Ertrag ihrer Arbeit zu einem warmen Winterkleide bestimmt hatte. Es ist schändlich, wie man heutzutage betrogen wird!«

Die schöne Agnes verbarg ihr Köpfchen an dem Busen der noch immer stöhnenden und zuckenden Mama, um dem Erzähler nicht geradezu in's Gesicht zu lachen. »Sehen Sie denn nicht, wie Mama leidet, Herr Stillberg? Geschwind die Flasche mit dem Wasser, wenn Sie keine *Eau de Cologne* bei sich haben! Wie konnten Sie auch so abscheulich mich verdächtigen!«

Der Armen-Commissair, der in seinem Leben keine *Eau de Cologne* brauchte, aber trotz seines Amtes gegen das Fräulein gern galant sein wollte, sah verwirrt im Zimmer umher, ohne die Wasserkaraffe vor seiner Nase zu erblicken. Dann schoß er auf eine Ecke zu, wo hinter dem alten Schrank ein dunkler Flaschenhals hervorlugte, aber die Ohnmächtige hatte zum Glück seine gefährliche Absicht bemerkt und kam ihm zuvor.

Ihr Anblick war wahrhaft majestätisch, als sie so vor ihm stand und im Gefühl ihrer gekränkten Unschuld ihn am Arm fest hielt.

»Also mit solchen Personen vergleichen Sie uns, Herr Stillberg? Haben Sie vergessen, welchen Namen wir tragen, ich und mein unglückliches Kind, von welcher Familie wir sind? Wenn es nach Recht und Verdienst ginge in dieser Stadt, wo man alle Achtung vor Geburt und Unglück durch diese liberale Ideen schon lange mit Füßen getreten hat – da hätte freilich meine Tochter den Fastnachtsabend nicht in dieser elenden Baracke zwischen ihrer kranken Mutter und den Kindern fremder Leute zubringen dürfen, sondern in einem Ballsaal, aber nicht bei Kroll, sondern bei Ihresgleichen – wo allein wahre noble Gesinnung und Mitgefühl herrschen.«

»Das noble Mitgefühl scheint sich doch nicht viel um das Fräulein zu kümmern,« sagte ärgerlich der Armen-Commissair, indem er nach seinem Hut griff. »Es thut mir leid, Madame,

aber ich muß meiner Pflicht gehorchen und Ihnen daher anzeigen, daß, wenn Sie unsern Vorschlag nicht annehmen, Sie sich vom Ersten ab auf Ihresgleichen verlassen müssen und die Armenunterstützung . . . «

»O, daß gerade Sie mich so schmerzlich kränken müssen, Herr Stillberg,« unterbrach ihn klagend die Wittwe, »Sie, auf den ich so vieles Vertrauen setzte, der so sehr geachtet in der ganzen Stadt bis in die nobelsten Kreise ist! Noch vorgestern sprach ich mit meiner Cousine, der Kammerherrin, von Ihnen und daß Sie so gut königlich gesinnt wären und selbst als Hauptmann der Bürgerwehr Ihren Patriotismus bewiesen hatten!«

»O,« sagte der Armen-Commissair, zögernd stehen bleibend, aber einigermaßen verlegen, »man mußte damals sich bemühen, eine öffentliche Stellung einzunehmen, wenn man wirken sollte.«

»Das habe ich auch stets gesagt,« meinte die Wittwe, »auch wenn von dem fatalen Plakat gegen die Rückkehr des Prinzen von Preußen die Rede war. «Sein Name ist mißbraucht worden,« sagte ich, »ich weiß es bestimmt, denn ich besitze das Plakat selbst. Er hat von der Unterschrift gar nichts gewußt.«

»Sie haben sehr Recht, gnädige Frau, ich habe Nichts gewußt,« murmelte der Armen-Commissair noch verlegener. »Und was das Monatsgeld betrifft, so werde ich nochmals . . . «

Aber die Dame hatte bereits Oberwasser bekommen. »Sie wissen, ich gehe nur selten aus, Herr Stillberg, ich bin gar zu leidend. Aber zuweilen läßt sich's nicht vermeiden. Neulich noch ließ der Präsident mich rufen, er sprach sehr freundlich mit mir und erkundigte sich nach unseren Verhältnissen. Auch von der Armenpflege und von Ihnen war die Rede. Er meinte, es sei sehr Unrecht, daß Sie bei der Ordensvertheilung dies Mal noch übergangen wären, aber vielleicht ließe sich's vorläufig mit dem Titel als Commerzienrath ausgleichen. Manteuffel müsse Ihre conservative Gesinnung kennen lernen und wissen, daß man sich auf Sie verlassen darf. Wie Schade, daß ich nun nicht mehr Gelegenheit haben werde . . . «

»O!« Der Commerzienrath in spe hatte den Hut wieder fortgesetzt. »Ängstigen Sie sich nicht unnöthig, ich habe mich überzeugt, daß ich die Sache nochmals zum Vortrag bringen muß. Aber« – er schien etwas mißtrauisch durch die Namen geworden – »Sie haben schon mehrmals von meiner Ernennung zum Commerzienrath gesprochen. Ich will nicht sagen, daß es nicht noch Verdientere giebt, als ich, aber ich gehöre nicht zu Denen, die sich vordrängen! Ich habe keine Sängerin zur Frau, aber ich weiß, was ich für den passiven Widerstand gewirkt habe. Ich habe schwere Opfer gebracht . . . man verschreit mich in meinem Viertel als Reactionair. Sie haben schon öfter von Ihren vornehmen Bekanntschaften gesprochen, aber – nehmen Sie's nicht übel – man scheint nichts von Ihnen wissen zu wollen, sonst wäre es den Herrschaften doch gewiß ein Leichtes gewesen, für Sie selber zu sorgen . . . «

Ein Schellen an der Außenthür unterbrach seine Rede. Hätte der Armen-Commissair ein aufmerksames Ohr gehabt, so würde er eine eigenthümliche Resonanz des Klingelns wie in einiger Entfernung im Innern des Hauses gehört haben.

»Mein Gott, wer kommt denn noch so spät,« sagte nicht ohne Zeichen von Verlegenheit die Wittwe. »Wir empfangen so selten Besuch, Herr Stillberg, daß ich erstaunt bin . . . «

Das Mißtrauen des Armen-Beamten war trotz des angenehmen Köders von vorhin wieder stark erwacht, denn die Verlegenheit des Fräulein Agnes war offenbar noch größer, als die ihrer würdigen Mama.

»Geniren Sie sich nicht, Frau Hauptmännin, vielleicht ein angenehmer Besuch, eine Ballbekanntschaft!«

»Was denken Sie, Herr Stillberg. Nimm das Licht, Agnes, und sieh, wer da ist!«

»Sie brauchen sich nicht zu bemühen, Fräulein,« sagte barsch der Armenpfleger, indem er ihr das an der Lampe angezündete Licht aus der Hand nahm, denn das Schellen wiederholte sich

noch einmal. »Ich wollte ohnehin gehen, und das Leuchten geht dann in Eins ab. Gute Nacht, Madame!«

Er hatte den Hut auf den Kopf gesetzt und öffnete ohne Weiteres die Stubenthür, die durch eine kleine Küche zur baufälligen Treppe führte. Fräulein Agnes, die mit ihrer Mutter einen hastigen Blick wechselte, folgte ihm und machte draußen in der Küche wahrscheinlich eine beschwichtigende, vertrauliche Bewegung, denn die Bullenbeißer-Physiognomie des wackern Armevorstehers wurde noch grimmiger als vorher, und er riß ungestüm die Thür auf.

Aber sein Argwohn hatte ihn getäuscht.

Auf dem engen, finstern und schmutzigen Hausflur stand eine Frau, in einen weichen, eleganten Burnous gehüllt, den Schleier über den schwarzen Sammethut niedergelassen, Gestalt und Kleidung trotz der Einfachheit voll Zierlichkeit und aristokratischer Eleganz.

»Ist es erlaubt, bei Ihnen einen Augenblick einzutreten, meine liebe Agnes?« Ihre schwächliche, schmale Kinderhand, den feinen weißen Glacée von einem goldschweren Bracelet halb bedeckt, schlug den Schleier zurück.

»Mein Gott – Frau Gräfin, Sie sind es!«

»Wie Sie sehen – ich kam in der Nähe vorüber und wollte mir das Vergnügen nicht versagen. Mein Wagen hält weiter hinauf an der Ecke. Aber bitte, lassen Sie uns eintreten, es ist so unangenehm und eng hier – Sie wohnen wirklich sehr bescheiden, mein liebes Kind.«

Fräulein Agnes warf dem unglücklichen Armenpfleger einen vernichtenden, triumphirenden Blick zu. Er hatte bereits den Hut sehr devot wieder in der Hand, und obschon er so eben noch gehen wollte, trat er doch, den Frauen leuchtend, rückwärts wieder in die eben verlassene Stube und setzte das Licht auf den Tisch.

Der erhobene Schleier der Dame zeigte ein feines, blasses Gesicht, dem unverkennbar der Stempel der Vornehmheit aufgedrückt war. Sie war noch jung, vielleicht noch nicht so alt wie das verschämte Armenfräulein, und es lag in dem schmalen wohlgeformten Oval, in dem feinen Profil der Stirn, der Nase und des kleinen Mundes etwas überaus Liebliches und Mildes, das der sanfte, traurige Blick des braunen Auges noch vermehrte. Ein leichter blauer Rand unter den Augen mochte vielleicht darauf deuten, daß auch auf jenen Höhen des Lebens, zu denen die Niederen so gern neidisch und rebellisch emporsehen, Schmerz und Leiden keine fremden Gäste sind.

»Bitte, liebe Freundin,« sagte die junge Frau, auf die Wittve zugehend, »bleiben Sie sitzen, ich weiß, Sie sind so leidend, und wollte bloß im Vorüberkommen mich einmal nach Ihnen erkundigen da ich Sie so lange nicht gesehen. Sie sollten wirklich Fräulein Agnes öfter zu den Personen schicken, die es mit Ihnen gut meinen.«

»Ach, gnädigste Gräfin – der gute Gott weiß es, wie gern wir Ihr liebes Gesichtchen sehen, aber das arme Mädchen hat so viel zu thun und ich bin so leidend. Entschuldigen Sie nur, daß sie Ihnen die Arbeit noch nicht gebracht hat.«

»Das ist mit eine Ursache meines Besuches. Ich wollte – aber darf ich fragen, wer dieser Herr ist?« sagte die Dame offenbar genirt.

»O, ich hatte bereits die Ehre, früher Ihnen davon zu sagen. Es ist Herr Stillberg, ein wohlhabendes und geachtetes Mitglied der Stadtverwaltung ... «

Der Armen-Commissar machte eine Reverenz, welche die Dame mit kalter Höflichkeit erwiderte.

»Wir sind Herrn Stillberg recht vielen Dank schuldig,« fuhr die Wittve vornehm fort, »und werden es nicht vergessen, wenn er auch leider uns heute Abend schwer gekränkt hat. Aber ich hoffe, der liebe, gute Gott wird uns arme Frauen nicht verlassen, auch wenn der reiche Berliner Magistrat das kärgliche Almosen, das er uns reicht, uns entzieht, um vielleicht einigen demokratischen Stadträthen die Gratificationen davon zu erhöhen.«

Der Armen-Commissar hätte sich vor sein Leben gern unsichtbar gemacht, so verwundert und gemessen sah ihn die vornehme Dame an.

»Wie,« sagte sie, »man könnte so herzlos sein?«

»Aber, gnädige Frau,« sprach der würdige Vorsteher, der alle Aussichten auf den Commerzienrath in eine unabsehbare Ferne schwinden fühlte, wenn solche Meinungen über ihn sich erst in den hohen Kreisen verbreiteten, »ich versichere Sie, es ist ein reines Mißverständniß; ich büрге Ihnen dafür, – daß davon nicht mehr die Rede ist.«

»Die Herren von Berlin,« sagte die junge Frau, »scheinen Mißverständnisse sehr zu lieben.«

»Sie wissen, beste Frau Hauptmännin, daß ich ganz unschuldig bin. Ich werde Ihr Gesuch ... «

Die Wittve begann eifrig zu schluchzen. »Mein Gott,« weinte sie, »wenn es nur das elende Geld wäre, wir wollten uns ja gern noch mehr einschränken und die kärglichste Kost genießen. Aber man nimmt zu so niederen Mitteln die Zuflucht, man verleumdet uns – «

Das feine, blasse Gesicht der Gräfin röthete sich stolz, das sonst so milde Auge begann aristokratisch zu funkeln. »Mein Herr, ich will nicht hoffen ... «

»Bitte tausend Mal um Entschuldigung,« murmelte der Armenverweser, »verlassen Sie sich darauf – ein bloßer Irrthum, gnädige Frau – die Armen-Commission wird nach wie vor ihre Pflicht thun, verlassen Sie sich darauf! Ich habe die Ehre, mich gehorsamst zu empfehlen!«

Damit schoß er zur Thür hinaus, durch die dunkle Küche und die Treppe hinunter, ohne abzuwarten, daß Fräulein Agnes ihm leuchtete.

Mutter und Tochter wechselten hinter dem Rücken der jungen Frau einen bezeichnenden Blick. Diese hatte auf einem Stuhl am Tisch Platz genommen. »Ein eigenthümlicher Mann – was wollte er eigentlich von Ihnen?«

Die Hauptmännin hielt es nicht für angemessen, ihrer vornehmen Protektorin nähere Mittheilung zu machen. »O, gnädigste Gräfin, die gewöhnlichen Chikanen und Plackereien, denen die Bedürftigen ausgesetzt sind; diese Herren Bürger lieben es, Jedes vorzurechnen, was sie etwa thun!«

»Wir dürfen es nicht dulden, daß Sie von diesen herzlosen Menschen mißhandelt werden,« sagte theilnehmend die junge Frau. »Es wird sich eine Versorgung finden auf dem Lande. Fräulein Agnes wird eine Stellung als Gesellschafterin suchen – bis dahin biete ich ihr Aufnahme in meinem Hause.«

Der Vorschlag war weit gefährlicher zu pariren, als der Angriff des Armen-Commissairs, aber die Wittve nicht die Person, welche um Auskunftsmittel verlegen war. Die Thränen halfen wieder aus. »Ach, meine gnädigste Wohlthäterin,« schluchzte sie und Fräulein Agnes stimmte in das Concert, »das ist es eben, was jener Mann auch zur Bedingung der ferneren Wohlthaten machte – eine Trennung, eine Trennung von meinem einzigen Kinde! Ich überlebe sie nicht – sie ist meine Pflegerin, mein Alles; die Religion und sie allein haben mich in meinen Leiden aufrecht erhalten!«

»Mama,« sagte das Fräulein pathetisch, »ich verlasse Sie nicht; ich will noch mehr arbeiten, als bisher!«

»O, meine gnädigste Gräfin,« schluchzte die Mama, »sollten meine theuren Beschützer grausamer sein, als diese Bürger? Ich weiß gewiß, wenn Sie das heilige Gefühl erst kennen werden, Mutter zu sein, Sie würden begreifen, was es heißt, sein Kind zu verlassen!«

Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich dem Busen der jungen Frau – sie stützte die schöne Stirn auf die Hand, um die Thräne nicht sehen zu lassen, die aus dem Herzen in die sanften Augen emporquoll. »Ja,« sagte sie leise, »ich begreife Ihre Gefühle, denn es muß sehr süß sein, ein Kind lieben zu können. – Reden wir nicht mehr von meinem Gedanken – es werden sich andere Mittel finden. Ich werde darüber mit meinem Gemahl sprechen und ihn eines Bessern

belehren. Denken Sie, daß er mich neulich, als ich von Ihrer traurigen Verlassenheit und schweren Existenz sprach, auslachte!«

Die Wittve wurde etwas dunkel im Gesicht, auch Fräulein Agnes erröthete. »Die Männer sind so leichtsinnig,« sagte die Erstere, »sie wissen nicht, was Leiden heißt!«

Wiederum schwellte ein leiser Seufzer den Busen der schönen, jungen, vornehmen Frau. »Wohl wahr – sie wissen nicht, was Leiden heißt! – Aber ich kam, um Sie zu fragen, liebe Agnes, ob der Lampenteller, den Sie für mich die Güte haben wollten, zu sticken, fertig ist? Ich hielt Sie für krank, weil Sie ihn mir nicht brachten, und Sie wissen doch, es ist übermorgen der Tante Generalin Geburtstag.«

»O, gewiß – ich hätte ihn morgen gebracht!«

»Meine Tochter war auch krank, sonst hätten die Frau Gräfin ihn längst.«

»Bitte, lassen Sie mich ihn sehen – die Arbeit ist so allerliebste und Sie sind so geschickt.«

Fräulein Agnes war in Verlegenheit, aber die vorsorgende Mama rasch bei der Hand. »Nein, meine beste Gräfin, thun Sie das dem Kinde nicht an – es will sich den Eindruck nicht verderben; denn der Rand ist noch nicht darum gesetzt, morgen gegen Abend bringt sie ihn fix und fertig.«

Die junge Frau bestand nicht weiter darauf. Es schien ihr auch etwas Anderes mehr am Herzen zu liegen, als die Stickerei; denn sie saß, das hübsche Köpfchen auf die Hand gestützt, längere Zeit in tiefem Nachdenken, während Mutter und Tochter erstaunte und ungeduldige Blicke wechselten.

»Wer bewohnt das Vorderhaus?« fragte sie endlich plötzlich, das Auge erhebend.

»Nur zwei Familien, Frau Gräfin, – der Wirth und eine Dame.« Die Wittve war doch etwas überrascht von der Frage.

»Wie heißt sie?«

»Es soll eine verwitwete Justizräthin von Wengern sein; wir kennen sie nicht und bekümmern uns um die Nachbarschaft nicht.«

»So sind Sie nie in Berührung mit ihr gekommen?«

»Nicht, daß ich mich erinnerte, – vielleicht, daß ich ihr ein oder zwei Mal begegnet bin. Wir haben keinen Umgang mit einander.«

»Ist sie jung und hübsch – so viel sehen doch Frauen, auch bei einer einzigen Begegnung?«

Die Hauptmännin lachte – etwas gezwungen freilich, aber die schuldlose Natur der Andern merkte es gewiß nicht. »Wie kommen Sie dazu, so etwas zu denken, Frau Gräfin? Die Justizräthin hat mindestens ihre Sechzig!«

»So? – ich wußte das nicht.« Die Dame schien etwas überrascht von der Antwort. »Ich hörte, sie gäbe viele Gesellschaften!«

»Nicht, daß ich wüßte – zuweilen wohl! Sie scheint ziemlich wohlhabend und manchmal einen kleinen Cirkel zu haben, wo man musicirt oder ein L'hombre macht. Ich kümmerge mich, wie gesagt, nicht um die Nachbarschaft und dränge Niemand die Gesellschaft einer armen Wittve und Waise auf. Die Leute reden so viel, was nicht wahr ist, und verleumden so gern. Müssen wir es uns doch selbst bei unserm stillen, ärmlichen Leben gefallen lassen. Aber das Bewußtsein, Frau Gräfin, das Bewußtsein! – «

»Sie haben Recht, liebe Freundin – die Menschen machen sich ein Vergnügen daraus, das Harmloseste zu verdächtigen und tropfenweis Gift in die Seele zu träufeln. – Aber es thut doch weh, selbst wenn man weiß, daß nur Neid und Bosheit die Ursachen sind. – Sagen Sie, wissen Sie vielleicht, ob mein Mann, Graf Alfred, zufällig auch die Dame kennt und ihre Cirkel besucht?«

»Aber wo denken Sie hin, gnädigste Gräfin!« – sie lachte hell auf und Fräulein Agnes stimmte ein. »Ein junger, lebenslustiger, vornehmer Herr, wie der Herr Graf, wie käme der zu der Gesellschaft alter Frauen!«

»O – « sagte die Gräfin hastig und in den wenigen Worten lag die ganze Last ihres Busens und die Ursache, die sie hierher geführt – »es sollen auch junge in der Gesellschaft sein!«

»Ich weiß es nicht,« bemerkte die Wittwe kalt – »vielleicht Töchter der Familien, mit denen Frau von Wengern bekannt ist, obschon sie, wie ich zufällig hörte, erst seit zwei Jahren in Berlin lebt, und die sie mit ihren Müttern besuchen. Es ist sonst ein sehr ruhiger, achtungswerther Haushalt – die alte Dame ist so wenig neugierig, wie ich und spricht mit Niemand im Hause. Wenn Sie es wünschen, will ich mich bei ihrer Köchin oder Haushälterin, auch einer alten, würdigen Person, erkundigen lassen, ob Ihr Herr Gemahl Frau von Wengern besucht!«

»Um Gotteswillen nicht – ich bitte Sie, meine Beste, thun Sie das ja nicht!« bat die kleine Frau. »Es war auch nur so zufällig, daß ich fragte, weil man mir neulich, ich weiß nicht mehr wer, erzählt hat, daß bei Frau von Wengern viele Herren aus der guten Gesellschaft verkehrten. Was wäre es auch weiter – die Männer bewegen sich so viel in Gesellschaften, die wir nicht kennen, und mein Alfred ist so gut! – Aber ich plaudere hier und vergesse ganz meinen Zweck, um den ich doch eigentlich gekommen. Es ist neulich bei der Baronin von Kalkow eine kleine Lotterie veranstaltet worden für unbemittelte Wittwen, und ich habe es übernommen, Ihnen Ihren Antheil zu bringen. Ich habe mir erlaubt, gleich das kleine Honorar für die schöne Stickerei unserer lieben Agnes beizulegen, ich . . . aber was ist das? Ein Kind . . .?«

In der That unterbrach das leise Weinen eines aufwachenden Kindes die Worte der jungen Frau. Das verschämte Armen-Fräulein horchte einen Augenblick hin, dann aber, als erkenne sie die Stimme, nahm sie ihre Arbeit wieder auf.

Die Gräfin war befremdet aufgestanden, aber die Wittwe kam jeder Frage zuvor. »Ach richtig, die Frau Gräfin wissen es noch nicht! Um mich doch auch, so viel es mein Zustand und meine Kränklichkeit erlauben, nützlich zu machen, habe ich zwei arme, verlassene Kinder in Pflege genommen. Es ist ein Werk Gottes und ich habe immer die Kinder so gern gehabt.«

Die junge Frau war bereits an den Vorhang getreten, der eine Art Nische oder Ecke von der Stube schied. Sie drückte der Wittwe die Hand. »O, das ist schön von Ihnen – ich beneide Sie fast darum; denn auch ich liebe die Kinder so sehr! Erlauben Sie?«

Sie schlug den Vorhang zurück und trat zu dem Bett, in dem die beiden Kinder lagen. Es war ein dürftiges, hartes Lager – das Bett der Wittwe, wie sie sagte, während ihre Tochter in der Kammer schlief. Aber selbst auf diesem einfachen, den beiden Kindern gemeinsamen Lager, herrschte ein Unterschied; denn das eine der Kinder war in weichere, feinere Kissen gebettet, als das andere. Und doch waren sie gleich lieblich und gleich arm auf die Welt gekommen, nackt und hilflos – Kinder der Liebe, der Sünde, der Sorgen!

Als der Lampenschein aus dem Zimmer auf das Bett fiel, ward das schreiende Kind ruhig und blickte mit den großen, blauen, unschuldigen Augen auf die Frauen; auch das zweite Kind erwachte und öffnete die Augen.

Es waren zwei allerliebste kleine Mädchen, beide etwa zehn bis eilf Monate alt. Ihre Händchen streckten sich spielend aus der Decke und die kleinen Gesichtchen verzogen sich halb zum Weinen, halb zum Lachen.

»Wie allerliebste! – Bitte, liebe Agnes, lassen Sie das Licht etwas mehr hierher fallen, aber so, daß es den Kindern nicht wehe thut.« Die junge Frau kniete neben dem Bett und tätschelte mit den beiden Kleinen, die so viel Liebe zu verstehen schienen, denn statt zu weinen, zogen sich die kleinen Mäulchen zum Lächeln.

Es war so viel Lust und Schmerz in dem Herzen der schönen, zarten Gestalt, als sie mit diesen Kindern spielte, selbst ein Kind, so viel sehnsüchtige Mutterlust, so viel trauernder Schmerz der Entsagung des tiefsten und reinsten Gefühls, das die Menschennatur kennt.

O, wie sie so gern mit Kindern spielte, wie sie so sehr sich ein Kind wünschte! –

Ein Kind hätte sie entschädigt – für die getäuschten ersten Blüthen des Herzens, für die Gegenwart und für die Zukunft.

Oder glaubst Du, Leser, Deine Bourgeoisie und Dein Proletariat habe allein die Wollust der Leiden und Schmerzen gepachtet?

Als die sanfte junge Frau noch jünger war, in Wahrheit ein halbes Kind, da liebte sie – eine schöne, glänzende Gestalt, einen Offizier, der vielleicht das erste Mal mit ihr getanzt, ihr einige Aufmerksamkeiten erwiesen hatte.

Aber der Mann hatte das jugendlich klopfende Herz nicht verstanden, vielleicht gar nicht beachtet. Das Leben des Genusses und der Leidenschaft trug ihn auf seinen Fittichen zu anderen Bahnen – er liebte vielleicht auch, aber anders, kein Idol, sondern reelle Wirklichkeit.

Doch sie – das junge, sehrende, züchtige Herz, – sie hatte ihn nie vergessen, sie hatte einen Altar ihm im jungfräulichen Herzen gebaut, auch wenn er nicht mit ihr beten wollte zu dem geflügelten Gott.

Bald darauf trat sie zu einem andern Altar und der Priester vermählte sie einem andern Manne.

Der Gemahl der jungen Gräfin war reich, schön, vornehm, wie sie, ein galanter Ehemann, ein heiterer Lebemann. Alle Welt rühmte das Glück des schönen, jungen, reichen Paares.

War sie glücklich?

Die Herzen der jungen Aristokratinnen sind früh geschult. Wo nicht Eitelkeit und das Füllhorn des Vergnügens sie abstumpft, da haben sie wenigstens doch gelernt, sich den Verhältnissen zu fügen.

Nur zuweilen bricht eine überheiße Sturmfluth empor und reißt die prächtigen, goldenen Schranken mit sich in die wogende See des Lebens und Liebens.

Das junge Mädchen, dessen knospendes Herz keine Beachtung gefunden, hatte sich dem stattlichen Gemahl angeschlossen, wie die Liane dem Stamm, der sie schützen soll für ein ganzes, langes oder kurzes Leben.

Es ist etwas Eigenthümliches um die Ehen in der hohen Aristokratie, sie sind entweder sehr glücklich oder sehr gleichgiltig; – unglücklich sind sie selten, viel seltener als in bürgerlichen Verhältnissen.

Das kommt, weil, wie gesagt, die Herzen zeitig geschult sind, zuerst von den Bonnen und Gouvernanten, dann von der Familie und der Tradition.

Die Gräfin sah den Gegenstand ihrer ersten jugendlichen Neigung oft, sie lebten und verkehrten ja in denselben Kreisen; aber ihr junges Herz schulte sich treu dem Gemahl an, sie fühlte so sehr das Bedürfniß, geliebt zu werden, die kleine, hübsche Frau.

Als er dann fiel – der Mann ihrer ersten Träume – wie er gelebt, ein Soldat, ein Edelmann, im Straßenkampf, von der meuchlerischen Kugel an jenem achtzehnten März! da weinte sie freilich viel, aber ganz im Stillen, und sie dachte an ihn, wie an einen schönen, verlorenen Edelstein aus ihrem Geschmeide. Sie weinte um ihn, weil er gestorben war und weil sie so gar Nichts hatte, woran das arme, sehnsüchtige Herz sich schließen konnte.

Hätte sie ein Kind gehabt, wie glücklich wäre sie gewesen! Wie ging all' ihr Sehnen nach so unschuldigen, treuen Augen, die lieb in das Mutterauge blicken. Wie hätte sie all' ihr Lieben und Denken, das nirgend das Echo fand, nicht im kalten Grabe, nicht im fashionablen Dandyleben des Gemahls, auf ein solches kleines, liebes Wesen concentriren wollen, das ganz ihr eigen war.

Arme, junge Frauen, denen das Auge des Kindes fehlt! –

Wie der Lampenschein so auf die Heiden kleinen Mädchen fiel – das eine braun – das andere blond, sagte sie:

»Merkwürdig!«

Sie bog sich zurück, um sie besser betrachten zu können. Ihr Herz war in ihren Augen.

»Welche Ähnlichkeit! o wie seltsam und doch wie allerliebste!«

Der Lampenschein vibrirte ein wenig an der Wand – vielleicht zitterte die Hand des verschämten Armen-Fräuleins, welche die Lampe hielt.

Aber es war gewiß nicht seltsam – es war ja so natürlich, daß sie die zwei Bilder, die sie immer in dem armen, kleinen Herzen hielt, auf Alles übertrug, was ihr Freude und Sehnsucht machte.

»Sehen Sie einmal, liebe Agnes, ähnelt der kleine Engel hier mit den braunen, gelockten Härchen, den Sie so sorglich eingehüllt, nicht meinem Gemahl? – und der andere . . . «

Ein Seufzer schwellte ihre Brust. »Aber Sie kennen ja meinen Mann kaum – ich glaube kaum, daß Sie ihn schon bei mir gesehen. Sagen Sie, liebe Hauptmännin, ist es nicht so?

»Bitte, wem gehören die Kinder?«

»Ach, gnädige Gräfin – Sie wissen wohl – die armen, verlassenen Würmer! Dem Himmel sei es geklagt – aber die Welt ist gar so schlecht. – Kinder der Sünde und des Leichtsinns!« flüsterte sie mit zarter Rücksicht auf die keuschen Gefühle der Unverheiratheten.

»Aber – wessen Kind?«

»Das braune hier gehört einem Banquier – er muß es vor seiner Familie verbergen. Der Mensch hat sich so weit vergessen, sich mit seinem Dienstmädchen einzulassen. Er ist reich, aber bei alledem ein Knauser, wie diese Geldleute alle sind, und feilschte um jeden Thaler.«

»Ah! – also Sie kennen ihn?« Die Frage klang ordentlich wie eine Erleichterung der Gedanken.

»Ja wohl – eine Dame aus dem Verein für Haltekinder, der ich meinen Wunsch vertraut, hat ihn durch den Doctor zu mir gewiesen.«

»Und das andere Kind?«

Die Wittve hob die Augen gen Himmel. »O, schelten Sie mich nicht, gnädige Frau – aber die Armen haben so viel Mitleid! – Es ist freilich unrecht, wo wir selbst so bedürftig sind – aber wer darf dem Ruf widerstehen, wenn der Heiland uns treibt, barmherzig zu sein!«

»So haben Sie es aus Mitleid aufgenommen? – das ist edel von Ihnen!«

»Wir wollen es in Ehrbarkeit und Gottesfurcht erziehen; es heißt eine Seele dem Himmel gerettet! – Die Mutter ist eine jener verlorenen Personen – eine Schankmamsell oder dergleichen – sie wohnte hier nebenan in einem Dachstübchen und Agnes bat so lange, bis ich mich entschloß. Viele Personen haben es uns zwar sehr verübelt, aber – man hat doch auch ein Herz und Christenpflicht.«

Die Wange der jungen Frau war feucht von sanften Thränen des Mitgeföhls. »Thut der Vater denn Nichts für das Kind? Es ist doch gar so hübsch.«

»Irgend ein Soldat, der davon gegangen oder im vorigen Jahre gefallen ist, wie man mir gesagt hat. Der Leichtsinn dieser Geschöpfe ist so groß!«

»Ein gefallener Soldat! – Bitte, lassen Sie mich einen Augenblick die Kleine aufnehmen! Das arme Wesen ist ja so unglücklich! Sie sollten mir erlauben, Ihr schönes Werk der Barmherzigkeit mit Ihnen zu theilen!«

Das Wort: ein gefallener Soldat – hatte ihr Mitgeföhls auf's Neue erregt, und sie hob das Kind empor und sah ihm lange und zärtlich in das kleine, hübsche Gesicht, daß sie selbst den Eintritt einer vierten Person überhörte, bis diese sich trotzig, trotz der erschrockenen Winke und Zurückweisungen der Wittve und ihrer Tochter, durch diese drängte und ihr am Bett gegenüber trat.

»Wer erlaubt Ihnen, mein Kind zu nehmen? – Geben Sie mir mein Kind!«

Unwillkürlich hatte die Gräfin, noch ehe sie zu der trotzigen Förderin emporsah, das unschuldige Wesen wie schützend an ihren Busen gedrückt, wobei es leise zu weinen begann.

Die Fremde, die vor ihr stand, war sicher eine auffallende, ihr ungewohnte Erscheinung. Es war eine große und üppig geformte Gestalt, die in der knappen, kleidsamen Tracht der Tyroler Bänkelsängerinnen, wie sie in vielen öffentlichen Lokalen Berlin's auftreten, sich noch vortheilhafter hervorhob. Das Mieder war so tief ausgeschnitten, daß es die schöne Form der Büste

zeigte, und in anständiger Gesellschaft Anstoß erregen mußte. Selbst der nachlässig umgeworfene Frauenmantel, halb von den hastigen Bewegungen herabgefallen, machte die Tracht kaum decenter.

Wir sind diesem Gesicht bereits früher begegnet, entstellt von den Spuren des Schmerzes und der Thränen. Jetzt hatte es einen ganz andern Ausdruck gewonnen – ein gewisser Trotz, ein entschlossenes Bewußtsein, das an der Grenze der Frechheit gestreift hätte, wenn es nicht eben durch einen gewissen Ernst gemildert worden wäre, lag auf dem schönen runden Gesicht, um den üppig aufgeworfenen Mund. Die blauen festen Augen entsprachen diesem ganzen Ausdruck und hatten sogar etwas Drohendes, der frühere prächtige Haarschmuck der blonden Flechten umrahmte das Gesicht, aber er war achtlos, liederlich niedergedrückt von dem bebänderten Tyrolerhut, der schief auf dem Kopfe hing. Es war eine gewaltige Veränderung vorgegangen zwischen dem Mädchen, das der Groll des stolzen Aristokraten niederwarf an der Leiche ihres Geliebten, und dem, das jetzt kam, sein Kind zu sehen.

»Wie kommen Sie hier herein, Mamsell, was unterstehen Sie sich?«

Die Polkamamsell achtete kaum auf die Frage. Ihre hohe, kräftige Gestalt stand trotzig und unbewegt, ihre Hand faßte den Arm der jungen Gräfin.

»Was thun Sie mit meinem Kinde? Geben Sie mein Kind her!«

»Ah – es ist Ihr Kind! Verzeihen Sie, Mademoiselle, es ist so allerliebste, daß ich nicht widerstehen konnte. Sie sind sehr glücklich, ein solches Kind zu haben!«

Die junge Frau legte es sanft in die Arme der Mutter. Ihre Augen begegneten sich über dem Kinde, das sie Beide suchten, die der Pseudo-Tyrolerin verloren den wilden, trotzigsten Ausdruck, gegenüber der offenen Herzensgüte und der stillen Trauer, die aus dem Blick der vornehmen Dame sprachen.

Sie bedeckte mit hundert Küssen das kleine Wesen und setzte sich auf dem Rand des Bettes nieder, um mit ihm zu kosen.

»Werden Sie mir endlich Antwort geben, Mamsell,« sagte die Wittve ärgerlich. »Wie kommen Sie herein und wer hat Ihnen überhaupt erlaubt, Abends hierher zu kommen? Das ist gegen die Abrede.«

»O, Madame, verzeihen Sie mir – ich habe so unendliche Sehnsucht nach dem Kinde, eine seltsame Angst, als könnte ihm etwas geschehen, ließ mir keine Ruhe, ich hätte den Abend nicht in meinem Geschäft aushalten können, wenn ich es nicht zuvor gesehen. Ich nahm einen Augenblick wahr, um hierher zu laufen.«

»Aber die Thür war verschlossen!«

»Entschuldigen Sie, Madame – sie war vielleicht durch Versehen offen geblieben, und so trat ich ein.«

Die Gräfin schlug sich in's Mittel. Sie hatte mit einer gewissen Scheu vor dem kecken Wesen und der zweideutigen Stellung der Eingedrungenen, aber auch nicht ohne Interesse dieselbe betrachtet, denn die energische Mutterliebe, die Zärtlichkeit für das Kind in dem Busen einer solchen Mutter, hatten ihr Herz und ihre Theilnahme gewonnen.

»Bitte – lassen Sie sie – mich stört es nicht. Ohnehin ist es die höchste Zeit, daß ich gehe, ich habe mich schon solange verweilt und meine Leute werden gar nicht wissen, wo ich geblieben bin. Leben Sie wohl, Frau Hauptmännin, und nehmen Sie die hübschen Kleinen recht in Acht, Beide, hören Sie, Sie wissen, ich habe jetzt auch Pflichten. Adieu, Agnes, ich erwarte Sie. – Adieu, Madame.«

Die Polkamamsell erwiderte stumm den Gruß und verfolgte mit den Augen die Gräfin, welche die Wittve und ihre Tochter mit unzähligen Dankesbezeugungen über die große Ehre eines solchen Besuches und mit Entschuldigungen über die aufdringliche Störung begleiteten.

Noch unter der Thür sah die Gräfin nach ihr und dem Kinde zurück.

Seltsam! Diese beide Frauen auf so verschiedenen Stufen der Gesellschaft hatten sich vielleicht nie im Leben gesehen, und dennoch verband sie Beide ein und derselbe Gedanke – eine geheimnißvolle Sympathie.

Das Seelenleben ist reich an solchen Erscheinungen; wir verstehen sie nur nicht, oder gehen flüchtig darüber hinweg.

Mutter und Tochter kamen nach wenigen Augenblicken zurück, die Gräfin hatte ihnen durchaus nicht gestattet, ihr weiter als die gebrechliche Treppe hinab zu leuchten.

Jetzt fielen sie wie zwei erboste Katzen über die junge Mutter her, die noch immer, ihr Kind im Arm, sich nur mit diesem beschäftigte.

»Wie können Sie so unverschämt sein, hierher zu kommen, wenn Fremde da sind?«

»Und in diesem Aufzug! Sie haben uns compromittirt!«

»Ich werde Ihnen den Balg zurückgeben, wenn das noch einmal passirt!«

»Eine solche Impertinenz! was die Gräfin sich denken muß – Sie ließ Alles kalt, ruhig über sich ergehen, sie hatte nur Augen für ihr Kind.«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, eine unüberwindliche Angst trieb mich hierher. O, nicht wahr, gnädige Frau, es ist meiner kleinen Ferdinandine doch Nichts geschehen – es geht ihr gut!«

»Sie sehen es ja – aber nun gehen Sie und merken Sie sich, Sie dürfen nur des Sonnabends Nachmittag kommen, und in anständiger Kleidung, sonst sind wir geschieden.«

»Einen Augenblick noch – es ist jetzt so süß und blickt mich so lieb an. – Hier – ich habe einige Tücher mitgebracht und dies Jäckchen, das ich genäht. Das habe ich gestern zum Geschenk erhalten« – sie legte einen Thaler auf das Bett – »ich hoffe, es ist bald genug zu einem Bettchen.«

»Hoffentlich!« Der Thaler verschwand in der Tasche der Wittwe, während ihre Tochter das Papier am Tisch öffnete, das die Gräfin zurückgelassen, und ungeduldig der Mutter Zeichen gab, die Lästige fortzuschaffen.

»Wer war die Dame, die so freundlich aussah?«

»Das geht Sie Nichts an – solche Namen gehören nicht in die Kneipen und in den Mund von Personen, wie Sie. Aber nun gehen Sie und sorgen Sie, daß Ihr Kind ordentlich ausstaffirt ist. Wenn Sie es in einer vornehmen Pension haben wollen, müssen Sie auch die nöthigen Mittel herbeischaffen.«

Es zuckte wie ein ausbrechendes Gewitter über das feste, trotzige Gesicht der jungen Mutter, aber sie unterdrückte die zornige Antwort mit einem Blick auf das Kind. »Ich werde Alles aufbieten,« sagte sie ernst, »und ich denke, ich lasse es nicht fehlen. Wenn das Kind es nur gut hat, wenn es nur keinen Mangel leidet und ihm nur kein Leides geschieht, sonst ... «

Ihr kaltes Auge entflammte sich bei dem Gedanken.

»Sonst? – was denken Sie, Mamsell, wie kommen Sie mir vor? wagen Sie, um Ihres Sündenkinds willen einer anständigen christlichen Frau zu drohen zum Dank für all' die Sorgfalt und Pflege?«

Die Polkamamsell sah sie finster an. – »Es ist wahr – es ist ein Kind der Sünde! – aber es giebt deren größerer Sünden! – Verzeihen Sie, ich habe nur solche Angst um das Kind – es ist mein Einziges, mein Alles, und ich weiß ja, daß es hier bei Ihnen gut aufgehoben ist und keine Noth leiden wird, wie bei jenen Frauen – « sie schauderte und preßte das Kind an die Brust bei dem Gedanken an das unglückliche Schicksal der Verlassenen bei jenen Weibern, die den bezeichnenden Namen der ›Engelmacherinnen‹ führen.

»Aber nun gehen Sie, Sie können hier nicht länger bleiben. Die Kinder müssen ihre Ruhe haben, es thut nicht gut, wenn sie im Schlaf gestört werden.«

»Es ist wahr!«

Sie küßte noch einmal das Kind und legte es sorgfältig auf das Lager.

»Und vergessen Sie nicht, daß Sie den ersten Zahn noch schuldig sind. Es muß Ordnung sein in dergleichen.«

Sie nickte stumm – ihr Auge ruhte auf dem Kinde, als könne sie sich gar nicht losreißen von ihm.

Endlich ging sie. »Ich bitte Sie, halten Sie es nur recht lieb, ich werde ja Alles gut machen, so viel ich kann!«

Mutter und Tochter hielten es nicht der Mühe werth, ihr zu antworten oder sie zu begleiten. Sie achteten nur darauf, daß draußen die Thür der Küche gehörig in's Schloß fiel.

»Der gemeine, zudringliche Nickel! ich glaube, sie stichelte mit den Kindern größerer Sünden!«

»Larifari – was weiß das Geschöpf. Was hat sie gegeben?«

»Wer?«

»Dumme Frage! Die Gräfin!«

»Drei Louisd'ors!«

»Nicht mehr? – Das ist nicht wahr! Du hast gewiß wieder einen oder zwei unterschlagen. Zeig' das Papier her – wie kannst Du überhaupt Dich unterstehen, es aufzumachen!«

»Red' nicht so einfältig! es ist für meine Arbeit!«

»Für Deine Arbeit? Mach' Dich nicht lächerlich! Wo ist das Papier?«

Die Tochter gab keine Antwort, sondern war bereits vor den Spiegel getreten und arrangirte in aller Eile ihr Haar.

Die Hauptmannswittwe hatte aber das Papier vom Boden aufgehoben. »Da siehst Du's – zwei Kniffe – in jedem zwei Friedrichsd'ors. Gieb das Geld zur Stelle heraus!«

Fräulein Agnes fuhr unbefangen in ihrer Beschäftigung fort. »Sie thäten besser, sich anzuziehen – es ist schon spät.«

»Du wirst das Geld wieder verthun! Wenn's noch mit Vorsicht geschähe – Du weißt daß Alles ein Ende hat.«

»Bah – ich bin des Zwanges ohnehin müde. Ewig das Versteckspielen. Man kommt gar nicht dazu, sein Leben zu genießen!«

»Unsinnige – Du weißt nicht, was Du sprichst. Denkst Du nicht an das Kind dort?«

»Er mag dafür sorgen!«

»Er wird es bleiben lassen – die Männer sind nicht mehr so dumm, er lachte mir neulich in's Gesicht, als ich davon anfang. Du hast gehört, wie sie über uns reden. Es war ein tausend Glück, daß die kleine Gräfin dazu kam, das unschuldige Lamm, sonst hätte der Orden und der Commerzienrath nicht einmal mehr bei dem Tölpel von Armen-Commissair gezogen.«

Das Fräulein hatte das sehr einfache Hauskleid bereits abgeworfen, zeigte darunter einen sehr elegant gestickten Unterrock, der an ähnlichen Ursprung wie die Anekdote des Armen-Commissairs erinnerte, und hob ihn sehr ungenirt empor, um Strümpfe und Schuhe zu wechseln.

»Ich sehe auch gar nicht ein, warum man ihn nicht einweiht,« meinte sie. »Er ist reich und hat längst ein Auge auf mich. Es wäre das Gescheidteste!«

»Unsinn! – wie kannst Du nur daran denken, ihn in gute Gesellschaft zu bringen? Ein Plebejer, während wir nur mit Unsersgleichen umgehen. Du hast viel zu gemeine Ansichten, das kommt von dem Umgang bei Kroll und auf den Tanzsälen. Man muß nie vergessen, was man seiner Familie und seiner Geburt schuldig ist.«

Auch die Wittwe hatte ihre Toilette begonnen und wusch und frisirte sich mit Macht.

Fräulein Agnes lachte hell auf. »Deine Familie, Deine Geburt, Mama? – Ja – wenn der verstorbene Vater nicht geplaudert hätte!«

»Unverschämte! Das hat er im Trunk gethan – der Lump war immer besoffen! Meine Familie ... « Sie glühte im Gesicht vor Zorn und hatte drohend die Hand erhoben.

»Bah! – Sie können schon an Ihren Manieren nicht verläugnen, daß Sie in Ihrer Jugend Apfelsinen verkauften! Doch das ist egal – Sie hatten Speculationsgeist, und das ist heut zu Tage die Hauptsache, und man muß gestehen, Sie haben sich wirklich recht gut hinein gefunden und herausgebildet. Es laufen noch ganz andere Damen herum, die in ihrer Jugend mit den

Höckerkörben saßen, Herr von Hardenberg hatte einmal Geschmack am Derben, und wenn Sie den Vater nicht so cujonirt hätten, könnten wir eine ganz respectable Rolle spielen. Nur müssen Sie mir nicht mit solchen Dingen kommen – das ist gut für die Andere!«

»Undankbares Kind!« Die Wittwe weinte und schluchzte, fuhr aber dabei eifrig fort, ihren Anzug zu besorgen.

»Haben Sie sich nicht närrisch, Mama – Sie wissen ja, wie wir stehen! Wenn Sie nicht zu sehr die Herrin spielen wollten, kämen wir ganz gut aus. Sie wissen, ich lasse mir das nun einmal nicht gefallen.«

Fräulein Agnes hatte die seidenen Strümpfe glücklich nach französischer Manier über dem Knie befestigt, was ihrer Wade die volle runde Form erhielt, und setzte nun ihre Toilette weiter fort, die übrigens sehr merkwürdiger Natur war. Sie bestand nämlich einzig aus dem gestickten Unterrock und einem blousenartigen leichten Gewand, das sie aus der Kammer holte und das übergeworfen und durch eine leicht zu lösende Schnur um die Taille zusammengehalten wurde.

»Weißt Du, Mama« – die junge Dame war wieder guter Laune geworden – »bei dem Apfelsinenhandel fällt mir die Anekdote von Deiner frühern Kollegin, der Geheimen Räthin, mit den Slowaken ein. Es muß gar zu komisch gewesen sein, die sieben Burschen an dem Hause stehen und sehnsüchtig nach den Fenstern hinaufblicken zu sehen. Das kommt von den ausländischen Gelüsten!«

Sie lachte wie toll über die scandalöse Anekdote. Ihre Lustigkeit steckte selbst die Mutter an, die froh war, so wohlfeilen Kaufs von dem Streit loszukommen. »Du wirst die Kinder wieder aufwecken, Agnes, und dann haben wir das Geschrei auf dem Halse.«

»Dann laß die Weber'n heraufkommen und die Kinder holen – es ist ohnehin die höchste Zeit und ich wundere mich, daß die Charlotte noch Nichts hat hören lassen.«

»Aber Kind, Du wirst doch zugeben müssen, daß es eine große Unvorsichtigkeit von Dir bei Kroll war. Und dann – Du mußt mehr Ordnung halten mit der Arbeit! Diese Vornehmen warten nun einmal nicht. Sag' mir um Himmelswillen, wie Du es mit der Stickerei der Gräfin machen willst?«

»Die arme Luise ist krank – ich war gestern bei ihr! Das Mädchen dauert mich in der That in ihrer kalten Dachstube! Ein Lager wie ein Hund und dazu die Schwindsucht – es war traurig anzuhören, wie sie hustete.«

»Aber die Stickerei?«

»Sie ist bald fertig – noch einen oder zwei Tage Geduld – die Gräfin muß warten, es wird sich irgend eine Ausrede finden!«

»Nichts da – die alberne Trine mag die Nacht durch arbeiten, dazu ist sie da! Die Gräfin darf nicht warten – sie ist unsere beste Kundin! Ich werde die Weber'n sogleich zu ihr schicken – ist der Lampenteller bis morgen früh nicht fertig, daß der Buchbinder ihn noch zum Abend machen kann, so kriegt sie keinen Pfennig mehr zu verdienen. Es laufen Hunderte herum, die es gern thun werden. Du verstehst nur nicht, mit dem Volk umzugehen. Das Kranksein ist leerer Vorwand, sie wollen nur Nichtsthun!«

»Aber die Luise, Mama ... «

»Papperlapap – sie ist eben nichts besser wie die Anderen und stirbt sie, so ist eben nichts d'ran verloren, eine Nähterin mehr oder weniger auf der Welt ist ganz egal! Da fangen die Plagen schon den Lärmen an ... « Sie ging nach der Küchenthür, öffnete sie und rief: »Frau Weber!«

»Ich komme!«

Gleich darauf trat die Frau des Schuhflickers mit dem finstern verschlossenen Gesicht nach bescheidenem Klopfen ein.

»Nehmen Sie die Kinder mit hinunter und gehen Sie dann zu der Luise, der Stickerin in der Linienstraße. Pochen Sie sie heraus, wenn die Faullenzerin schon schläft – ich ließe ihr sagen,

wenn der Lampenteller morgen Vormittag bis 10 Uhr nicht fertig wäre, kriegte sie in ihrem Leben nichts mehr zu thun, die faule Schlumpe, – und die zwei Thaler, die sie voraus hat, wollte ich zur Stelle wieder haben!«

Frau Weber nickte stumm und packte die weinenden Kinder zusammen.

»Aber Mama,« – sagte die junge Dame mit einem Anflug von Gefühl – »wenn Frau Weber so weit geht, bleiben ja die Kinder allein!«

Die Mama zuckte die Achseln. »Sie werden sich nicht gleich todt schreien. Und für was ist denn ihr Mann da?«

»Ja – für was ist denn mein Mann da?« Der Ton, mit dem sie die Frage wiederholte, klang wie ein tiefer Hohn.

»Nehmen Sie sie fort und bringen Sie sie morgen wieder. Hier sind fünf Groschen für Milch; den Rest behalten Sie. Sie wissen, wir sind für Niemand mehr zu Hause heute Abend.«

»Ich weiß es!«

Sie ging, ohne viel Worte zu machen, mit den weinenden Kindern fort. Die würdige Hauptmannswittwe hielt nicht einmal für nöthig, ihr zu leuchten. Als sie die Thür sorgfältig verschlossen und zurück kam, war Fräulein Agnes seltsamer Weise nicht mehr allein, obschon Niemand durch die äußere Thür eingetreten war.

Ihre Gesellschafterin war eine Frau, etwa acht bis zehn Jahre älter, als die Wittwe, groß und hager und mit einem eckigen Gesicht, in dem trotz der verschiedenen Bildung doch jene leichte Ähnlichkeit mit dem der Hauptmännin bemerkt werden konnte, die sich so häufig in den verschiedenartigsten Familiengesichtern findet, ohne daß man eigentlich sagen kann, worin sie besteht.

Der Wittwe schien die Anwesenheit durchaus nicht befremdend. Sie sagte bloß: »Na – was giebt's? Sind schon welche da?«

»Freilich – schon seit einer halben Stunde. Die kleine Registratorfrau aus der Oranienburger Straße und der Baron mit dem Zwickelbart. Die beiden Fräulein von Warbeck sind eben gekommen, und die kleine Emilie – es ist eine Schande, so ein Kind, sie kann kaum sechszehn Jahre sein!«

»Was geht's uns an!«

»Die Baronin ist auch da, sie hat sich mit dem großen Tölpel, der nie ein Trinkgeld giebt, in das grüne Kabinet eingeschlossen.«

»Sie muß bald nach Hause – ihr Alter ist so eifersüchtig. Ist der Champagner gekommen?«

»Vor zwei Stunden schon! Vierundzwanzig Flaschen!«

»Es ist gut! Du hast doch vier zurückgestellt?«

»Versteht sich – es stehen andere mit Wasser im Eis. Auch von dem Rothspohn hab' ich sechs bei Seite gestellt!«

»Und die Austern?«

»Sie sind in der Küche! ich weiß nicht, wie Ihr das Zeug nur essen könnt – pfui Teufel!«

»Das verstehst Du nicht! Ist der Spieltisch arrangirt?«

»Na – ob! Aber es ist die höchste Zeit, daß Ihr anfangt. Die kleine liederliche Durchlaucht hat schon zwei Mal gefragt, wann der Spektakel eigentlich anginge. Ich kam bloß herüber, um zu sehen, was los wäre, daß Ihr nicht kämet, und muß auf meinen Posten – der Lieutenant mit der Schmarre im Gesicht – wie heißt er doch gleich? hat gesagt, es würden heute viele kommen!«

»Desto besser! Mach', daß Du fortkommst; Agnes kann mitgehen, sie ist fertig. Ich werde gleich da sein!«

Das Fräulein hatte sich noch einmal in dem Spiegel besehen und dann eine halbe Sammetmaske ohne Bart aus einer Schublade genommen, die sie zwischen ihrer blonden Frisur befestigte.

»Na komm, Herzchen! ich hoffe, Du wirst heute viel Vergnügen haben. Sei nur klug und wähle Dir den Besten aus und eh' sie beim Spiel sind; dann haben die Männer für nichts Andres Sinn mehr!«

»Unbesorgt, Tante Charlotte,« lachte frech das Fräulein. »Ich kenne sie zur Genüge durch die Bank. Aber nun komm!«

Die Haushälterin oder Köchin, was sie nach ihrem Anzug war, ging voran in die Kammer, – man hörte die Thür eines Schrankes öffnen, –dann eine andere, – das Fräulein und die Haushälterin waren aus der Wohnung der verschämten Armen verschwunden. Die Hauptmannswittwe beeilte ihre Vorbereitungen. –

Es mochte etwa zwei Stunden später sein – in drei, in einer Linie belegenen Zimmern, von denen das mittlere sehr geräumig war und eine eigenthümliche Ausstattung hatte, war eine mehr als lustige Gesellschaft versammelt.

Der Comfort des ersten Zimmers ließ nichts zu wünschen übrig. Dunkle Tapeten, schwere bauschige Vorhänge, die heruntergelassen mit den inneren Läden fast hermetisch die Fenster schlossen. Weiche Polstermöbel an den Wänden, üppige Bilder, eine gute Copie der Venus, wie sie in hundert schlechten Exemplaren die Wände der Berliner Restaurationen deckt, – von der Decke einen Kronleuchter, der mit mehreren Ampeln ein helles Licht verbreitet.

An einer Seite des Zimmers steht ein großes Büffet, darauf geöffnete und noch verschlossene Champagnerflaschen in Eis, Rothwein, geleerte Austerschaalen und einige kalte Speisen und Leckereien.

In der Mitte stand ein großer ovaler Tisch, mit einer grünen Decke behangen, auf der Mitte dieser Decke befand sich, in bunter Seide gestickt, jene ominöse Zeichnung, die, vom Palast bis zur Kellerkneipe, immer wieder neue Gesellschaft um sich zieht und schon so unendliches Unglück gebracht hat – der Tempel.

Gold und Kassen-Anweisungen, darunter Visitenkarten mit Namen und Zahlen beschrieben, lagen in größeren und kleineren Haufen auf dem Tisch, ein ansehnlicher Theil vor dem Banquier, der in der Mitte vor dem Tempel saß und eben die Karten mischte.

Es war ein großer, schwächtiger Mann, mit dunklem rund um das Gesicht laufenden Bart. Die feurigen Augen waren mit einem halb spöttischen Ausdruck auf den ihm gegenüber sitzenden Spieler gerichtet.

»Nun, Graf, bist Du schon auf dem Trocknen? Du pontirst nicht mehr?«

»Er soll nicht mehr spielen – komm in den Salon, Alfred, das ist weit gescheiter!«

Ein runder, nackter Frauenarm streckte sich über die Schulter des sitzenden Spielers und die Hand legte sich auf die seine, die eben den König mit einer Anzahl Doppel-Louisd'ors besetzen wollte.

Dieser nackte Arm kam aus einem blauseidenen Domino – der blauseidene Domino hatte sich bei der Bewegung geöffnet und zeigte eine nackte, starke Frauenbrust. – Der blauseidene Domino mit der kurzen sammetnen Halbmaske vor dem Gesicht, machte die ganze Bekleidung der weiblichen Gestalt aus, die sich über den Stuhl des Spielers lehnte.

Das seltsame, noch über das Feigenblatt der Ältermutter hinausgehende Costüm, schien übrigens der Gesellschaft um den Spieltische ganz und gar nicht aufzufallen, – denn sie befand sich in keinem bessern Zustande, als der blaue Domino, nur daß Einzelne noch dazu die Maske abgelegt hatten.

Der Graf, der so eben am Fortspielen verhindert worden, trug einen braunen Männer-Domino, sein *Vis-à-vis*, der Bankhalter, einen schwarzen, – eben so waren die zehn oder zwölf Männer costümiert, die um den Spieltisch saßen oder standen, Champagner tranken, spielten, lachten und plauderten.

Noch zwei Frauen waren anwesend, die eine jung, eine reizend zierliche Figur in feuerrothem Domino, – die andere am Schanktisch beschäftigt und mit zwei Herren plaudernd, eine große Figur in grauem Seidenkleide mit einer fliegenden Haube auf dem Kopf; ihr schon die mittleren Jahre zeigendes Gesicht ohne Maske.

»Merkwürdig! die Ähnlichkeit dieses knochigen Gesichts, mit dem der verschämten Armenwittwe ging bis zur Täuschung.

»Der Contretanz soll losgehen, komm Alfred, sonst tanze ich mit dem dicken Weddern!«

»Kind, das muß ein Schauspiel für Götter sein, – ich abonniere auf das Proscenium!«

»Damit Sie wieder klatschen und schlechte Witze machen können,« sagte die Dame vom Büffet her ärgerlich. »Ihre Indiscretion ist Ihnen nicht geschenkt, mein Kleiner, denn wäre die Gräfin – «

»Still, Mama Justizräthin, Sie wissen, was ein- für allemal in diesem Bezug hier abgemacht ist. Über mich fallen Sie her, wie Sie wollen, Sie sehen, ich bin ohne alle Rüstung, ich ergebe mich auf Gnade und Ungnade und will's nicht wieder thun!«

»Wer nimmt die Bank – die Reihe ist um – ich bin engagirt!«

»Macht eine Pause!«

»Unsinn! man amüsirt sich hier besser als mit dem ewigen Umherschwingen! Zehn Friedrichsd'or auf die Dame!«

»Ungalanter Mensch!«

Der kleine feuerfarbene Domino schlug dem Spiellustigen mit dem Fächer auf die Finger. »Seid Ihr Spielratten dazu hier? *Allons – au bal!*«

»Ich bin noch müde von der letzten Woche – habe mich zwei Tage krank melden müssen und auf dem Sopha gelegen!«

»Zittwitz läßt sich pensioniren!«

»Er ist fertig. Seht nur – er hat schon einen ganzen Paradeplatz auf seinem Scheitel!«

»Die kleine Tänzerin ruinirt ihn!«

»Bah – er kann nicht aufkommen gegen die Herren von Raffinade. Fünfzigtausend Thaler Reugeld ist kein Spatz – sehen Sie sich vor, Durchlaucht!«

»O!« sagte ein blonder, junger Mann, »ich hoffe, mit einer Einrichtung davon zu kommen!«

»Dann will ich Ihnen einen guten Rath geben, Durchlaucht! Bezahlen Sie um Gotteswillen nicht an die Schwiegermutter; denn Sie können sicher sein, am ersten Januar die Rechnung noch einmal vom Tapezirer zu erhalten!«

»Es ist ein Satan! Wissen Sie, daß die Alte jedes Mal die Schüsseln und Teller behält, wenn man ein kleines Souper hinschickt?«

»Die Geschichte mit den Leuchtern ist auch nicht schlecht!«

»Was ist damit – ich kenne sie nicht!«

»O! die Jungens so gut dressirt, wie die Mädchen. Der vierzehnjährige Bursche ist Hausfreund bei einer alten Rentiere unter den Linden. Er läßt sie Wechselchen und Schenkungen für seine Gefälligkeiten unterschreiben. Neulich hat sie für eine Schäferstunde ein Paar silberne Armleuchter blechen müssen!«

»Anlage zum Halsabschneider!«

»Wißt Ihr, was dem kleinen Prinzen neulich begegnet ist, als er Vormittag etwas zeitig Besuch machte?«

»Nun? – er spricht ja mit großer Erbitterung von ihr!«

»Das Dienstmädchen war malitiös und öffnete ihm das Putzzimmer. Ein lautes Gekreisch – mitten in der Stube saß das Fräulein Tochter auf jenem unnennbaren Geräth, was gewöhnlich im Nachttisch seinen Platz hat!«

Ein schallendes Gelächter um den Tisch.

»Ich hätte die Situation sehen mögen! – Ob sie wohl sitzen geblieben ist?«

»Eine neue Art, die Liebe zu kuriren! Die Dreieck versteht's besser – sie empfängt ihre Morgenbesuche auf einem Eimer Eis sitzend, im Pudermantel sehr ungenirt!«

»Ist es wahr, daß der Baron mit ihr gebrochen?«

»Mensch – kommst Du aus den Urwäldern von Amerika, daß Du es nicht weißt? Die Pariser Reiterin Paul hat's ihm angethan! Auf Taille! – Das ist zu stark! Wieder verloren auf Coeur! Doublee!«

»Der arme Prinz – sie wird ihn ausziehen!«

»Was thut's – er wird einmal ein reicher Erbe.«

»Hat Jemand diesen scandalösen Aufzug heute Mittag mit angesehen? – Die Frankfurter Canaille machte sich breit, als ob ihr schon Berlin gehörte; und diese Canaille schrie Hurrah! Ich hatte meinen Burschen hingeschickt, um zu pfeifen – natürlich in Civil! aber ein langer Schlingel hat ihm den Hut über den Kopf geschlagen!«

»Keine Politik hier, Du weißt, es ist gegen die Statuten.«

Der eine Spieler am Tisch, an dem während der Unterhaltung ungestört das Spiel fortgegangen war, sprang auf und warf seine mit Nadeln durchstochene Karte auf den Tisch.

»Auf Wort – ich bin blank!«

»Die dreihundert Louisd'ors, die Du verloren, gegen Deinen Percival!«

Der Spieler bedachte sich einen Augenblick. »Ich habe für das zweite Handicap gemeldet.«

»Gut – ich übernehme es. Gewinnt er, halb Part!«

»Vorwärts!« Das Pferd hatte Ruf unter den Sportsmen, sie sammelten sich um den Tisch und Jeder sprach von den glänzenden Eigenschaften des Thieres.

»Er ist ein Teufel! Ich war zugegen, wie er das letzte Mal den zehnfüßigen Graben im Fluge nahm.«

»Er hat ›Puce‹ geschlagen und den ›Obotrit‹ um eine Kopflänge. Der Satan weiß sich zurück zu halten bis zu den letzten Biegungen, dann schießt er vor.«

»Hat er Condition für den tiefen Boden? Ich gebe fünfzig mehr, wenn Sie ihn verkaufen wollen, Baron!«

Die Antwort war nicht nöthig – eben fiel die Karte – Treff Sieben. Der Renner war verloren!

Einen leisen Fluch konnte der Besitzer nicht unterdrücken. »Mein Alter wird wüthend sein! – ich muß das Pferd wieder haben, um jeden Preis!« Er war aufgestanden und stürzte ein Glas Champagner hinunter. Die Hand – als er es einschänkte – zitterte von der inneren Erregung.

Dann wandte er sich zu der Dame in der grauen Seide, die vom Büffet aus dem Spiel zusah und es keineswegs daran fehlen ließ, sich selbst mit dem Besten, was da war, zu bedienen.

»Ich bin ausgebeutelt, Justizräthin – auf Ehre, ganz ausgebeutelt! Aber ich muß meine Revange haben. Können Sie mir hundert Friedrichsd'ors leihen?«

»Ich hundert Friedrichsd'ors? Wie kommen Sie mir vor – Sie machen Ihren Spaß, Baron!«

»*Par Dieu!* – es wäre nicht so merkwürdig! Ich parire noch hundert, daß Sie mehr in Ihrer Schatulle haben. Ich dünkte, wir lassen Geld genug bei Ihnen!«

Sie hob beide Hände in die Höhe. »Sie Ungeheuer – wollen Sie mich verleumden? Glauben Sie, daß Ihr Vergnügen Nichts kostet? Wenn's nicht der noblen Passion halber wäre von meiner Arbeit muß ich noch zugeben!«

Der Spieler lachte hell auf. »Genug, genug – ich weiß schon – der Teufel wird eher eine Seele, als Sie einen Louisd'or herausgeben, den Sie in den Fingern haben! Sie sind zähe wie Leder! Ich hoffe doch, daß Schmul zu Hause ist!«

»Gewiß – an solchen Abenden fehlt er nicht!«

»Das glaube ich, weil dreihundert Prozent zu verdienen sind! Lassen Sie die Canaille herauf kommen!«

»Ich will's der Rebecca sagen. Aber warum wollen Sie nicht lieber hinunter gehen?«

»In seine Höhle – in diesem Aufzug? Lassen Sie das Geld holen – *à propos* – die Kleine ist allerliebste! Sie weiß um unsere Amusements und doch thut sie so verdammt spröde.«

Die Justizräthin lachte. »Das ist Nichts für Sie, Barönchen! Der Jude hält reines Haus und will sein Vergnügen für sich. Wie viel soll ich ihm sagen lassen?«

»Sagen Sie hundertzwanzig – auf zwei Monat!«

»Da geh' ich nicht erst hinunter, Sie wissen aus Erfahrung, es thut's grundsätzlich nur auf vier Wochen und nicht unter der Hälfte!«

»Der Spitzbube – richtige sechshundert Prozent – aber was hilft's! Holen Sie das Geld!«

»Einen Augenblick – warten Sie, Justizräthin!« Ein grauer Domino, der eben mit einer gleichen, in Schwarz gehüllten Gestalt eingetreten war und die Geldforderung gehört hatte, hielt sie auf.

»Was giebt's?« fragte sie ärgerlich. »Ach, Sie sind's, Herr von Röbel. Haben Sie etwa ein Californien entdeckt?«

»Sie brauchen nicht nach Schmul zu schicken, Baron,« sagte der Eingetretene, ohne auf die Einrede der Dame zu achten.

»Hier ist ein Freund, der sich ein Vergnügen daraus macht, Ihnen zu dienen!«

»Aber ich kenne den Herrn nicht!«

Der Lieutenant flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. Dann wandte er sich ebenso an den Mitgekommenen. »Es ist der Sohn des Ministers . . . « sagte er leise. »Sie können Ihr Geld nicht besser anwenden, der Alte hat das Ohr der Majestät!«

Der Herr in Schwarz, eine etwas corpulente, schwerfällige Figur, nahm ein Portefeuille aus der Tasche seines Domino's und holte fünf Hundertthalerscheine heraus.

»Wird das genügen?«

»Vollkommen, Sie sollen sofort den Wechsel erhalten!«

»Ihr Ehrenwort genügt.«

»Aber ich habe doch auch ein Wort drein zu reden,« sprach die Justizräthin, erboßt, daß ihr die Prozente beim Juden durch die Finger geschlüpft. »Wen haben Sie da mitgebracht, junger Herr? Ich kenne den Herrn nicht!«

»Paragraph zehn der Statuten,« lachte der Lieutenant. Fremde, verbürgt durch zwei Mitglieder . . . «

»Aber Sie sind blos ein's!«

»Und der Baron?«

»Schlaukopf! Das ist ein theurer Spaß. Na – was geht's mich an. Ist er gut?«

»Famos – er wird Stammgast!«

»Und verschwiegen?«

»Wie eine Kirchenmauer! Pscht! Seien Sie hübsch artig, es ist ein goldener Vogel!«

Die Justizräthin knixte. »Befehlen die Herren Champagner?«

»Geben Sie her – der Witz bei der Wohlbrück hat mir die Kehle trocken gemacht. Darf ich erzählen, Rätchen?«

Sein Begleiter nickte. »Morgen weiß es doch die ganze Stadt. Der Spaß ist ein für allemal zu Ende!«

»Was giebt's – Röbel, was ist geschehen?«

Das Spiel hörte einen Augenblick auf. Das Champagnerglas in der Hand, erzählte der junge Offizier das Abenteuer.

»Süperb! – Auf Parole, ich hätte dabei sein mögen!«

»Waren die Mädchen hübsch?«

»Schade, daß man das nicht gewußt. Diese Bourgeoisie hat wirklich manchmal gute Einfälle!«

Durch die Portièrre des Salons streckte sich ein hübscher Frauenkopf. »Meine Herren – zum letzten Mal, der Contre geht an! Sieh da, Fritz – engagiren Sie geschwind eine Dame. Pfui, wer wird so faul sein!«

Der junge Offizier hatte seinen Begleiter am Arm gesaßt und zog ihn zur Portièrre, die er ein wenig lüftete.

»Aufgepaßt – der Hexensabbath geht los. Werden Sie nicht schamroth, Freundchen, denn Sie werden etwas zu sehen bekommen. Bleiben Sie hier stehen – das Zusehen ist zwar verboten, aber man wird Sie nicht bemerken, wenn Sie nicht etwa Lust bekommen, mit zu tanzen.«

Dann war er mitten im Sabbath!

Und ein Hexensabbath war's in der That. – Die obscönen Tänze des heidnischen Blocksberges schienen erneuert – die priapischen Feste wieder auferstanden – Messaline den Scepter zu schwingen.

Der Salon – ein großes dreifenstriges Zimmer – war nur matt erhellt. Es war, als wenn das gedämpfte Licht der vier Ampeln, aus welchen die Krone bestand, der Scene sich schämte, die es beleuchten mußte.

Eine dunkle Tapete ließ das Gemach kleiner erscheinen, als es wirklich war. Die Fenster waren, wie in der Spielhölle, dicht geschlossen, das ganze Mobiliar bestand aus einem Fortepiano in der einen Ecke, vor dem in diesem Augenblicke eine Dame in jenem adamitischen Maskencostüm saß, das wir vorhin angedeutet, und die ersten Takte eine Contretanzes spielte. Rings um die Wände lief dagegen, etwa zwei Fuß hoch von dem parketettirten Fußboden, ein breiter türkischer Divan, aus lockeren Kissen aller Art bestehend, so daß man bequem sich darauf setzen und noch bequemer liegen und sich strecken konnte. In den drei anderen Ecken, wie um Harmonie mit dem Klavier zu geben, standen drei niedere Bergeren oder Chaises longüs, von jener eigenthümlichen Form, die ein junger Herzog ausdrücklich seinem Berliner Tapezirer vorgeschrieben und welche die Damen des Schauspiels so reizend und so bequem gefunden.

Über den Divans an den Wänden – ihr einziger Schmuck – hingen breite Spiegel in starkem Winkel.

»*En avant deux!*«

Es waren zwölf oder fünfzehn Paare, welche tanzten – die Feder scheut sich Weiteres zu schreiben, als die Andeutung des Costüms, die sie vorhin gegeben.

»Vorwärts, schöne Damen!« Die Töne des Klaviers trillerten die Passagen.

»*Dos à dos!*«

»Wie schade, daß man die Augen nur vorn hat, aber ich werde mich entschädigen!«

»*Balancez!*«

Und mit der Grazie und Tournüre, die sie auf einem Hofball hätten entwickeln können, balancirte die Damenreihe, die Seiten des Domino's mit den zierlichen rosigen Fingerspitzen gelüftet und die Cavaliere chassirten mit der Nonchalance, die man in der Modewelt Tanzen nennt.

Wieder wechselte die Tour – die zierlichen koketten Passagen, so echt französisch, leichtsinnig und graziös, riefen die Tänzer.

»*Les Dames en avant!*«

»Bravo! köstlich!« – die seidenen Domino's rauschten in den graziösen schamlosen Piroütten.

»*En avant Messieurs!*«

Der Cancan des *Château rouge* war züchtig gegen diese tollen Grimassen, höchstens der letzte taumelnde Tag des Fasching vor den Barrieren hatte es ohne Costüm gewagt, hätte sich mit ihnen in die Schranken stellen können.

Und das sollte dieselbe Jugend sein, bereit auf den Schlachtfeldern des Vaterlandes muthig zu sterben – glänzend in den Sälen der Fürsten – Namen, die mit leuchtender Schrift in den

Büchern der Geschichte verzeichnet sind – die Hand bereits in den wichtigsten Fragen und Verhandlungen der Staaten und Völker?!

» *Grande promenade!* «

In den stürmischen Wirbel des Galopp löste sich die höllische Chaine – durcheinander – über einander hinweg – die fliegenden Domino's – die gelockerten Masken – taumelnd – lachend, schreiend – dazwischen die rasende Galoppaden-Melodie nach dem Trinklied des ›Robert‹ – schallendes Gelächter – keuchende Busen, Brust an Brust – in wahnsinniger Lust flammende Augen – Stöhnen der Erschöpfung – ein Höllenwirbel, bis sie auf die breiten, schwellenden Divans stürzten, Paar um Paar, in wilder Umschlingung, zum Keuchen erschöpft oder jede Fiber erregt, Alles um sich her vergessend – und dazu das ausgelassene, tolle Gelächter der hübschen jungen Frau am Klavier, wie ihre Finger, während das Köpfchen sich rückwärts bog und den langen, verzehrenden Kuß des jungen Offiziers sog – den Sturm marsch wirbelten –

Die Portiére fiel! Der Commissionsrath rieb sich lachend die Hände! »Es ist stark! Ganz *Jeunesse dorée!* Der Henker halte das aus!«

Er trat an den Spieltisch und besetzte die Dame. –

Wir haben das unglückliche junge Mädchen, welches François dem Schutze der beiden Schiffer anvertraut hatte, in der höchsten Lebensgefahr verlassen.

Der Kahn war umgeschlagen!

Während sie selbst, noch betäubt von dem Schlage, den sie erlitten, und mit dem Kopf in das Tuch verwickelt, keinen Laut von sich geben konnte, schriean die beiden Männer, in ihrer Todesangst jede Rücksicht vergessend, aus allen Kräften um Hilfe.

Der Ruf wurde vernommen und einige Minuten später ruderten ein paar Männer in einem Kahne schnell heran und kamen auf die Stelle zu, wo das Unglück geschehen war.

In diesem Augenblick tauchte eine schwarze Masse über dem Wasserspiegel hervor, – es war wohl kein menschliches Wesen oder es konnte nur ein Leichnam sein, denn man hörte keinen Laut.

Zugleich erhob sich in einiger Entfernung von dieser dunkeln Masse ein menschlicher Kopf, ein Arm streckte sich in die Höhe und die Leute vernahmen nochmals den Ruf: »Hilfe! Hilfe!«

Aber schon hatte einer der Männer die schwarze, leblose Masse mit seinem langen Haken gefaßt und auf den Boden des Kahnes geworfen; dann ruderten sie der Stelle zu, wo der Kopf des Andern sichtbar geworden war.

Die Wellen hatten den Verunglückten schnell weiter getrieben, man sah ihn nicht mehr.

Da plötzlich tauchte er in einiger Entfernung wieder auf. Man hörte noch einmal den angestickten Hilferuf.

»Suchen Sie sich oben zu halten,« riefen die Leute im Kahn, »wir retten Sie.«

Der Eine warf seine Stange aus, während der Andre der Stelle zuruderte, wo der Hilferufende wohl eine Minute lang mit den Wellen kämpfte, der Haken erreichte ihn, der Mensch faßte danach, man zog die Stange an's Schiff, aber plötzlich fühlte diese sich so leicht an, daß man nicht glauben konnte, sie halte eine Last. Dem war so. Der Unglückliche war niedergesunken, die Kraft hatte ihn im letzten Augenblick verlassen – das feuchte Grab hatte ihn hinabgezogen.

Nemesis! –

»Der ist fort! – Und das scheint auch nur ein Leichnam zu sein! – Wir wollen ihn in's erste beste Haus bringen und dann nach dem Andern suchen.«

»Es ist ein Weib!« –

»Ein Weib? – Ja, wahrhaftig, den Kleidern nach muß es ein solches sein! Bleich und starr, die hat der Tod schon beim Herzen gepackt!«

»Vielleicht ist doch noch Hilfe möglich! Rüstig vorwärts! An einem Menschenleben hängt oft viel.«

Die beiden Männer ruderten den Nachen rüstig vorwärts, nach zehn Minuten hatten sie eine Landungstreppe erreicht.

»So, Einer von uns trägt sie dort in's Haus hinein, welches neben dem Holzplatz liegt.«

»Das werde ich thun,« sagte der Jüngere.

Er nahm die liebliche Bürde auf den Arm und stieg die Treppe hinauf, dann verschwand er mit ihr im Dunkel der Nacht.

Der Andre wartete über eine halbe Stunde.

Endlich dröhnten wieder Schritte durch die Stille, sein Gefährte kehrte zurück.

»Das hat sich glücklich getroffen,« sagte er, »da ist gerade eine Wöchnerin im Hause und der Arzt ist gegenwärtig.«

»Lebt sie?«

»Als ich ging, kam sie zu sich. Es ist ein blutjunges Mädcl. Nun, sie soll uns den Dank hoffentlich nicht schuldig bleiben.«

»Allons, vorwärts!«

Sie ruderten zurück. Der leere Kahn schwamm ihnen entgegen – sie suchten wohl eine Stunde lang, dann fanden sie eine Leiche – es war der jüngere der beiden Schiffer – eine goldgefüllte Börse in der krampfhaft geschlossenen Hand. –

Noch in derselben Nacht erschien ein Bote im Hotel St. Petersbourg, mit einem Schreiben an den Lieutenant François Laforgne. Der Bote, ein schon bejahrter Mann, begehrte, daß der Lieutenant geweckt würde.

Der Portier des Hotels konnte sich diesem Ansinnen nicht widersetzen, da der Bote seine Angelegenheit sehr dringlich machte. Der junge Offizier wurde geweckt und ließ den Boten in ein Zimmer treten.

Hastig öffnete er den Brief.

Er enthielt in französischer Sprache die Worte:

»Mein edler Retter!

»Der Himmel hat über mich gewacht und mich an einem Abend zweimal auf die wunderbarste Weise aus der Hand schlechter Menschen, aus größter Lebensgefahr gerettet. Ich danke dem lieben Gott, daß ich mir Ihre Adresse gemerkt habe, welche Sie jenem schlechten Menschen mitgetheilt, der mich den Händen elender Verbrecher übergeben hat. Nicht meinerwegen, sondern um Sie selbst vor diesem Menschen schleunigst zu warnen, da Sie mit ihm die Verabredung getroffen haben, daß er Sie früh am nächsten Morgen besuchen soll, beeile ich mich, Sie mit meinem Gesdicke bekannt zu machen. Ich befinde mich für die Nacht gottlob in guten Händen und unter dem Schutze edler Menschenfreunde.«

Als der Abenteurer den Brief gelesen hatte, funkelten seine Augen wie die eines gereizten Löwen. Er hatte seinen Entschluß gefaßt.

»Das ist eine merkwürdige Stadt, diese Residenz,« sagte er, »ich werde ihr voll Ekel sobald als möglich den Rücken kehren und zu meinem Helden Garibaldi zurückkehren. O, die Aufregung des Kampfes ist eine Wonne, eine Wollust gegen diese Aufregungen, welche die Schamlosigkeit, die gemeine Speculationsfurcht und das Verbrechen dem rechtlich denkenden Manne verursachen.«

Er hatte sich angekleidet, und nachdem er den Boten genöthigt, sich mit einem guten Glase Wein zu stärken, klingelte er.

Der Oberkellner erschien.

»Ich wünsche ein besonderes Zimmer,« sagte er, »für ein junges Mädchen, eine Landsmännin, welche, wie ich soeben vernehme, auf ihrer Reise hierher unterwegs verunglückt ist. Halten Sie Alles bereit. Ich werde mich zu ihr begeben, um sie zu holen. Verschaffen Sie mir einen Wagen, er koste, was es wolle.«

Der Oberkellner, mit der Noblesse des Fremden schon hinlänglich vertraut, beeilte sich, dem Wunsche desselben zu willfahren. Nach kaum fünf Minuten hielt eine Nachtdroschke vor dem Hôtel.

Der Offizier stieg mit dem Boten ein.

»Auf die Gefahr hin, indiscret zu sein,« sagte er dann zu diesem, obwohl der Mensch fast kein Wort von seiner Sprache verstand: »Ich muß zu der Armen hin. Ich lasse sie nicht aus meinen Augen, bis ich weiß, daß sie sich in sicherem Schutz befindet. Ich kann es vor meinem Gewissen nicht verantworten, wenn ich anders handele.«

Kaum zwanzig Minuten später hielt der Wagen vor einem niedrigen, aber sich weitstreckenden Gebäude.

François ließ den alten Mann hineingehen und bat, da er in so später Nachtzeit nicht eintreten wolle, das Mädchen zu holen.

Bald darauf erschien dieser wieder, das arme Kind wohleingehüllt am Arme führend.

»Gütiger Gott,« rief die Gerettete zweifelnd, »habe ich es wohl verdient, daß Du mir zum zweiten Male einen Beschützer sendest!«

»Armes Mädchen,« sagte der Offizier bewegt, »hätte ich das ahnen können! – Ich war unvorsichtig, aber diese Schurken sollen mich kennen lernen.«

Sie fuhren nach dem Hotel. Oft von ihren Thränen unterbrochen, erzählte das Mädchen seine letzten Begebnisse. –

Wir haben die Geheimrätin vor der Thür des Polizeipräsidiums verlassen.

Zu dieser Zeit herrschte eine so seltsame Thätigkeit in dem Gebäude, welches man in seinem ganzen großen Complexus die Stadtvoigtei nennt, daß es selbst uns, die wir diese Zeit erlebt und Alles mit eigenen Augen gesehen haben, heute wie ein Traum, wie eine Mythe erscheint.

Damals, wir meinen im Jahre des Heils von 1848 bis 1849, war Alles ungeheuerlich, seltsam, phantastisch. Große Ideen tauchten in dem Gewirre der Leidenschaften auf, erhabene Tugenden machten sich neben dem Wulst von Schmutz, Egoismus und Pflichtvergessenheit geltend, aber es fehlten lange Zeit die Männer der That, nur der Rest von Tugend und Patriotismus, welcher dem Volke geblieben, mußte gewissermaßen sich aus sich selbst herausarbeiten und seine Kraft, seine eherne Entschlossenheit zeigen, ehe sich die Männer fanden, um mit dieser Kraft und dieser Entschlossenheit die wankenden Throne wieder zu befestigen.

Dieser Männer waren nicht viele, und es ist gewiß, daß sie den Muth haben mußten, ohne Rücksicht darauf, wie viel Getreue sich um sie sammeln würden, ihre eigene Haut zu Markte zu tragen, um im hingebenden, aufopfernden Patriotismus für den Thron, ohne alle Rücksichten auf die Folgen für sie, unbeirrt von dem Hasse und der Feindschaft der Menge zu handeln.

Es galt also, der Gefahr keck und kühn in's Auge zu schauen, es galt, die Taktik anzuwenden, durch welche die Revolution siegreich geworden – die Überraschung des Gegners, die Rücksichtslosigkeit in Anwendung der Mittel zu seiner Unterdrückung.

Die Revolution hatte schnell genug sich ein neues Gesetzbuch geschaffen, die Reaction machte sich das ihre.

Zu diesen Männern, welche nur den Zweck, die Ehrfurcht vor der Krone wieder herzustellen, vor Augen, festen Schrittes vorwärts gingen, gehörte auch der Polizeipräsident von Hinckeldey.

Was die Polizei in solchen Zeiten leisten kann und leisten muß, das hat dieser energische Mann bewiesen.

Sofort, als er das Scepter der polizeilichen Macht ergriff, zog er eine Fülle der Gewalt an sich, die kaum eine andere Beamtenmacht, als die seinem Willen untergeordnete anerkannte.

Er herrschte und regierte wie ein Pascha.

Aber er war ein Mann der Zeit und der That.

Sein Wahlspruch war: Alles für die guten Bürger, aber wehe denen, welche fortführen, gegen die Throne zu conspiriren.

In Folge dieser Gewalt, welche Hinckeldey wahrhaft dictatorisch, und ohne allen Widerspruch von Oben, an sich gerissen, hatte das Polizeipräsidium, die Stadtvoigtei, eine höchst merkwürdige Physiognomie angenommen.

Die Polizei, von deren Dasein man seit jenen Märztagen von 1848 kaum etwas gesehen hatte, die ohnmächtig sich gezeigt gegen das Wohlgeborenthum der Bummler, hatte jetzt ein Ansehen, verbreitete einen Respekt um sich, wie sie ihn in der schönsten Zeit der Herrschaft der Gesetzlichkeit nicht erringen konnte.

Und wie mit einem Zauberschlage waren die Bürger, war das souveraine Volk loyal geworden und man sah Leute bei dem Polizeipräsidenten antichambriren, welche früher zu den ersten Maulhelden der Revolution gehört hatten.

Nunmehr begann die Revolution sich selbst zu schlagen und zu züchtigen, das Heer und die Polizei waren wieder in ihrer Kraft – das Gespenst des Aufruhrs mußte in Nacht zerstreuen.

Mit Staunen und in ohnmächtiger Wuth sah die Bureaukratie, welche sich beim Ausbruche der Revolution so schön zu verkriechen und ihre Haut zu wahren gewußt, die Gewalt der Polizei anschwellen, jetzt, wo die Gefahr vorüber schien, hätte sie so gern die Erbschaft wieder angetreten, wäre so gern wieder, wie ehemals, einer der Hauptfaktoren der Staatsgewalt geworden, aber Hinckeldey hatte sie usurpirt – nöthigen falls that er Alles allein, ohne Minister, ohne Soldaten, ganz allein mit seiner aufpochenden Faust und seinen Blauröcken.

Ja, es war ein merkwürdiger Mann, dieser Pascha von Hinckeldey – das preußische Königshaus hatte kaum einen ergebeneren Freund, und doch mußte man es sehen, daß der Haß derjenigen, die sich gleich ihm um den Thron geschaart, ihm das frühe Grab bereitete.

Diesen frischen Kranz der Erinnerung auf den Hügel, der seine Gebeine deckt! –

In dem kleinen bekannten Vorzimmer, welches zu dem Saale führte, in welchem Hinckeldey seine Audienzen gab, finden wir also die Geheimrätthin wieder.

Sie war nicht allein anwesend, damals wurde dieses Zimmer nicht leer, und der Polizeipräsident, unermüdlich und von einer fabelhaften Regsamkeit, ließ sich zu jeder Zeit sprechen, wenn er gerade keine Conferenz hielt oder abwesend war.

Beamte kamen und gingen, Alle sahen sie sehr geschäftig, sehr ernst, sehr pflichteifrig aus, Herr v. Hinckeldey hatte ihnen Allen etwas von seinem Geiste eingehaucht.

Aber heute mußte etwas besonders Wichtiges im Gange sein.

Die Kaiserdeputation, welche in der Residenz gegenwärtig war, nahm allerdings die Aufmerksamkeit des Polizeipräsidenten ganz besonders in Anspruch.

Wenn's nach seinem Kopfe gegangen wäre, dann hätte man die Herren Deputirten mit ihrer deutschen Kaiserkrone vor den Thoren der Stadt wieder umkehren lassen.

Die Ehre einer Audienz vor dem Könige war ihm schon zu viel; daß der König das kleine Geschenk aus der Hand der Frankfurter Herren nicht annehmen würde, das wußte er.

»Will unser König Kaiser von Deutschland sein,« so sprach er sich damals aus, »so nimmt er die Krone sich allein – aber der erhabene Monarch wird nicht in die Fußstapfen der Revolution treten, er wird nicht seiner Krone von Gottes Gnaden eine von Gnaden der Barrikaden hinzufügen.«

Aber den Polizeipräsidenten störte schon die Anwesenheit der Deputation; sie erschienen ihm als Revolutionäre, während die Revolution in Berlin niedergeschmettert war, er hätte sie am liebsten nach der Stadtvoigtei bringen lassen.

Seine Beamten hatten gemessene Befehle für den Fall, daß sich irgend eine **Exaltation** in der Stadt zeigen sollte.

Einer der Leute verstand das Wort ›Exaltation‹ nicht recht; er meinte, etwaige **Begeisterung** würde man doch wohl gewähren müssen.

Da richtete sich der kleine breitschulterige Mann hoch empor und mit donnernder Stimme rief er:

»Ich will auch keine Begeisterung. Wir brauchen keine Volksbegeisterung, unsere Soldaten und wir sind begeistert für Ruhe, Gesetzlichkeit und Ordnung, und jede andere Begeisterung ist Revolution!«

Der Pascha von Hinckeldey hatte diese entschlossen bei den Haaren gepackt, er verstand es, sie zappeln zu lassen, ihm war nicht beizukommen, er war damals der rechte Mann, der **Heros der Reaction**. –

Endlich wurde die Geheimrätthin vorgelassen.

Der Herr von Hinckeldey empfing sie mit zuvorkommender Artigkeit.

Das Gespräch dauerte wohl eine halbe Stunde. Der Name Günther kam öfters über die Lippen der Dame. Es war die Rede von Unverschämtheit und Aufdringlichkeit, von Belästigung und Compromittirung einer Familie, welche dem Könige die treueste Hingebung bewahrt und einen der geachtetsten Namen trage. Später war die Rede von Erpressung und endlich wußte die Geheimrätthin auf eine Weise, die dem gewandtesten Diplomaten zur Ehre gereicht hätte, eine Geschichte zu weben, die um so wahrscheinlicher, je geschickter sie solche mit einzelnen Facten, die nicht bezweifelt werden konnten, in Verbindung zu bringen wußte.

Außerdem aber kam ihr sehr zu Statten, daß der Herr Franz Günther bei der Polizei schwarz angestrichen stand, und daß man ihm trotz seinem Eifer, mit welchem er jetzt die Denunciantenrolle gegen die Demokraten spielte, nicht traute.

Die Geheimrätthin hatte sehr gut gerechnet, als sie sagte, er müsse etwas auf dem Kerbholz haben. Der Herr von Hinckeldey fand mehr als einen gewichtigen Grund, der Bitte der Dame Gehör zu geben, und als sie das Polizeipräsidium verließ, da glänzten ihre Augen im Triumph.

»So, Freund Günther,« sagte sie spöttisch vor sich hin, »Du wirst also in kurzer Zeit unschädlich gemacht sein, jedenfalls auf so lange, bis ich mit meinen Operationen vollständig fertig bin; dann magst Du mit Deinem Wische und mit dem Kinde beginnen, was Du willst.«

Sie stieg in eine Droschke und fuhr nach Hause.

Es gab damals und giebt leider noch heute in Berlin, wie in jeder großen Stadt, Lokale, die notorisch der Sammelpunkt des Abschaums der bürgerlichen Gesellschaft, der Diebe und Verbrecher aller Art, liederlicher Dirnen der gemeinsten Sorte, der Rauf- und Trunkenbolde der untersten Klassen sind. Die Polizei kennt sie und duldet sie – theils weil die Hefe irgend einen Abfluß haben muß, theils weil es ihr leichter ist, indem sie diese Schlupfwinkel kennt, sie zu beaufsichtigen und durch diese Gesellschaft selbst hinter die Verbrechen zu kommen, die sie begeht.

Es giebt nun einmal in der so mangelhaften bürgerlichen Gesellschaft offene Wunden, die forteitern müssen um der größern Gesundheit der anderen Theile willen. Es ist traurig, daß es so ist – aber es ist so. Jene vielgepriesene Volkserziehung, welche die liberalen Theorien womöglich in der Klippschule schon mit astronomischen Studien oder der Kenntniß des Zoroaster und der lybischen Königsgräber ausstatten möchte, sie reicht nicht aus, um jener in Armuth und

Verbrechen erzeugten Generation über das Kindesalter hinaus eine Stütze und eine Wissenschaft des Lebens zu geben.

Die im Riesenmaße des Dampfes wachsende Industrie hebt die Individualität auf und arbeitet nur in Zahlen, die Armuth zeugt und gebärt Kinder, nicht um eine Familie zu haben, sondern als Contingent für den Fabrikherrn – für seinen Reichthum, für die Willkür oder die Lust seiner Commis und Aufseher. Das heranwachsende Mädchen ist, oft noch nicht einmal confirmirt, Maschine, Maschine der Arbeit, Maschine der Lüste!

Mit der schwellenden Brust schwellen die Wünsche, die Gedanken, die Sucht zu leben. Oder haben jene jungen Wesen mit dem Verdienst von drei Silbergroschen täglich, nicht auch die Lust, zu genießen, fröhlich zu sein, Freude und Vergnügen zu haben – wenigstens nicht zu hungern und nackt zu gehen?

Der Preis ist ja nur ein Körper, und das eigene warme Blut zahlt den Blutkauf.

Es ist so viel Wohlthätigkeit in der großen Stadt, es sind so viele Vereine und Stiftungen, Missionsgesellschaften und Ritterorden für Christenthum in China und Erziehung der Drusen- und Maronitenkinder, deren Väter zur Beförderung der christlichen Nächstenliebe sich gegenseitig den Hals abgeschnitten – es giebt Assekuranzen von London und Paris, für Leben und Sterben, für Vieh und Spiegelscheiben, gegen die Stürme des Himmels und die Eisenbahnen der Menschen – warum gründet nicht einer jener Menschenfreunde, die im Geheimen oder in der Vossischen Zeitung Wohlthun verbreiten, eine Versicherungsanstalt, einen Schutzverein gegen die schwerste Krankheit der Kultur, gegen die Prostitution der weiblichen Jugend?

Das Werk ist doch so leicht!

Setzt ein Minimum fest, das jedes junge Mädchen verdienen muß, wenn sie leben und nicht darben soll. Führt statt der Arbeitsbücher der Schande Arbeitsbücher der Tugend ein. Einer Jeden, die nachweist, daß sie sich mit redlicher Arbeit nährt, schießt zu ihrem unzureichenden Verdienst so viel zu, daß er ausreicht zu den Bedürfnissen des Lebens.

Es sind so Viele, so Viele, die gern ehrlich und tugendhaft bleiben würden – wenn sie es nur könnten, wenn sie von der Welt nur die Erlaubniß dazu erhielten!

Einfältiger Wunsch – die Industrie mit Dampf und mit Körpern lächelt dazu – die große Stadt muß ihr Contingent der frischen Gesundheit aus jenen Regionen haben, die noch Gottes freie Luft athmen und die Saat wachsen sehen! –

Unter denjenigen Lokalen, welche dem Vergnügen der guten Bürger von Berlin gewidmet waren, nahmen die sogenannten **Polkakneipen** einen hervorragenden Platz ein.

Der Galgenhumor des Berliner Volkes hatte diese Zufluchtsstätten der ungeheuren Heiterkeit des Philisterstandes und seiner hoffnungsreichen Jugend mit jenem schönen Namen belegt, der überhaupt in der preußischen Residenz, seitdem der Polkatanz in Aufnahme gekommen, eine entsetzliche, blutig-ironische Anwendung gefunden.

Wir erinnern nur an den **Polkatod**, wie das Volk den Selbstmord mittelst Überfahrens auf den Eisenbahnschienen nennt.

Dennoch würden wir sehr in Verlegenheit gerathen, wenn unsere Leser von uns eine Definition aller dieser Composita verlangten. Der Galgenhumor des Berliner Volkes läßt sich überhaupt nicht unter der Lupe der Logik betrachten, seine Bezeichnungen haben ihre eigene Logik; man fühlt sie sofort heraus, sie ist treffend, einschneidend – und dennoch ist eine Definition, wie gesagt, unmöglich.

Also die **Polkakneipen!** –

Wodurch unterschieden sie sich von anderen? – Was gab ihnen jenen geheimnißvollen, mysteriösen Reiz, der ihnen, so lange sie bestanden, anhaftete? –

Es war etwas Schattenhaftes, ein Etwas, was das Blut in Wallung, die Phantasie in Aufregung brachte, als wären jene Polkakneipen der Aufenthalt von Feen, von üppigen Bajadern, von

Houri's gewesen, ein Meer von wahnwitziger Heiterkeit, selbstschänderischer Ausgelassenheit, wollüstiger Schwelgerei.

Trat man aber in eine solche Kneipe ein, dann erblickte man oft so stupide und nichtssagende Gesichter, daß man unmöglich glauben konnte, es könne hier der Galgenhumor der Berliner sich prostituiren, es ging Alles ziemlich ruhig und nach den Regeln des Anstandes her.

Freilich in den frühen Abendstunden.

Man mußte nur warten, bis der ehrbarere Theil der Gäste, welche hier, gewöhnlich in Gesellschaft von großen und kleinen Hunden, die sie mit den Überresten ihres Abendbrodes regalirten, sich nach Hause begeben und einer jüngern Generation und der Zunft der alten Junggesellen, der ersten Gourmands in Wein und Liebe, Platz gemacht hatten. Man mußte die Zeit abwarten, wo es den Gästen anfang, wie Goethe in seinem Faust sagt, cannibalisch wohl, wie fünfhundert Säuen zu werden.

Dieser Moment trat gewöhnlich erst nach zwölf Uhr ein, dann gab sich der Berliner Galgenhumor in seiner höchsten Blüthe, dann war auch der gefährliche Augenblick für die Damen gekommen, welche einer der Hauptanziehungspunkte waren – die **Schänkmamsells** der Polkakneipe.

Dem großen Haufen sind jene Mysterien, jene Orgien der *haute volée* verschlossen, welchen wir bei der Doctorin und bei der verschämten, armen Hauptmännin beigewohnt. Wohl dann und wann schlägt ein leises Gerücht von dem Dasein dieses höhern Kultus der Venus an sein erstauntes Ohr, aber sein Raffinement in solchen Dingen ist viel zu grobsinnig, um sich einen solchen Kultus ausmalen zu können.

Aber die Polkakneipe, oder vielmehr die Polka-Biermamsell war das verkörperte Ideal der sinnlichen Bierbegeisterung. Gegen Jedermann freundlich, keck herausfordernd, übersprudelnd von Leben und strotzend von körperliche Frische, geschwätzig, witzig, in jeden Ton mit einstimmend, den die Gesellschaft einschlägt, vertraut mit dem Biercomment wie ein bemoostes Haupt, hatten die Polkamamsells das Meiste dazu beigetragen, diese Arten von Kneipen in Aufnahme zu bringen. Wer in seinem Lokale Zuspruch haben wollte, mußte denselben Weg betreten, nach und nach verschwand die männliche Bedienung aus den Bierlokalen gänzlich, und um Berlin schien sich ein großes, unauflösliches Netz der Prostitution und der Entsittlichung systematisch auszubreiten.

Zu den berühmtesten Lokalitäten dieser Art gehörte nun die Polkakneipe in der Mohrenstraße, in welcher sich Amalie Günther, die ehemalige Geliebte und anerkannte Verlobte des jungen von Röbel, als Biermamsell befand.

Wir wollen auf einen Augenblick hineintreten.

Es war bereits nach Mitternacht, und das Innere der Kneipe war in einen dicken Nebel, vulgo Tabaksdampf eingehüllt. Es mochten etwa an dreißig Gäste, die meisten wohl dem ledigen Stande angehörend, anwesend sein.

Ein lautes Lachen oder eigentlich mehr ein Brüllen und Gurgeln zeigte das Stadium der Verzückung an, in welchem sich diese Leute befanden.

Die Art und Weise, wie sich's die Gäste bequem machten, war eben nicht sehr decenter Art.

Einige hatten mehrere Stühle an einander gerückt, um ihre Beine darauf zu lagern, man hörte frivole Witze, zweideutige Wortspiele.

Die Biermamsells, fünf an der Zahl, waren wie Tyrolerinnen gekleidet.

Natürlich glaubte keiner der Anwesenden, wirkliche Tyrolerinnen vor sich zu haben. Aber die Kleidung war originell und ließ die üppigen Formen der Mädchen so drastisch als möglich hervortreten.

Sie hatten alle Hände voll zu thun, – nicht um die Herren zu bedienen, das hätten diese gern allein gethan, – sondern die Zudringlichkeit derselben abzuwehren.

Diese Mädchen durften es nie vergessen, zu welchem Zwecke sie hier waren, nicht um den Appetit der Gäste nach der Frucht vom Baume der Erkenntniß zu stillen, sondern ihn zu reizen.

Dann hatten die Mädchen auch ihre Gefühle, die nicht unter dem Reglement standen. Den Einen verabscheuten sie, einem andern Gaste waren sie von Herzen gewogen, einem dritten endlich waren sie es, seiner Freigebigkeit wegen.

Genug, während sie den Einen flohen, dem Andern sich zur Seite setzten, ließen sie sich von dem Dritten ohne Widerstand auf den Schooß ziehen und gestatteten ihm Freiheiten, die sich nicht immer verstohlen zeigten.

Die eigentlichen Mysterien dieser Kneipen aber, das Magisch-Anziehende derselben lag hinter den Coulissen, umhüllt von der Verschwiegenheit der Nacht, so weit die Discretion der Favoriten der Polkamamsells sie beobachteten.

Es konnte nicht fehlen, daß Malchen eine der beliebtesten und gesuchtesten Mamsells war.

Sich einmal der Nothwendigkeit opfernd, für sich und ihr Kind zu sorgen, warf sie alle Scheu bei Seite; – aber derselbe Stolz, mit welchem sie Alimente für ihr Kind anzunehmen sich weigerte, blieb ihr selbst noch in dieser Erniedrigung.

Sie hatte Muth genug, das zu scheinen, was ihre Kolleginnen waren, – denn das bedingte ihre Stellung, ihre Existenz, – ohne es jedoch zu sein.

In Folge jener Selbstverleugnung konnte sie es über sich gewinnen, gegen Jedermann freundlich zu sein, ja, es gab nicht selten Augenblicke, wo sie eine seltsame, man konnte sagen, dämonische Ausgelassenheit zu erkennen gab. Das geschah, wenn die Verzweiflung sie packte, wenn sie des räthselhaften Verschwindens jenes werthvollen Dokumentes gedachte, das sie selbst in ihrem Falle noch adelte und durch dessen Verlust ihr Kind der Ehre seines Ursprungs und Mutter und Tochter aller ihrer Ansprüche beraubt waren.

Wenn dann so die Wucht dieses Gedankens zentnerschwer auf ihre Seele fiel, dann suchte sie den Dämon der Verzweiflung durch ihre Ausgelassenheit zu bewältigen und zum Schweigen zu bringen; dann verschmähte sie es nicht, das Glas, so oft es ihr geboten, an die Lippen zu bringen, es mit einem Zuge über die Hälfte zu leeren, aber nie vergaß sie es – selbst nicht in solcher Stimmung – was sie dem Andenken des Vaters ihres Kindes schuldig.

Nein, keiner der Gäste konnte sich irgend einer Begünstigung von ihr rühmen. Ihre Tugend mochte zweideutig sein, aber diese Herren hier hatten keine Probe davon erhalten.

Aber eben diese Zurückhaltung bei der Fülle ihrer körperlichen Schönheit reizte die Männer noch mehr. Es wurden förmliche Wetten auf die Käuflichkeit derselben angestellt, und, ohne daß sie es wußte, hatte sie schon manchen dieser Herren um seine schönen Thaler gebracht.

Vielleicht war es auch in Folge einer solchen Wette, daß der kleine vierschrötige Mensch, mit dem vollen, rothen und jovialen Gesicht, dem stutzerhaften Äußern und dem Lorgnon sich schon seit zwei Stunden alle mögliche Mühe gab, Amalie zu einer galanten Concession zu bewegen.

Wenn man ihn aufmerksam beobachtete, konnte man es deutlich genug merken, daß er dabei mit einer wohlüberlegten Taktik, nach einem genau berechneten Feldzugsplan verfuhr.

Er begann mit dem Plänkeln, Ergreifen ihrer Hand, er fuhr mit der seinen an ihrem entblößten Arm auf und ab, als wollte er sie elektrisiren, er zog sie zu sich herab und flüsterte ihr etwas in's Ohr –

Amalie lächelte und that, als habe sie ihn falsch verstanden.

Er griff in seine Tasche, ein Goldstück glänzte in seiner Hand – er drückte es in die ihre.

Amalie zuckte auf.

»Sie müssen es behalten,« sagte er, »werfen Sie es meinetwegen auf die Erde, aus dem Fenster, mir soll es gleich sein, ich nehme es wahrhaftig nicht wieder in die Hand. Ich habe heute einen guten Tag gehabt und viel Geld verdient. – Ich gebe es Ihnen gern, denn Sie gefallen mir, ich bin zum Rasendwerden in Sie verliebt, – aber das thut nichts. Ich verlange keine Beweise der

Gegenliebe Ihrerseits. Ich schenke Ihnen das Geld ohne irgend einen andern Anspruch an Sie, als daß Sie sich dafür ein Vergnügen machen sollen.«

»Nun,« sagte das Mädchen, »ich halte Sie beim Wort, aber Sie werden es bereuen. Nehmen Sie es zurück, denn ich sage Ihnen, Sie werden Ihr Geschenk bereuen.«

»Merkwürdiges Mädchel!« sagte der kleine Vierschrötige, dessen Jargon noch mehr als sein Gesicht den Juden verrieth, »ich sage, daß ich nichts dafür haben will, als die bloße Freude.«

»Es ist gut,« entgegnete Amalie, »ich bin einverstanden, aber nun lassen Sie auch meinen Arm los.«

»Oh – es ist wahr. Ich bin ganz in Gedanken, ich denke es ist mein Arm.«

Trotzdem, daß ihm das Mädchen diesen Gedanken benahm, fuhr er aber doch fort, allerlei verliebte Kunststücke mit ihrem Arm zu machen, ja seine Hand suchte sogar den Krieg auf ein anderes, weniger gleichmäßig ebenes Terrain überzuspielen, was das tief ausgeschnittene Mieder allerdings sehr begünstigte.

Aber eine dröhnende Maulschelle strafte die Frechheit des Jovialen.

»Donner und Doriaa – bist Du ein Frauenzimmer!« rief er aus, indem er sich die Wange rieb.

»Manteufelchen, was hast Du da für ein brillantes Geschäft gemacht!« rief einer der Gäste, der neben dem Kleinen saß.

»Ich gratulire!« rief ein Anderer.

»Stille, Hinkeldey!« rief der Kleine, »das versteht Ihr nicht, die Ohrfeige ist der Anfang vom Ende.«

Die Leute liebten es damals, zu ihren Kneipnamen die Namen dieser mächtigen Personen zu wählen.

»Bravo, Amalie! Bravo, Amalie!« schrie ein Dutzend Kehlen fast zu gleicher Zeit.

»Ach, was, Bravo!« rief das Mädchen. »Ich brauche keinen Applaus. Ich habe bloß meine Schuldigkeit gethan. Der Verfassungsparagraph lautet, daß ich mir ein Vergnügen machen sollte, und nicht Herr Mendel sich, nun, ich habe mir das meine gemacht, und es kostet nichts!«

Ein nochmaliges donnerndes Bravogeschrei folgte auf diese Erklärung, namentlich wurde die Anspielung auf die Verfassung jubelnd aufgenommen.

Seitdem der passive Widerstand die Parole der Berliner Barrikadenhelden geworden, gefiel man sich ungemein, seinen Muth in solchen Anspielungen, hinter denen oft keine Idee von Analogie steckte, darzuthun.

»Nun, nun,« sagte Mendel, der durchaus nicht aus seiner Fassung kam und noch immer dasselbe joviale Gesicht machte, »ich bin ja auch sehr zufrieden, thun Sie, was Ihnen Vergnügen macht, und wenn es auch eine solche spanische Fliege ist, die Sie mir mit solcher Tyroler Virtuosität applizirt haben; ich habe wirklich keine Furcht vor einer zweiten.«

Herr Mendel führte den Beweis dieser Worte, denn er machte einen zweiten, noch keckern Griff.

Diesmal gab ihm das Mädchen keine Ohrfeige.

Aber sie sah ihn mit einem Blicke an, der ihm mehr sagte, als ihm eine Ohrfeige hätte beibringen können.

»Wahrhaftig,« murmelte er, »ich fange an, an die Tugend dieses Mädchens zu glauben – **der Friedrichsd'or ist futsch!**«

Wir wollen jedoch jetzt die Polkakneipe verlassen und das Mädchen am andern Tage auf dem Wege zu seinem Kinde hin begleiten.

Nur so viel wollen wir hier noch sagen, daß, wenn wir die Mysterien aller dieser Polkakneipen, welche damals wie die Pilze in Berlin emporschossen, aufdecken wollten, die spätere Maßregel des Herrn von Hinkeldey sehr motivirt erscheinen würde. Bekanntlich decretirte er eines Tages:

»die Polkamamsells in den Tabagien und Bierhäusern werden nicht mehr geduldet, die weibliche Bedienung in denselben hat aufzuhören.«

Und mit einem Schlage änderte sich das Treiben in allen diesen Lokalen, ein anständiger Mann konnte daselbst sein Glas Bier trinken, ohne irgend einer Versuchung ausgesetzt zu sein.

Der Polizei-Präsident verstand es, die Unsittlichkeit bei ihrem kurzen, schamlosen Röckchen zu fassen, und unerbittlich gegen Alles einzuschreiten, was das Volk demoralisiren mußte.

Nochmals ein frischer Kranz dankbarer Erinnerung auf sein Grab! –

Wir begeben uns jetzt wieder in die Wohnung der verschämten Armuth, die wir, ihre Saturnalien feiernd, verlassen haben.

Fern sei es von uns, die wirkliche verschämte Armuth um ihr heiliges Anrecht an unser Mitleid zu bringen.

Sie findet spärlich genug ein Asyl; die unverschämte Armuth ist natürlich besser daran, und zu dieser Kategorie gehört eigentlich unsere Hauptmannswittwe mit ihrer saubern Tochter.

Nicht die Armuth, der Pietismus ist es, die Heuchelei, welche solche Blüthen treibt, ein trauriges Schmarotzergewächs an dem edlen Baume des Wohlthuns.

Amalie hatte den Rest der Nacht, denn spät kam sie allabendlich in's Bett, mehr geträumt als geschlafen.

Sie berechnete, wie viel Geld sie der Hauptmännin schon gegeben, und ob die Summe mit Mendel's Friedrichsd'or ausreichen würde, ein Bettchen für ihr Kind zu beschaffen.

So sehr hatte die Unglückliche ihr charakterloser Bruder ausgesogen, daß ihr nicht einmal so viel geblieben war, ihre Mobilien vor der Hand des Exekutors zu schützen; als sie eines Tages von einem Ausgange mit ihrem Kinde heimkehrte, fand sie ihre Wohnung verschlossen, der Wirth und der Möbelhändler hatten Alles mit Beschlag belegt, und seitdem hatte sie kein Stück ihrer Sachen, nicht einmal ein Kissen, nur um ihr Kind darauf zu betten, wiedergesehen.

Die Angst, welche sie am Abende zu ihrem Kinde getrieben, verließ sie auch in der Nacht nicht, es lag ihr bleischwer auf dem Herzen.

Ihre Ahnung war keine trügerische.

Vielleicht im selben Augenblicke, wo sie ein böser Traum umgaukelte, erhob sich ihr Bruder von seinem Lager, um das Versprechen auszuführen, welches er der Geheimrätthin gegeben.

Er hatte sich noch am selben Tage nach Leuten umgesehen, wohin er das Kind bringen konnte. Es war ihm ein kinderloses Ehepaar, Bauern aus einem Dorfe bei Brandenburg, welche gerade hier anwesend waren, empfohlen worden. Er suchte diese Leute auf und schloß den Handel mit ihnen ab.

Er versprach ihnen, das Kind am nächsten Morgen zu übergeben.

Die Hauptmannswittwe und ihre würdige Tochter lagen noch behäbig in ihren Betten und ruhten sich nach den Anstrengungen ihres Hexensabbaths aus.

Es mußte schon neun Uhr sein.

In diesem Momente wurde heftig an der Thür geklingelt.

»Mein Gott, wer ist das?« rief die Hauptmannswittwe. »Wer überrumpelt uns schon so früh? Agnes, erhebe Dich!«

»Ach – ich mag nicht! Ich habe nicht Lust, mich jetzt in meinem besten Schläfe stören zu lassen,« sagte die Tochter.

»Was sollen die Leute denken, wenn sie Dich noch im Bette finden?«

»Mögen sie denken, was sie wollen. Ich bin krank!«

Die Hauptmannswittwe erhob sich, machte rasch ihre nothdürftige Toilette, ging an die Thür und öffnete.

Sie schrak zurück.

Sie kannte den Mann sehr wohl, der jetzt vor ihr stand, er war schon einmal mit seiner Frau bei ihr gewesen, um sich das Kind anzusehen, welches Amalie bei ihr in Pflege gegeben. Es war Herr Franz Günther.

Die Wittwe wollte ihm den Eingang verwehren, denn sie pflanzte sich kerzengerade vor ihm auf und blieb regungslos stehen.

»Was wünschen Sie, Herr Günther?« fragte sie.

»Ick will des Wurm von de Male sehen,« sagte er trotzig.

»Aber Mann,« entgegnete die Hauptmannswittwe, »ich finde das sehr eigenthümlich, daß Sie so früh zu Frauen eindringen. Das Kind schläft und ich habe nicht Lust, es stören zu lassen, weil ich dann den ganzen Morgen das Geplärre der Kinder hören muß.«

»I,« entgegnete Günther, »det hat nischt auf sich, lassen Sie det Kind immer wach werden, ich bringe hier eenen Mantel vor det Wurm. Ick will et sehen, ick bin der Onkel, un keen Mensch kann mich det wehren.«

»Ich sage aber, daß es jetzt nicht geht,« rief die Wittwe zornig. »Ich habe mich bei Ihrer Schwester ausdrücklich gegen solche Besuche und Belästigungen Ihrerseits verwahrt; ich habe genug an Ihrem ersten Besuche und jetzt habe ich nicht Lust, Ihnen das Kind zu zeigen.«

»So, also nich?« sagte Günther, indem er Miene machte, die Wittwe bei Seite zu schieben.

»Kommen Sie in einer Stunde wieder,« entgegnete diese, als sie sah, daß der Mensch sich nicht abweisen lassen würde.

»Ick habe keene Zeit un keene Lust wiederzukommen!« schrie Günther, die Geduld verlierend. »Machen Se nich so ville Faxen, Madamken, ick will durchaus des Wurm sehen un damit basta!«

»Nun, wenn Sie das Kind durchaus jetzt sehen wollen,« rief die Wittwe aus, »dann begeben Sie sich zu unsrer Nachbarin, der Frau Weber; bei der ist das Kind, unsre Stuben sollen gescheuert werden und dann geben wir die Kinder, um sie nicht in der feuchten Stube zu lassen, zu der Frau, wo sie bleiben, bis Alles wieder trocken und aufgeräumt ist. Meine Tochter ist gerade beim Scheuern, es genirt sie und deshalb mag ich Sie nicht hineinlassen.«

Günther sah die Wittwe an, als wollte er in ihren Minen die Bestätigung ihrer Worte finden.

»Ach wat, scheuern! vor mich braucht sich Ihre Tochter nich zu schämen; det konnten Sie mir ooch gleich sagen. Na, denn werde ick zur Webern gehen. Adje.«

Die Wittwe war froh, den Menschen los zu werden; damit die Weber aber mit ihrer Aussage nicht in Widerspruch gerathe, wollte sie ihm gleich folgen. Sie ging in die Stube zurück, um ihrer Tochter Bescheid zu sagen. Diese lag im tiefsten Schlafe; die Mutter weckte sie auf, die Tochter war hierüber auf's Äußerste aufgebracht und es entstand wieder eine Scene zwischen Beiden. Endlich war sie so weit, um sich zur Weber begeben zu können; als sie aber aus ihrer Küche auf den Flur hinaustrat, hörte sie Kindergeschrei.

Günther, das arme Würmchen in den Mantel gehüllt, den er mitgebracht hatte, stürzte die Treppe hinunter. Unten stand eine Droschke und eine Minute später hörte man sie davonrollen.

Amalien's Kind war entführt.

Zwei Stunden später befand sich Günther wieder zu Hause. Er hatte seine Wohnung schon seit sechs Uhr verlassen, denn er mußte die Leute, zu denen er das Kind seiner Schwester bringen wollte, sehr früh besuchen, um, wie es verabredet war, sich von ihnen den letzten endgiltigen Bescheid zu holen, und dann, wie sie es verlangten, noch einige Sachen für das Kind einzukaufen, die zu seiner nothwendigen Aussteuer gehörten.

Er war nicht wenig erschreckt, als ihm, sobald er in seine Wohnung trat, Alles in derselben so seltsam vorkam, als hätte man Alles durcheinander gewühlt.

Sein Schreck erhielt Bestätigung, als ihm seine Frau, blaß wie eine Leiche, entgegenstürzte und ihn beim Arm packend ausrief:

»Mann, was hast Du begangen?«

»Ick?« versetzte Günther bestürzt. »Nischt, Weib, wat ick mir zu Herzen zu nehmen brauchte. Wat soll denn det heeßen?« In diesem Augenblick bemerkte er auch den Schutzmann, der seiner gewartet zu haben schien.

»Es ist hier Haussuchung gewesen,« sagte die Frau, »die Schutzmänner haben verschiedene Papiere mitgenommen.«

»Haussuchung?« rief Günther, der leichenblaß geworden war, aus. »Wonach hat man denn gesucht? – Ick bin een ehrlicher Mann, det weeiß de Pollezei sehr gut! – Ick gehöre zu de Reakschon! – Ick bin een reiner Demokratenfresser! – Herr von Hinckeldey kennt mir! – Wat wollen Se denn noch hier, Herr Schutzmann? – «

»Ich soll Sie nach der Stadtvoigtei bringen.«

»Mir? – Nich möglich! – Ick habe dort nischt zu dhun.«

»Machen Sie sich fertig,« sagte der Schutzmann. »Wenn Sie vielleicht erst noch etwas essen wollen, so lange will ich warten.«

»Det is woll mein Dank für meine Dreue zum Königshause!« rief Günther mit einem komischen Pathos aus. »So geht et den aufrichtigen Patrioten – «

»Es ist ja nicht gesagt,« bemerkte der Schutzmann, »daß Ihre Freiheit gefährdet ist; man hat hier nichts, was Sie in auffälliger Weise compromittiren könnte, gefunden, die wenigen Papiere, die wir vorgefunden, werden wohl auch nichts von Belang enthalten, eine Anklage ist noch keine Verurtheilung.«

»Na, wat Staatsanwaltgen erscht zwischen de Fingern hat!« rief Günther, »aberscht ick werde mir zu vertheidigen wissen. Hier, Frau, hast mein Taschenbuch – «

»Das nehmen Sie nur mit,« sagte der Schutzmann. »Sie müssen so bleiben, wie Sie sind, ich habe Auftrag, danach zu sehen, daß Sie nichts von sich legen – «

»In meine Briefftasche sind nur Familienpapiere – «

In diesem Moment wurde heftig geklingelt, die Frau Günther öffnete und Amalie, athemlos, schweißtriefend, stürzte wie eine Furie in's Zimmer.

»Elender Mörder!« rief das Mädchen, welches in ihrer Wuth den Schutzmann nicht bemerkte und Günther bei der Brust packte. »Verfluchter Todtschläger, was hast Du mit meinem Kinde gemacht?«

Günther zitterte wie Espenlaub, diese Scene kam ihm sehr ungelegen, er war, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, äußerst wehmüthig.

»Na, na,« sagte er, »man nich gleich reene Furie. Ick habe Dein Kind von der Bernburgen fortgenommen, weil ick g'hört habe, det et von der Wittwe maltretirt wird; ick habe es in eene sehr anständige Pension gedahn, wo ick mir verpflichtet habe, monatlich sechs Thaler vor den Wurm zu zahlen. Ick habe ihm auch een Bettchen un een Mäntelchen gekooft.«

»Das ist Lüge!« rief seine Schwester, welche den Zusammenhang der Sache ahnte; »Du hast nicht das Herz, nur einen Heller für das Kind auszugeben, Du würdest vielmehr wo möglich ihm sein letztes Hemdchen ausziehen. Wo ist mein Kind, verfluchter Mörder?«

»Man nich gleich Mörder,« entgegnete Günther. »Ick sage Dir, Dein Kind is gut uffgehoben, ick werde Dir die Adresse geben, da kannst Du Dir gleich überzeugen.«

Er holte seine Briefftasche hervor und nahm ein Stückchen Papier aus derselben, worauf die Adresse der Leute stehen sollte, zu denen er das Kind gebracht.

Bei dieser Gelegenheit suchte er sich der Papiere zu entledigen und des Geldes, welches er in seiner Briefftasche hatte, indem er seiner Frau einen Wink gab und es ihr zusteckte.

Aber das scharfe Auge des Schutzmannes hatte dies wohl bemerkt.

Er trat auf die Frau zu.

»Ich habe Ihnen erklärt,« sagte er, »daß Sie, wie Sie gehen und stehen, mir nach der Stadtvoigtei folgen müssen; geben Sie die Papiere wieder her.«

Erst jetzt wurde Amalie des Beamten ansichtig und ihr Antlitz, welches sich während der Scene wieder geröthet hatte, wurde leichenblaß.

Entsetzen ergriff sie.

»Was hat er verbrochen – ?« fragte sie den Schutzmann. »Doch nicht etwa mein Kind – ?«

»Na, det wäre noch scheener,« versetzte Günther. »Du siehst ja, daß von meine Papiere de Rede is; se halten mir vor eenen Revolutionair, vor eenen Demokraten – Waffendiebstahl, Bomben – Pulverschwörungen un wie der Schwindel noch heeßen duht! – Fürchten Se nichts, Herr Schutzmann, ick habe keene komprotirende Papiere, ick habe meiner Frau nur etliche Kassenscheine gegeben, ehrlich erworbenes Geld, damit se während meiner Abwesenheit nich zu hungern braucht. Behalt's, Weib, keen Mensch kann Dir des Geld abnehmen, et is Dein Eigenthum – «

»Das Geld mögen Sie behalten,« sagte der Schutzmann. »Aber da ist noch ein Papier – «

»Ach, det is een Familjendokument!«

»Ganz gleich – geben Sie her!«

Günther sah den Schutzmann hämisch an, dann warf er einen blinzelnden Blick auf seine Schwester.

»Amalie,« sagte er, »det is Deine Sache, es is det Dokument von Deinem Liebsten, die Anerkennung seiner Vaterschaft.«

Das Mädchen hatte diese Worte kaum vernommen, als es wie eine Löwin auf Günther's Frau zusprang und sich mit einem raschen Griffe des Dokuments bemächtigte.

Sie warf ihrem Bruder einen flammenden Blick zu und war fortgestürzt, ehe der Schutzmann noch recht wußte, was vorging.

Was brauchte Amalie mehr? Sie hatte die Adresse, wo sich das Kind befand und jenes wertvolle Zeugniß von seinem Ursprunge.

Es ist ein Trost für die leidende Menschheit, daß sie oft genug im Leben Gelegenheit zu erkennen hat, wie die Nemesis waltet.

Gerade wenn die Schlechten, welche darauf sinnen, ihrem Egoismus das Glück ihrer Nebenmenschen völlig unterzuordnen, ein Meisterstück ihrer Klugheit hervorzubringen glauben, fallen sie ihr anheim, dieser rächenden Nemesis, welche die Unschuld mit ihrem Schilde deckt.

Die Intrigue boshafter Menschen, rücksichtslos daran arbeitend, der Gerechtigkeit ein Bein zu stellen und dem Unglücke ihrer Nebenmenschen noch die Schande und den gänzlichen Ruin hinzuzufügen, verfängt sich oft in die eigene Schlinge und Nichts beweist sich öfter auf Erden, als der Satz: **»Böse Menschen sind niemals klug!«**

Es liegt ein tiefer Sinn in diesen Worten, deren Wahrheit über jede Anzweiflung erhaben ist.

Durch ihre Denunciation hatte die superkluge Geheimrätin gerade das bewirkt, was sie um jeden Preis vermeiden wollte, – einen Querstrich in ihren Operationen.

Und während sie den Triumph ihrer Klugheiten zu feiern glaubte, wurde es durch die Fügung der Vorsehung entschieden, daß alle ihre Berechnungen durch das schwache, von ihr so unsäglich verachtete Geschöpf zu Schanden werden sollten.

Nachdem Amalie sich von der Wahrheit der Versicherungen ihres Bruders überzeugt, daß das Kind in guten Händen war, wurde sie gefaßt, und mit dem Besitz des Dokuments kam ein anderer Geist über sie.

So schwer es ihr wurde, sich von ihrem Kinde zu trennen, so gewann sie doch so viel Selbstbeherrschung über sich, es bei den Leuten zu lassen, die es am Mittag mit sich nach ihrem Dorfe nehmen wollten.

Das Kind, so glaubte sie, würde entfernt von Berlin um so sicherer sein, und sie um so energischer die Anrechte seiner Geburt verfechten können.

Nachdem dies Alles angeordnet war, ging sie zu ihrem Herrn zurück und erbat sich Urlaub für den Nachmittag.

Diese Zeit benutzte sie dazu, um dem Herrn von Röbel einen Besuch abzustatten.

Der Edelmann war nicht wenig erstaunt, als das Mädchen sich bei ihm melden ließ.

Er war erst im Zweifel, ob er sie vorlassen sollte, aber ein gewisses Gefühl, das er nicht unterdrücken konnte, bestimmte ihn, das Mädchen anzuhören, welches ihm hatte sagen lassen, daß seine ihm zu machende Mittheilung eine höchst wichtige sei.

Aber er war sehr kurz und barsch, als Amalie eintrat.

»Was wollen Sie von mir?« fragte er, das Mädchen durchbohrend ansehend.

Die Erscheinung Amaliens war nicht ohne Würde.

Sie war ruhig, ihr Benehmen sicher.

»Ich würde jetzt nicht vor Ihnen stehen, Herr von Röbel, sagte sie, »wenn ich's nicht thäte aus Pflicht, gegen den Großvater meines Kindes.«

Herr von Röbel wollte auffahren.

»Welchen Großvater meinen Sie?« fragte er.

»Nicht meinetwegen, Ihretwegen allein habe ich Sie bitten lassen,« fuhr Amalie fort, ohne aus ihrer Ruhe zu kommen. »Ich will nicht den Weg der Klage betreten, ehe ich Sie überzeugt habe, daß meine Worte keine solche Lügen waren, wie Sie sich damals gegen mich auszudrücken beliebten. Leider war der Schein damals gegen mich, ich konnte Ihnen Ihr Mißtrauen nicht einmal verargen, ich mußte mein entsetzliches Unglück hinnehmen und ertragen. Das Dokument, in welchem Ihr Sohn, der Vater meines Kindes, mich als seine rechtmäßige Braut vor Gott und Menschen anerkannt, war mir auf eine räthselhafte Weise abhanden gekommen. Ich bin, dem Himmel sei Dank, wieder in seinen Besitz gelangt. Mein eigener Bruder hatte es mir genommen, ich weiß nicht zu welchem Zwecke.«

Herr von Röbel hatte das Mädchen mit allen Zeichen der Verachtung angehört, seine Stirn wurde immer finsterer, seine Miene immer drohender; dies Märchen schien ihm doch zu stark und das Benehmen des Mädchens zu frech.

Aber er hielt noch an sich.

»Zeigen Sie mir das Dokument,« sagte er, sich mühsam beherrschend.

Amalie blickte ihn mißtrauisch an, aber ein großherziger Entschluß scheuchte das Mißtrauen zurück.

»Sie sind ein Ehrenmann,« sagte sie, »Sie können unmöglich das Bein von Ihrem Bein und Blut von Ihrem Blut vernichten wollen. Ich rufe Gott zum Zeugen meines Vertrauens an, das ich in Sie setze, ich weiß, er wird über mich und mein Kind wachen.«

Sie zögerte noch einige Augenblicke, gleichsam als wolle sie den Eindruck, den ihre Worte auf Herrn von Röbel machten, in seinen Zügen erkennen.

Herr von Röbel nahm alle seine Kraft zusammen, sein Gesicht sah aus, wie von Eisen.

»Hier ist das Dokument,« sagte Amalie, es ihm mit ruhiger Fassung überreichend.

Der Edelmann riß es hastig auseinander, ein flüchtiger Blick genügte ihm, seine Brauen zogen sich zusammen, seine Faust ballte sich. Aber diese Bewegung, welche Amalie mit der höchsten Spannung verfolgte, dauerte nur einen Augenblick.

Er gab dem Mädchen das Dokument zurück.

»Mein Sohn ist gestorben in seiner Pflichterfüllung gegen den König,« sagte er mit zitternder Stimme, »sein frühes Grab soll für mich sein großes Vergehen gegen seinen Vater bedecken. – Zwischen uns ändert sich Nichts – hören Sie, auch nicht das Allergeringste; die Sorge für Ihr Kind bleibt Ihnen nach wie vor gänzlich anheimgestellt. Aber es freut mich, daß ich Ihnen mittheilen kann, daß Sie fernerhin jeder Sorge für die Erziehung Ihres Kindes enthoben sein werden. Das Kind wird ein bedeutendes Vermögen erhalten, jedoch nicht direkt durch meinen Sohn. Beeilen Sie sich, Ihre Rechte geltend zu machen. Wenden Sie sich zu diesem Zweck nur an meine Schwägerin, sie wird Ihnen das Nähere mittheilen, und handeln Sie dann, wie Sie es selbst für's Beste halten.«

Herr von Röbel gab dem Mädchen die Adresse der Geheiräthin und wandte ihm den Rücken zu, er konnte den Zug der freudigen Aufregung nicht sehen, der über Amaliens Antlitz ging; diese entfernte sich stumm, jedoch in der höchsten Bewegung.

Der Edelmann hatte sie an die Geheiräthin verwiesen. Sie mußte wissen, wie es mit der Sache stand.

Sie begab sich ungesäumt zur Geheiräthin.

Als die Dame den Namen des Mädchens hörte, zuckte sie auf wie eine Natter.

In diesem Augenblicke war ihr der Besuch doppelt ungelegen, sie erwartete den Franzosen, der ja die letzten Anordnungen in Bezug auf die Deponirung der Erbschaft mit ihr treffen wollte.

»Nun, sollte er auch kommen,« murmelte sie, »ich kann sie ja jeden Augenblick fortschicken. – Es ist gut, daß sie kommt, ich werde mit der Dirne ein für allemal gründlich abrechnen.«

Sie warf sich nachlässig auf ihren Divan hin und legte so viel Stolz und höhrende Verachtung, als sie nur irgend aufzutreiben vermochte, in ihre Miene.

Amalie trat keineswegs schüchtern in die Stube.

Die Geheiräthin glaubte das Mädchen schon mit ihrem Blicke zu vernichten, denn sie schloß von ihrem Bruder auf das Mädchen, sollte aber gleich erfahren, wie falsch dieser Schluß war.

»Was giebt's?« fragte die Geheiräthin kurz und abstoßend.

»Madame,« versetzte Amalie, einen Schritt zurückweichend, »ich sehe, daß ich bei Ihnen wohl mehr Haß und Bitterkeit als Theilnahme und Unterstützung finden werde – ich will mich daher zur Wahrnehmung meiner Rechte lieber an einen Rechtsanwalt wenden.«

Die Geheiräthin wurde kirschroth vor Zorn.

»Welche Rechte, Dirne, beanspruchst Du denn?« braus'te sie auf.

»Madame!« rief Amalie, die zitternde Rechte gegen sie aufhebend, »ich kann Ihnen meinerseits nur sagen, daß ich von Ihnen genügend gesehen und gehört habe, um Sie mit ganzer Seele zu verachten. Ich würde niemals zu Ihnen gekommen sein, denn ich hatte ja kaum die Ehre, Sie zu kennen, wenn mich nicht der Herr von Röbel selbst an Sie gewiesen hätte. Nur so viel will ich Ihnen, bevor ich gehe, noch sagen, daß ich so glücklich bin, das Dokument wieder zu besitzen, welches mich als die anerkannte Braut, und mein Kind als das rechtmäßige Kind Ihres Neffen legitimirt, und daß ich, gestützt auf dieses Dokument, wie mir Herr von Röbel mitgetheilt hat, in den Besitz eines hinlänglich großen Vermögens gelangen werde, um in Zukunft aller Sorgen für mein Kind enthoben zu sein.«

Amalie bemerkte in ihrem Zorne nicht, wie die Geheiräthin erbleichte, wie ihre Augen plötzlich stier wurden, wie der letzte Tropfen Blut in ihr allmählich zu entfliehen schien. Sie entfernte sich stolz, ohne ein Wort zu sagen.

Sie bemerkte nicht, wie die Geheiräthin convulsivisch die Arme nach ihr ausstreckte – dann, als sie sah, daß das Mädchen wie ein zürnender Rachegeist sich entfernte, wurde ihr schwarz vor den Augen, ihr Athem wurde kurz und schwer und ohnmächtig, wie eine Todte, sank sie zurück.

So sind wir denn in der Entwicklung der Hauptpersonen unseres Werkes bis zu einem gewissen Abschluß gekommen.

Aber in sehr vielen und verwickelten Lebensbeziehungen müssen wir noch einigen derselben folgen, welche mit den politischen Ereignissen der folgenden Jahre in engem Zusammenhange stehen.

Diese Enthüllungen noch so manchen Räthsels der Gegenwart und der jüngst vergangenen Zeit sollen dem Leser in einem nächst folgenden Werke, welches sich diesem anschließen wird, gegeben werden.

Hier wollen wir nur noch in Kürze eine Darstellung des letzten politischen Ereignisses geben, welches für Preußen, für Deutschland, ja für Europa von der größten und bedeutendsten Tragweite war. –

Der König hatte die Frankfurter Kaiserdeputation empfangen.

Die Geschichte unserer Zeit hat die Beweggründe der Königlichen Ablehnung genugsam und unzweideutig bloßgelegt und wir haben sie in diesem Buche treulich entwickelt.

Weder die Gegenwart noch vielleicht die Zukunft wird diesem großartigen Entschlusse Friedrichs Wilhelm IV. gerecht werden. Man mag den König zu Zeiten schwach gefunden haben, bei dieser Gelegenheit aber zeigte er seine ganze Seelengröße, seine ganze so tiefempfundene Ehrfurcht vor dem Gesetze der Moral, vor dem Ursprunge seiner königlichen Macht von Gottes Gnaden. Daß er es mit der Machtentwicklung Deutschlands, mit Erhöhung seines Ansehens ehrlich und redlich gemeint, hat der König genugsam bewiesen, als man ihm aber ein Geschenk anbot, das ihm auf Kosten Dritter ihm Ebenbürtiger gegeben werden sollte, zeigte er die schönste, erhabenste Selbstbeherrschung.

Ganz Europa horchte auf und sah mit Staunen und Spannung auf das, was in der preußischen Residenz jetzt vorging.

Österreich streckte alle seine Fühlhörner aus, die deutschen Völker harrten ängstlich der Entscheidung.

Die deutsche Kaiserkrone! Die Krone des kühnen Hohenstaufengeschlechts, dereinst die Krone der Welt!

Hätte der König sie angenommen, eine halbe Million treuer, geprüfter Soldaten stand Gewehr am Fuß bereit, sie zu vertheidigen.

Das halbe Deutschland hätte jauchzend mit eingestimmt.

Da ertönte das entschiedene, eherner ›Nein‹ von der Königlichen Lippe, und wie das ›Ja‹ gleich Kanonendonner Europa hätte durchdröhnen und die Kriegsfackel im Herzen Deutschlands entzünden müssen, so ertönte dieses ›Nein‹ wie helles, lautes Glocken- und Kirchengeläute durch Europa, den Völkern Ruhe und Frieden verkündend, indem es sie belehrte: es giebt einen mächtigen König, dessen Ehrgeiz schweigt vor den geheiligten Rechten Anderer.

Es war aber auch diese Königliche Weigerung der letzte entscheidende Stoß, den die Hohenzollern der Revolution gaben, mochte sie im Blute der Barrikaden oder im Purpur erscheinen.

Das große Signal war gegeben, dem preußischen Königsthum von Gottes Gnaden sein Weg für alle Zeiten vorgeschrieben: – Frieden mit Österreich! – Bruch, gänzliche Abrechnung mit allen dem, was die Revolution hervorgebracht!

Noch war sie nicht ganz gebändigt, noch erhob sich hier und dort, furchtbar und drohend genug, ihr Hydrahaupt. Die Gögg-Mieroslawski, Kossuth, Mazzini und Consorten waren noch nicht zu Boden geschlagen, noch wüthete die Hyäne der Empörung und des Aufruhrs in Baden, in Ungarn, in Italien.

Der 2. Dezember war noch nicht im Buche der Weltgeschichte verzeichnet, noch hatte kein zweiter Bonaparte die heilige Alliance gelöst und den neuen Kaiserthron auf dem ewigen Vulkan, **Paris** genannt, aufgerichtet.

Aber die Revolution wurde aller Orten überwunden. Wir werden den Lesern an einer andern Stelle ihre geheimsten Fäden bloßlegen; sie wurde niedergeschmettert in ihren tapfersten Vertheidigern, vernichtet in ihren letzten, fast unbezwinglich scheinenden Zufluchtsstätten. – Die Ordnung, das Recht, die Gesittung, die Legitimität schienen durch die ganze Welt wieder ihren Triumph feiern zu wollen. Es fehlte bloß noch die Legitimität in Frankreich wieder auf den Thron zu heben – die heilige Alliance, besiegelt mit dem edelsten Blute der Völker, hätte es vermocht, der Revolution das Hydrahaupt mit dem Schwerte abzuschlagen.

Aber es kam die Zeit der großen deutschen Sünden –

Es kam der 2. Dezember.

Die heilige Alliance ließ sich blenden.

Es kam der Krim-Krieg!

Die heilige Alliance lös'te sich.

Es kam der berüchtigte Neujahrsgruß, es kam wieder die Revolution, diesmal von oben!

Die heilige Alliance verrieth sich gegenseitig und überlieferte sich dem Schwerte.

Es kamen die Tage von Solferino, von Magenta, von Villafranca – und was nun? –

Europa zittert wieder vor der Revolution und ängstlich harrt man der Stimme von Caprera.

Wann wird der große Garibaldi, der Christus mit dem Schwerte, der Heros der Revolution, das Signal wieder ertönen lassen?